König Friedrich

Wilhelm Jensen




UNIVERSITY OF WISCONSIN



König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

Von

Wilhelm Jensen.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

Erster Band.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

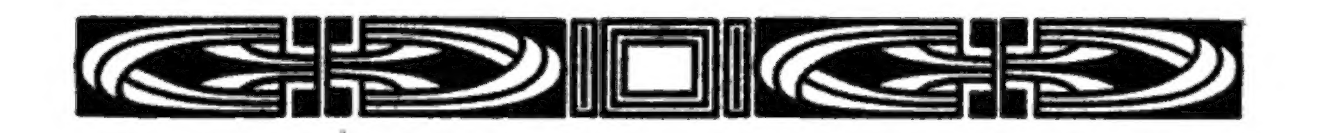
Von

Wilhelm Jensen.

Erster Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.



1.

Da lag um die Mitte des 18. Jahrhunderts — und liegt noch heute so — eine Ortschaft, die sich wohl als die sonderbarste, den seltsamsten Eindruck in allen deutschen Landen erregende bezeichnen ließ. Zugleich als ein Paradigma, das heißt mahnendlehrreiches Beispiel des Unterworfenseins alles einmal kraftvoll aufgediehenen Lebens unter die Zerstörungswirksamkeit des Alters und der Zeit, der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit.

Die Rheinlande von Speier abwärts bis nach Cöln, trugen im Mittelalter den Namen der „Pfaffengasse“, denn zwischen ihnen führte der Fluß unablässig durch erzbischöfliche oder bischöfliche Gebiete. In kaum geringerer Zahl erstreckten sich solche zur Rechten von seinem Unterlauf auch gegen Osten, wo im alten niedersächsisch-westfälischen Lande die Bistümer Münster, Osnabrück, Paderborn und ein Teil des Erzbistums Cöln mannigfache weltliche Herrschaften, als größte das Herzogtum Cleve und die alte Grafschaft Mark, umfaßten.

Wer gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts von der cleveschen Stadt Wesel am Rhein hin seinem Nebenfluß, der Lippe, vielleicht einer verschollenen römischen Heerstraße zur Weser folgend, entlangzog,

trat in die weite westfälische Ebene hinein und am Mittellauf der Lippe in die Landschaft des alten sächsischen Volksstammes der Angrivarier oder „Engern“, über deren Fläche sich fern im Norden der langgestreckte Bergwall des Teutoburger Waldes, südwärts die niedrigere Gebirgskette des „Haarstrangs“ aufhob. Hier am äußersten Nordostrande der Grafschaft Mark traf der Reisende auf etwas höchst Merkwürdiges.

Vor ihm stieg aus einer „Börde“, wie die niederdeutsche Sprache im Mittelalter an mehreren Stellen fruchtbare ebene Landstriche benannt hatte, eine kreisrunde, fast eine Wegstunde im Umfang messende Ringmauer empor. Wie zur Schutzwehrumgürtung einer Stadt mit hunderttausend Bewohnern schien sie erbaut, rings zahlreiche starke Türme und Basteien, Wachthäuser, Tore, Ausfallpforten und Zugbrücken über dem breitmächtigen, tiefen Vorgraben aufweisend. Doch alles lag zertrümmert und zerfallen; nur einige Tore waren noch halb erhalten geblieben, indes zwecklos, mit keinen Bohlentüren und Riegeln den Zugang mehr verwehrend, der dem Herankommenden rundum überall frei stand. Denn im wasserleeren Graben wucherten unbehindert Busch und Baum hoch auf, das niedergebrochene Mauergestein hatte ihn zum Teil ausgefüllt und ermöglichte an vielen Stellen ohne Beschwerde ein Übersteigen der unnütz gewordenen Umwallung.

Dennoch konnte der auf dieser Umherschreitende sich kurz einer Täuschung hingeben. Im Innern des gewaltigen Mauerkreises ragte mehr als ein halbes Dutzend machtvoller Kirchen und Türme in die Luft,

da und dort schlossen sich ihnen hohe Giebelbauten an, wie sie zur Blütezeit der „dudeschen Hansa“ von der livländischen Küste bis zur niederländischen hin, überall sich gleichend, errichtet worden. Eine mächtige und prächtige Stadt schien da drinnen von der verfallenen Wehrmauer umschlossen.

Doch vor den genauer hinschauenden Augen zerrann dies Blendwerk rasch wie ein wunderlicher Traumspuk. Was da stolz prangend emporstieg, war zweifellos einmal der Kern einer groß ausgedehnten Stadt gewesen, jetzt aber nichts mehr als ein winziger Überrest von ihr. Wohin der Blick ging, nahm er die Anzeichen ehemaliger Straßen und Häusermassen gewahr, die sich ringsum bis gegen die Ringmauer erstreckt hatten. Doch nur Bruchstücke und Schutt sprachen noch davon; mindestens von neun Zehnteln des einstigen Stadtgebietes waren die Dächer auf Nichtwiederkehr weggeschwunden, der Natur ihr ältestes Bodenanrecht zurückzugeben. Die hohen Kirchen und Kapellen standen zum Teil einsam und unbesucht inmitten von Wiesen, Kornäckern, Buschgestrüpp und schon hochgewachsenen Holzungen; ein Labyrinth von schmalen Wegen zwischen kaum manneshohen, zerbröckelten Mauern zeigte Gassen der Vergangenheit an, doch hinter ihnen lagen statt der menschlichen Behausungen kleine Gemüsegärten oder wüste Abhubplätze. Weiter hinaus im Umkreise tauchten aus dem Buschwerk vereinzelt da und dort ärmliche Bauerngehöfte hervor, neue Ansiedlungen in der Wildnis; von weitem erregte das Ganze zur Frühlings- und Sommerzeit einen ländlich-freundlichen grünen Ein-

druck; doch alles bestand aus grünen Brandstätten, zwischen denen den nah Hinzutretenden überall rauchgeschwärzte Steine und verkohltes Gebälk ansahen. Und nicht minder traf er auch in den schmutzbedeckten Gassen des verbliebenen Stadtkerns auf weite Brandlücken und Trümmerhaufen. So geringfügig aber gegen ehemals die Zahl der erhaltenen Gebäude war, reichte sie trotzdem für die der jetzigen Bewohner fast im Übermaß hin. Das machte den einzigen Reichtum der Bevölkerung aus, der sonst ihrer großen Mehrheit nach die Armut, Entbehrung und Mangel im Gesicht geschrieben standen. Um alles jedoch schlang sich noch, wie in den Tagen des hohen Glanzes, der ungeheure Mauerwall, zwecklos und halb gespenstisch, einem wurmzerfressenen Riesenrahmen um ein farblos von Sturm und Regen zersetztes und verwaschenes, einst vielbestauntes Bildwerk ähnelnd.

Das war im 18. Jahrhundert Susatum, Susat, die Stadt Soest in der Börde der Engern. Jahrhunderte hatten an ihr geschaffen und vernichtet, bis als Schlimmstes ein Menschenalter lang der Dreißigjährige Krieg über das schon vorher kraft- und wehrlos gewordene Soest dahingefahren: Landsknechthorden aller Länder Europas, Kaiserliche, Spanier, Kroaten, Franzosen, Schweden, Katholiken und Protestanten, alle in gleicher Weise plündernd, raubend, erpressend, brennend, folternd, mordend — ungeheure Feuersbrünste, Hungersnöte, Seuchen jeder Art.

Bei der Neuordnung der deutschen Staatenverhältnisse durch den Westfälischen Frieden war das

Herzogtum Cleve-Mark und mit ihm Soest an das Kurfürstentum Brandenburg gekommen, doch nur dem Namen nach als Stadt, in Wirklichkeit „als das größte, wegen seiner Verkommenheit und seines Gassenkotes verrufene Dorf Westfalens", das Bild zur Schau stellend, das es in der Zahl seiner Häuser und Bewohner noch ebenso um die Mitte des 18. Jahrhunderts darbot.

2.

Nur hatte im Gange eines verhältnismäßig friedlich verlaufenen Jahrhunderts allmählich Menschenhand die grauenvoll redenden Zeugnisse der Vernichtung durch den Dreißigjährigen Krieg weggeräumt, und ihr war die Natur behilflich gewesen, die unzählbaren schwarzen Brandstätten überall in grüne umzuwandeln. An Neubauten dagegen hatte durch drei Geschlechterfolgen niemand gedacht, jeder Beweggrund dazu fehlte und mehr noch der Willensaufschwung, der Mut und die Mittel. Die von den Tagen der Großväter überlieferte Einwohnerzahl war nicht angewachsen, eher noch stärker herabgemindert, so daß es an Unterkunftsräumen, wenn auch meistens noch die Spuren einstiger Verwüstung aufweisenden und halbzerfallenen, nicht mangelte; Eheschließungen hatten selten, fast nur im engeren Kreise der nicht geradezu in hungernde Dürftigkeit Versunkenen stattgefunden. Zwar litten ähnlicherweise alle Städte Deutschlands noch an kraftlähmender Entvölkerung, doch machte sich kaum in einer zweiten dieser Rückgang so sinnfällig bemerkbar

wie zu Soest. Seine bildliche Erscheinung war's, zu der das Leben dazwischen in so befremdlichen Gegensatz trat.

Denn erhalten, wenngleich mit verwittertem, von Kugeln zersplittertem und von Brandrauch geschwärztem Mauerwerk, mit geborstener Bedachung und schräg übergeneigten Spitzen, sahen noch die hochragenden Türme der zahlreichen Kirchen, besonders des Münsters, St. Peters und St. Georgs auf die Straßen nieder, aus denen das ehemalige Menschengedränge weggeschwunden war. Dem kleinen „Teich" benachbart, an dem in ferner Vorzeit die ersten „Sosatenhöfe" erstanden, hoben sie sich über einer Anzahl ebenfalls noch verbliebener manch jahrhundertjähriger Zeitgenossen auf, hoher mit kunstvollen Treppengiebeln geschmückter Patrizierhäuser; das verfallene Ratsgebäude war wiederhergestellt, und das große Haus der „evangelischen Lateinschule" stand noch am Platz der St. Patrokluskirche, unter dem Dachfirst von Sinnsprüchen in verschiedenen Sprachen der Gelehrsamkeit umgeben, während von seinem Turm die eingemeißelte Inschrift herabblickte: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort, Und steu'r des Papstes und Türken Mord". Denn unter dem brandenburgisch-preußischen Zepter war Soest zu einer beinah völlig protestantischen Stadt geworden, in der für die übriggebliebene kleine katholische Gemeinde eine alte Kapelle von mäßigem Umfang ausreichte.

So erregte dieser alte Stadtkern aus einiger Entfernung noch einen stolz-vornehmen Eindruck, in der Nähe dagegen sahen allerorten seltsame Schatten

des Gewesenen an. Geisterhaft besonders von den Türschwellen der Bürgerhäuser und den versumpften Gassen, wo viele Hunderte alter Gräberplatten für das Bedürfnis der Nachkommen, die Fußpfade gangbar zu machen, verwendet worden. Dem auf sie niedergerichteten Blick dämmerten von ihnen nicht mehr erkennbar abgetretene Denkmäler entgegen, geistliche Insignien und Gewandungen, adlige Wappen, Namen, die einst hochgebietende Ratsherren und Angehörige stolzer Patriziergeschlechter getragen. Die mächtig ragenden Bauwerke aber thronten über einer fast wie leblos stillen, nur gewohnheitsmäßig noch den Stadtnamen weiterführenden Ortschaft. Draußen, wo vordem in dichtem Gassengewirr rundum die Gewerke der Schmiede, Klempner, Zimmerer und Steinmetzen, der Knochenhauer, Bierbrauer, Gerber, Schuster, Kürschner, Kannengießer und zahlloser sonstiger ihre mehr oder minder lärmende Arbeit betrieben hatten, strickte jetzt der Schäfer neben seiner geräuschlos rupfenden Herde am langen Wollenstrumpf, rodeten ohne Laut da und dort Frauen auf Kohl- und Rübenäckern das Unkraut, standen und gingen weidende Rinder über Grasflächen, und nur ab und zu scholl ein grunzender oder quiekender Ton von Schweinetriften unter hoch emporgeschossenen, Futter niederschüttelnden Buchen- und Eichengehölzen auf. Lang spreitete der nordische Winter seine schweigsam weiße Decke darüber hin, und der Sommer der niederdeutschen Tiefebene hüllte sich an weit zahlreicheren Tagen in einen grauen Wolken-, Nebel- und Regenmantel, als in ein lichtfreudiges blaues Himmelsgewand. Doch auch wenn

die Sonne voll und warm ihre Glanzstrahlen herabwarf, lag's mit stummer Schwermut auf den weiten grünen Trümmerstätten zwischen dem alten Ringmauerkreis. Die Schattenstreifen durchzogen sie wie tiefe Runzeln eines lebensmüden Greisengesichtes, und als fröhlicher Jubellaut klang allein das Getriller der Lerche über der Verödung.

Noch eigentümlicher, gegensätzlicher gegen die Vorzeit verwandelt, als in der äußeren Erscheinung war aber das innere Wesen, die Lebensführung und geistig-seelische Beschaffenheit, das Behaben der menschlichen Bewohner in dem stillen Ort. Ihre Gesamtheit ähnelte einem mit gelähmten Flügeln am Boden kauernden Vogel, der traumverloren an Zeiten zurückdenke, in denen er sich kraftvoll, sicher und kühn durch die Luft dahingeschwungen habe. Doch wenn jemandem in Soest einmal jene stolzen Vergangenheitstage seiner Heimat in den Sinn gerieten, so wendete er schnell, scheu und ängstlich die Gedanken davon ab.

Als eine Anwandlung sündhaft vermessener Hoffart bedünkten sie ihn; ihm gebrach's nicht nur an Mut, auch an Verlangen, das Gewesene, den erloschenen Glanz der Väter zurückzuwünschen; sich demütig klein-bescheiden zusammenduckend, fühlte der Abkömmling verwegener Adler unter der schirmenden Obhut des starken brandenburgischen Staates sich mit den gebrochenen Schwingen am Erdreich sicherer geborgen als in den Lüften, ohne Begehr, wieder zum Aufschwung zu erstarken. Eine dumpfstockende Luft überlagerte zwar alles geistige Leben in deutschen Landen, aber kaum noch irgendwo sonst

sah die Sonne auf eine so engverschrumpfte Gedankenwelt nieder, wie sie unter den Dächern des alten „Hauptes der Engern“ in den Köpfen heimisch geworden.

* * *

Wie aber herabgekommenen Größen, gleicherweise Einzelpersönlichkeiten und städtischen Gemeinwesen, von jeher der Drang innewohnte, wenigstens noch einen Anschein ihrer vormaligen Bedeutung fortzubewahren, so hatte Soest bei aller Erniedrigung und Verkümmerung sich seine bürgerlichen Einrichtungen hinsichtlich der Regimentsführung und der Unterbehörden weiter erhalten, wie sie vor mehr als einem halben Jahrtausend mit klug ordnendem Bedacht von den fernen Vorvätern zum machtvollen Aufgedeihen der Stadt hergestellt worden. Jetzt freilich war der Inhalt aus ihnen weggeschwunden, kaum andres als ihre äußere Form verblieben, Klang von Namen und Würden, den alten Türmen ähnelnd, die von weitem noch den täuschenden Eindruck des verblichenen Glanzes vorspiegelten. Doch der brandenburgische Staat hatte hier das alte, in seinen übrigen westfälischen Städten aufgehobene Recht der Bürgerschaft, ihren Rat selbst zu erwählen, fortbestehen lassen, und so fand, wie früher, alljährlich diese Wahl des Magistrats statt. An seiner Spitze standen noch zwei Bürgermeister und zwei Zinsemeister, ein rechtskundiger Syndikus, Sekretäre, Richterbefugnis ausübende Kämmerer, ein Rentmeister; daneben sonstige Beamte verschiedener Art und zwei „Großrichtleute“, den Tribunen im alten

Rom ähnliche, vom unteren Volke zur Vertretung seiner Interessen ernannte Wortführer. Zu diesen städtischen Amts- und Würdeninhabern gesellt sich noch „der Freigraf".

Der sah von allen auf die längste Geschichte seines Rechts- und Pflichtsberufes zurück, wenigstens leitete er die Begründung seines Amtes von Karl dem Großen her. Das beruhte allerdings nur auf einer sagenhaften Überlieferung gleich denen der kirchlichen Legenden, jedenfalls aber stammte „das Freigrafentum" aus schon weitentlegenen Vorzeitstagen. Der „roten Erde" Westfalens entsprungen, war es nur auf dieser wirklich ansässig, eine nicht durch fürstliche Herrschaft, sondern, vom Zwang der Notlage erzeugt, eigenmächtig aus Kreisen des Volkes eingesetzte und ausgebildete Gerichtsbarkeit. Sie verfolgte den Zweck, strafende Vergeltung für im Dunkel schleichende Tücke und offene rechtswidrige Gewalttat zu üben, die der Arm der staatlichen Rechtspflege nicht zur Sühne bringen konnte, oder auch oftmals nicht wollte; besonders in den schreckensvollen Zeiten nach dem Untergang der hohenstaufischen Kaisermacht lagen fast alle deutschen Lande ohnmächtig der inneren Zerrüttung durch scheulose Habgier und Verruchtheit preisgegeben. Dem trachtete jene seltsam eigenmächtige westfälische Vereinigung zu wehren, die sich mit dunklem Wort der Bedeutung „Vehme" oder „Heimliche" und „Frei-Gerichte" benannte. Sie wuchs allmählich zu einem großen Bunde der „Wissenden" an; wer unter diese aufgenommen wurde, mußte mit einem Eidschwur geloben, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu hehlen vor

Weib und Kind, Vater und Mutter, Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt und was zwischen Himmel und Erde ist". Aus den „Wissenden" wurden die „Freischöffen", die Urteilsfäller und Urteilsvollstrecker erwählt, den Vorsitz führte der „Freigraf". Über minder schwere Fälle entschied die Sitzung unter freiem Himmel, „bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne"; dagegen ward das Gericht zum „Heimlichen" in verborgenen Räumen und zumeist in der Nacht abgehalten, wenn sich's um Meineid, Treubruch, verräterischen Überfall, Raub, Mord und in der Stille verübte böse Missetaten handelte. Die Anklage fand durch einen Freischöffen statt, der unter seinem Eid die verbrecherische Schuld des Beklagten kundgab; dann erfolgte die „Ladung" des letzteren durch ein Zeichen an seiner Haustür, nach der ihn nächtlicherweile ein Wissender an festgesetztem, abgelegenem Ort erharrte, um ihn zum „Freistuhl" des Gerichtes zu führen. Vermochte der Beschuldigte sich durch eigene überzeugende Beweise oder mit dem Beistand zahlreicher unbescholtener „Eideshelfer" von der Tat zu reinigen, so ward auf Losspruch erkannt, der Verurteilte dagegen wie der, welcher der Vorladung nicht Folge geleistet, in die Vehme getan, „vervehmt". Das hieß, jeder Wissende habe von der Stunde an Recht und Pflicht, das Urteil an ihm zu vollziehen, nach dem Herkommen ihn gemeiniglich an einem Baumast zu henken oder, wenn dies nicht möglich fiel, sonst zu töten, und neben die Leiche einen Dolch mit den eingeritzten Losungsbuchstaben der Vehme S. S. G. G. — Strick,

Stein, Gras, Grein — zu legen, zum Zeichen, daß der Tote von ihr gerichtet worden sei. So hielt der „Schöffenbund“ jahrhundertelang auf der roten Erde und weit über diese hinaus geheime strenge Rechtspflege aufrecht und verbreitete unheimlichen Schrecken bis unter Schuldbewußte der vornehmsten Geschlechter, in die trotzigsten Adelsschlösser hinein; die Vehme erkühnte sich gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts sogar, den wankelmütigen deutschen Kaiser Friedrich den Vierten zur Rechtfertigung vor ihren Spruch zu fordern. Ihr Hauptfreistuhl, als der höchstentscheidende, mit dem Reichsadler und dem in eine Steintischrinne eingebetteten Richtschwert stand unter einem altmächtigen Lindenbaum bei Dortmund, doch fast alle größeren Städte Westfalens und selbstredend auch Soest, besaßen kaum minder bedeutende Stätten der „Rechtfindung“, zu denen der Freigraf des Ortes die angehörigen Schöffen seines „Freithings“ berief.

Unter den vielfachen Umwandlungen der späteren Zeit, der Erstarkung fürstlicher Gewalt und verhältnismäßiger Rechtssicherheit im Reich erhielt sich zwar die Vehme mit ihren Einrichtungen, geheimen Bräuchen und Urteilsfällungen noch manches Menschenalter lang gegen vielerlei Anfeindung fort, aber ihr Ansehen, ihre Macht und die Scheu vor ihr sanken allmählich herab, bis der Dreißigjährige Krieg, wie alles andre, auch ihren Rest vollständig vernichtete. Nach diesem erstand sie nur da und dort wie ein Schemen wieder, der nicht mehr in das veränderte Licht über der brandenburgischen Provinz hineingehörte; sie war fast zu einem Ammenmärchen

geworden, mit dem man unbändige Kinder zum Gruseln brachte, und Erwachsene des gegenwärtigen Geschlechts würden kaum an das vormalige Bestehen der Femgerichte geglaubt haben, wenn sie nicht von Kindheit auf den „Freigrafen“ durch die Gassen wandern gesehen und ihn auch jetzt noch ebenso vor Augen gehabt hätten. Denn den hatte Soest selbstverständlich neben seinen andern Schattenbehörden neu aufleben lassen und sich bewahren müssen; als lebendiges Wahrzeichen der großen Vergangenheit durchschritt er die Stadt mit ernstwichtiger, gedankenschwer-unheimlicher Miene, obgleich sich niemand mehr vor ihm fürchtete, vielmehr den Mund der ihm Begegnenden beim Anblick seiner viel Jahrhunderte alten, wunderlich scheckigen Tracht manchmal ein unwillkürlich lachender Ausdruck umkrauste. Auch die Feme war, als ein Beleg des Wortes „pulvis et umbra sumus“, zu einem inhaltsleeren Schaustück und possenhaften Kinderspiel hingeschwunden.

* *
*

Der Große Kurfürst von Brandenburg und die beiden ersten preußischen Könige hatten indes der Stadt ein Scheingeflimmer dessen, was sie einst gewesen, ihre alte gemeinfreiheitliche Verfassung und Selbstregierung belassen und gleicherweise auch König Friedrich der Zweite, der jetzt seit zwölf Jahren die Herrschaft in Preußen führte. Er kannte Soest kaum weiter als dem Namen nach, besaß höchstens ein allgemeines geschichtliches Wissen, daß es aus einer ehemals volkreichen und bedeutungsvollen Stadt zu einer dorfähnlichen tief herabgekommen sei; persön-

lich war er nur einmal nach Cleve und Aachen, doch nicht in seine zerstückelt abgetrennten westfälischen Gebietsteile gelangt, denen sich Ostfriesland nach dem Aussterben seines Fürstenhauses hinzugesellt. Zu viel hatte ihm seit seiner Thronbesteigung im Osten obgelegen, zunächst beim Tode Kaiser Karls des Sechsten, mit dem der Mannesstamm des Hauses Habsburg erloschen, die Geltendmachung alten brandenburgischen Anrechts auf Teile des österreichischen Kronlandes Schlesien. Da die Kaiserin Maria Theresia die Auslieferung derselben verweigerte, war er mit einem schon von seinem Vater zugerüsteten, trefflich geschulten Heere gegen Breslau vorgedrungen, hatte in zwei mehrjährigen Kriegen durch Waffengewalt ganz Nieder- und Oberschlesien in seine Hand gebracht und schließlich die Kaiserin genötigt, ihn durch einen zu Aachen abgeschlossenen Frieden im Besitz der eroberten Lande zu bestätigen. Seitdem verwandte er rastlos seine Tätigkeit auf Heilung der Kriegsschäden in ihnen, wie auf Verbesserungen jeder Art im Innern seines Königreiches überhaupt. Durch Anlegung von dreihundert Dörfern sorgte er in Schlesien für die Neubesiedlung und Wiederherstellung des Feldbaues auf weithin verwüsteten Landstrichen, ließ große Sumpfstrecken an der Oder durch Kanäle austrocknen und in Ackerland umwandeln, gründete im Herzogtum Magdeburg eine gleiche Anzahl neuer Ortschaften für ansässig gemachte Bauern aus dem Vogtland. Mit ausnehmend scharfem, praktischem Blick begabt, hob er den Bergbau, den Handel und die Gewerbe, doch richtete sein Augenmerk sich nicht minder auf die idealen Forderungen seines

Staatswesens. Die noch mittelalterlich tief im Argen liegende Schwerfälligkeit und Unsicherheit der Rechtspflege ward durch neue Gerichtsordnung in den Stand der Herrschaft eines „Vernunftrechtes", einer wirklichen Gerechtigkeit versetzt, wie sie kein andres der deutschen Länder besaß; Folter, Hexenprozesse und Leibeigenschaft wurden aufgehoben, der Adel und die Geistlichkeit mit der Steuerpflicht unterstellt. Schlesien gewann durch seine Angliederung an Preußen die überall in diesem bestehende vollständige Glaubensfreiheit, und der dortige, von schwerster Verfolgung bedrückt gewesene Protestantismus atmete erlöst zu einem neuen kräftigen Leben auf. Die höchste Achtsamkeit aber verwandte der König auf eine gründliche Umgestaltung des Unterrichts in den Schulen, besonders in der bisher durch ungebildet-kenntnislose Schulmeister und Küster nach jeder Richtung verwahrlosten Volksschule. Sein Gebot befahl überall die Anstellung tüchtiger Lehrer sowie die Ausbildung von solchen, um der Unwissenheit und dem Aberglauben des unteren Volkes durch eine vernunftgemäße Erziehung zu steuern, der Jugend die Begriffe ihrer zukünftigen Pflichten dem Gemeinwohl gegenüber einzuprägen; Preußen ward unter seinem Regiment zum ersten Staat, der jeden im Schulalter Stehenden mit Strafbedrohung zum täglichen Besuch des Unterrichts anhielt. Den Künsten und Wissenschaften ließ er sorglichste Pflege zuteil werden, berief Gelehrte von europäischem Ruf an die erst von ihm aus einem Scheinleben zu wirklichem auferweckte Berliner Akademie der Wissenschaften. Bei sparsamster Einschränkung aller Aus-

gaben für leere Prunkzwecke wie für seine eigene Hofhaltung war er unablässig bedacht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine durch die schlesischen Kriege geschwächte Heermacht auf das Doppelte zu vermehren, vermittelst strengster Schulung und Zucht ihre Schlagfertigkeit und Ausdauer über die der Truppen aller andern europäischen Staaten zu erhöhen. So hob er während der jetzt eingetretenen Friedensjahre zugleich mit seiner Kriegsstärke den Bildungs- und Wohlstand seines Reiches, dessen Bevölkerungszahl in überraschend schnellem Vorschritt anstieg.

Etwas Eigenes lag darin, wenn der König Friedrich der Zweite von Preußen in den übrigen deutschen Landen genannt wurde, und sein Name klang dort seit Jahren täglich von zahlreichen Lippen auf. Man wußte nicht in Worte zu fassen, was man bei der Vorstellung seines Wesens und unermüdlichen Schaffens empfand; die Gedanken vieler, besonders unter den kleineren Fürsten und ihren Staatsmännern, richteten sich mit Mißtrauen und heimlicher Besorgnis nach ihm hin, doch unter den gebildeten Bürgerkreisen Deutschlands, ihren geistig Höchststehenden, leuchtete auch aus manchen Augen ein eigentümlicher Glanz hervor, wenn sein Name von einem Munde scholl. Und daran änderte nichts, daß alle wußten, er sei zweifellos ein unerschütterlicher Autokrat, der allen den Zwang seiner Einsicht und seines Willens auferlege, gegen das von ihm Beschlossene keinen Widerspruch dulde, keinem Widerrat Gehör leihe. Das absolute Herrschertum stand in ihm verkörpert, ein höchstes Bewußtsein königlicher Machtbefugnis; alle seine

Untertanen, auch diejenigen oberster Stellung, waren nur Werkzeuge seiner Hand. Aber von diesem un- umschränkten Gewaltüber war bekannt, daß er in seinem Anti-Machiavell geschrieben habe, ein Souverän sei nichts weiter als le premier domestique des Staates, und dem gesellte sich erläuternd ein andres umlaufendes Wort seines Mundes: „Als König denken, leben, sterben."

Durch eine härtere Jugendschule als je ein zukünftiger Landesherr war er gegangen und danach die Nahrung seines Geistes und Gemütes ein Jahrzehnt lang die eines Künstlers, Gelehrten und sich an feinem Lebensgenuß Erfreuenden gewesen. Unter seinem praktisch-tatkräftigen, doch jeder Bildung unzugänglichen, roh-starrsinnigen und barbarisch-despotischen Vater Friedrich Wilhelm dem Ersten hatte er Unertragbares erlitten, das ihn zum Entschluß einer heimlichen Flucht nach England gedrängt. Aber dieser Plan war ruchbar geworden, im Versuch gescheitert, und er hatte auf schonungslos-grausamen Befehl des Königs der Hinrichtung seines ihm behilflich gewesenen nächsten Freundes Katte beiwohnen müssen; sein Vater war mit dem Gedanken umgegangen, auch ihn selbst zum Tode zu verurteilen, doch zwang er ihn statt dessen widerwillig zur Vermählung mit der ihm sein Leben lang in innerer Abtrennung fremd verbleibenden Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig. Seitdem bewohnte Friedrich als Kronprinz das in ländlicher Stille nah der mecklenburgischen Grenze belegene Schloß Rheinsberg, wo er einen kleinen Kreis von Männern höherer Geistesbildung und künstlerischen Verständnisses um

sich sammelte, eifrig Musik betrieb, sich in das Studium philosophischer Werke, besonders Christian Wolffs und Voltaires, der beiden Hauptvertreter der Aufklärung in Deutschland und Frankreich versenkte und sich selbst als Schriftsteller politisch-wissenschaftlichen Arbeiten und dichterischen Versuchen hingab. Doch tat er dies ausschließlich in französischer Sprache; seine Erziehung bis zum sechzehnten Jahre war von einem feinsinnigen hugenottischen Emigranten Duhan de Jandun geleitet worden, der ihn völlig unter den Bann der französischen Sprache gefangen nahm. So dachte und dichtete er nur in ihr, schrieb in ihr seine Bücher; das Deutsche betrachtete er als roh, eines verfeinerten Geistes unwürdig und unfähig zum Ausdruck in der Prosa, wie in der Dichtung, lernte es bis an sein Ende weder richtig sprechen noch schreiben. Wenn er sich des Deutschen bei schriftlichen Verfügungen bediente, war es unorthographisch, unbeholfen, stets mit Fremdwörtern durchmischt; gleicherweise kam es ihm unter gegebenen Anlässen kurzzerhackt, oft ungrammatikalisch und harttönig vom Munde. Durch und durch lediglich französisch erzogen, wetteiferte er in beredter Ausdrucksweise und im Stil mit den besten französischen Autoren, trachtete danach, sich immer mehr in der feinen französischen Weltbildung zu vervollkommnen. Und dennoch sagten seltsamerweise im Reich diejenigen, deren Sprache er aufs wegwerfendste mißachtete, doch in deren Augen bei der Namensnennung des Königs Friedrichs des Zweiten von Preußen ein heimlicher Glanz auftauchte, unter absonderlicher äußerer Vermummung sei er durch und durch ein deutscher

Mann. Und in seinem Lande hatte ihm, wie er nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges als Sieger heimgekehrt, bei seinem Einzug in Berlin dies einen eigentümlichen Empfang bereitet, wie er keinem seiner Vorgänger auf dem Thron zuteil geworden war. Denn am Cottbuser Tor war beim Anblick des eben erst Dreiunddreißigjährigen eine unabsehbare Volksmenge plötzlich wie aus einem Munde in den begeistert-jubelnden Zuruf ausgebrochen: „Es lebe Friedrich der Große!"

3.

Dort, wo im Überreste der Stadt Soest die erhalten gebliebenen alten Kirchen der ehemaligen sieben Kirchspiele sich am nächsten zusammengesellten, ragte an einer, zumeist von verfallenen Häusern begrenzten Gasse, noch ein stattliches Wohngebäude auf, dessen Ursprung jedenfalls schon um mehrere Jahrhunderte zurücklag. Es mußte noch die Glanzzeit der Stadt gesehen haben; mit hohem Treppengiebel sprach's aus Tagen, in denen die Macht und Blüte der Hansa von den Niederlanden bis nach Estland gereicht und ihr Gedächtnis allerorten durch die gleiche Bauart bewahrt hatten. Allerdings bot es nach außen Ähnlichkeit mit einem verwitterten und verrunzelten Greisengesicht, ihm war anzusehen, daß seit Menschengedenken keine Hand Schäden des Alters daran gebessert und weggelöscht habe. Aber sein Knochenwerk, das feste Steingemäuer, hatte zahllose Stürme, selbst die des Dreißigjährigen Krieges, überdauert und blickte wie ein Erinnerungsmal der

Vergangenheit auf die versunkene Welt um sich herab.

Das Haus gehörte zum einstigen Kirchspiel St. Paul, dem vormals die Bezeichnung des „adligen“ beigelegt gewesen, weil es hauptsächlich von den vornehmsten städtischen Patriziergeschlechtern bewohnt worden. Über dem gotischen Spitzbogen des Türeingangs erhob sich in einer Nische ein aus Stein verfertigtes Marienbildnis, darauf hinweisend, daß der Hausbau bereits vor der Reformation stattgefunden habe, und darunter flimmerte ein kleines Lämpchen auf die verödete Gasse hinaus. Das hatte niemand nach dem Eintritt der Dunkelheit jemals anders als brennend gewahrt, und so mußte es immer schon durch Jahrhunderte gebrannt haben, denn das alte Giebelgebäude trug davon seit unvordenklicher Zeit den Namen „Zum ewigen Licht“ — To de ewige Lücht —. Dies erfüllte zwar nur selten mehr seinen ursprünglichen Zweck, bei Nacht Vorüberschreitende daran zu ermahnen, daß sie durch Ablüftung des Hutes der Madonna ihre Ehrfurcht erweisen sollten. Seit anderthalb Jahrhunderten kam nur noch als Ausnahme ein dem katholischen Glauben Angehöriger durch die Straße gegangen, und die große protestantische Mehrheit der Bevölkerung kümmerte sich um die Mahnung des nächtlichen Flämmchens so wenig wie am Tage um das Steinbildnis drüber. Aber auch das „ewige Licht“ bekümmerte sich ebensowenig um diesen Mangel an Achtungsbezeigung, sondern brannte gleichmäßig durch die Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte fort.

Das ließ die Besitzer des Hauses als Katholiken

erkennen, die durch viele Geschlechter solche gewesen und bis zum jetzigen Tage verblieben. Ihre Seßhaftigkeit in Soest verlor sich im Vorzeitsdunkel; sie führten den Namen „von Kampen", ihr Vorfahr war einmal aus der niederländischen Stadt Kampen an der Zuydersee eingewandert; eine nebelhafte Familienüberlieferung berichtete, daß er ostfriesisches Abstammungsblut in sich getragen habe. Der hatten allerdings die leibliche Erscheinung wie das Wesen seiner Nachkommen bis in die Gegenwart hinein zu einer gewissen Beglaubigung gedient. Wo eine erhaltene Nachricht ihrer Erwähnung tat, traten sie stets als hochwüchsig-kraftvollen Körperbaus, blondhaarig und „außergewöhnlich" blauäugig auf, was mutmaßlich auf ein besonders starkes Blau ihrer Augenfärbung hinwies; doch sprach daneben hie und da ein Bericht auch von bekanntem heftigen Jähzorn, Starrsinnigkeit und Gewalttätigkeit bei denen „von Kampen". Denn dahin hatte sich im Gange der Zeit ihr ursprüngliches „van" umgeändert; sie waren vielfach zu den obersten Stellungen in der Stadt aufgerückt, um die sie sich öfter in drängnisvoller Lage große Verdienste erworben, so daß sie seit Jahrhunderten in ihr zu den vornehmsten Geschlechtern, denen der Dolfs, Kubecks, Kelburgs, Daels, Kleppings und Groppers gleich gerechnet wurden. Das hatte auch, als Soest protestantisch geworden, über ihr Beharren beim Katholizismus hinwegsehen lassen, gewissermaßen als selbstverständlich geworden, ihre Erwählung zu den Ratsherren- und Richterämtern unverändert forterhalten. Ihr Verbleiben beim römischen Glauben lieferte vielleicht ebenfalls

einen Beleg für die Herstammung ihres Urahns, denn eine der wesentlichsten Eigenschaften des friesischen Volksstammes bestand im unwankbar zähen und trotzigen Festhalten an allem von den Vätern her Überkommenen.

Der jetzige Inhaber des Hauses zum ewigen Licht, Sebald von Kampen, war schon seit Jahrzehnten rechtskundiger Ratssyndikus und nahm damit, besonders weil sein Amt nicht wie das der beiden Bürgermeister und der Ratsherren jährlicher Neuwahl unterlag, sondern für Lebenszeit Geltung besaß, eine der wichtigsten Stellungen in der Stadtgemeinde ein. Doch sah er sich lediglich auf seine Besoldung aus den kärglichen Einkünften des städtischen Säckels angewiesen; von den reichen Besitztümern seiner Vorväter hatte der Dreißigjährige Krieg nichts übriggelassen, ihm zum Erbteil allein das alte hansische Haus übermacht, das zwar seinem Raumbedarf im Übermaß genügte, aber mit diesem nicht mehr wie ehemals im Einklang zu den Bedürfnissen der Lebensführung darin stand. Sparsamkeit mußte bei allen Dingen von der Frau Syndika als oberste Ratgeberin zugezogen werden, um schließlich das entscheidende Wort zu sprechen; freilich trat sie in fast sämtlichen Häusern von Soest gleicherweise so als Beschlußfasserin auf, und ihre unter jedem Dach des Ortes schon lange seßhafte Schwester Genügsamkeit verhalf ihr zur allgemeinen Durchsetzung ihrer Vorschriften. Doch wußte Frau Ute von Kampen die Umstände geschickt zu handhaben und den Haushalt so gut einzurichten, als es die Beschränktheit der Mittel ermöglichte; ihr altdeutscher Vorname be-

deutete vermutlich „die Mutter“, und sie machte ihm als eine immer sorglich bedachtsame Hausmutter Ehre. Ihre Wiege hatte in Köln, der alten Erzbischofstadt gestanden, wo ihr Mann sie sich aus einer strenggläubigen katholischen Familie zur Frau gewählt; auf das hatte er hauptsächlich oder eigentlich allein gesehen und sonstige Mißverhältnisse zwischen ihnen völlig außer acht gelassen. Denn sie reichte sowohl geistig wie leiblich nicht an ihn hinan, war von untersetzter Gestalt und ohne weiteren Unterricht als im Lesen, Schreiben und Rechnen im Hause ihres kleinbürgerlichen Vaters aufgewachsen. Dies aber erachtete ihr damaliger Bewerber als völlig ausreichend für den Lebensberuf eines weiblichen Wesens. Obwohl er für den seinigen auf Universitäten dem Rechtsstudium obgelegen, nahm er Frauen gegenüber den Standpunkt ein, dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in einem Beschluß an den Gouverneur seines Sohnes Friedrich Ausdruck mit den Worten gegeben, aus Büchern lerne man nichts. Täglich ein halbes dutzendmal zu beten und in die Kirche zu gehen, hatte der König für die Erziehung seines Sohnes von früher Kindheit auf zur obersten Vorschrift gemacht. Nach einer gleichen war auch das Leben Utes während ihrer Mädchenzeit geregelt gewesen und der Rosenkranz vom Frühmorgen bis zum Abend kaum aus ihrer Hand gekommen; erst die Verheiratung und das Zur-Welt-gelangen zweier Kinder hatte ihr die Erkenntnis aufgehen lassen, daß die eigne Hausführung von einer Frau auch eine irdische Fürsorge für ihre Angehörigen erfordere. So war sie zu einer umsichtig-tüchtigen Hausfrau und

Behüterin der leiblichen Wohlfahrt ihrer beiden, sich im Alter nahstehenden Kinder geworden; darüber hinaus erstreckte sich ihr Können, der Einfluß, den sie auf ihren Mann zu üben vermochte, nicht. Sie fühlte sich ihm geistig zu sehr untergeordnet, ging wie vom ersten Tage ihrer Ehe verschüchtert neben ihm her und unterwarf sich in allem ohne einen Laut der Widerrede seiner Willensbestimmung. Nur wenn er mit allzuschroffer Härte gegen die Kinder verfuhr, ihnen wegen geringfügiger Vergehen und Versehen schwere Strafen auferlegte oder sie rücksichtslos körperlich züchtigte, wagte Frau Ute hin und wieder leise zu entschuldigen, begütigen und mildern. Doch entsprach der Erfolg solcher Fürsorge niemals ihrem Zweck, diente eher zum Gegenteil, zu Ungunsten der Kinder den Zornausbruch ihres Vaters noch anzusteigern, so daß die Mutter, auch zu dieser Einsicht vorgeschritten, sich schon seit Jahren mehr und mehr schweigsam jeder Einmischung bei derartigen Vorgängen enthalten hatte.

Die Eigenschaften, deren Berichte von Chronisten öfter in bezug auf Persönlichkeiten aus dem Geschlecht der von Kampen Erwähnung getan, vereinigte offenbar das Wesen des gegenwärtigen Ratssyndikus Sebald in höchstem Maße. Er war herrisch, jähzornig, unduldsam-starrsinnig und gewalttätig; hinzu kam eine mit den Jahren in ihm immer stärker angewachsene, gegen die bestehenden Verhältnisse in der Stadt gerichtete Verbitterung und Verbissenheit. Seine Hoffnung hatte stets noch eine Wiederherstellung der Herrschaft des römischen Glaubens in ihr erwartet, statt dessen jedoch ging unter dem preußischen Regi-

ment die Zahl der Katholiken noch mehr zurück; die ihnen zum Gottesdienst verbliebene kleine Kapelle erschien durch ihren Umfang beinah wie ein Spott auf sie, der einem Giftstachel gleich im Gemüt Sebalds von Kampen bohrte. In fiebernder Spannung hatte er die Jahre der beiden schlesischen Kriege durchlebt, die höchste Erwartung daraufgesetzt, daß die glaubenstreue Kaiserin Maria Theresia das protestantische Preußen zu Boden werfen, zerbrechen und seine westfälischen Gebietsteile dem Erzbistum Köln zur Wiederaufrichtung der päpstlichen Gewalt in ihnen übergeben werde. Vollständig entgegengesetzt aber war die Entscheidung der Waffen ausgefallen, die Siegerin in dem Kampf eine antirömische Macht von einer Stärke geblieben, wie das — nur mehr dem Namen nach vorhandene — Deutsche Reich sie noch nicht gesehen hatte.

Einen geselligen Verkehr kannte man in Soest überhaupt kaum, die Dürftigkeit der Umstände nötigte fast überall auch nach dieser Richtung zum Einschränken, doch so abgeschlossen gegen jeden Gastbesuch verhielt sich wohl kein zweites Haus wie das zum ewigen Licht. Protestantische Stadtbewohner betraten es niemals anders, als wenn sie durch eine amtliche Erledigung hingeführt wurden; der Syndikus pflog mit keinem von ihnen Umgang, einzig einige seiner Glaubensgenossen, am häufigsten der katholische Geistliche, kamen manchmal gegen Abend zum Redeaustausch für eine Stunde zu ihm in seine große, aller Behaglichkeit entbehrende Arbeitsstube. Er betrachtete jede Annehmlichkeit der Lebensführung nicht nur als überflüssig, sondern bei der Zunahme der

Ketzerei im preußischen Staate mehr und mehr als sündhaft; dem Katholiken lag in seinen Augen die Pflicht ob, alles, was er irgendwie zu erübrigen vermochte, durch Zustellung an die erzbischöfliche Kasse in Köln zur Stärkung der Kirche zu verwenden. Schwer fiel es deshalb oft seiner Frau, von ihm die Mittel zur Anschaffung unentbehrlicher Kleidungsstücke für die Kinder zu erlangen; auch daß sie in verschossenen und verschlissenen herumgingen, sah er als Katholiken geziemend und sie gottgefällig auszeichnend an. Sein einziger Aufwand bestand im Rauchen holländischen Tabaks, den er sich in großen Säcken aus Kampen, der Stadt seines Namensursprungs schicken ließ. Im Hause verließ die weiße Tonpfeife seinen Mund fast nie, und die Luft seines Zimmers war beständig zum Durchschneiden mit grauem Nebel angefüllt, so daß seine Zugehörigen vor dem Eintritt in die dunstige Stube zurückscheuten.

Für gewöhnlich herrschte in dem alten Hause eine beinah tote Stille, die nur zeitweise durch heftige Ausbrüche des Vaters den Kindern gegenüber unterbrochen wurde; diese, wie Frau Ute bewegten sich möglichst geräuschlos und redeten untereinander nur mit gedämpften Stimmen. Einförmig wiederholten ihnen die Tage und Jahre ein bedrückt freudloses Leben, dessen unliebsamstes täglich die Mittagsstunde, das Zusammenverweilen bei der überaus einfachen Mahlzeit bildete. Am Tisch sprach der Syndikus allein, ausschließlich zwei Gegenstände, immer die nämlichen, in Rede ziehend. Er stellte ein scharfes Examen mit seinem Sohn über das an, was er am

Vormittag in der Schule gelernt habe, maß ihm bei ungenügenden Antworten Strafaufgaben für den Nachmittag zu. Danach erging sich Sebald von Kampen eine Zeitlang rückhaltlos über die zahlreichen von dem gegenwärtigen Landesherrn herbeigeführten Mißzustände im preußischen Staate. In tiefster Seele haßte er, wie nichts sonst auf der Welt, den König Friedrich den Zweiten, und sein Trachten richtete sich unverhohlen darauf, die Kinder mit demselben Abscheu vor jenem zu erfüllen, den er als das wiedergekehrte siebenköpfige Tierungeheuer der Apokalypse, den heidnischen Wüterich gegen die christliche Messiasgemeinde bezeichnete.

Die Kinder waren im übrigen schon seit geraumer Zeit keine solchen im bräuchlichen Wortsinne mehr, denn der Sohn Detmar hatte jetzt vor kurzem sein neunzehntes Jahr erreicht, und seine Schwester Ulrike stand nur um eines hinter ihm zurück. Doch hatte ihr vorschreitendes Alter nie etwas an dem Verhalten des Vaters gegen beide geändert; er behandelte sie noch völlig in der gleichen Weise wie vor einem Jahrzehnt als willenlose, jedem Geheiß von ihm zu blinden Gehorsam verpflichtete Geschöpfe; durch eine geringfügige Unbotmäßigkeit aufgebracht oder sonst in Mißlaune versetzt, nahm er nicht Anstand, auch an dem großerwachsenen, eigenartig schönen Mädchen sich noch tätlich zu vergreifen, so daß sie nicht selten in die Notlage geriet, vor einer ihr drohenden Züchtigung in Winkelverstecken des weitläuftigen düsteren Hauses Zuflucht zu suchen. Besondere Nahrung führte seiner Erbitterung unterlaßlos ein nicht abzuänderndes Übel zu, daß er nicht umhin konnte, seinen Sohn

zur Erwerbung der später für ihn nötigen Kenntnisse die „evangelische“ Gelehrtenschule besuchen zu lassen; an dieser ging er stets nur abgewendeten Kopfes vorbei, um nicht mit dem Blick auf die Turminschrift: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papstes und Türken Mord“ zu treffen. Doch hatten die beschränkten Mittel ein Forttun Detmars auf eine katholische Lateinschule nach Cöln nicht ausführbar gemacht, und die Nötigung ließ nichts andres zu, als dem protestantischen Gift, das er hier während des Unterrichts einatmen mußte, täglich durch mehrstündige Religionsbelehrung bei dem katholischen Geistlichen entgegenzuwirken. Wie die Verhältnisse von jeher gewesen und geblieben, war den Kindern im Hause zum ewigen Licht das Wort Liebe unbekannt, nur die Furcht herrschte darin. Auch mit der Mutter, die ihnen nicht Beihilfe zu leisten vermochte, verknüpfte sie kein wirkliches Zugehörigkeitsgefühl, allein zwischen den Geschwistern bestand ein gewisser Verband, den ihre gleichartige Lage mehr unbewußt als bewußt herausgebildet. Sie sahen sich in Notfällen zum Beistand auf einander angewiesen, daraus war ein Zusammenhalt entsprungen, der sich im Gange der Zeit zu wechselseitigem Vertrauen befestigt hatte.

* *
*

Detmar Kampen — die Beifügung des „von“ vor dem Geschlechtsnamen war sowohl in der Familie als bei ihrer Benennung in der Stadt überhaupt nicht bräuchlich — sprach durch sein Äußeres jedenfalls für die Überlieferung der Abkunft von friesischem

Blute. Er war von hervorragend hohem und dabei kräftigem Wuchs, noch jetzt so hell blondhaarig wie nach der Geburt und trug das ungewöhnlich starke Blau in den Augen, das den Chronikschreibern bei seinen Vorfahren aufgefallen. Für seine körperliche Ausbildung hatte niemand Sorge getragen, doch ein innerer Drang ihm aus Eignem zu ihr verholfen. Der Vater gab außer dem, was den Schulbesuch und Religionsunterricht seines Sohnes anging, nicht auf ihn acht, und schon von früh auf war der Knabe an freien Nachmittagen und Sonntagen allein weit in der Umgebung Soests umhergestrichen, kannte Schritt und Tritt im verwilderten Graben der großen zerfallenen Ringmauer, wußte an jeder Stelle über diese weiter hinaus ins Freie zu gelangen. Kein Baum schreckte ihn vom Erklettern bis zum Wipfel hinauf zurück, kein Sprung als zu waghalsig; ihn rührte nirgendwo eine Vorstellung von Gefahr an, Furcht war ihm außerhalb des Hauses, der Gegenwart des Vaters fremd. Seine Gewandtheit, die sich mit einer instinktiv richtigen Bemessung der Ausführbarkeit eines kecken Vorhabens verband, ließ ihn aus allem derartigen Unterfangen unversehrt, höchstens mit beschädigter Kleidung hervorgehen, für deren Ausbesserung seine Schwester im geheimen mit allmählich zunehmender Fertigkeit Sorge trug. So bildete sich eine Doppelseitigkeit seines Wesens aus; im Hause bei jeder Bewegung und jedem Gedanken willenlos abhängig, ruhte er draußen in Wald und Feld sicher und zuversichtlich auf sich selbst, seiner Kraft und Behendigkeit. Unvermeidlich war bei seinem vollgesunden Körperzustande allerdings, daß

er oftmals mit starker Eßlust heimkehrte, deren Stillung weniger die Dürftigkeit des Tisches als ein schroffes Verbot seines Vaters vorzeitig Einhalt tat. Der Syndikus erachtete die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse bei Christen, das hieß bei katholisch Gläubigen, nur bis zum notwendigsten Maße gestattet, war selbst von größter Mäßigkeit im Essen und schätzte danach auch den Nahrungsbedarf seines Sohnes ein, so daß dieser sich zumeist mit noch ungestilltem Hunger zu Bett begeben oder heimlich noch eine Brotschnitte von der Mutter erbitten mußte.

Das Urteil der Lehrer über seine geistige Veranlagung fiel im wesentlichen günstig aus, wenn auch mit Einschränkungen. Er lernte gut, doch nur das, was ein Interesse in ihm vorfand; wo dies nicht zutraf, versagte wohl weniger seine Aufnahmefähigkeit, als seine Aufmerksamkeit, die leicht einer Ablenkung unterlag. Zwang und Strafen übten keine innere Einwirkung auf ihn, veranlaßten ihn nur zu äußerlichem Gehorchen; er war im Vaterhause genötigt, seine Zunge stumm gebunden zu halten, so enthielt er sich auch auf der Schulbank jeder Auflehnung. Aber fühlbar ward manchmal, daß sich unter seinem Schweigen etwas nicht zutage Kommendes berge; im Gegensatz zu seinem gefügigen Anschein maßen die Lehrer ihm trotzigen Sinn bei. Die Meinung seiner Mitschüler über ihn war geteilt und unentschieden; zuweilen nahm er lebhaft, fast heftig an einem von ihnen veranstalteten Treiben teil, dann zog er sich plötzlich zurück und bekümmerte sich wochenlang nicht um sie; eine Freundschaft verband ihn mit keinem. Und keiner vermochte zu einer

deutlichen Einsicht in sein eigentliches Wesen zu gelangen, was seiner Natur als Kern zugrunde liege. Die Urteile widersprachen sich völlig, einige hielten ihn im Innersten für gutherzig und sanften Sinnes, während andre ihn als gefühllos und roh erklärten. Vielleicht gingen trotz ihrem Gegensatz, beide Ansichten nicht fehl; es mochte ein Gemisch in ihm sein, das jeder eine Berechtigung zusprach, keine seiner Gemütseigenschaften entschiedene Herrschaft gewinnen ließ. Die Vermutung, daß er ein Erbteil rauher und harter Art in sich trage, ward allerdings durch seine Abkunft als wahrscheinlich begründet.

Jedenfalls hätte eine Achtgabe auf das Tun und Treiben Detmar Kampens entnehmen lassen, daß Zwiefaches, verschieden Geartetes in ihm enthalten sein müsse. Bei Unfällen, von denen auch ihm bekannte Personen betroffen wurden, erwies er sich als Augenzeuge zuweilen völlig achtlos, ohne irgendein Zeichen von Teilnahme; es konnte beinah den Eindruck erregen, als empfinde er eine Schadenfreude darüber, daß es andern übel ergehe. Dagegen war Mitgefühl in ihm für ein verunglücktes Tier vorhanden, er befreite vorsichtig einen ins Spinnennetz geratenen Schmetterling, half vergeblich in einer Wasserlache sprattelnden Käfern heraus. Mitunter lag er an einsamer Stelle eine Zeitlang unbeweglich im Grase, ließ den Wind über sich hinstreichen, sah nach den ziehenden Wolken auf und horchte auf das Getriller der Lerchen im Blau. Dann wanderte er über die „grünen Brandstätten“ des alten Soest hin, blieb da und dort vor Gesteinresten oder schwarz verkohlt halb aus dem Boden ragendem Gebälk stehen, be-

mühte sich, die Inschrift einer alten von Jahrhunderten abgetretenen Gruftplatte herauszubuchstabieren. Auch das Schauerliche zog ihn an; großenteils verwildert und ohne Anbau lag rundhin die vormals fruchtbare Börde um Soest mit Buschdickichten, düster verflochtenen Waldmassen bedeckt, zwischen denen sich breite Sumpfbrüche dehnten, war so zu einem bevorzugten Revier der vom Dreißigjährigen Kriege überall in Deutschland ins Zahllose wieder vermehrten Raubtiere aller Art geworden und bis jetzt geblieben. In Mondnächten gelang es Detmar Kampen ab und zu, sich unbemerkt aus seiner Stube und dem Hause auf den Zehen fortzuschleichen und stundenlang jenseits der alten Mauer dem Knurren, heiseren Gebelfer und Geheul der auf Beute umstreichenden Wölfe zuzuhören; dazwischen mischte sich aus den Trümmerresten zerfallener Adelsschlösser oder sonstiger ländlicher Wohnsitze her der weithallend düstere, dann plötzlich schrill kreischende, manchmal wie Rüdengebell gellende Schrei des Schuhus. Aus diesen Nachttönen gestalteten sich der Phantasie des Hörers die vom Volksglauben geschaffenen Schreckbilder des Werwolfs und des mit seiner wütigen Meute durch die Luft brausenden wilden Jägers herauf, doch ohne ihn selbst mit Furcht zu überkommen. Nur seine leiblichen Sinne wurden davon in eine ihn vom Kopf zum Fuß durchlaufende Erregung versetzt; die Denkkraft seines Kopfes ließ sich nicht betrügen, in den unheimlichen Lauten andres als wirkliche Tierstimmen zu vernehmen.

Er war ein Träumer, ein Phantast, dabei indes auch im Besitz einer fast nüchternen Verstandestätig-

keit. Die lehnte sich in ihm, wie gegen jeden Aberglauben, so auch wider die vom Vater über seine Lebenszukunft getroffene Bestimmung auf, denn er wußte, daß er die Lateinschule in Soest nur besuche, um von hier nach Cöln in ein Jesuitenseminar zu kommen und dort zum geistlichen Beruf ausgebildet zu werden. Wenn diese Vorstellung ihn anrührte, schwoll aus seinem Innern etwas flutartig, wie bruststprengend, auf; doch er warf sie stets rasch von sich ab, bändigte den drohenden Sturmausbruch unter den Zwang des Vergessenwollens zurück. Das gelang ihm zumeist auch, so daß er ohne Vorausdenken den Augenblick in den Tag hineinlebte. Ihn verließ nie das Bewußtsein, ein Käfig halte ihn gleich einem eingesperrten Tier umschlossen, und sein Verstand sagte ihm, nutzlos sei's, ohnmächtig an den unzerbrechlichen Gitterstangen zu rütteln. Doch selbst vor dem Gedanken an eine Möglichkeit, sie wegzureißen, schrak er zurück; ihm hätte die Kraft des Willensentschlusses zur Ausführung gefehlt. Er fühlte sich nicht nur gefangen, auch durch die Gewöhnung von Kindheit auf aus sich selbst heraus angekettet.

Freunde besaß er nicht, nur seit den letzten Jahren zwei wunderliche Ersatzmittel dafür. Das eine war ein abgegriffenes und zerrissenes, allein mehr mit seiner ersten Hälfte vorhandenes Buch, das er einmal unter Staub und Spinnhudeln im Winkel eines der zahlreichen öden Bodenräume des Hauses aufgefunden hatte. Es trug auf dem ersten Blatt den langatmigen Titel: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus — das ist: Ausführliche unerdichtete und sehr merkwürdige Lebensbeschreibung

eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Menschen, Germann Schleiffheim von Sulzfort, wie er seine Jugend im Spessart verlebt, dann im Dreißigjährigen Krieg gar denkwürdige und bunte Schicksale gehabt, vielerlei Not, Leiden und Lebensgefahr ausgestanden, aber endlich noch manchen frohen Tag genossen." In Wirklichkeit war's der unter einem angenommenen Namen von dem späteren Straßburger Stadtschultheiß zu Renchen an der Hornisgrinde, Christoph von Grimmelshausen, ausgegangene und schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu weiter Verbreitung gelangte Abenteuerroman, der im wesentlichen jedenfalls von eignen Erlebnissen seines Verfassers berichtete. Außer geistlichen Andachts- und Schulbüchern hatte Detmar einzig diese absonderliche Lebensbeschreibung in die Hand bekommen, die zu jenen im denkbar stärksten Gegensatze stand. Ein warnendes Gefühl sagte ihm, er müsse seinen seltsamen Fund vor Auge und Ohr andrer, besonders seines Vaters und seiner Lehrer verheimlichen, doch er selbst zog daraus in der Stille beständige Nahrung für seine Vorstellungsbildung von der fremden Welt und dem Menschentreiben draußen jenseits des Umkreises der reglos in ihrer Versunkenheit liegenden Stadt. Das Fehlen der zweiten Hälfte des Buches brachte einen Vorteil für ihn ein, er konnte es so in der Rocktasche bei sich tragen, auf seinen Umherwanderungen mitnehmen und sich in der Einsamkeit hinter einem Buschversteck wieder in das schon öfter vom Anfang bis zum abgebrochenen Schluß Gelesene vertiefen.

Neben diesem stumm redenden Umgang verkehrte

er noch hin und wieder mit einer sonderbaren Persönlichkeit, deren lebendige Zunge beim Zusammensein fast unterlaßlos zu ihm sprach. Ein Mann von groteskem Aussehen im Anfang der fünfziger Jahre war's; sauerkrautfarbiges Haar überdeckte ihm in dichter Masse den breitknochigen Kopf, aus dessen Gesicht zwischen schmalgeschlitzten Augen dem Blick schon von weitem eine mächtige, karfunkelartig flammende Nase entgegen leuchtete. Ihren Inhaber hatte Detmar von der Gasse her schon seit langem gekannt, wußte, daß es der „Freigraf“ Gobel Hesse sei, allein eine wirkliche Bekanntschaft zwischen ihnen war erst im letzten Jahre durch eine zufällige Begegnung draußen im Wald herbeigeführt worden, bei der jener ihn in seiner zugleich würdebewußten und derblustigen Weise angesprochen. Seitdem trafen sie nach Verabredung öfter jenseits der alten Ringmauer zu allerhand Streifzügen zusammen, der Ältere schien am Umgang mit dem Jungen, vielleicht hauptsächlich als einem dankbaren Zuhörer Gefallen zu finden, denn unter den Bürgern der Stadt fand sich nur selten ein achtsames Ohr für seine Beredsamkeit. Außer dem Hause zeigte er sich stets in einer eigentümlich scheckigen Tracht, von der er behauptete, sie sei im Mittelalter die der Femrichter gewesen; ebenso leitete er seine Abkunft von einem Freigrafen Mangold her, der im 15. Jahrhundert den Kaiser Friedrich den Vierten zur Rechtfertigung vor seinen Freistuhl „zu Freienhagen unter der Linde“ gefordert habe; am Rande seiner turbanähnlichen Mütze trug er die mystischen Losungsbuchstaben S S G G eingestickt. Unerschöpflich aber war Gobel Hesse in der Kundigkeit der „heimlichen

Gerichtssitzungen", die ehemals hier stattgefunden, kannte weitum alle „Malstätten", an denen sie abgehalten worden; auch das gereichte der Einbildungskraft seines jungen Begleiters zu lebhafter Nahrungsaufnahme. Von allen verfallenen und verödeten Wohnstätten wußte er seltsame Ereignisse zu berichten, die sich in ihnen zugetragen, und die Lautlosigkeit ihrer Trümmerreste gewann dadurch für den Zuhörer eine wie mit geisterhafter Stimme raunende Sprache; seit vielen Jahren richtete sich das Haupttrachten des Freigrafen auf die Entdeckung eines großen, während des Dreißigjährigen Krieges in einem zerstörten Adelssitz vergrabenen Schatzes, doch die Angaben, die er darüber ausfindig gemacht, reichten noch immer zur sicheren Feststellung des Platzes nicht hin. Gobel Hesses Natur hatte nichts Selbstsüchtiges und Knauseriges, für ihn bildete das Entdecken den Hauptreiz, und er war gern bereit, wenn dies durch Unterstützung von seiten seines jungen Gefährten gelinge, halb und halb mit ihm zu teilen. Aus seinem Buche wußte Detmar, daß Simplicissimus einmal solch einen großen verborgenen Schatz aufgefunden und herrlich davon gelebt habe; das ließ ihn sich mit angeregter Phantasie an den Nachforschungen beteiligen. Aber ein Instinkt hielt ihn gleichfalls ab, andre, vor allem seinen Vater von seiner Bekanntschaft mit dem Freigrafen erfahren zu lassen, und die beiden trafen nur an Stellen, die niemand außer ihnen aufsuchte, zusammen. Gobel Hesse, dessen Lebensluft alles von einem Geheimnis Umgebene ausmachte, war selbstbegreiflich damit aufs vollste einverstanden.

Was jedoch den obersten Wert der Grimmels-

hausenschen Lebensgeschichte für Detmar Kampen darstellte, entfloß daraus, daß sie in einer nächsten örtlichen Beziehung zu ihm selbst stand. Ein Abschnitt von ihr handelte in Soest, und diese Kapitel las er immer aufs neue. Der Simplicius hatte als Soldat eine Zeitlang in der Stadt im Quartier gelegen, von ihr aus eine solche Menge kühn verwegener, klug ausgesonnener und einträglicher Beutezüge unternommen, gefährliche und lustige Abenteuer glücklich bestanden, daß der Ruf davon weit umgelaufen und er im Volksmunde den Namen „der Jäger von Soest“ empfangen. Hier irgendwo außerhalb der Ringmauer hatte er auch in wundersamer Weise im Gemäuer eines öden Edelhofs den versteckten Schatz von goldenen Ketten und Pokalen, Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen, Dukaten und Joachimstalern entdeckt, so massenhaft, daß er kaum alles fortzuschaffen vermocht. Dadurch war er reich und als ein „Junker“ angesehen worden; ohne das Buch zu kennen, wußte aus mündlichen Überlieferungen auch Gobel Hesse von diesem Fund, und daher entstammte bei ihm mutmaßlich der Hauptantrieb, gleichfalls einem solchen nachzuspüren. Aber durch Vergeudung und arglistige Beraubung hatte Simplicius seinen Reichtum bald wieder eingebüßt und sich genötigt gesehen, aufs neue als gemeiner Soldat Kriegsdienst zu nehmen, wobei er zu seinem Schaden abermals mit dem schon in Magdeburg früher von ihm angetroffenen Olivier, einem durchtriebenen nichtswürdigen Schurken zusammengeraten, der seine Leichtgläubigkeit unter der Maske dienstwilliger treuer Freundschaft zu täuschen verstand.

Doch von den weiteren Schicksalen der Hauptperson des abenteuerreichen Romans kehrte Detmar stets zu den Taten des „Jägers von Soest" zurück, den er zuweilen in seiner grünen Kleidtracht wie leibhaft an einem Buschrand entlanggleitend vor sich gewahrte. Hier überall auf demselben Boden war er oftmals geritten und gegangen, und manchmal blieb Detmar Kampen plötzlich irgendwo stehen und sah aus aufgeweiteten Augen auf eine in die feuchte Erde eingedrückte Fußspur hinunter.

Er verstand nicht alles in dem Buche und manches drin langweilte ihn auch, am meisten wenn allerhand Frauenzimmer in die Erzählung hineinspielten. Die machten einen nichtsnutzigen Eindruck auf ihn, und ihm war's nicht begreiflich, wie der Jäger von Soest sich mit ihnen abgeben konnte, um offenbar schließlich fast immer von ihren Spiegelfechtereien zum Narren gehalten zu werden. Er kannte an weiblichen Wesen niemand als seine Mutter und Schwester und nach denen vermochte er sich nicht zu erklären, weshalb und wozu ein Mann mit Verstand im Kopfe eine so läppische Gesellschaft wie die der vermummten Weiber in Paris aufsuchen und derartig alberne Unterhaltungen mit ihnen führen könne. Detmars Schätzung des weiblichen Geschlechts war, obwohl er zu seiner Schwester in dem Verbande der wechselseitigen Hilfsleistung stand, ziemlich gering, er sah es, mit ihrer Ausnahme, eigentlich als unnütz und zwecklos auf der Welt an, und der Grimmelshausensche Roman trug nicht dazu bei, ihm eine bessere Meinung von den Frauenzimmern einzubringen.

Noch etwas begriff er in dem Buche nicht, obgleich er's ein paarmal gelesen hatte, die eingeflochtene Geschichte „von dem Teutschen Helden, der die gantze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Frid stiften wird", die Kapitel, in denen Simplicius in der Soester Börde den Gott Jupiter gefangen nahm und aus dessen Munde in wundersamen Reden von dem teutschen Helden hörte, den er erwecken wolle, daß er mit der Schärfe des Schwertes alles vollenden solle, was dem deutschen Volk not tue, damit es aus Zerrissenheit, Ohnmacht und Mißachtung, wie's ihm gebühre, wieder zur Vollkraft, zum obersten Rang und Gebieter in ganz Europa auferstehe. Das waren für Detmar Kampen nur in schwulstiger Sprache zusammengestoppelte Hirnausgeburten eines verrückten, sich für den Gott Jupiter haltenden Narren, zugleich unsinnig und langweilig, und ihm versagte alles Verständnis, wie und zu welchem Zweck der Verfasser des Buches dazu gekommen sei, solche abgeschmackte Tollheit in seine Erzählungen einzumengen.

4.

Wie aber das 18. Jahrhundert nun seine Mitte überschritten, bot die Stadt Soest wohl noch äußerlich das lange schon überlieferte Bild still dem gleichmäßigen Lauf der Tage und Jahre hingegebener Versunkenheit fort, doch diesem ruhigen Anschein entsprach bereits seit längerer Zeit der innere Zustand der Bevölkerung nicht mehr, ein Gegensatz, der sich allmählich in ihr zu starker Erregung der Gemüter ausgebildet hatte. Eine Parteiung und Entzweiung

war entstanden, nach außen sich zwar der westfälischen Art gemäß nicht mit lauten, lärmenden Reden kundgebend, aber unter der schweigsamen Oberfläche dergestalt anwachsend, daß man sie mit dem Namen des Unfriedens, wenn nicht eines heimlichen Krieges belegen mußte. Außerhalb der alten Ringmauer erfuhr allerdings kaum jemand etwas davon, und falls dies irgendwo geschah, mochte es im preußischen Staat ungefähr den Eindruck eines Sturmes in einem Wasserglase erregen, doch Soest selbst, oder das, was von diesem übriggeblieben war, ging es zu nah an, als daß irgendwelches Geschehnis der Weltgeschichte sich hätte ereignen können, das seinen Bewohnern von größerer Wichtigkeit erschienen wäre.

Ein erheblicher Teil der Bürgerschaft stand nämlich den jährlich neuerwählten Ratsbehörden verdrossen gegenüber und beschuldigte diese der Herrschsucht, Willkür und mißachtenden Verletzung alter Rechte sowie ränkevoller Beeinflussung der Wahlen, um sich durch Wiederernennung derselben Burgemeister, Ratsherren und Richter andauernd im Besitz der Macht fortzuerhalten. Unter der Hand ward diese Mißstimmung von den beiden „Großrichtleuten", den an die altrömischen Tribunen erinnernden Wortführern der niederen Volksschichten geschürt, und bei einer südländisch hitzköpfigen Menge hätten die Inhaber der städtischen Oberämter auf einen gewaltsamen Aufstand gefaßt sein müssen. Sie konnten indes Beruhigung darin finden, daß zu solchem die niederdeutsche Bedachtsamkeit sich nicht leicht fortreißen lasse, und in der Tat fand auch kein Versuch nach dieser Richtung statt. Dagegen trat in den

letzten Wochen ein Gerücht auf, die Unzufriedenen hätten sich im Stillen an die Regierung in Berlin gewandt und unter Beifügung zahlreicher Belege eine Beschwerde gegen die Mißwirtschaft des Magistrats eingereicht. Die solle aber in dem Gesuch gipfeln, es möge, wie's schon seit langem in allen übrigen preußisch-westfälischen Städten geschehen, auch zu Soest die gemeinschädlich gewordene Erwählung des Rates aufgehoben und seine Ernennung durch den König an die Stelle gesetzt werden. Das bedeutete einen Umsturz der alten, seit länger als einem halben Jahrtausend unangetastet erhalten gebliebenen freien Verfassung und Selbstbestimmung des Stadtwesens, durch den der ruhmvolle Name Soests seine letzte Auszeichnung verlor, dies völlig auf die gleiche Stufe mit allen andren bedeutungslosen Provinzorten von derselben geringen Einwohnerzahl herabsank.

Ob das Gerücht auf einem tatsächlichen Geschehensein fuße oder nur zur Kennzeichnung des Wunsches eines beträchtlichen Teiles der Bürger aus der Luft gegriffen sei, wußte niemand mit Sicherheit anzugeben, doch hatte es dazu gedient, die städtischen Machthaber in eine heftige Aufregung zu versetzen. Im höchsten Maße hielt sich diese des Ratssyndikus Sebald Kampen bemächtigt; seine Natur erkannte keinem andren Willen neben dem seinigen irgendwelche Gültigkeit zu, und die Selbständigkeit der Stadt, in der seine Vorfahren seit Jahrhunderten stets oberste Stellungen eingenommen hatten, galt ihm fast ebenso von der göttlichen Weltordnung eingesetzt wie die katholische Glaubenslehre. In dem, was nach dem umlaufenden Gerede beabsichtigt oder

ins Werk gesetzt sei, sah er vor allem ein Trachten nach völliger Ausrottung seiner Religion in Soest durch ketzerische Beamte des verhaßten protestantischen preußischen Staates, und die Gemütseigenschaften, die er als Erbteil von Vätern her überkommen, steigerten sich in ihm zu noch höherem Grade an. Mehr denn je hatten seine Frau und seine Kinder in letzter Zeit blinde Ausbrüche seines Jähzorns zu fürchten, suchten sich nach Möglichkeit jedem Zusammensein mit ihm zu entziehen. Dem kam allerdings sein eigenes Verhalten behilflich entgegen; wider seine frühere Abgeschlossenheit hielt er jetzt auch mit den andren Ratsmitgliedern vielfach lange Beratungen ab, die gemeinsame Gefahr ließ ihn über ihre Irrgläubigkeit hinwegsehen. Seinem Wesen gemäß neigte er zur Anwendung von Gewalt, um die widerspenstigen Bürger von ihrer Aufsässigkeit und ihrem Vorhaben abzuschrecken, doch fand er seine Amtsgenossen vorwiegend in zaghafter Unschlüssigkeit und nur bei wenigen Beipflichtung. Die Mehrzahl erachtete von der Klugheit geboten, abzuwarten, ob das Gerücht sich bestätige; so saß er, in erbittertem Ingrimm heimgekehrt, oft lange Stunden allein bis ins Nachtdunkel hinein, dichte Tabakswolken um sich häufend und brütend, auf seiner Stube, hörte nicht auf das schüchterne Anklopfen, das ihn zu den Mahlzeiten berief, sondern beseitigte nur allzuheftig ihn anfallenden Hunger gelegentlich durch einige hastig verschluckte Brotbissen. Was sein Kopf an Gedanken und Plänen umwälzte, ward nicht offenbar; auch wenn er sich mit zum Essen einfand, geriet ihm kaum ein Wort von den Lippen. Doch an

einem Maiabend, als es schon so spät geworden, daß seine Hausgenossen ihn nicht mehr am Tisch erwarteten, erschien er plötzlich noch, befriedigte schweigend an den übriggebliebenen Resten ein ungewöhnliches Nahrungsverlangen und sprach danach kurz: „Zu gewärtigen ist's, daß der Zorn Gottes wie einst auf Sodom Pech und Schwefel auf diese Stadt regnen lassen wird; ihr geschähe es nach Recht." Gegen seine beiden Kinder gewandt, setzte er hinzu: „Ich habe deshalb beschlossen, euch noch rechtzeitig von hier fortzuschaffen und die Anstalten dafür getroffen. Du" — dem Sohne galt's — „gehst im nächsten Monat vor dem Abschluß deines Schulkursus auf das Kollegium des Ordens Jesu nach Cöln; was dir noch mangelt, wirst du dort rasch einholen. — Für dich habe ich einem Bewerber aus einer strenggläubigen und angesehenen Familie in Cöln schriftlich deine Hand zugesagt. Er kommt in einigen Tagen, dein mündliches Jawort zu holen, hierher; die Hochzeit soll gleichfalls im nächsten Monat stattfinden, damit du schnell möglichst aus dieser verpesteten Luft weggelangst. Mir erwachsen bedeutende Kosten daraus, wir werden uns noch stärker einschränken müssen. Aber meine Vaterpflicht ist für euch bedacht gewesen und fordert dafür keinen weiteren Dank, als ihn das vierte Gebot euch vorschreibt."

Mit ungewohnt ruhigem Ton war's gesprochen, aus dem nur als selbstverständlich die Unabänderlichkeit der beiden gefaßten Beschlüsse hervorgeklungen; der Syndikus stand bei den letzten Worten auf und begab sich nach seiner Stube zurück. Niemand hatte

mit einem Laut entgegnet; im Gesicht Frau Utes drückte sich neben der Überraschung etwas wie Befriedigung aus, es schien, daß sie eine den Kindern bereitete Wohltat durch ihr Fortkommen aus dem Hause empfinde. Ziemlich spät schon war's, nach ständigem Brauch ward mit dem unnötigen Brennen der Unschlittlichter gespart, und alle suchten ihre Schlafstuben auf. Die Geschwister stiegen zusammen nach den ihrigen im Dunkel zwei Treppen zu einem der Bodenräume hinan, der zwei aus Holzwänden hergestellte, dürftig eingerichtete Kammern enthielt. Sie gingen wortlos nebeneinander und trennten sich, oben angelangt, ebenso; der Austausch eines Nachtgrußes war bei ihnen nicht üblich, denn eigentlich verband sie nichts weiter als ein Name, ein wesenloser Begriff, daß sie Bruder und Schwester seien. Stumm wandte sich Detmar seinem nach der andern Seite hinüberliegenden Gemach zu, doch legte er nicht wie sonst seine Kleider gleich ab, sondern trat noch an das kleine geöffnete Fenster und blickte hinaus. Mächtig stiegen unweit die Schattenumrisse einer der alten Kirchen vor ihm in die Luft, aber an einer Ecke rieselte glimmernder Schein von einem vorspringenden Stück ihres Daches, denn der Mond stand schräg über dem Horizont und warf sein Licht darauf. Der Ausschauende blieb ein paar Minuten reglos stehen, dann drehte er sich mit einem plötzlichen Ruck um, ging wieder auf den Bodenraum zurück nach der entgegengesetzten Seite hinüber und trat in die Kammertür seiner Schwester hinein.

Diese hatte ihr Kleid ausgezogen, saß, ihr langes Haar für die Nacht herrichtend, auf dem Bettrand

und hob beim Knarren der Tür den Kopf mit verwundertem Ausdruck in die Höh; erkennbar ward's, weil hier der Mondschein ins Fenster hereinfiel. Es war noch niemals geschehen, daß ihr Bruder um diese Zeit zu ihr gekommen, und sie fragte: „Was hast du? Soll ich dir noch etwas nähen? Dazu wird's wohl nicht hell genug sein."

Den Kopf schüttelnd, antwortete er: „Nein — ich wollte —," setzte sich ohne auszusprechen auf den einzigen Stuhl der Kammer und sah vor sich hin, so daß Ulrike, an ihrem Haar weiterflechtend, nach einer Weile wiederholte: „Was willst du?"

Nun sagte er: „Du hast gehört, daß ich im nächsten Monat zu den Jesuiten nach Cöln soll."

„Ja."

„Weißt du etwas, wie ich's anfangen kann, nicht hin zu müssen?"

„Nein."

Das Mädchen schlang sich die fertig geflochtenen beiden Zöpfe um den Scheitel, sie wie ihr Bruder trug ungepudertes, naturfarbiges Haar, die Zeitmode fand keinen Eintritt in das Haus des Syndikus. Detmar versetzte jetzt, mehr mit sich selbst redend, als zu ihr: „Ich glaubte es noch ein Jahr lang vor mir und wollte nicht voraus dran denken."

„Das nützt ja auch nichts und kommt früh genug, wenn es sein muß." Die Antwortende fuhr im Auskleiden fort, löste ihr Mieder auf und zog es ab; sichtlich kam ihr kein Gedanke, in der Gegenwart des Bruders damit inne zu halten. Nach einem Augenblick des Schweigens setzte sie hinzu: „Mir schien,

unsre Mutter sah's als etwas Gutes für dich an, daß du aus dem Hause wegkommst."

„Dann hast du's gleicherweise gut, du kommst ja auch im nächsten Monat draus weg."

„Ja, jedenfalls."

Aus dem letzten Wort klang etwas, das den Hörer erwidern ließ: „Was heißt das?"

„Mit dem Manne, den ich heiraten soll oder ohne ihn."

„Ohne ihn?"

„Wenn ich ihn nicht heiraten will."

„Das mußt du ja."

„Ich brauch's nicht, wenn ich ohne ihn aus dem Hause fortgehe."

„Wohin? Dann verhungerst du."

„Das tu ich lieber, als mit ihm zu gehen, wenn er mir nicht gefällt."

Sie sagte es ganz gleichmütig, doch mit einer sicheren Entschiedenheit, wie er sie noch nie aus ihrem Munde vernommen hatte. Kurz blieb er stumm, murmelte dann vor sich hin: „Wenn wir den Schatz entdecken könnten —"

Weiter fuhr er nicht fort, denn eine Bewegung Ulrikas unterbrach ihn. Sie richtete sich von ihrem Sitz auf und stand, da ihr der Rock dabei auf die Füße niederglitt, nur noch mit einem langen weißen Linnenhemde bekleidet, scheinbar viel hochwüchsiger da, als sie ihm je bisher erschienen. Durch die Veränderung der Stellung aber war die Oberhälfte ihrer Gestalt in die Lichtbahn des Mondes geraten, dessen Strahlen wie ein Silbergeriesel an ihrem unbedeckten Hals herabflossen. Wie etwas von einer Zauberfee

Verwandeltes, Anmutig-Schönes tauchte sie plötzlich so in dem Glanzgeflimmer auf und fragte:

„Wer will einen Schatz entdecken?"

„Der Freigraf meint, er sei einem auf der Spur."

Detmar entgegnete es, sie aus großerstaunten Augen anblickend. Zum erstenmal im Leben kam ihm ein Gefühl, seine Schwester sei etwas andres als er, ein Mädchen und etwas Schönes; sie versetzte jetzt leicht mit den Schultern zuckend: „Der Freigraf sieht mir nicht danach aus, daß er andre Schätze findet als das Kupfer in seiner Nase. Ich bin müde und will schlafen."

Sie setzte sich aufs Bett zurück, zog, die Füße heraufhebend, die Decke über sich, und das weißbestrahlte fremdartige Bild war aus dem Raum weggeschwunden. In diesem trat ein paar Atemzüge lang Stille ein, dann kam's Detmar vom Mund: „Wir müssen den Schatz finden, du sollst nicht hungern, wenn du aus dem Hause fortgehst."

Aufgestanden, verharrte er noch kurz und fügte halblaut nach: „Gute Nacht, Schwester." Auch dieser Gruß und die Anrede gerieten ihm zum erstenmal über die Lippen; sie verstand's nicht oder war zu müde, noch etwas drauf zu antworten, und er ging wieder in seine Kammer hinüber.

* * *

Als der letzte Tag der Woche zu Ende gegangen, kam Detmar Kampen mit einem Papierzettel nach Haus, den Gobel Hesse ihm bei einer Begegnung auf der Straße wortlos in die Hand gedrückt hatte; das

Dämmerlicht reichte gerade noch hin, einige auf das Blatt geschriebene Worte lesen zu lassen. Er solle sich am nächsten Morgen an einer bekannten Waldecke draußen vor dem Osthofertor der Ringmauer einstellen; der Freigraf habe in einem alten Schriftstück neue Andeutung gefunden, wo der Schatz verborgen sein müsse, und weil die Entfernung dahin weit sei, müßten sie sich frühzeitig auf den Weg machen. Schon mehrmals hatte der Empfänger eine gleichartige Ankündigung erhalten und der Aufforderung Folge geleistet, ohne daß die Nachsuche an den Stellen etwas zutage gefördert; sein Glaube an das Vorhandensein des Schatzes war in der letzten Zeit ziemlich erschüttert gewesen, und vor einer Woche noch hätte die Mitteilung kaum mehr einen Eindruck auf ihn gemacht. Doch jetzt versetzte sie ihn in lebhafte Erregung; seit einigen Tagen, dem Abend, an dem er noch in die Kammer seiner Schwester hinübergegangen, war etwas anders geworden, obgleich er sich nicht zu sagen wußte, warum und wodurch. Für sich selbst trug er kein Verlangen nach der Auffindung des Schatzes, nur stand ihm seitdem vor Augen, er habe etwas ihm bisher unbekannt Gewesenes, eine Schwester, die vielleicht des Geldbesitztums bedürfen könne, um nicht hungern zu müssen. Was es heiße, hungrig zu Bett zu gehen, wußte er genugsam aus eigener Erfahrung, ohne je daran gedacht und mitempfunden zu haben, daß Ulrike sich oft in gleicher Weise zum Schlafen lege. Doch seit dem Abend war's ihm zu einer unerträglichen Vorstellung geworden, sie könne aus dem Hause davongehen, um bitterlich Hunger zu leiden; sie war ja seine Schwester.

und für ihre Notlage mußte er den vergrabenen Schatz ausforschen. Denn ein Gefühl sagte ihm, sie werde ebensowenig den ihr vom Vater bestimmten Mann heiraten wollen, als er zu den Jesuiten nach Cöln wollte. Nur blieb ihm nichts andres übrig als zu gehorchen, und es erfüllte ihn mit einer heimlichen Bewunderung, daß ein Mädchen die Entschlossenheit in sich hegen könne, lieber dem Schlimmsten ins Gesicht zu sehen, als sich wider Willen zu einer Heirat zwingen zu lassen.

So schlüpfte Detmar am Sonntagmorgen unbemerkt aus dem Hause fort, in seiner gespannten Erwartung kaum daran denkend, daß er zum erstenmal den Gottesdienst in der katholischen Kapelle versäume und sein Vater ihn dort vermissen werde. Wie er eilfertig über den Marktplatz ging, traf sein Blick auf eine kleine, aus den obersten Personen der Stadt zusammengesetzte Gruppe von Männern; die beiden Bürgermeister und Zinsemeister sowie eine Anzahl von Ratsherren geleiteten in ihrer Amtstracht einige fremde Herren mit gepuderten Haarbeuteln unter Dreispitzhüten auf das im Anfang des Jahrhunderts aus dem Verfall neu hergestellte Rathaus zu. Sie gaben sich Mühe, mit der üblichen Würde einherzuschreiten, doch sprach aus ihren Gesichtern nichts selbstbewußt Zuversichtliches, sondern eher eine scheue Bedrücktheit; so stiegen sie, augenscheinlich als stumme Führer, mit ihren fremden Begleitern die hohe Steintreppe des Neubaues hinan, um sich in den „blauen Saal“, den von blaugemaltem, sterndurchwirktem Gewölbe überdachten Hauptraum zu begeben, darin sie ihre städtische

Herrschergewalt ausübten. Detmar Kampens Augen streiften nur gleichgültig über den ungewohnten Aufzug hin, er setzte rasch seinen Weg zum halb in Trümmern liegenden Osthofer-Mauertor fort und traf eine Strecke jenseits desselben an der festgesetzten Stelle mit dem schon wartenden Freigrafen zusammen. Der empfing den Ankömmling mit lautem Ruf: „Heut kriegen wir ihn! In der Stadt kriegen sie's auch, aber werden lange Nasen zu dem Fund machen. Geschieht ihnen recht, wenn sie selbst untergegraben werden, das gibt einen Schatz, den niemand wieder heraufzuholen mit dem Grabscheit arbeiten wird."

Das verstand der junge Hörer nicht, doch erhielt er auf eine Frage die Erläuterung: „Alle Krüge gehen so lange zu Wasser, bis sie brechen, bei uns sind sie so wacklig von Sprüngen, daß bloß noch ein letzter Knacks dazu gehört. Gestern abend hat ein Fuhrwerk drei Herren aus Berlin hergebracht, die 'mal die Nase hier in den Suppentopf stecken und probieren wollen, was drin gekocht wird. Schmecken wird's ihnen nicht und denen vom Rat noch weniger; in Berlin wohnt ein Mann, der sich auf den richtigen Geschmack versteht. Ich glaube, unsre Bürgermeister, und was dran hängt, haben ausgekocht und müssen sich ihr Brot anders verdienen, die Butter werden sie wohl nicht mehr so dick draufstreichen. Mit dem Wählen und sich von guten Freunden wählen lassen ist's in Soest vorbei, wie allerwegen anderswo; für die Butterliebhaber mag's zum Zahnknirschen sein, ich lache dazu."

Aus einigem ihm in letzter Zeit zu Gehör Ge-

kommenen dämmerte jetzt Detmar ein Verständnis auf, welche Bewandtnis es mit den fremden, ins Rathaus geführten Herren habe, und er versetzte: „Ihr lacht dazu? Wenn die Beamten bei uns von der preußischen Regierung eingesetzt werden, da bleibt Ihr wahrscheinlich auch nicht länger Freigraf.“

Aber dabei warf sich dieser, in Wirklichkeit auflachend, in seine breite Brust. „Hoho, du faselst noch wie der Säugling bei der Muttermilch! Ein Freigraf kommt und geht nicht, er ist da wie dieser Eichbaum und hat seine Wurzeln im Grund. Ihn draus herauszureißen hat nichts auf der Welt die Macht. Einen Freigrafen kann niemand absetzen, denn Karl der Große hat ihn eingesetzt, und er ist älter als die Eiche da. Könige können abgesetzt werden, aber ein Freigraf bleibt, was er ist, solange er Luft in der Lunge hat, und fordert die Könige vor seinen Richtstuhl. Nun wollen wir mit den Beinen auslangen, sie haben ein gutes Stück Weg vor sich.“

Gobel Hesses Ausrüstung ließ erkennen, er habe für die Bedürfnisse des Tages vorgesorgt. Auf dem Rücken trug er einen mit Mundvorrat versehenen Schnappsack, in dem der Schatz untergebracht werden sollte, und an der rechten Hüfte hing ihm eine bauchige, „Lebenswasser“ enthaltende Kürbisflasche, wie sie schon in Vätervorzeiten als Wegtrunkbehälter gedient. Seine linke Seite zeigte sich mit einer am Gurt befestigten, genickfängerartigen kurzen Hiebwaffe bewehrt, während eine alte, wohl noch aus dem Dreißigjährigen Krieg herstammende halbverrostete Steinschloßflinte auf seiner Schulter lag. In

der scheckigen Kleidung und einem schuhbreit-umkrämpten, befederten Filzhut bot seine Erscheinung so etwas Groteskes, hätte in Cöln die Mutmaßung einer Faschingsvermummung mit aufgesetzter närrisch gefärbter Perücke und Nase erregt. Doch aus seinem Gesicht sprach auch beim lustigsten Lachen unwankbare Überzeugung von der Würde und höchsten Machtbefugnis des Freigrafen hervor, des alles überdauernden ältesten obersten Richters auf der roten westfälischen Erde.

Ein prächtiger Maitag war's, Bäume und Büsche standen im ersten frischen Laubgrün, und beim Wandern hielt die Zunge Gobel Hesses kaum einmal im Reden an. Erinnerung an eine alte Begebenheit wachte ihm auf, er sagte: „So hat's an dem Tag auch ausgesehen, als der Maigraf wider den Cölnischen Oberpfaffen zog. Dazumal, dreihundert Jahre sind's her, begingen die Bürger zu Soest noch das Maifest, ritten mit Panzer, Schwert und Lanze aus, um die alten Winterriesen ganz tot zu machen, daß der Frühling sicher ins Land hereinkommen könnte. Aber an dem Morgen hatten sie was andres im Sinn, hielten sich durchs Welburger Tor gegen Mittag und hieben im Arnsberger Wald Äste und Zweige zu Haufen von den Buchen. Damit deckten sie Rosse und Reiter dicht zu, zogen weiter, und als sie gegen Arnsberg kamen, das dem Erzbischof zugehörte, meinten die in der Stadt, ein Wunder sei's, der Wald habe Beine gekriegt und komme zu ihnen zum Besuch. So merkten sie erst, was es sei, als die Soester schon mit ihren Kriegswaffen zwischen ihnen und durchs Tor in die Stadt hinein waren, und die

Bischofstruhen mit Geld in Arnsberg verspürten's alsbald auch, denn der Maigraf und seine Leute ließen keinen roten Heller drin, sondern ritten schwer bepackt nach Haus zurück. Mit solcher Beute wollen wir heut auch heimkommen und 'mal einen Schluck drauf in die Kehle schütten."

Der Sprecher blieb stehen, trank aus dem Kürbishals und reichte die Flasche seinem Begleiter zu gleichem Tun hin. Dem brannte indes der unbekannte Trunk beizend auf der Zunge, so daß er rasch wieder absetzte und um etwas vom Mund zu bringen, fragte: „Wir gehen heute nach Mitternacht, wohin sollen wir?"

Der Freigraf antwortete: „Auf Hamm zu, Haus Mark heißt's, wohin wir wollen. Es hieß 'mal so, aber die Schweden haben nur einen Steinhaufen davon übrig gelassen."

„Was war's denn vordem?"

„Die Stammburg der großen Grafen von der Mark, die nachher auch Herzöge von Cleve wurden. Von denen war vor dreihundert Jahren einer, den sie zum Spott „Johannecken mit den Bellen" hießen, weil er burgundisch an Wams und Hosen und auf den Schuhen mit langen Schnäbeln silberne Schellen trug; ein Bild von einem Sohn oder Sohnessohn von ihm, das der „Trippenmeker", der Maler Aldegrever gemacht, hängt noch in der Patrokluskirche, wenn du's gesehen hast, mit dem sonderbaren Haar wie aus Stahlspänen. Aber das Johannecken hatte auch gehörige Haare auf den Zähnen, und als die Soester 'mal vor den Cölner Pfaffen zu arg in Nöten waren, da wählten sie den Bellenjunker zu

ihrem Schutz- und Landesherrn, und er klingelte mit seinen Schellen den anrückenden erzbischöflichen Waffenknechten um die Ohren, daß sie bald des Bleibens überdrüssig wurden und das Wiederkommen vergaßen. So kam unsre Stadt unter die Oberhoheit der Herzöge von Cleve, und als im vorigen Jahrhundertsanfang der letzte von ihnen gestorben war, nach dem großen Krieg als Erbschaft an Brandenburg. Grafen von der Mark, ihre Vettern, die nicht mehr Landesherren waren, haben aber noch länger gedauert, wie lange, weiß ich nicht, glaube bis in unser Jahrhundert herein. Wo sie gehaust haben, kann ich auch nicht sagen, jedenfalls nicht in dem Haus Mark, ihrer Geschlechtsstammburg, denn in der wohnen nur noch Eulen und Krähen."

Detmar hörte gern zu, wenn Gobel Hesse bald dies, bald das aus seiner vollgestopften Vorratskammer alter Geschichten herausholte; die letzte, die eines Gemäldes des zu seiner Zeit im 16. Jahrhundert weitberufenen Soester Malers und Kupferstechers, Heinrich Aldegrever, mit dem Beinamen Trippenmeker, Erwähnung getan, ließ ihn antworten: „Ja, das Bild hab ich einmal gesehen, mir fiel auch die Haarfarbe an dem Kopf auf, bei einem lebendigen Menschen ist sie mir nie so zu Gesicht gekommen. Aber was hat Euch neuerlich darauf gebracht, daß in den Resten von dem Haus Mark der Schatz versteckt ist?"

Der Befragte kniff eins seiner kleinen Augen zu, pfiff vor sich hinaus und erwiderte: „Der Wind hat's mir geweht, was für einer, ist gleich. Er fuhr mir in der Nacht übers Bett, und da sah ich all das

Goldgeglitzer in einem Mauerloch vor mir, daß ich nur die Hand danach zu recken gebraucht hätte —."

Das hatte er merkbar nicht getan, weil er's nur im Traum gesehen, und als ganz zufriedenstellend schien ihn selbst die Antwort nicht zu bedünken, denn er brach ab und setzte hinzu: „Sag 'mal, wie steht's noch in deinem Buch, als der Jäger von Soest in den wüsten Edelhof kam, wo er zufällig durch den Schuß den Platz fand, an dem der Schatz lag? Da war eine Dirn drin, glaub ich, der eine Geiß zwischen die Mauern hineingelaufen, und die wollte sie wieder herausholen —."

Zu merken war's, daß Gobel Hesses Wissen und Zuversicht auf ziemlich wackligen Füßen stehe und ihm dran gelegen sei, aus der Belesenheit seines Begleiters etwas Anhaltgebendes in Erfahrung zu bringen. Detmar Kampen aber gab's willkommenen Anlaß, zur Beihilfe auch seine Kenntnisse ins Licht stellen zu können, und er teilte mit, was sein Buch darüber berichtete. Zu der Geißhirtin war in den verfallenen Hof eine Jungfrau gekommen, hatte ihr in einer Mauerecke ein Körblein mit Kirschen gezeigt und sie geheißen, davon zu nehmen und dann fortzugehen, aber ohne sich umzuschauen, damit ihr nicht etwas Arges widerfahre. Darüber war das Mädchen, noch ein ganz junges Ding, sehr in Schreck geraten, hatte zwar zugegriffen, doch in der Angst nur sieben von den Kirschen genommen. Als sie aber danach rasch weggelaufen und in den Wald herausgekommen, hatte sie sieben goldene Geldstücke in der Hand gehabt.

Befriedigt nickte der Freigraf dazu und sagte

beim letzten einfallend: „Na ja, klarer kann nichts sein, als daß die von dem Schatz herrührten, und das dumme Ding hat sie nur zuerst für Kirschen angesehen; natürlich waren's auch drinnen schon Goldstücke, denn daß solche Wunder geschehen, muß man sich nicht aufbinden lassen. Es geht alles mit richtigen Dingen zu, dafür sind wir Protestanten, du ja freilich nicht, obgleich mir's immer so vorkommt, als müßtest du's eigentlich auch sein. Siehst du, der Schatz ist also da, und wir müssen nur die richtige Stelle finden. Da sind wir schon bei den Hungerleidern, das geflickte Dach des Ritters sieht drüben über den Busch her.

Sie waren rasch ausgeschritten und befanden sich schon seit Stunden in menschenloser Einsamkeit, ihren Weg zwischen Sumpfbrüchen, die mit hochaufgewuchertem Buschgestrüpp und Wald wechselten, hindurchsuchend; nächtliche Wolfsfährten zeigten sich da und dort an Feuchtstellen auf dem Boden ausgeprägt. Detmars Blick folgte der nach einem halbsichtbaren Bauwerk hindeutenden Hand Gobel Hesses und fragte: „Was für ein Ritter wohnt dort?"

Schallend lachte der Freigraf auf. „Das ist eine noch lustigere Geschichte, als die vom Johannecken mit den Bellen, zwei Narren sind's und nicht vom Gräberspaten eingescharrt, sondern noch heute lebendig. Unter dem Dach da sitzt der Ritter Hans Quade, und eine Stunde durch den Wald ebenso der von Hornstadt, Hans Erich. Nach ihren Aussagen stammen sie beide von Adelsgeschlechtern, ich glaube schon vor der Sündflut her, und die Balken über ihren Köpfen hat der Wurm ganz gleich durchgefressen, daß ihnen das

Holzmehl gelb auf die grauen Haarsträhne regnet, dadurch sparen sie den Puder. Für ihre Augen sind's noch Edelhöfe, drin sie hausen, wenn auch ein Bauer von Ansehen kaum sein Vieh so unterbringen möcht, und beiden hilft der Schmalhans als dritter getreulich ihre Suppe im Topf umrühren. Aber spinnefeind sind sich die beiden Hänse, das liegt ihnen denn wohl auch schon seit ein paar Jahrtausenden im Blut, daß die von Quade und von Hornstadt seit so lange immer damit zur Welt gekommen sind. Diese haben sich deshalb, vor wieviel Jahren weiß ich nicht, einmal ebenbürtig auf Tod und Leben gehauen, gestochen und geschossen, dem einen fehlt davon ein Stück Fleisch im linken Arm und der andre hat ein Bleistück im rechten; ein Ohr ist ihnen auf derselben Seite dabei weggekommen. Aber damit waren sie nicht zufrieden und rennen und schleichen seitdem tagtäglich stundenlang mit Flinte und Saufang in dem Wald zwischen ihnen herum, um sich blaue Bohnen in den Leib zu jagen; der Ritter, glaube ich, schwört auf den preußischen König und der Edle auf den französischen. Wieviel Pulver sie schon nacheinander verknallt haben, läßt sich nicht ausrechnen, denn beide sind halbblind vom Star und sehen auf zehn Schritte einen alten Weidenstrunk für ihre Zielscheibe aus Haut und Knochen an. Eine Stunde noch wird's wohl gut bis zum Haus Mark hin sein, und die Sonne will schon bald Mittag machen, wir müssen uns sputen."

Detmar war noch nie so weit nordwärts vor die Stadt herausgekommen, eine völlig leblose Wildnis lag rundum, und die neue Erzählung seines Ge-

fährten versetzte ihm die Phantasie in Tätigkeit, daß auch er in einem grauen, halb von Unterholz verschleierten Baumknorren eine gebückt heranschleichende Menschengestalt zu sehen meinte. Auch jetzt gab's noch, wie zur Zeit des Simplicius, Wunderliches auf der Welt, wovon zu Haus und auf der Schulbank keine Ahnung anrührte, und er hätte gern einen der beiden sich spinnefeindlichen Hänse zu Gesicht bekommen. Sie gingen nun durch beinah dämmerhaftes Walddunkel, da zuckte plötzlich ein Feuerschein auf, ein Schuß knallte, und unweit von ihnen fuhr eine Kugel klitschend durch Gezweig und Blattwerk. Zugleich aber sprang Gobel Hesse vor und rief mit donnerndem Ton: „Halt! Der Freigraf befiehlt! Wer hat hier geschossen? Ihr seid's, Ritter von Quade. Ich habe Euch erkannt. Euer Gewehr nieder!"

Von solcher Wucht hatte Detmar die Stimme seines Weggenossen noch nie gehört, ihr Pathos klang, als ob wirklich eine hochgebieterische Macht daraus spräche. Auch auf Hans von Quade, einen langhageren, hohlgesichtigen Fünfziger in verschlissenem Anzug mit einem alten Wehrgehenk und Kreuzgriffschwert dran über der Hüfte blieb das laut nachdrückliche Geheiß nicht ohne Wirkung; er kam aus seinem Hinterschlupf hervor und versetzte etwas kleinlaut: „Waret Ihr's, Herr Freigraf? Habe ich nach Euch hingeschossen? Ich glaubte, es wäre der von Hornstadt." Gobel Hesses kleine, aber gute Sehwerkzeuge liefen herum, faßten eine Bewegung im Unterholz nach der andern Seite hin auf, und mit vergnüglichem Mundzwinkern stieß er aus: „Der kommt von daher!" Doch hinterdrein rief er wieder

donnerstimmig: „Edler von Hornstadt! Der Freigraf befiehlt Euch, haltet Euer Gewehr im Zaum und vom Schwertgriff den Daum! Wo der Freigraf steht, ist Landfrieden bei Femacht und Bann!"

Ein ungefähr gleichaltriges Widerspiel dessen von Quade trat überrascht aus dem Busch, untersetzt und dickleibig, doch ebenfalls mit Flinte und Hiebwaffe gerüstet und ungeachtet der Beleibtheit nicht weniger Aushungerung im Gesicht tragend. In einiger Entfernung blieb er ungewiß stehen, während Gobel Hesse, sich auf die Zehen reckend, fortfuhr: „Auf heute über acht Tage um acht Uhr lade ich euch beide vor meinen Freistuhl bei den Steinbüschen, da will ich euch hören und Rechtsentscheid in eurer Sache fällen. Jetzt aber ist Mittagsstunde und lade ich euch bei mir zu Tische. Die Sitze sind hergerichtet, nehmt eure Plätze ein."

Er legte den Schnappsack auf eine Baumwurzel ab, holte Brot, kaltes Fleisch und gesottene Eier daraus hervor; lesbar drückte sich in seinen Zügen Befriedigung über den von ihm eingeflößten Respekt aus. Die beiden sich nach dem Leben Stellenden traten bis auf fünf Schritte Zwischenraum gegeneinander heran, hoben gleichzeitig die Hände zum Gruß an ihre regenverwaschenen Hüte auf, und Hans von Quade nahm zuerst das Wort: „Ich salutiere Euch, Edler von Hornstadt. Ist's Euch genehm, daß wir nach der Forderung des Freigrafen für heute unsre Waffen in Stillstand versetzen?" Der Befragte erwiderte: „Ich entbiete Euch Gegensalut, Ritter von Quade. Wenn es Euch konveniert, bin ich ein-

verstanden, daß die Waffen für diesen Tag zwischen uns ruhen.“

Die zweite Ladung des Freigrafen schien auf beide noch größeren Eindruck geübt zu haben als die erste, verstärkt durch den Anblick der aus dem Sack zutage geförderten Vorräte. Mit Anstand, wie wenn sie sich an eine gedeckte Tafel niederließen, nahmen sie in hockender Stellung aufgekrümmte Baumwurzeln als Sitze ein und die ihnen zugereichten Eßwaren in Empfang; ihre Hände faßten mit vornehmer Lässigkeit danach, aber die Zähne bissen lüstern in das Brot und Fleisch; dazwischen ging die Kürbisflasche von Mund zu Mund. Detmar Kampen saß auf einer Moosbrüstung und wußte nicht, ob er wache oder träume; in einem kamen die beiden Tischgäste im Wald ihm lebendig possenhaft-verrückt und wie zwei unter alten Gräberplatten heraufgestiegene unwirkliche Schattengestalten der Vergangenheit vor. Gobel Hesse führte die Unterhaltung; offenbar war er höchlichst belustigt, doch sprach, was ihm durch die Zähne geriet, durchaus ernsthaft: „Ihr Herren seid beide gegeneinander im Vorteil und Nachteil und müßt zu einem Ausgleich übereinkommen. Bei Euch, Edler von Hornstadt, dürfen Schuß und Hieb, die Euch am äußeren Leibesumfang treffen, keine Gültigkeit haben, und Kugeln, die Euch unterm Knie ins Bein fahren, Ritter von Quade, müssen nicht gerechnet werden. Beim ritterlichen Turnier ist Vorschrift, daß Licht und Wind auf beiden Seiten gleich bemessen sind, also auch Länge und Kürze; das werde ich euch am nächsten Sonntag auf meinem Freistuhl noch genauer nach dem Zollmaß vorschreiben. Jetzt

haben wir andres zu tun, denn mein Begleiter und ich sind auf der Suche nach einem vergrabenen Schatz. Kann einer von den Herren uns die nächste Richtung nach dem Haus Mark angeben? Ich bin nie dorthin gekommen, und wir könnten unnötigerweise Umwege machen."

Merklich war dem Sprecher das unerwartete Zusammentreffen mit ihnen sehr willkommen, denn er wußte selbst nicht weiter, wohin, und hatte sie vermutlich deshalb zu Gast gebeten. Zwischen den Augenlidern beider aber glimmerte es gleicherweise bei dem Wort „Schatz" auf, sie sprangen zugleich in die Höh und erklärten sich als Führer nach dem Ziel bereit. Der von Hornstadt hielt jedoch den Fuß noch an und sagte mit höfischer Artigkeit: „Ihr seid der Ältere, Ritter von Quade, Euch gebührt der Vortritt." Allein der Angesprochene versetzte: „Eure Abkunft ist so alt, Edler von Hornstadt, als die meinige, es geziemt, daß wir nebeneinander gehen." So schritten sie, da ihre Waffen heut ruhten, Seite an Seite als Wegweiser durch den Wald voran, und Gobel Hesse folgte ihnen nach. Detmar ging etwas hinterdrein; er hatte im Durst einen tüchtigen Schluck von dem ungewohnten Lebenswasser zu sich genommen, ihm flimmerte es vor den Augen, und ihre Lider nickten bisweilen herunter. Er setzte die Füße nicht bei klarer Besinnung vor, denn ab und zu blinkte und funkelte etwas vor seinem Blick. Das war der Schatz, den er heimbringen mußte. Nicht für sich, ihm konnte der nichts nützen, aber für seine Schwester. Denn die war schön und sollte keinen Mann heiraten müssen, den sie nicht wollte.

Wie er so einmal die Augen aufschlug, lag kein Walddämmern mehr um ihn, sondern im offnen Sonnenschein ragte etwas halb geisterhaft Anblickendes nah vor ihm in die Luft. Altes zerschartetes und verwittertes Gemäuer, vielfach kreuz und quer durcheinander geschoben, dazwischen abgebrochene Stumpfreste von Türmen und Giebelwände, die noch mit aufgetreppten Zacken hoch gegen das Himmelsblau standen. Er kannte manche verfallene Adelshäuser in der Umgegend von Soest, doch eine Trümmerstätte von solcher Ausdehnung hatte er noch nicht gesehen. Eine weitgestreckte Tiefburg mit großem Hochbau in der Mitte war's gewesen, augenscheinlich der Schloßsitz eines stolzen Geschlechtes; den ehemaligen, wasserlos gewordenen Ringgraben füllte dichtes Gestrüpp aus, von einem weggeschwundenen Tor war nichts als ein paar Steinbrocken geblieben, und der Zugang stand frei offen. So sah man ins Innere vorauf, unterschied noch eine Menge größerer Räume und kleinerer Gelasse, deren Boden überall aufgehöckerter, kärglich von Moosen und Unkraut überwucherter Schutt bedeckte. Einstige Hofplätze dagegen ließen saftiges Gras wie kleine Wiesenflecke erscheinen, zwischen denen sich Buschwerk aller Art und eine Anzahl hochstämmiger Buchen aufgehoben; schmächtiger nickten da und dort von den Mauern in den Fugen angesiedelte Birken und Ebereschen herunter. Über dem Ganzen lag eine hauchlose, wie gespenstisch anrührende Stille, und vor den geöffneten Augen Detmars nahmen auch die wunderlichen Gestalten der beiden lautlos mit gereckten Hälsen stehenden Abkömmlinge altadliger Sippen etwas

Gespensterhaftes an. Vor ihm sagte jetzt die Stimme des Freigrafen: „Haus Mark — man sieht's ihm an, darin steckt's“, und dem jungen Hörer ging daraus erst auf, wohin sie gekommen seien. Eine Scheu befiel ihn, geräuschvoll aufzutreten, er folgte auf den Zehen den andern nach, die sich in das Mauerlabyrinth hineinbegaben. Gobel Hesse schritt voran, doch wußte er merkbar nicht, wohin er sich halten solle, bis ihm einmal auf einem der freieren Räume plötzlich vom Munde fuhr: „Da sind die Geißen der Kirschendirn — siehst du, daß ich recht hatte — im Haus Mark ist er versteckt.“ Er wendete sich triumphierend gegen Detmar Kampen um und deutete nach zweien an einem Buschrande unter dem Schatten eines aufgeschossenen Baumes halb sichtbar hervorlugenden braunen Ziegen; über das, was weiter geschehen müsse, war er sich nicht recht klar und fragte raunend: „Wie machte es doch der Jäger von Soest? Schoß er nicht gradzu auf die Mauer los und an der Stelle war's?“ Detmar nickte, und gleich darauf ballerte ein Schuß aus der alten Muskete des Freigrafen gegen ein Stück Gemäuer, daß Steinsplitter und Mörtel davonflogen. Aufkreischend stob ein Ohrkauz aus einem dunklen Versteck und taumelte geblendet in die Luft, zugleich tönte von dem Busch her noch ein andrer Tierlaut, halb fauchend, halb zischend, und es schnellte sich daneben hurtig an einem dicht mit außerordentlich großem, rundgeformtem Efeulaub umsponnenen Buchenstamm etwas zu seinen Astgabeln in die Höh. Der Blick des Edlen von Hornstadt hielt sich grad dorthin gewandt, so nahm er's gewahr, stieß aus: „Eine Wildkatze oder ein

Luchs!“ und sprang drauf zu. Seinen Flintenhahn spannend, hob er den Lauf bis unweit an den langhaarigen Pelz des erschreckt geflüchteten Geschöpfes auf, das nach Katzenart eng an den Ast geduckt lag, so daß nur sein halb vorlugender, stahlfarbig aus dem Blättergrün schimmernder Kopf mit zwei hellen, fast grellen Augensternen sichtbar ward. Doch wie der Zielende im Begriff stand, abzudrücken, rief Detmar Kampen, der neugierig mit hinzugekommen: „Das ist kein Tier, das ist ja ein Mensch!“ Zu spät war's, denn der Schuß entlud sich, aber unwillkürlich hatte er bei seinem Ausruf mit der Hand nach dem Flintenrohr geschlagen, dies aus der Richtung gebracht, und die Ladung schmetterte knatternd seitwärts durchs Gezweig.

Der Freigraf war auf die von ihm getroffene Mauer zugelaufen, stand indes enttäuscht davor. Ein Stück vom Stein war wohl weggesprungen, doch kein Loch entstanden, und es zeigte sich keine Spur von goldenem Glimmern und Gleißen; Nachbohren mit dem Finger nützte auch nicht das geringste. Jetzt ließ der zweite Knall ihm den Kopf herumfahren, mißmutigen Gesichts ging er zu den andern hinüber und sagte: „Meine Stelle war nicht die richtige, der Jäger von Soest muß es anders gemacht haben. Wohin habt Ihr geschossen?“

Detmar antwortete für den Befragten: „Nach jemand da auf dem Baum,“ und Gobel Hesse folgte mit den Augen dem Fingerzeig, doch brachte er gleich darauf frohlockend vom Mund: „Das ist — das muß ja — da haben wir ja alles, was wir brauchen, die Geißendirn —“

Abbrechend drehte er sich mit strenger Würdemiene gegen den Urheber des Schusses: „Es ist Euer Glück, Edler von Hornstadt, daß Ihr nicht getroffen habt, sonst hätte ich wegen Mordtat den Blutbann über Euch fällen müssen." Seine Hand winkte nun nach dem Geäst auf, und er gebot dazu: „Komm herunter! Ich bin der Freigraf, wo der ist, kann dir nichts geschehen."

Einen Augenblick regte sich droben noch nichts, dann aber glitt etwas behend durch den raschelnden Efeu am Stamm herunter, und von ihm abspringend stand offenbar wirklich eine junge, etwa vierzehnjährige Dirne da. Der Irrtum des schwachsichtigen Schützen fiel jedoch begreiflich, denn auf den ersten Blick nahm sie sich in der Tat fast wie ein Luchs oder eine Wildkatze aus. Ihre Bekleidung schien nur aus zwei zusammengenähten, ihr sackartig von den Schultern niederhängenden Wolfsfellen zu bestehen; daraus sahen oben bloße, schmächtig magere, von dürftiger Ernährung zeugende Arme heraus, während unten die bis zum Knie sichtbaren, ebenso nackten Beine sich augenscheinlich durch vielfache Benutzung zum Springen und Klettern kräftiger entwickelt hatten. Die Gestalt war schlankwüchsig und hoch für ihr Alter, machte den Eindruck außerordentlicher Geschmeidigkeit; was zu der Täuschung beigetragen, war ihr langes, lose fliegendes Haar von eigentümlich heller, fast einen silberigen Schein auswerfender Farbe, die zwischen dem Laubwerk an den Kopf eines Luchses erinnern gekonnt. In gewisser Weise taten's auch ihre Augen, halb scheu und halb funkelnd; in ihrer Haltung lag ein Anzeichen, daß sie drauf lauere,

davon rennen zu können, doch sich vor den Gewehren fürchte; Furcht vor diesen hatte sie vermutlich auch bewogen, dem Geheiß zu gehorchen und vom Geäst herabzukommen. Gobel Hesse fragte jetzt: „Hast du die Kirschen gekriegt? Zeig uns, wo lagen sie?“ Seine Vorstellung war merkbar vollständig von dem Bericht des Simplicius über seine Auffindung des Schatzes eingenommen; das Mädchen begriff indes die Frage nicht, verstand nur das Wort Kirschen, wiederholte es mit einem knirschenden Ton und schüttelte den Kopf dazu; das schien besagen zu sollen, Kirschen wüchsen in der Ruine nicht. Der Ritter von Quade hatte sie neugierig beschaut, äußerte jetzt: „Das Wicht ist doch kein's, es hat Sprunggelenke wie eine Rehgeiß“, und er bückte sich, zur Bestätigung für seine blöden Sehwerkzeuge mit der Hand nach einem ihrer Fußknöchel zu fassen. Doch sie schnellte sich mit einem Sprung zur Seite neben Detmar Kampen hin, als ob sie bei ihm auf einen Schutz hoffe; vermutlich hatte ihr Blick von oben her wahrgenommen, daß seine Hand den auf sie angelegten Flintenlauf weggeschlagen. Der Freigraf fragte nun: „Wer bist du?“ und sie antwortete diesmal mit einem gurrenden Laut, der wie „gritt“ klang; als er wiederholte: „Ich frage, wie du heißt“, kam's nur nochmals ebenso von ihrem Munde: „gritt“. Detmar überlief's wunderlich dabei, denn eine wie greifbar lebendige Vorstellung drängte sich ihm auf: So mußte nach der Schilderung in seinem Buche der Simplex im Schafsrock vor dem Einsiedler gestanden und auf dessen Frage geantwortet haben: „Ich heiße Bub.“ Gobel Hesse kratzte sich am Ohr, seine Über-

zeugung, in der Geißhirtin die nötige Beihelferin gefunden zu haben, schien stark herabgemindert zu sein; hörbar mit nur wenig Erwartung redete er sie noch einmal an: „Weißt du, wo der Schatz ist?“ Zwischen ihren kleinen, weiß wie die da und dort aus dem Schutt aufgewucherten Schlehdornblüten schimmernden Zähnen sprach sie zischend das Wort „Schatz“ nach, und kurz flog's zuckend wie ein Lachversuch um ihre Lippen. Der Freigraf stand ärgerlich von weiteren Fragen ab: „Das ist ein blödköpfiger Fratz; wir müssen selbst suchen, komm!“ Die Aufforderung galt Detmar, der, ihr nachkommend, mit Gobel Hesse davonging; doch „das Wicht“, wie Mädchen im Volksmund auf der roten Erde benannt wurden, hielt sich in seinen Fußstapfen hinter ihm, und ihr folgten die beiden Ziegen nach, zu denen sich noch ein paar andre gesellten. Ihm fiel ein, daß der Einsiedler dem Simplicius zu essen gegeben habe, und sich nach ihr umdrehend, fragte er einmal: „Hast du Hunger?“ Wie sie mit aufglimmernden Augen dazu nickte, holte er eine bei dem Mittagsmahl von ihm nicht aufgezehrte Brotschnitte hervor und reichte sie ihr hin; erst stutzend, griff sie dann schnell mit der langfingrig mageren Hand zu und ließ ihre Zähne begierig in die Rinde hineinknirschen. Der Freigraf stellte hin und wieder an besonders aussehenden Stellen der verfallenen Mauern Nachforschungen an, doch überall gleich erfolglos; sein Gesicht ward immer mißmutiger, bis er einmal ausbrach: „So nützt es uns nichts und laufen wir hier wie blinde Maulwürfe herum. Du mußt erst besser in deinem Buch nachlesen; mit der Geißhirtin und

den Kirschen hast du mich auf eine falsche Fährte gebracht, sonst hätte ich den Platz längst gefunden. Aber so ist's für heute umsonst."

Diese Erkenntnis war den beiden Hänsen schon früher aufgegangen, sie hatten ihre alten Flinten wieder geladen, standen, von der weiteren Teilnahme an der Schatzsuchung ablassend, nebeneinander, und der Ritter von Quade sagte: „Es hat mich kontentiert, Edler von Hornstadt, mit einem mir gleichbürtigen Edelmann heute einige Stunden zu konversieren; dessen wird man sonst in unsrer deplorablen Zeit nicht mehr teilhaftig. Genehmigt die Reverenz meiner Reconnaissance und Hochachtung. Wenn ich morgen die Ehre genieße, Euch wieder zu begegnen, werden unsre Waffen sich wieder miteinander messen." Der Angeredete versetzte: „Die Distinktion und das agrément sind mir zuteil geworden, Ritter von Quade, und ich ersuche Euch, meine Erkenntlichkeit dafür in Empfang zu nehmen. Bei einem Gegner von solcher Noblesse der Geburt und Reputation weist die Kontinuation unsres Turniers mir die größere Auszeichnung zu." Eigentümlich war's, daß sie bei ihrem Sprachgemengsel sich nicht mit „Sie", sondern mit „Ihr" anredeten; es machte den Eindruck, als fühlten sie sich durch ihr uraltes Abkunftsbewußtsein verpflichtet, an der Sprechweise ihrer Ahnherren untereinander festzuhalten. Nun salutierten sie sich wechselseitig und trennten sich nach rechts und links ihren verfallenen Behausungen zu. Zweien Spukschatten ähnlich schritten sie zum Wald zurück, doch warfen sie selbst keine Schatten mehr. Der Himmel hatte sich mit

einem weißlichen Dunstgespinnst überzogen, das keine Sonnenstrahlen durchließ.

Umblickend brummte Gobel Hesse jetzt: „Sind die beiden Hansnarren weg? Die Faselhänse sind auch mit schuld dran, daß wir mit leeren Taschen nach Haus kommen. Aber ihre hungrigen Schluckermäuler hätten uns die besten Bissen vorm Mund weggeschnappt, das ist wieder ein Vorteil dabei. Man muß das Gute nehmen, wie man's kriegt; wenn du besser nachgelesen hast, wo der Schatz steckt, stecken wir ihn allein in die Tasche und haben nichts davon abzugeben. Hier sind wir nicht in die alte Rumpelkammer hereingekommen — du da — Wolfskatze oder was du bist — wo geht's am nächsten nach der Stadt?"

Sie waren an einer andren Seite aus den Überresten des Hauses Mark herausgelangt, der Freigraf wußte sichtlich nicht, wohin es nach Soest zurückgehe. Seine Frage hatte der jungen Dirne gegolten, die mit dem eigenen Zischlaut ihrer Stimme „Stadt" wiederholte, als ob sie über die Bedeutung des Wortes nachdenke. Dann jedoch machte ihre Hand gegen Detmar ein Zeichen, das auszudrücken schien, er solle ihr nachkommen, und ausschreitend bog sie mit den Ziegen nach rechts über einen dicht verwachsenen Bodengrund ab. Erst ging sie langsam, doch allmählich schneller, sich ab und zu umdrehend und zurücksehend, ob die beiden nachfolgten. Dies ward bald schwieriger, denn es kamen moorig feuchtbrüchige Stellen, und besonders Gobel Hesse sank mit seinem reichlichen Leibesgewicht mehrfach bis gegen die Knie hinein. Sich herauf arbeitend, stieß er

einmal grimmig aus: „Das ist ein verdammter Hexenbalg, der uns in die Sümpfe bringt! Hätte ich noch Kraut auf der Pfanne, fütterte ich ihr mit einer blauen Bohne durch die Rippen den Magen!“ Das Behaben der verdächtigen Wegweiserin war danach angetan, seinen Argwohn zu bekräftigen, denn nun lief sie wie ein windgepeitschtes Blatt weiter, daß die Ziegen in Sätzen hinter ihr drein springen mußten, und verschwand zwischen einem dunkelbelaubten Erlenbusch, doch gleich darauf sagte Detmar Kampen deutend: „Da sieht ein Dach über den Strauch her.“ — „Wo?“ — „Und rechts davon noch eins.“ — „Dann ist's ein Dorf,“ erklärte der Freigraf diese doppelte Erscheinung, „und wollen wir drauf zu. Mir war's klar, wir müßten hier herum auf eins stoßen.“

Bald stellte sich heraus, es sei in der Tat ein Dorf, wenn auch ein nur kümmerliches, kaum aus einem Dutzend verwahrloster Häuser bestehend; gleich Soest lagen auch die ländlichen Ortschaften der Börde noch herabgekommen wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, begannen erst langsam, sich aus ihrer Verwüstung und Verarmung etwas aufzuraffen. Ein paar Weiber kamen beim Anblick der Fremden vor die Türen heraus, so daß Gobel Hesse sich erkundigen konnte, ob ein Weg nach der Stadt führe. Das ward bejaht, und er wollte die gedeutete Richtung einschlagen, als er in einiger Entfernung von einer abseits gelegenen, halb zusammengebrochenen Kotte her den Wolfsrock wieder auftauchen sah; das ließ ihm noch die Frage vom Mund geraten: „Was für eine Dirn ist das?“ Jemand antwortete: „Die Gritt“,

und er fragte nochmals: „Was heißt das? So was sagte sie selber auch.“ Er erhielt indes nur die gleiche Erwiderung: „Gritt heißt sie,“ und ihm ging auf, ein Name sei's, vermutlich in der Dorfmundart aus Grete harttönig vergröbert. Eine der Frauen setzte hinzu, sie hause bei der alten Gode Sprekast, beide hätten nichts zu brechen und zu beißen und würden unnütz vom Ort gefüttert, bloß die Dorfziegen hüte sie dafür. Während dessen war die Gritt ebenso, wie sie vorhin gelaufen, herzugerannt, daß ihr das Wolfsfell über die Knie aufschlug; atemlos hielt sie einen Augenblick vor Detmar Kampen an, drückte ihm etwas, das sie offenbar aus der Hütte geholt hatte, in die Hand und schoß wieder davon. Der Freigraf wollte nicht mehr Zeit versäumen, sondern setzte die Füße auf dem angewiesenen Weg vor; erst nach einer Strecke fiel ihm ein, zu fragen: „Was wollte der Wolfsbalg denn noch und hat er dir gegeben?“ Das konnte Detmar selbst nicht aufhellen, nur zeigen, was er verwunderlich in der Hand hielt, eine alte Silbermünze mit einem draufgeprägten Mannskopf; am Rand war eine Öse angelötet und durch sie eine Bindfadenschnur gezogen. Gobel Hesse sagte: „Ein Geldstück? Das ist kurios, wenn eine nichts zu brechen und zu beißen hat.“ Aber bei genauerer Besichtigung fügte er nach: „Das gilt nichts mehr und hat wohl nie was gegolten, ist bloß ein Schaustück gewesen.“ Und nach einer Pause fragte er: „Weißt du, was es vorstellt?“ nahm jedoch und auch mit Recht an, daß sein Begleiter es nicht wisse, und fuhr fort: „Darauf versteht ein Freigraf sich, ein Amulett ist's, wahrscheinlich vom großen Krieg her,

auf der Brust um den Hals zu tragen, darum sind die Öse und die Schnur dran. Das Bauernvolk hat keine Vernunft im Kopf und glaubt, so was macht sicher vor bösem Blick, Pestilenz, Flintenkugeln, Blitz und Hagelschlag. Die Gritt muß auch nicht richtig im Kopf sein, daß sie's dir gebracht hat, denn es ist gewiß ihr kostbarstes Stück; du mußt ihr wohl in die Augen gestochen haben. Na, häng dir das Ding um den Hals, Schaden kann's ja nicht tun und vielleicht hilft's bei, daß wir das nächste Mal nicht so abziehen. Jetzt müssen wir Beine machen, sonst gießt der Himmel auch noch Wasserkübel auf unsre leeren Taschen herunter, eh wir die Köpfe wieder unter Dach haben."

Die letzte Mahnung hatte ihre Berechtigung, denn das weiße Dunstgespinnst vor der schon schräg absteigenden Sonne färbte sich zum Grau um, und es war weit zur Stadt zurück. So schritten sie hurtig aus, der rasche Gang behinderte eine weitere Gesprächsführung, indes fühlten sie beiderseitig auch keinen Antrieb dazu. Der Freigraf war doch über die Erfolglosigkeit der diesmal als unfehlbar angekündigten Nachsuche verdrossen und redeunlustig; ihn wurmte die ihm allmählich tropfenweis in den Kopf geratene Erkenntnis, er habe sich nur von einem Nachttraum nasführen lassen. Detmar dagegen ging, wie wenn er im hellen Taglicht geträumt habe und noch fortträume. Der Tag war zu wunderlich gewesen, das Zusammentreffen mit den beiden hirnverdrehten, sich nach dem Leben stellenden adligen Hänsen, die Mittagsmahlzeit im Wald, der im Sonnengefunkel geisterhaft lautlos wie aus leeren

Augenhöhlen ansehende Trümmerrest vom Haus Mark. Dann das scharfe Knallen der Schüsse in der einsamen Stille, der Schrei des wegtaumelnden Kauzes, der sich plötzlich am Baumstamm aufschnellende Luchs. Auch er hatte es dafür gehalten, erst im letzten Augenblick den Irrtum erkannt, so daß seine Hand gerade noch den losfeuernden Flintenlauf zur Seite schlagen gekonnt. Sonst wäre wahrscheinlich die Geflüchtete tot vom Ast heruntergestürzt — die Gritt im Wolfsfell — ein Mädchen als Simplicissimus, ganz so, wie seine Phantasie sich den vorstellte. Das war alles wie aus einem Traum, nur die Münze in seiner Hand ließ fühlen, es sei wirklich gewesen. Warum die Gritt ihm die gebracht und was er damit sollte, wußte er freilich nicht. Wegwerfen mochte er „das Ding" doch nicht, und es so weiter zu tragen, war lästig; dem abzuhelfen, hängte er's sich nach einer Weile mechanisch an der Schnur um den Hals.

Der Weg schien öfter in Busch und Wald ein Ende zu nehmen, so daß es Zeit kostete, seine Fortsetzung ausfindig zu machen, und zog sich Stunde um Stunde ohne ein Anzeichen, daß er wirklich nach dem Ziel hinführe, hinaus. Wenn die beiden wieder für eine Strecke weit auf offenes Land gelangten, schob sich vor ihnen eine dunkle Wolkenbank auf, langsam, doch jedesmal um ein Stück höher, ließ voraussehen, sie werde vorzeitige Dämmerung bringen. Bisweilen hielt Gobel Hesse kurz an und dämpfte seine Mißstimmung etwas durch einen Schluck aus der Kürbisflasche, die er danach seinem Begleiter zu gleichem Tun hinreichte; in der Wolkenmasse, der sie

entgegengingen, begann's mit blauem Flammenschein zu spielen. Beiden drängte sich unausgesprochen die nämliche Vorstellung auf, völliges Dunkel könne sie überfallen, nötigen, die Nacht hier außen zuzubringen, und sie beschleunigten stumm ihre Schritte so stark als möglich. Dann fuhr dem Freigrafen einmal vom Mund: „Da sind wir am Everickstor!" Eine freudige Überraschung klang aus dem Ruf, die er rasch durch die Nachfügung etwas untergrub: „Ich wußte, wir kämen hier heraus, dachte nur, es wäre noch länger hin." Eben ließ sich noch die verfallene Ringmauer mit dem Graben davor unterscheiden; nun konnten sie nicht mehr fehlgehen und mäßigten ihre Geschwindigkeit zum Atemschöpfen. Detmar Kampen kam erst jetzt, wie Lichtschein von Soest unweit vor ihnen blinkte, etwas den Tag über ihm aus dem Kopf Verflogenes in Erinnerung, und er fragte: „Glaubt Ihr, daß wir den Schatz doch noch finden, eh es vielleicht zu spät wird?" — „Pah, den habe ich das nächste Mal sicher, tu du nur das Deinige auch dazu! Warum sollt's zu spät werden?" — „Weil meine Schwester ihn früher nötig haben könnte." Der Antwortende setzte erklärend hinzu, daß sein Vater sie mit einem ihr unbekannten Manne aus Cöln verheiraten wolle; wenn der ihr nicht gefalle, sei sie entschlossen, aus dem Hause davonzugehen. Gobel Hesse richtete sich breit in der Brust auf und versetzte: „Darum braucht sie sich nicht zu kümmern. Ein Mädchen, das sich nicht verheiraten mag, kann nach Femrecht niemand dazu zwingen. Will dein Vater das, zeig's mir nur an, da lad ich

ihn vor meinen Freistuhl. Davor habe ich schon andre Leute gefordert.“

Großartig klang's, doch Tropfen fingen an vom völlig verdunkelten Himmel zu fallen, der Sprecher fügte schnell bei: „Siehst du, ich habe dich noch gerade zu rechter Zeit vor der Traufe heimgebracht. Verlaß dich nur immer auf mich, aber lies genauer in deinem Buch nach!“ Und einen Trab anschlagend, lief er durch die nächste Gasse seiner Wohnung zu.

* * *

Im Soester Rathause aber war während des Tages in der Tat das geschehen, was der Freigraf am Morgen für wahrscheinlich gehalten. Die drei aus Berlin eingetroffenen Herren hatten als abgesandte Untersuchungskommission stundenlang in mancherlei Schriftstücken, Registern, Büchern und Erlassen nachgeforscht, alles das, worüber bei der Regierung Beschwerde geführt worden, vielfältige Mißbräuche der amtlichen Gewalt voll bestätigt gefunden und sich im Besitz einer für dies Ergebnis mitgebrachten landesherrlichen Vollmacht erwiesen. In dieser stand ausgesprochen, da der Magistrat der Stadt in seiner bisherigen Zusammensetzung nicht mehr geeignet erscheine, seine Befugnis zu gedeihlichem Wohl des Gemeinwesens weiter zu üben, habe Seine Majestät der König sich dahin entschieden, die Stadt Soest nicht länger in einem unzuträglichen Ausnahmestand zu belassen, sondern sie der gleichen Verwaltungsart wie alle übrigen preußisch-westfälischen Städte zu unterstellen. Demgemäß werde Seine Majestät fortan selbst für die Ernennung der obersten

Amtspersonen auf Lebenszeit Sorge tragen und hätten die gegenwärtigen Behörden nur noch so lange ihren Pflichten obzuliegen, bis die Einsetzung ihrer Nachfolger stattgefunden habe. Mit der Verlesung dieser kurzgefaßten Kabinettsorder hatte die alte, mehr als halbtausendjährige selbständige Verfassung Soests jählings, gewissermaßen sang- und klanglos ihr Ende genommen, und nach lautloser Anhörung der königlichen Verfügung waren Bürgermeister, Zinsemeister, Richter und Ratsherren über den mittagssonnigen Marktplatz mit ihren Schatten und selbst nichts andres mehr als Schattengestalten der Vergangenheit nach ihren Häusern zurückgewandert. Sie enthielten sich wechselseitig jeder unnötigen Aussprache ihrer vom Rathause mit heimgenommenen Empfindungen, da diese unzweifelhaft in ihnen allen genau die nämlichen waren und ebenso fraglos ihre Kundgabe nach einem schon seit einiger Zeit aufgekommenen Worte nur „pour le roi de Prusse“ gewesen sein würde. Doch auch die Obsieger in dem städtischen Familienzwist nahmen, der westfälischen Art gemäß, die sich rasch verbreitende Nachricht vom Erfolg ihrer Beschwerdeführung ohne laute Triumphbezeugungen auf. Da Sonntagnachmittag war, fanden sich in üblicher Weise da und dort Volksgruppen auf Markt und Straßen zusammen, in den paar Schankstuben der Stadt ward vielleicht ein bißchen reichlicher Dortmunder Bier als sonst verzapft und eine etwas lebhaftere Unterhaltung dabei geführt als herkömmlich. Beide Verausgabungen aber gingen nicht über das von vernünftiger Bedachtsamkeit vorgeschriebene Maß hinaus, und ob auch die

Stadt Soest in gewisserweise an diesem Tag das größte Ereignis seit ihrem Ursprung erlebt hatte, machte sich doch keinerlei äußeres Anzeichen davon bemerkbar, sondern lag sie vollständig so wie immer da, als Detmar Kampen im beginnenden Regensturz an die Türwölbung unter dem ewigen Licht heimgelangte.

Hier sahen ihm die Fenster des linksseitigen großen Erdgeschoßraumes ungewöhnlich, offenbar von mehreren Unschlittkerzen erhellt, entgegen, und beim Eintritt in die Stube empfing ihn ebenfalls Ungewohntes darin. Die Abendmahlzeit stand bereits hergerichtet; am Tische saßen außer seiner Mutter und Schwester auch sein Vater, der sich in den letzten Tagen nie mehr zum Essen eingestellt hatte, und neben ihm ein fremder Mann in mittlerem Alter, doch schon fast kahlköpfig, von untersetzt-plumpem Wuchs, mit zwei wässerigen Augen im nichtssagend leeren Gesicht; nur seine Kleidung war sehr sorglich gehalten, wies durch ihre Stoffe und modischen Zuschnitt auf reichlichen Vermögensstand und einen mutmaßlich dem Kaufmannsgewerbe Angehörigen hin. Frau Utes Züge waren völlig ausdruckslos, ihre Hände beschäftigten sich mit den über das tägliche hinaus für den Gast angerichteten Schüsseln, einzig ein leichtes Zittern der Finger dabei gab eine Erregung in ihrem Inneren kund; dagegen saß Ulrike an Farbe und Bewegungslosigkeit einem aus Wachs verfertigten Bild ähnlich, die Speise auf ihrem irdenen Teller lag unberührt, nur beim Geräusch der aufgehenden Tür flog ihr Kopf mit einem Ruck nach ihrem Bruder

herum. Auch der Ratssyndikus hob aus gleichem Anlaß den seinigen; in seinem Gesicht stand das heutige Geschehnis auf dem Rathaus und ein davon in ihm angesammelter Grimm deutlich ausgeprägt zu lesen. Doch hatte er diesen in der Gegenwart des vor einer Stunde aus Cöln her eingetroffenen Besuchers gewaltsam niedergedrängt, der Anblick des Eintretenden ließ ihn indes vom Stuhl aufschnellen, ihm entgegenschreiten und herrisch die Frage vom Mund bringen: „Von wo kommst du? Du bist heut Morgen nicht in der Kirche gewesen."

Der Angesprochene sah sich jäh aus dem wie traumhaft hinter ihm liegenden Tage in die Wirklichkeit seines häuslichen Lebens zurückversetzt. Zusammenschreckend brachte er nur in gestotterten Worten hervor: „Im Wald — ich hatte — hatte vergessen, daß Sonntag sei —"

An den Schläfen Sebald Kampens waren die Adern drohend angeschwollen, das zurückgepreßte Toben in seiner Brust fand einen Gegenstand, sich zu entladen, und er stieß aus: „So geh zur Strafe ohne Sättigung zu Bett! Ich will meinem Eidam zeigen, daß Pflicht und Zucht in meinem Hause herrschen! Vorher erweise deinem künftigen Schwager hier deine Reverenz! Du wirst morgen mit ihm nach Cöln gehen und ins Seminar eintreten."

Detmar starrte den Fremden an, erst durch eine halbe Betäubung rang sich ihm das Verständnis auf, der Mann sei's, den seine Schwester heiraten solle. Dessen ganze Erscheinung aber faßte ihn mit Widerwillen an, so daß ihm halb ohne Wissen zum erstenmal im Leben eine Widerrede gegen ein Gebot des

Vaters über die Zunge geriet: „Mit dem mag ich nicht gehen — Ulrike mag's auch nicht —“

Von draußen her dröhnte ein lautes Donnerrollen in die Worte hinein, und zugleich durchschoß ein Geflacker gleich dem Widerschein eines Blitzes die Augen des Syndikus. Doch vermischte sich ein Ausdruck damit, daß er zweifle, bei dem polternden Geräusch richtig gehört zu haben. Seine rechte Hand streckte sich unwillkürlich nach einem Schrank, an dem ein gertenartiger Stock zum Ausklopfen des Staubes lehnte, indes mit gezwungen ruhiger Stimme fragte er: „Sagtest du, du magst nicht? Was nicht? Ich werde dich mögen lehren.“

Dem Sohne schoß das Blut rot zu Kopf. Etwas mochte er durch den ungewohnten öfteren Trunk aus der Kürbisflasche Gobel Hesses in einen erregbaren Zustand versetzt worden sein, so daß die ihm zugefügte, für sein Alter unwürdige Behandlung eine stärkere Wirkung als sonst auf ihn übte. Am meisten aber trug dazu bei, daß sie vor Auge und Ohr des ihm widerwärtigen Gastes stattfand, und dies brachte einen Mut in ihm herauf, zu entgegnen: „Nicht mit dem Herrn nach Cöln — ich will nicht —“

Was er nicht wolle, wußte er selbst nicht und stockte, ohne fortzufahren. Die Miene seines Vaters gab jetzt zu erkennen, er habe sich nachträglich von dem Sinn der ersten, ihm nicht verständlich gewordenen Antwort überzeugt. Doch sichtlich noch Gewalt über sich übend, versetzte er, einen Schritt näher herzutretend, nur langsam: „Was — willst du — nicht?“

„Zu den Jesuiten — ich will —“

Nochmals wiederholte Sebald Kampen in gleicher Weise: „Was willst du?“

Der Befragte war sich noch ebensowenig wie vorher klar darüber, wogegen seine Weigerung sich eigentlich richte. Verworren nur tauchte ihm eine heutige Äußerung des Freigrafen im Gedächtnis auf und verschlang sich mit dem Widerwillen gegen den Fremden, den seine Schwester heiraten sollte. Der war zweifellos um strenger Gläubigkeit willen von seinem Vater dazu auserwählt, und unvorbedacht flog Detmar aus diesem Ineinandergreifen zweier Gedanken und Empfindungen die Antwort vom Mund: „Protestantisch werden.“ Zugleich aber taumelte er zurück, denn mit heftigem Zuschlag fuhr ihm der Gertenstock in der Hand des Syndikus grad übers Gesicht. Wie Funken sprühte es vor den Augen des Getroffenen, doch flammte dazwischen etwas aus ihnen hervor, das zum Ausdruck brachte, auch in seinem Innern sei von der Vätermitgift unbändig heraufbrechenden Jähzorns enthalten. An leiblicher Kraft war er dem Vater jedenfalls gewachsen, und einen Augenblick richtete er sich, am ganzen Körper von krampfhaftem Beben durchrüttelt, hoch empor. Dann aber zuckte er zusammen, ihm war nichts andres, als schon oft ähnlich Geschehenes, widerfahren; die väterliche Gewalt war über ihm, er mußte ihrem Zwang gehorchen und wandte sich lautlos der Tür zu. Nun scholl die Stimme Sebald Kampens mit einer gebieterischen Frage auf: „Wohin willst du?“ Sie galt nicht dem Sohne, sondern der Tochter, die sich vom Stuhl erhoben hatte und gleich-

falls den Fuß gegen die Tür vorsetzte. Sie erwiderte kurz: „Mit Detmar.“

„Du bleibst hier.“

„Nein, ich gehe mit ihm.“

Sie sprach's ruhig, doch in seinen Zügen loderte, daß die Widersetzlichkeit auch von ihrer Seite ihn den letzten Rest von Beherrschung verlieren lasse. Er stieß hervor: „Eine Braut bleibt bei ihrem Verlobten!“ griff in blindem Wutausbruch nach ihrem Nacken, packte ihr langes Haar und riß sie daran nach dem von ihm für sie ausgewählten Bräutigam hin. Detmars Kopf hatte sich noch einmal umgewandt, und so lange die Worte hin und her klangen, stand er regungslos und atemlos den Vorgang anstarrend. Doch nun sprang er plötzlich vor, ein gewaltiger Stoß seiner Hände traf gegen die Brust des Syndikus, daß dieser an den Tisch zwischen klirrend umstürzendes Geschirr niedertaumelte. Blitzschnell faßte er danach die Hand seiner befreiten Schwester und zog sie mit sich zur Tür, über die Flurdiele, vors Haus ins Freie. Hier bückte er sich schnell, raffte einen Stein vom Boden, den er nach dem „ewigen Licht“ schleuderte, so daß das kleine Lämpchen in Scherben herabklirrte und seine Flamme auslosch. Dann hielt er wieder die Hand der Schwester, und beide liefen durch Regen, Blitzgefunkel und Donnergetöse in die Nacht hinaus; sie sprachen nichts, nur ihr gemeinsames Tun bekundete ihre Übereinstimmung. Für sich selbst hatte es ihm offenbar an der Entschlußkraft zur Auflehnung gegen die altgewohnte väterliche Despotie gebrochen, doch durch die Mißhandlung seiner Schwester war er jählings zu besinnungsloser Beistandleistung über-

wältigt worden. Kaum fünf Minuten mochten nach seiner Rückkehr von der langen Tageswanderung vergangen sein, und das Haus, das nie für ihn eine Heimat gewesen, lag, zum erstenmal seit Menschengedenken ohne den nächtlichen Lichtschein, wieder hinter ihm.

5.

Vielfach in kleine Stücke auseinandergetrennt, waren die dem Rhein zuneigenden westlichen Gebietsteile des preußischen Staates durch mancherlei größere und kleinere souveräne Länder weit von der östlichen geschlossenen Masse des Königreiches abgeschieden; die Entfernung vom Städtchen Soest bis nach Berlin betrug in der Luftlinie ungefähr fünf Längengrade, ward indes für die Benutzung der weitumholenden, zumeist aufs schlimmste verwahrlosten Wege noch beträchtlich verlängert. Um drei Meilen südwestlich von Berlin lag auf einer von Seegewässern umgebenen Insel die kleine Stadt Potsdam, aus einem wendischen Fischerdorfe entstanden, doch manche Jahrhunderte lang ein unbedeutender Ort geblieben, bis vom Großen Kurfürsten dort ein Schloß erbaut worden war. Seitdem war das Städtchen zu schnellerem Wachstum gelangt, besonders durch den gegenwärtigen König Friedrich den Zweiten, der nach der siegreichen Beendigung des zweiten schlesischen Krieges an der Westseite Potsdams noch ein andres, im Plan von ihm selbst entworfenes Schloßgebäude errichtet und zu seinem fast beständigen sommerlichen Aufenthalt erwählt hatte. Der nur einstöckige, aber sehr lang

hingestreckte Bau erhob sich inmitten weit ausgedehnter Gartenanlagen auf einer mäßigen, doch die Umgebung wie die Stadt überragenden Anhöhe; hochansteigend führten in der Mitte eine Steintreppe, an den Seiten abgedachte Aufstiege über ein halbes Dutzend von breiten Terrassenabstufungen, die während der Sommerzeit mit Orangenkübeln bedeckt standen, zum Haupteingang des Schlosses, dessen Gesims von zahlreichen Kolossalkaryatiden getragen wurde. Den Mittelbau des Gebäudes krönte eine flache Kuppel, von deren Vorderseite der Name „Sans souci“ herabsah. Besser als das deutsche „Ohne Sorge“ entsprach diese Benennung dem allgemeinen Geschmack der Zeit und besonders der Vorliebe des Erbauers für die französische Sprache. Nach der Vollendung des Baues hatte er am Ostende der obersten Terrasse neben der Marmorstatue einer liegend hingestreckten Flora einen Platz bezeichnet, der einst zur Gruftstätte für ihn dienen solle. In manchem äußerlich und innerlich anders geworden, als er zum zweiten schlesischen Kriege ausgezogen, hatte er, heimgekehrt, bei jener Anordnung hinüberdeutend zu einem seiner nächsten Vertrauten die Begleitworte gesprochen: „Quand je serai là, je serai sans souci.“

Unter dem Kuppeldach diente ein hoher von sechzehn weißen Marmorsäulen umfaßter Mittelraum des Schlosses als Eßsaal, der fast stets an der mittäglichen und abendlichen Tafel eine kleine Gesellschaft hervorragender und auserlesener Persönlichkeiten des Militär- und Gelehrtenstandes, nächster Vertrauter und Freunde des Königs versammelte. Dieser trug von Jugend auf einen Geselligkeitstrieb in sich

und hatte schon als Kronprinz auf dem Schlosse Rheinsberg eine ähnliche Tafelrunde um sich gesehen, als er vom despotischen Willen seines Vaters zur Vermählung mit der siebzehnjährigen, still in sich gezogenen und schüchternen Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gezwungen worden. Damals war ihm in einem Briefe der Verzweiflung an den General Grumbkow aus der Feder geflossen, er werde sich niemals in diese aufgedrungene Ehe fügen und wisse sich noch dagegen zu bewahren; ein Pistolenschuß könne ihn von allen seinen Sorgen und seinem Leben befreien. Aber er hatte sich doch der väterlichen Gewalttätigkeit unterworfen, Elisabeth von Braunschweig war als Kronprinzessin in Rheinsberg eingezogen, sorglichst beflissen, ihrem jungen Gemahl als treue Lebensgefährtin und Beschwichterin seiner täglichen Leiden unter der brutalen Willkür des Vaters zur Seite zu stehen. Eine bedachtsame Hausfrau war sie geworden und eine liebenswürdige, wenn auch nicht zu geistreicher Redeführung veranlagte Wirtin seiner Gäste, so daß aus ihren stillen, schönen Augen ein sanftes Licht über alles, was sie umgab, ausgegangen. Und über sechs Jahre lang hatte Schloß Rheinsberg viele heitere Tage der Geselligkeit gesehen, den lautlebendigen Klang zahlreicher Stimmen vernommen, die in französischer Sprache über Philosophie, Dichtung und Kunst, die höchsten Fragen des Lebens und der Menschheit tiefsinnige Betrachtungen angestellt und geistvoll-witzsprühende Unterhaltungen geführt. Zumeist als Lebhaftester, Beredtester, reich an glücklichen Einfällen, poetischen Gedanken und scharf treffender Satire der

Kronprinz Friedrich selbst, der, auch mit musikalischem Sinn begabt, oftmals vor den Gästen auf seinem Lieblingsinstrument, der Flöte gespielt. Sorglos erscheinende, nur dem Kultus der Schönheit und Wissenschaft, frohem Lebensgenuß hingegebene Jahre waren es gewesen, in denen ein fremd Herzugekommener kaum etwas von den Schatten zu ahnen vermocht hätte, die sich unablässig dunkeltrübend von Berlin her auf jedes eigne Wollen, jede Selbständigkeit und Mittätigkeit des preußischen Thronfolgers an der Leitung des Staates gelagert. Am Kaiserhof in Wien, von wo man mit Aufmerksamkeit nach ihm hinblickte, berichtete ein österreichischer Agent über ihn: Er sei von anmutigem Wesen, doch schlaffer Haltung, trage eigenes Haar, habe die Religion eines honetten Mannes, liebe schöne Künste und gute Küche, Glanz und großartiges Wesen, werde einmal alle Hofchargen neu etablieren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen; der Einfluß seiner Gemahlin auf ihn sei augenscheinlich im Steigen begriffen. In der letzten Zeit seines Aufenthaltes auf Rheinsberg ging diese Beschreibung nach der Wiener Hofburg ab und übte dort eine sehr befriedigende und beruhigende Wirkung. Sie stellte das Bild des preußischen Thronerben als das eines geistig unbedeutenden, sich nicht mit politischen Dingen beschäftigenden, nur den eignen Neigungen und Vergnügungen hingegebenen jungen Mannes von gewöhnlicher Beschaffenheit dar.

Da war am letzten Maitage 1740 der König Friedrich Wilhelm der Erste aus dem Leben geschieden, hatte seinem ältesten Sohne die preußische Krone hinterlassen, und der Schluß desselben Jahres

versah die von dem Wiener Agenten verfaßte Schilderung des Thronfolgers mit einer eigentümlichen Erläuterung. Denn im Dezember drang der König Friedrich der Zweite mit einem Heere in Schlesien ein, um von der Kaiserin Maria Theresia verweigerte Rechtsansprüche seines Hauses durch Waffengewalt zur Geltung zu bringen. Die Rheinsberger ländliche Idylle war jähen Schlages beendigt, an ihre Stelle trat für ihn Jahre hindurch das Feldlager mit unterlaßlosen körperlichen und geistigen Anspannungen, Entbehrungen, Gefahren, Sorgen und weitrechnenden Plänen. Nach dem siegreichen Abschluß des zweiten Schlesischen Krieges erbaute er das neue Schloß an der Westseite Potsdams und kehrte nicht mehr nach Rheinsberg zurück, sondern nahm fortan seinen Sommerwohnsitz in Sanssouci. Dort vereinigte er wieder, wie vormals, eine Tafelrunde verdienter und geistig bedeutender Männer um sich; doch sie entbehrte die Gegenwart der Hausfrau, die Königin Elisabeth nahm nicht mehr an ihr teil. Sie verweilte nicht mit in Sanssouci, nach dem Tode seines Vaters hatte König Friedrich ein andres ländliches Schloß für sie zur Wohnstätte während der Dauer seiner Abwesenheit auf dem Kriegsschauplatz ausgewählt. Auch „das Steigen ihres Einflusses“ hatte nur auf einem Anschein beruht, der mit dem Aufhören der Tyrannei Friedrich Wilhelms wesenlos zergangen. Der junge König hegte Achtung vor der menschlichen Güte, der einfachen Natürlichkeit und den Charaktereigenschaften seiner Gemahlin, doch nur der Zwang hatte in ihm das Auflodern des bitteren Gefühls niedergehalten, daß er wider-

willig an eine ungeliebte Frau gekettet, sein inneres Leben durch diese Ehe zerstört worden sei. In dem von der äußeren Nötigung Befreiten aber wachte dies in seiner Stärke auf, riß ihn zu einem unverbrüchlichen Entschluß fort. Inmitten der blutigen Kämpfe auf den schlesischen Schlachtfeldern gab er der von ihm schon seit Kindertagen her hochverehrten ehemaligen Oberhofmeisterin seiner Mutter, der jetzt die gleiche Stellung bei der Königin Elisabeth einnehmenden Frau Oberst von Camas, die er stets „chère maman“ anredete, ausführliche, mit zärtlicher Teilnahme an ihrem Wohlbefinden untermischte Nachrichten von seinen Mühsalen, Hoffnungen, Erfolgen und Empfindungen; aus äußerst seltenen kurzen Briefen an seine Gemahlin atmete dagegen nur menschliche Gleichgültigkeit und frostige Kälte an. Die Kriegsjahre legten immer mehr Entfremdung zwischen beide, doch auch, als er dauernd in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, sahen sie sich nicht anders, als wenn dies durch besondere offizielle Repräsentationsangelegenheiten unerläßlich gemacht wurde. Die Königin Elisabeth betrat niemals das Schloß Sanssouci, in dem ihr Gemahl ohne die schmückende Anwesenheit eines weiblichen Hofstaates seine Tage wie ein Junggeselle verbrachte. Nach außen hin hielt ein eheliches Band das königliche Paar vereinigt, und er dachte nicht daran, es lösen zu wollen; in seiner Natur hatte es nie gelegen, von heftiger Leidenschaft zu einem weiblichen Wesen überwältigt zu werden, und mit den Jahren verminderte sich sein Interesse an Frauen, sein Bedürfnis nach einem Umgang mit ihnen mehr und

mehr. So lebten die beiden nicht geschieden, nur räumlich voneinander getrennt, doch jeder in Stadt und Land wußte schon seit langem, es sei eine Trennung für die Dauer ihres Lebens. Die einzige Frau, die dem Herzen König Friedrichs nahe stand, lebte noch viel weiter räumlich von ihm geschieden in Bayreuth, seine älteste Schwester Wilhelmine, Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach. Mit ihr hatte er seine harte Jugend geteilt, sie hatten sich wechselseitig gegen die Roheit des Vaters zu schützen und unterstützen gesucht, der nicht nur den schon erwachsenen Sohn noch mit Stockschlägen bestraft, sondern sich in Wutausbrüchen auch zu handgreiflicher Mißhandlung seiner zum jungfräulichen Alter gelangten Tochter vermessen. Wie sie als Kind einst bei solcher Züchtigung ihres Bruders unter Tränen seine Hand gehalten, so waren die beiden, ähnlich an Geist und Gemüt veranlagt, durch langjährige gleiche Leiden, heimliche Freuden und Zukunftshoffnungen zu unlösbarer innerer Zusammengehörigkeit verwachsen. So wie ihn hatte der Vater auch sie gewaltsam zu einer ihr widerwärtigen Ehe gezwungen; dies ebenfalls gleiche Geschick knüpfte die Geschwister noch fester aneinander. Die einzige Liebe war's, die König Friedrich mit einer Frau verband; sie sprach sich in einem Briefe an die Schwester in den Worten aus: „Das einzige, was mir auf der Welt bleibt, bist du allein, du allein fesselst mich noch an das Leben."

Die jetzt nach alter Weise um ihn versammelte Tafelrunde aber war nicht mehr dieselbe, die das Schloß Rheinsberg einst gesehen, zeigte sogar nur

noch wenig Gesichter von denen, welche nach der Erbauung von Sanssouci zuerst hier am Tische gesessen. Seit ihrem mit der Vermählung des jugendlichen Kronprinzen begonnenen Anfange waren über zwei Jahrzehnte vergangen, und der Tod hatte viel Wandlung mit sich gebracht, doch auch das Leben. Eine beträchtliche Anzahl von den nächsten Freunden des Königs hatte jener fortgenommen, seinen geliebten Erzieher und Lehrer, Duhan de Jaudun, wie seinen treuen Jugendgenossen Kaiserling, den feingebildeten und heiteren Philosophen Jordan, Chazot, Lamettrie, Fouqué und Knobelsdorf, den Musiker Benda, manch andre noch die ihm nahe gestanden. Aber auch Voltaire und Algarotti, die noch unter der Sonne verblieben, nahmen nicht mehr an der Runde teil; das Leben schied und löste nicht minder als der Tod. Wohl ergänzte es auch die Lücken wieder, brachte neuen Ersatz in den alten Raum herzu, doch ein Gefühl der Vergänglichkeit rührte manchmal aus ihm an, schuf dem Auge und Ohr Gestalten und Stimmen zurück, die auf Nichtwiederkehr aus dem Kreise weggeschwunden; ein inmitten lebhafter Unterhaltung dann und wann stumm über den Tisch hinstreifender Blick König Friedrichs ließ erkennen, daß er ihrer gedenke, der Bestandlosigkeit, des steten Wechsels aller Dinge und Menschen auf der Erde. Die Menge der Gelehrten, Dichter, Künstler und Philosophen um ihn hatte sich von Jahr zu Jahr mehr verringert, und an ihre Stelle waren vorwiegend hervorragend verdienstvolle Heerführer und Generale aus den schlesischen Kriegen getreten. Seltener als ehemals bildeten ästhetische und philo-

sophische Betrachtungen den Gegenstand des Tafelgesprächs, sondern der Feldherr, der, gleich der aus dem Haupt des Zeus entsprungenen Minerva, im Jahre 1740 plötzlich zur jähen Überraschung ganz Europas auf der Weltbühne erschienen war, hielt der Mehrzahl nach die obersten Offiziere seiner Armee um sich versammelt.

Nun fand dies so an einem Maiabend statt und zwar demselben, an dem in Soest Detmar und Ulrike Kampen Hand in Hand ziellos aus dem väterlichen Hause durch Blitzgefunkel und Regensturz in die Nacht hinausliefen. Doch hier um Potsdam brauste kein Wettersturm, unbewegt standen die Baumwipfel des Parkes von Sanssouci, die hauchlose, für die Jahreszeit in Brandenburg ungewöhnlich linde, sommerliche Luft gestattete sogar das Offenstehen der auf die oberste Terrasse hinausführenden Speisesaaltür, kein Zug regte die Wachskerzenflammen des Kronleuchters über der Tafel. An dieser befanden sich als Gelehrte nur der Mathematiker und Präsident der Berliner Akademie Pierre Louis de Maupertuis und der Akademiedirektor der philosophischen Abteilung Marquis Jean Baptiste d'Argens, der um seiner skeptisch-freisinnigen Schriften willen Frankreich verlassen gemußt und schon seit länger als einem Jahrzehnt Zuflucht am Hofe König Friedrichs als fast täglicher Gast und Vertrauter desselben gefunden. Beide Männer standen am Ende der fünfziger Jahre; den Kopf des ersteren überdeckte noch die alte, schwere, mit dunkler Haarmasse auf die Schultern herabfallende Allongeperücke, während d'Argens die Frisur der neueren Zeit, den gepuderten

Haarbeutel mit einigen getollten Lockenrollen an den Schläfen trug; seine Kleidung, der farbige Seidenrock mit der langschoßigen bestickten Weste darunter, aus der oben das zierlich gefältelte Jabot hervorsah, entsprach ebenfalls dem bei der vornehmen Gesellschaft Bräuchlichen. Die übrigen Gäste bekundeten sich sogleich durch ihre Tracht und den gesteiften, auf den Rücken niederhängenden Zopf als dem Soldatenstande Angehörige; die Höchstgestellten unter ihnen waren die Feldmarschälle Jakob Keith und Graf Schwerin, die Generale von Winterfeldt und Freiherr von Seydlitz. Selbstverständlich ward die Unterhaltung zwischen allen ausschließlich in französischer Sprache geführt.

Am einen Ende des länglich gerundeten Tisches auf seinem beständigen Platz saß König Friedrich der Zweite gleichfalls mit gepudertem Haarbeutel und in der an allen Fürstenhöfen gleichartigen, aus Frankreich entstammten, seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten noch ziemlich unverändert gebliebenen Kleidung der hochadligen Stände; sie war keineswegs nachlässig, vielmehr in sorglicher Ordnung gehalten, aber erregte trotzdem, ohne daß sich sagen ließ, wodurch, den Eindruck einer gewissen Gleichgültigkeit ihres Trägers in bezug auf seine äußere Erscheinung, vielleicht auch eines Bewußtseins, in jeglicher Gewandung sei er stets derselbe, der König. Er stand jetzt im fünfundvierzigsten Jahre, doch wechselte der Ausdruck, den die Jahre seinen Zügen aufgeprägt hatten; bisweilen konnten sie ihn älter schätzen lassen, verliehen ihm aber im Gegensatz dazu bei anteilnehmender Rede in raschem Übergang eine noch

jugendliche Frische und überaus regsame Lebendigkeit. Er saß in kerzengerad aufrechter, soldatischer Haltung, wie im Sattel bei der Musterung eines Regimentes, vielleicht gegen eine lässigere Neigung des Körpers, die sein Wille beherrschte; die Stirn des schmalen, fein und scharf geschnittenen Gesichtes durchquerten einige leise Schattenstriche, der Mund ließ erkennen, seine Lippen seien nicht nur an ernsthaftes Reden, nicht weniger auch an launige und sarkastische Regungen gewöhnt. Die Kundgebungen der einzelnen Züge schwanden indes vor der Wirkung der großen, noch wie im frühen Knabenalter in kristallener Klarheit, fast diamantartig leuchtenden Augen zurück; sie machten eigentlich das Gesicht aus, setzten dies nur zu einem bedeutungslosen Rahmen für ihre Übermacht herab. Doch seltsam, unenträtselbar, oft ebenfalls in schnellem Wechsel des Ausdrucks sich selbst widersprechend, erschienen sie. Jetzt als die Augen eines mit kalter Nüchternheit rechnenden, pfeilscharfen Blicks alles durchdringenden Verstandesmenschen, dann gleich denen eines weichherzigen Dichters schwärmerischen Glanz ausstrahlend, die Empfindsamkeit eines sich mit schönen und schwermütigen Traumbildern umspinnenden Jünglings. In diesen Augen wohnte alles nebeneinander, was die Natur und das Leben in eine Menschenbrust hineinbergen konnten, stählerne Härte und sonnenhafte Milde, warmes Mitgefühl und eisige Weigerung, tiefer Gedankenernst und harte Spottsucht, Erbarmen und Schonungslosigkeit, Sehnsucht und Entsagung. Neben allem aber thronte als Herrscher etwas Unnahbar-Unantastbares, auch unter dem liebens-

würdigsten Lächeln, der heitersten Augenblicksstimmung wandellos bleibend. Dasselbe war's, was den Körper gegen eine lässige Neigung zur straff aufrechten Haltung zwang, ein unverrückt auf ein Ziel hingerichteter eiserner Wille, vor dessen höchstem Gebot sich jedes Denken und Empfinden im preußischen Staate dienstpflichtig beugen mußte. Nicht nur das jedes Untertans, sondern ebenso das des Königs selbst. Denn dieser Wille forderte die unbedingte Nachordnung jeglichen eigenen Lebenstrachtens und Wünschens unter die Emporhebung, Machtstärkung und allgemeine Wohlfahrt des preußischen Staates, dessen ersten Diener sich Friedrich der Zweite benannte.

Zu Tischnachbarn hatte er heute den Marquis d'Argens und den Feldmarschall Keith; neben seinem Sitz lagen zur Rechten und Linken am Boden zwei seiner von ihm unzertrennlichen hochbeinigen Windspiele in statuenhaft regloser Haltung hingestreckt; nur ab und zu gab ein leichtes Zucken ihrer Behänge Leben und Achtsamkeit in ihnen zu erkennen. Eigen war's, daß seine Windhunde bei ihm stets die zu launisch unverläßlicher Selbstsucht und Treulosigkeit neigende Naturart ihrer Rasse ablegten, sich von keinem andern schmeicheln, liebkosen und locken ließen, allein auf ihn, jede seiner Bewegungen blickten und horchten. Sie waren seine ständigen Begleiter und Lieblinge, jedem leisesten Wort und Wink von ihm gehorsam; auch während der schlesischen Kriege hatte er eine Anzahl von ihnen im Zelte bei sich gehabt. Mit Tode abgehende wurden in einer Gruft auf der obersten Treppenterrasse von Sanssouci neben der

Florastatue in Särgen beigesetzt, über denen Steinplatten die Namen der Bestatteten — Alkmene, Diana, Biche — anzeigten; mit feuchten Augen gab ihr Herr ihnen das letzte Geleit dorthin. Die Schloßdienerschaft sah in so scheuem Respekt auf die Windspiele, daß sie diese nur mit „Sie“ anredete; dann und wann nahm der König eine Gelegenheit wahr, unter Äußerungen über sie ein ins Französische übertragenes arabisches Sprichwort einzuflechten: „Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd, sind mehr als zwanzig Weiber wert“.

Die Mahlzeit hatte schon seit einer Weile ihr Ende erreicht; die Gesellschaft saß beim Dessert und bei perlenden, mit Champagner, dem Lieblingswein König Friedrichs, gefüllten Spitzkelchgläsern. Er war seit dem Anfang des Soupers in mitteilsam-heitrer, fast übermütiger Laune gewesen, hatte besonders seinen Tischnachbar d'Argens mit witzig-muntren Einfällen überschüttet und geneckt, sich an einer lebhaften Vorstellung des Genusses belustigt, den ein Aufenthalt im schlesischen Kriegslager dem ein wenig schwächlich-verweichlichten Gelehrten bereitet haben müßte. Der Marquis erwiderte gewandt und geistreich darauf; gefiederten Bällen ähnlich flog's zwischen beiden von Mund zu Munde hin und her, bis der König einmal abbrach: „Leider ist's nun dafür zu spät, und ich kann Sie nicht mehr zu solcher Vergnüglichkeit für Sie und mich einladen, weil es meine feste Absicht ist, fortan keine Katze mehr, geschweige einen Menschen umbringen zu lassen. Aber ich bitte Sie, Ihre hiesige Anwesenheit zu meinem Vorteil benutzen zu dürfen, denn eine der Musen, welche, weiß ich

nicht, hat mir heute ein paar Verse eingegeben, und da Herr von Voltaire uns nicht mehr die Ehre erweist, sich hier mit an unserm Tische einzufinden, so vermag ich dem von der Gnade Apollos zum obersten Richter in allen Dingen des ästhetischen Geschmacks eingesetzten Richter meine Stümperei nicht, wie ehemals, zur Beurteilung vorzulegen. Haben Sie die Güte, lieber Marquis, als sein Kompatriot und Mitberufener zum parnassischen Areopag mich statt seiner auf meine Mängel in der Sprache aufmerksam zu machen, deren Adoptivkind ich leider nur bin, während Sie als legitimer Sohn dieser edlen Mutter zwischen uns Halbbarbaren verweilen."

In tadellosem Französisch war's gesprochen, unzweiflich ernstlich gemeint, doch dabei, wie zumeist die Äußerungen des Königs, mit eingemengten Spotttropfen vermischt. Er hielt ein hervorgezogenes Blättchen in der Hand und fügte, über den Tisch hinblickend, nach: „Sie erinnern sich vielleicht, messieurs, daß eine sehr erlauchte Dame einmal den großartigen Ausspruch getan hat, sie wolle lieber ihren jupon verlieren als Schlesien. Es ist danach wohl anzunehmen, daß der Verlust des letzteren sie sehr empfindlich berührt haben muß."

Ein Lächeln umspielte die Lippen aller Anwesenden. Die Antwort der Kaiserin Maria Theresia auf das ihr von dem jungen König gemachte Ansinnen, ihm friedlich seine Anrechte auf einige schlesische Gebietsteile einzuräumen, war's gewesen: Lieber wolle sie ihren Unterrock verlieren als Schlesien. König Friedrich hob das Blatt jetzt dem Licht etwas näher und las, d'Argens zugewandt, die darauf

verzeichneten Verse, die, ins Deutsche übertragen, besagten:

„Im Kampf um ihren Unterrock
Zur Löwin wird ein frommes Weib,
Greift nach Gewehr und Ladestock
Und rückt dem Gegner scharf zu Leib.
Im Grimme setzt sie sich zur Wehr
Mit Zähnen, Nägeln; sie zu zähmen
Braucht einer kräftige Hand, denn schwer
Ist's, ihr den Unterrock zu nehmen.
Zwar schließlich lassen muß sie ihn
Und trösten sich im zornigen Leid,
Daß sie sich noch zur Schicklichkeit
Kann wickeln in den Hermelin.

Man sieht, daß es gefährlich ist,
Nach einem Unterrock zu ringen,
Weh aber dem, der sich vermißt,
Drei Unterröcke aufzubringen,
Zur Löwin auch noch die Hyäne
Und Bärin wider sich zu rotten
Und ihrer Tatzen, ihrer Zähne
Vor aller Ohren laut zu spotten —“

Doch der Vorlesende ward unterbrochen, jemand trat aus der nach rückwärts an den Speisesaal anstoßenden „Parolehalle“ über die Türschwelle herein, auf ihn zu und sprach, den graubehaarten Kopf niederbückend, ihm einige Worte leis ins Ohr. Nicht allein in Sanssouci, überhaupt in preußischen Landen gab's nur einen einzigen Menschen, der sich unterfangen konnte, so zu handeln; doch dieser führte die Störung mit ruhigster Gelassenheit aus, als ob er nur einen Knaben beim Spiel unterbreche. Und wie ein solcher hob sich König Friedrich vom Sitz auf und sagte, das Blatt in seine Tasche zurücksteckend:

„Pardonnez, messieurs, für ein paar Minuten, Fredersdorf befindet meine Frisur nicht ganz in schicklicher Ordnung, da gibt's keine Widerrede. Ce que femme veut, Dieu le veut, und er weiß den Pantoffel zu gebrauchen. Au revoir!“ Er verließ den Speisesaal, mit ihm zugleich hatten die beiden Windspiele sich emporgerichtet und folgten hinterdrein. Der hochbetagte, langjährige Kammerdiener schritt durch einen von der Parolehalle abzweigenden Gang nach dem ziemlich weit entfernten runden Bibliothekszimmer des Schlosses vorauf und öffnete die Tür. Hier brannte auf dem Tisch in der Mitte eine kleine Studierlampe mit grünem Schirm; eintretend wandte Friedrich den Blick nach dem offen stehenden Fenster und sagte auf deutsch: „Wir werden alt, Fredersdorf, und müssen uns vor Zugluft in acht nehmen; es ist besser, daß du das Fenster zumachst. Ich weiß, es gibt niemand auf der Welt, der mit so törichter Furchtsamkeit für mich besorgt ist als du, da will ich deiner Ängstlichkeit zuvorkommen.“ Die Luft kam zwar von draußen eher wärmer als kühl ins Zimmer herein, doch der Alte führte rasch den Auftrag aus, in den er einen andern Sinn als Furcht vor einer Erkältung hineinzulegen schien, denn seine Hand zog vor dem geschlossenen Fenster auch noch die Vorhänge dicht zusammen. Nun klang's kurz vom Munde des Königs: „Ruf ihn herein; du kannst vor der Tür bleiben, daß die Mäuse auf dem Korridor keinen Unfug treiben.“ Der Kammerdiener verschwand, und um ein paar Augenblicke später trat ein etwa dreißigjähriger Mann in der Uniform eines Dragonerhauptmanns, ein längliches Paket in der Hand haltend,

über die Schwelle. König Friedrich wandte ihm das Gesicht zu und fragte:

„Von wo kommt Er?"

„Von Dresden, Majestät."

„Wer schickt Ihn?"

„Seine Exzellenz, der Freiherr von Maltzahn."

„Wann hat Er Dresden verlassen?"

„Vorgestern abend zehn Uhr."

„Ist Er in der Montur von da abgeritten?"

„Nein, ich habe sie im Fouragesack mitgeführt und erst angelegt, als ich über die preußische Grenze gekommen."

„Eh bien. Er ist gut geritten. Reiche Er mir Sein Bündel her. Jetzt kann Er sich bis morgen früh ausruhen. Vorher lasse Er sich aus der Küche zu essen und trinken geben. So viel er mag; à mes frais."

Nun war der König wieder allein, hielt das ihm übergebene Paket kurz in der Rechten, als ob er es auf sein Gewicht abschätze, setzte sich dann an den Tisch und zerschnitt mit einer Schere die Verschnürung und den festen Umschlag. Eine mit zwei Schlössern versehene Ledermappe kam zum Vorschein, die er prüfend betrachtete, danach zog er einen kleinen, eigenartig geformten Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit ihm die Schlösser. Der herausgenommene Mappeninhalt bestand augenscheinlich aus einer Anzahl von Aktenstücken und Briefen; zuoberst lag ein solcher des preußischen Gesandten am sächsischen Hof in Dresden Freiherrn von Maltzahn. König Friedrich faltete schnell dies Schreiben auseinander und las:

„Ew. königlichen Majestät

übersende ich anbei durch einen sicheren Kurier die neuesten Belege, die mir von dem Sekretär und Kanzlisten der hiesigen Geheimen Kabinetts-Kanzlei, monsieur Friedrich Wilhelm Mentzel überliefert worden. Ich habe in größter Eile eigenhändig die Abschriften hergestellt, weil die Schriftstücke selbst so schnell als möglich in den Aktenschrank der Kanzlei zurückbefördert werden mußten, um einer Entdeckung ihrer Abwesenheit vorzubeugen. Doch Ew. Majestät wird aus den wortgetreuen Kopien der Briefe aus Petersburg, Paris, Wien und Stockholm ersehen, daß in jüngster Zeit die Kaiserin Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth von Rußland und durch den Einfluß der Marquise de Pompadour der König Louis quinze sowie die Kronen von Sachsen-Polen, Schweden und die Mehrzahl der Reichsstände zu dem beschlossenen Übereinkommen einer Kriegsverbündung gegen Eure Majestät vorgeschritten sind und der Zeitpunkt des allseitigen Einbruches ihrer Truppen über die preußischen Grenzen lediglich noch von der Vollendung der Heeresrüstungen aller Alliierten abhängt —“

König Friedrich las nicht weiter. Er sprach vor sich hin: „Ça veut dire, toute l’Europe.“ Danach kam ihm in ungewohnter Weise laut auf deutsch über die Lippen: „Ein Kujon, dem ein Strick um den Hals gehörte, allein dafür, daß die Kanaille sich Friedrich Wilhelm nennt. Aber Maltzahn wird den Strick aus Goldfäden gedreht haben müssen. Was sagt ihr dazu? Ein Hundsfott zum Küssen. Nehmt’s nicht übel, daß ich ihn einen Hund nenne, ihr rührtet den fettesten Braten aus seiner Hand nicht an.“

Das letzte war an die beiden Windspiele gerichtet, die sich bei seinem Aufstehen ebenfalls aus ihrer Lage emporhoben. Er schob die Briefabschriften in die Mappe zurück, verschloß diese wieder und tat sie in ein Schubfach des Tisches. Dann trat er auf den Gang hinaus, wo Fredersdorf wachthaltend stand, legte ihm eine Hand auf die Schulter und fragte: „Hast du vielleicht in deiner Stube ein paar Strümpfe mit Geld versteckt, Alter, daß ich eine Anleihe bei dir machen könnte? Ich weiß, du verlangst keinen zu hohen Zins, und es wäre möglich, daß ich's nötig hätte.“

Ein Spaß war's, doch der Angesprochene kannte aufs genaueste jede Klangfarbe in der Stimme seines Herrn und hörte etwas ernsthaft Gemeintes unter dem Scherzwort heraus. Einen Augenblick zögernd, erwiderte er: „Wenn Eure Majestät Geld braucht — es war vorhin jemand bei mir, ob ich ihm Vorlaß bei Eurer Majestät verschaffen könnte. Er sagte, daß er aus Blei Gold zu machen verstehe, und wartet, glaub ich, noch vor der Tür —“

Der König fiel ein: „Du bist ein alter Pinsel — und übrigens ständ ich mich schlecht dabei, wenn ich mein Blei in Gold verwandeln ließe.“

Er schritt nicht durch den Seitengang gegen den Speisesaal zurück, sondern umbog nach Osten den Schloßbau und begab sich ins Freie auf die oberste Terrasse zur Statue der Flora hinaus. Vor ihm lag der Park vom Glanz des aufgestiegenen Mondes überflossen; unbewegt tonlos ragten die Bäume in die Luft, aber ihr Laubwerk erschien in dem Auffall der Strahlen wie aus Silber ziseliert; nur wohin sie

nicht fielen, stellten sich dem Blick undurchdringbar schwarze Schatten entgegen. König Friedrich atmete ein paarmal tief und blickte in die schweigende Nacht. Auch er stand ohne Regung; das Mondlicht traf voll auf sein Gesicht, das in der Bewegungslosigkeit seiner Züge den Eindruck eines aus Stein gebildeten Antlitzes machte. Doch dann wandte er sich um, ein Klang von Fußtritten erscholl hinter ihm.

Fast alle Fürsten der Zeit im Verein mit den berühmtesten Gelehrten glaubten an eine alchymistische Kunst, die imstande sei, unedle Metalle in Gold umzuwandeln, und vielfach wurden große Summen für die Entdeckung des dazu erforderlichen Geheimmittels verausgabt. Es konnte nicht wunder nehmen, daß Fredersdorf auch von dieser Überzeugung erfüllt war, und die eigentümliche Frage seines Herrn nach den Geldstrümpfen hatte ihm nicht Ruhe gelassen. So kam er in Begleitung dessen, der draußen „vor der Tür wartete“, heran — nur er konnte sich einer solchen Eigenmächtigkeit unterfangen — und sagte: „Ich habe den Mann geholt —“

„Was für einen Mann?“ Die Gedanken König Friedrichs waren offenbar nach andern Richtungen gegangen als die des alten Kammerdieners, und er sah kurz verständnislos auf das südländisch bräunlich gefärbte, von dunklem Kopf- und Barthaar umgebene Gesicht eines in unterwürfig gebückter Haltung vor ihm stehenden Fremden. Dann besann er sich und setzte hinzu: „Ist Er der, welcher Gold machen kann?“

Der Befragte antwortete in gebrochenem Deutsch, das, gleich seinem Aussehen, auf einen Kroaten oder

Italiener hinzudeuten schien: „Ja, Eure Majestät — wenn die Gnade Eurer Majestät mir das geben will, was ich noch dazu nötig habe.“

„Wozu hat Er da noch etwas nötig? Wenn Er Gold machen kann, braucht Er nichts weiter auf der Welt und kann mir mein Königreich abkaufen. Wir können die petite affaire gleich abmachen. Wieviel bietet Er dafür? Ich bin in der guten Laune, es Ihm à bon marché zu lassen.“

Der König wartete keine weitere Antwort ab, sondern hob bei den letzten Worten den Fuß und schritt jetzt der Terrasse entlang nach dem Speisesaal zurück. Doch in die gute Laune schien ihn die kurze Unterredung mit dem Goldmacher in der Tat versetzt zu haben, denn er trat mit heiterstem Ausdruck ein und sagte, sich wieder auf seinen Platz niedersetzend, lachenden Mundes: „Ich hoffe, messieurs, Sie haben sich während meiner Abwesenheit so amusant unterhalten wie ich. Fredersdorf ist eine alte Tante, die einen wegen jeder Bagatelle schikaniert, aber was will man gegen den Pantoffel ausrichten? Mich dünkt, die Luft macht heute durstig. A votre santé, meine Herren!“

Er leerte ein ihm von dem einschenkenden Lakaien gefülltes Champagnerglas mit einer Kopfbewegung gegen den Feldmarschall Keith auf einen Zug aus, hielt sogleich das Glas zum nochmaligen Füllen hin und trank es ebenso nach den Worten: „Auch auf Ihr Wohl, Graf Schwerin!“ Dann zog er das mit Versen beschriebene Blatt wieder aus der Tasche hervor und sagte, zu d'Argens gewandt: „Fredersdorf war ein Böotier, mich beim Lesen meines Poems zu

unterbrechen, und ein doppelt ungehobelter, da es zu Ehren dreier, oder wenigstens zweier so galanter Damen verfaßt ist. Ich will fortfahren und bitte Sie, lieber Marquis, mir sans gêne zu bemerken, was Sie an dieser Strophe auszustellen finden.

„Drei Unterröcke, gleich versehn
Mit giftiger Unterrocksnatur,
Behangen zwei, schreckvoll zu sehn,
Mit Eisbärpelz und Pompadour.
Ein deutsches Wort nennt ihr Gewerb
Zwar richtig, doch sans politesse,
Drum sag ich minder wahrheitsderb:
Une amoureuse et une maîtresse.“

Der Vorlesende hielt inne und fügte nach: „Weiter bin ich noch nicht gekommen und muß über die Fortsetzung den Kopf erst noch in die Weiche legen. Verzeihen Sie es der Eitelkeit eines Poeten, meine Herren, wenn er sein Stümpergedicht als das Wichtigste auf der Welt ansieht und, um auf den Weitergang bedacht zu sein, morgen in der Frühe aufstehen möchte. Morgenstunde hat Gold im Munde, man muß sie nützen, es zu münzen. Ich wünsche Ihnen allen gut zu schlafen, doch ich habe versäumt, auch auf das Wohl der übrigen Herren, die den Degen nicht nur als Zierat an der Hüfte tragen, ein Glas zu leeren. Das will ich noch nachholen und weiter ausdehnen. Ich trinke auf das Wohl der gesamten Armee des Königs von Preußen.“

Mit lauter gehobener Stimme gesprochen, klang das letzte von den Wänden zurück. Die Hörer waren sämtlich aufgestanden und richteten ungewisse, doch wie gegenseitig sich lautlos befragende Blicke über den Tisch hin. Mehrfach Eigentümliches rührte alle

gleichmäßig an; in der Heiterkeit des Königs, seitdem er zurückgekommen, lag etwas nicht recht Natürliches, wie vom Willen Aufgezwungenes; das von seiner Hand erhobene Glas schwankte leise hin und her, und seltsam, noch nie von jemand aus seinem Munde so vernommen, hatte es geklungen, daß er den letzten Trinkspruch auf die Armee des Königs von Preußen ausgebracht.

Aber eine Verabschiedung war's gewesen — auch das in ungewohnter Weise — und nach wenigen Minuten verließen die Gäste den Saal, um seinem kundgetanen Wunsch, sich zur Ruhe zu begeben, nachzukommen. Beim Verschwinden des letzten schritt er nach der Bibliothek zurück; Fredersdorf begleitete ihn und blieb wartend stehen. Er zuckte etwas zusammen, als sein Herr ihn fast scharf anfuhr: „Was willst du noch?" Doch im gewohnten Ton fügte er gleich nach: „Geh zu Bett, ich brauche dich nicht mehr. In deinem Alter muß man schlafen, es ist gut, daß meins noch nicht so hoch hinaufgekommen ist."

Nun war König Friedrich mit der vom Kurier aus Dresden überbrachten Mappe in sein neben dem Speisesaal belegenes Arbeitszimmer hinübergegangen und saß dort allein am Schreibtisch; nur die Windspiele lagen neben ihm am Boden hingestreckt. Er schloß die Mappe wieder auf, nahm die Briefabschriften daraus hervor und saß darübergebeugt. Sie eröffneten ihm nicht die erste Kunde von dem, was im Werk sei; frühere, vorbereitende Berichte waren schon seit längerem durch den Vertrauensbruch des kursächsischen Geheimkanzlisten Mentzel an ihn gelangt. Aber zum erstenmal stellte sich der ganze Umfang

des gegen ihn Heraufrückenden als vollendete Tatsache offen, grell, unweisbar vor seinen Blick. Einen der Briefe um den andern in der Hand haltend, bohrte er seine Augen gleich zwei Stahlspitzen in jedes ihrer Worte hinein, die Augen, die an den Glanzwurf, doch auch an die Härte von Diamanten gemahnten. Nichts an ihm regte sich, als die Finger, mit denen er ab und zu ein Blatt umwendete, nach einem neuen faßte. So saß er stundenlang, und tote Lautlosigkeit umgab ihn, bis einmal von seinen Lippen kam: „Toute l'Europe.“ In die Worte hinein klang der Schlag seiner Standuhr; unwillkürlich zählte er die Schläge, es war Mitternacht. Danach mit dem Kopf nickend, sprach er noch einmal vor sich hin: „Minuit,“ und die Windspiele erhoben sich, denn er stand auf und ging in sein Schlafgemach hinüber.

6.

Der beinah volle Mond schritt in seiner scheinbaren Bewegung langsam gegen Westen fort und sah auf die zahllosen größeren, kleineren und kleinsten souveränen Länder des deutschen Reiches, auf Herzog-, Fürsten- und Bistümer, Abteien, Reichsgrafschaften, -freiherrschaften und -städte nieder. Mit Bergzügen, Ebenen, Wäldern und Wasserläufen ließen sie in seinem Licht nichts an Unterschieden und den Abgrenzungen wahrnehmen, die von Jahrhunderten zwischen sie hineingezogen worden; alle erschienen, von drobenher gesehen, unzertrennt ebenmäßig, als einem Ganzen angehörig, so wie sich gleichmäßig die Glanznacht über ihnen ausbreitete. Die nahm jetzt

überall siegreich die Herrschaft an sich, unterwarf rasch jeden ihr entgegengesetzten Widerstand. Wo an Stellen der heiße Maitag Wetterwolken angesammelt hatte, löste sie die dunklen Massen spurlos auf, bereitete für den neuen Aufgang der Sonne eine von keinem Schatten getrübte Himmelsrunde.

So geschah's auch über den westfälischen Landen, und Detmar und Ulrike Kampen, die an diesem Abend in Soest das Haus „zum ewigen Licht" bei Blitzgefunkel und Regensturz verlassen hatten, verhalf der nächtige Umschwung am Himmel schon bald wenigstens zum Schutz vor völliger Durchnässung. Anfangs waren sie, sich an der Hand haltend, blindlings ins Dunkel hinausgelaufen, wohin, dachten beide nicht; gleiches Furchtgefühl trieb sie, daß ihr Vater ihnen mit dem von ihm ausgewählten cölnischen Schwiegersohn nachfolge. Einen Augenblick hatte Detmars Kopf der Gedanke durchfahren, bei dem Freigrafen Gobel Hesse Zuflucht zu suchen, aber schnell ging ihm auf, das würde sinnlose Torheit sein. Der war nichts als ein leiblich und geistig sich mit inhaltsleerem Mummenschanz lang nicht mehr vorhandener Machtbefugnis aufputzender Prahlhans, von dem weder Beihilfe und Rat noch Unterstützung durch das Entdecken eines Schatzes zu erhoffen sei; dafür hatte die Wanderung nach dem Haus Mark seinem Begleiter heut genug die Augen geöffnet, ließ diesen empfinden, allein er selbst müsse sich helfen. Als nächstes galt's jedenfalls, Sicherung vor einer Verfolgung zu gewinnen; so eilten die Flüchtlinge ohne Stillstand davon, geradaus der alten Ringmauer zu, überkletterten diese an einer bekannten lückenhaft zer-

fallenen Stelle und gelangten, den verwachsenen Graben durchquerend, auf der andern Seite ins Freie aus dem Bereich der Stadt hinaus. Hier hielten sie zum erstenmal an und horchten; hinter ihnen war alles still, kein Ton vernehmbar als Tropfenfall vom Laubwerk, doch der Regen aus der Wolkendecke hörte auf, und ein matter Schimmer des ansteigenden Mondes begann sie zu durchdringen. Seitdem die Geschwister ohne Vorbedacht zu ihrem jähen Tun fortgerissen worden, war noch keinem von ihnen ein Laut über die Lippen gekommen; jetzt sagte Detmar mit erster Frage: „Wohin willst du?“ und Ulrike antwortete: „Wohin du willst.“ Er besann sich kurz und fuhr mit ungewissem Ton fort: „Ins Haus können wir nicht wieder zurück —“

„Nein,“ bestätigte sie.

Noch einmal kam ihm mit gleichem, unsicherem Klange vom Mund: „Wir sind hilflos, ohne Dach, ohne Geld, ohne einen Beistand. Wir werden frieren und hungern —“

„Ja.“

Zwei einsilbig-kurze Erwiderungen von ihr waren es nur, doch etwas Absonderes lag drin. Aus ihnen hatte gesprochen, sie wisse, was vor ihr liege, aber kehre keinenfalls wieder ins Elternhaus zurück. Sie habe keine Furcht vor dem Frieren und Hungern, allein vor dem, was ihr dort drohe, einen Mann heiraten zu müssen, den sie nicht wolle. So hatte sie's an dem Abend, als er noch in ihre Kammer hinübergegangen, gesagt, und so wiederholte sie's jetzt mit ruhigem Gleichmut. Ein heftiges Schamgefühl drängte sich ihm auf; über ihn war eine

Bangnis vor dem, was ihnen drohte, geraten, und er hatte ihr die Antwort in den Mund legen wollen, sie hätten sinnverloren gehandelt, müßten reumütig umkehren, erdulden, was ihnen dafür geschehe. Und sie war ein Mädchen, hatte alles ebenso bedacht, erkannt und stand fest und furchtlos zum Weitergang entschlossen da. Einzig deshalb, weil sie keinen Mann heiraten wollte, der ihr nicht gefiel.

Das war eigentlich nur ein töricht grillenhafter Trotz, obwohl auch ihm der Fremde im höchsten Maße widerwärtig gewesen, und es ließ sich nicht begreifen, daß sie dadurch zu solchem blind unbedachten Handeln gegen sich selbst aufgetrieben werden konnte; im Wesen eines Mädchens mußte Vernunftwidriges, andres als in dem eines Mannes liegen. Zugleich aber durchschoß ihn ein klares Bewußtwerden, daß er an allem die Schuld trage. Den ihm selbst zugefügten Schimpf hatte er zwar widerstandslos erlitten, doch ohne jede Besinnung seine Kraft angewandt, als der Vater sie am Haar ergriffen und zu dem Bräutigam hingezerrt. Dadurch hatte er die Schwester losgemacht, verleitet, mit ihm davonzulaufen, sich und ihr unabänderlich die Tür des Vaterhauses verschlossen. Nicht sie, sondern er war's gewesen, der sie in diese Lage versetzte — wenn er es nicht getan hätte, so hätte er sich verachten müssen und in gleicher Weise sie, wenn sie nicht mit ihm gegangen wäre. Also hatte er eine Pflicht auf sich genommen, ihr weiter zu helfen, denn sie war ein Mädchen, und ob ihr Wille sich auch mutiger und fester bewiesen als seiner, war er ihr doch an körperlichem Vermögen zur Beistandleistung überlegen.

Das erhellte sich ihm plötzlich zu voller Erkenntnis, durchdrang, einem belebenden Trunk ähnlich, auch ihn wundersam mit aufströmendem Mut und Entschlossenheit, sogar mit einer Überwallung von Freudigkeit. Ihm war zugefallen, für jemand sorgen zu müssen, für seine Schwester; bis vor wenigen Tagen hatte dieser Name keine weitere Bedeutung als die eines gewohnheitsmäßig bräuchlichen Wortes für ihn besessen, doch augenblicklich erfaßte es ihn im Innersten: Er hatte auf der Welt nichts als sie, das Wort Schwester besagte, sie seien zusammengehörig, durch ein unzertrennbares Band der Natur miteinander verbunden. Die gemeinsame Notlage, seine eigne wie die ihrige, war erforderlich gewesen, ihm dies, einem Lichtstrahl gleich, nicht im Kopf, aus einem Gefühl des Herzens aufblitzen zu lassen, und eine andre Erhellung, von außenher, gesellte sich jetzt wie mit einem Schlage dieser inneren hinzu. Die Nacht betrieb hurtig an der Wolkendecke ihr Werk, ein Geflimmer tanzte aus der Luft herab, schien gleich einem flatternden Elfenreigen nach aufblinkenden Perlen am regennassen Gezweig zu haschen, und wie in traumhaft schnellem Übergang aus dicht verhüllendem Dunkel zum Licht, standen die Geschwister im weißen Mondgeleucht, sich mit klar wahrnehmbaren Gesichtern entgegenblickend. Die jähe Umwandlung erfaßte die Phantasie Detmars als eine Gutes verheißende Vorbedeutung; unwillkürlich stieß er aus: „Der Himmel steht uns bei — ja, du hast's gesagt, es mußte so sein, konnte nicht anders — wir haben nichts mehr als uns allein und gehören zusammen — so komm, Schwester" — er griff wieder

nach ihrer Hand — „ich muß für dich sorgen und will für dich denken —“.

Wie er das letzte hervorbrachte, hatte er zugleich schon gedacht und sprach im selben Atemzuge hinterdrein: „Das Nötigste ist, du mußt schlafen, um morgen früh kräftig zum Weitergehen zu sein — ich weiß einen Schafpferch hier für Unwetter, der wird leer stehen — der Schäfer, glaub ich, hat Stroh drin —“

Seine Hand zog Ulrike schon mit sich; seit langem überall mit der Stadtumgegend vertraut und gewöhnt, sich zurechtzufinden, schlug er in der hilfreichen Nachthelle sicher die Richtung nach seinem Ziel ein, und sie gelangten bald an einen halbzerfallenen, doch notdürftig überdachten Bretterschuppen, der an einer Wandseite in der Tat einen Strohhaufen zur Lagerungsstätte enthielt. Auf den ließen beide sich nieder; Detmar sagte dazu: „Unsre Betten zu Haus wären nicht so hart, aber dies ist besser, als wenn wir uns noch dort hinlegten.“ Doch seine letzten Worte waren es; er hatte den langen Tag fast unterlaßlos auf den Füßen verbracht; eine unbezwingliche Müdigkeit kam jetzt beim ersten Sitzen über ihn, ließ seinen Kopf haltlos umsinken, und damit zugleich schon fiel er in todesähnlich tiefen Schlaf, dessen er nach der Überanstrengung mehr bedürftig war als das Mädchen. Als seine Augenlider sich wieder aufschlugen, lag heller Sonnenschein draußen vor der türlosen Hütte; kurz mußte er sich besinnen, wo er sei, dann geriet ihm zum Bewußtsein, seine Schwester schlafe neben ihm auf dem Stroh. Aber sie war nicht da, und zu dem frostigen Schau-

dern seiner Glieder nach der kühlen Nacht durchfuhr ihn ein Schreck, sie habe sich fortgemacht, um dennoch wieder nach Haus zurückzukehren. Hastig aufspringend, lief er hinaus, doch da kam sie ihm entgegen, hatte sich an einem Quellwasser Gesicht und Hände erfrischt und ihr Haar in Ordnung gebracht. Gleichmütig, als ob sie im Elternhause aus ihrer Kammer hervorkomme, fragte sie: „Hast du gut geschlafen? Dir tat's mehr not als mir", und er versetzte: „Hat's dich nicht gefroren? Es muß bitter kalt gewesen sein." Sie antwortete „Nein," und er sah sie halb staunend, halb ängstlich an. „Aber hungrig mußt du sein, und es ist kein Brot zum Frühstücken für dich da." — „Nein, das haben wir nicht, und weil wir's nicht haben, können wir's auch nicht essen."

Fast wie ein Anflug zum Lachen ging's ihr dabei um den Mund; ihn befiel's wieder mit Scham, sie sei scheuloser vor Kälte und Hunger als er. Zweifellos hatte auch sie in der Nacht gefroren und litt gleichfalls an Nahrungsmangel, doch ließ sie nichts davon laut werden, leugnete es vielmehr ab, um durch den Anschein ihrer Bedürfnislosigkeit stärkend auf seinen Mut zu wirken. Ihm ging zum erstenmal auf, er habe bisher nichts von ihrem inneren Wesen gekannt, und so unähnlich sie sonst ihrem Vater sei, trage sie als Erbteil von diesem doch einen gleichen unerschütterlichen Willen in sich, das, was sie beschlossen habe, durchzuführen. Und so bot sie eigentlich nur für ein Hirngespinst, für die Weigerung, einen Mann, der ihr nicht gefiel, zu heiraten, hartnäckig aller ihr entgegendrohenden Not Trotz.

Das rang ein nochmaliges letztes Zaudern und

Schwanken in ihm nieder, durchströmte auch ihn mit Willenskraft. Seine Schwester beharrte auf ihrem Vorsatz, nicht umzukehren; wie gestern abend für eine Nachtunterkunft, mußte er jetzt dafür sorgen, daß sie nicht Hunger litt. Und wieder hatte der Augenblick ihm einen beratenden Gedanken eingegeben, er sagte, sich einer nahen Waldecke zuwendend: „Komm, wir wollen Brot suchen." Ulrike erwiderte leichthin: „Wächst das hier an den Bäumen?" Darüber mußte er lachen und antwortete: „Simplicissimus hat es auch gefunden und war nicht so gut dran wie ich, denn er hatte keine Simplicissima als Gefährtin bei sich, die ihm beim Wurzel- und Beerensuchen helfen konnte." Davon verstand die Hörerin nichts, er hatte ihr nie von seinem Buch gesprochen; doch tat er's jetzt, erzählte im Gehen kurz von der Jugendgeschichte des Simplex, wie der sich während des großen, dreißig Jahre langen Krieges mühselig durch die Welt geschlagen, bis er einen treuen, immer hilfreichen Freund, seinen Herzbruder gefunden und nachmals zu dem berühmten Jäger von Soest geworden sei. Später war er freilich mit einem andern, namens Olivier, zusammengetroffen, der ihm anfänglich ebenso erschienen, doch nur unter der Maske der Freundschaft ein durchtrieben nichtswürdiger Bösewicht gewesen; solchen Herzbruder aber, hoffe er, würden sie auch irgendwo finden und mit seinem Beistand sich in der Fremde durchhelfen.

Etwas phantastisch klang's; das Mädchen hörte stumm zu, versetzte erst am Schluß: „Ich würd's, glaube ich, einem am Gesicht ansehen, ob er's ehrlich meint oder falsch ist. Wir kommen wohl zu Leuten,

die eine Dienstmagd brauchen und mich ins Haus nehmen; bei denen will ich bleiben.“ Ein Gegensatz an nachdenklicher Überlegung zu Detmars einbildnerischer Hoffnung gab sich drin kund, doch er lehnte sich eifrig dawider auf: „Eine Dienstmagd solltest du werden? Das würde ich nie zugeben! Du bist meine Schwester, für die ich sorge, und ich habe genug auf der Schule gelernt, um in einer Stadt als Hilfslehrer so viel verdienen zu können, daß es für uns beide zum Leben ausreicht. Ich verlasse dich nicht — versprich mir's in die Hand, daß du nichts von solcher Art ohne meine Zustimmung tust.“

Sie zauderte kurz, aber reichte ihm dann ihre Hand hin. „Mir fiel's nur so ein, ich verspreche dir's. Du hast mich aus der Hand unsres Vaters losgemacht, dafür bin ich dir Dank schuldig und will bei dir bleiben, bis du mich von dir gehen heißt.“

Ein eigentümliches Gemisch von kühler Verständigkeit und einer sich darunter verhaltenden Wärme rührte aus den Worten und ihrem Ton an; sie gingen durch dichten Wald, doch Detmars findig geübter Sinn faßte bald hier, bald dort Kennzeichen auf, daß er seinem Vorhaben gemäß auf den gestern von ihm mit Gobel Hesse eingeschlagenen Weg geraten sei. Verschiedene Vogelstimmen klangen fröhlich aus dem Laubwerk; zuweilen blickten sie kleine sonnige Lichtungen mit buntfarbigen Blumen überdeckt an. Ulrike blieb einmal an einer solchen stehen, und ihr Bruder fragte, sie mit erschrecktem Blick betrachtend: „Bist du — kannst du nicht weiter?“ Ihr Gesicht war ganz blaß geworden, und sie schien von der Kraft verlassen zu werden, doch antwortete sie,

den Kopf schüttelnd, ruhig: „Warum sollt ich nicht weiter können? Ich bin noch niemals so im Wald gewesen; es ist schön, die Blumen anzusehen und die Vögel zu hören, dafür danke ich dir auch.“ Aber es verhielt sich fraglos dennoch so, wie's die Entfärbung ihres Gesichtes andeutete, sie war vom Nahrungsmangel erschöpft und hatte innegehalten, weil die Füße ihr versagten. Ratlos gingen Detmars Augen umher, doch dann stieß er einen freudigen Ruf aus: „Da ist's!“ Sie fragte: „Was ist da?“ — „Das Haus, wo der Bäcker das Brot backt.“

Er deutete mit der Hand nach einem halb sichtbaren Dach, auf das der Freigraf gestern zu der Äußerung hingewiesen, es stelle den „Edelhof“ des Ritters Hans Quade vor; das Ziel war's, nach dem Detmar in der Sorge für den Hunger seiner Schwester getrachtet hatte, und von dem Anblick des unfernen Gebäudes noch einmal mit Kraft begabt, bewegte das Mädchen den Fuß wieder zum Weitergang vor. So gelangten sie bald an das einsame Gehöft, das allerdings einer zerfallenen Bauernkate ähnlicher sah als einem Adelssitz; der langhagere Besitzer stand, über dem verschlissenen Rock von dem alten Wehrgehenk umgürtet, und beaufsichtigte eine Arbeitsverrichtung seines grauhaarigen Knechtes, mit dem allein er das ihm angehörige, von Vätern her übermachte Landstück bewirtschaftete. Ungeachtet seines schwachen Gesichtssinnes erkannte er den näher an ihn herangekommenen jungen Mann vom gestrigen Beisammensein doch wieder, begrüßte ihn durch zeremonielle Ablüftung seiner Kopfbedeckung. Detmar sprach ihn an, er habe mit seiner Schwester eine

Fußwanderung unternommen, doch verabsäumt, Mundvorrat mitzunehmen, und sie seien deshalb unterwegs von einem Stärkungsbedürfnis überfallen worden. Dem Ritter fiel daran offenbar nichts Absonderliches auf; er versetzte mit sicherem Selbstbewußtsein und beigesellter Courtoisie: „Es hat meinen Vorfahren stets zur Pflicht und Ehre gereicht, Abkommen eines edlen Geschlechtes auf ihrem Gute gastlich zu empfangen und einer schönen Dame Reverenz zu erweisen.“ Würdevoll richtete er einige Worte an den Knecht, der einen Laib selbstgebackenen Schwarzbrotes und zwei große irdene Satten mit Milch herbeibrachte und auf einen verwitterten Tisch an der Hauswand stellte; augenscheinlich bestand darin alle Habe an Lebensmitteln, über die der Edelhof gebot. Doch Hans Quade lud wie zu einer reichhaltigst aufgetischten Mahlzeit ein: „Ich bitte, zum Dejeuner Platz zu nehmen,“ und die Geschwister leisteten mit großer Bereitwilligkeit Folge, setzten sich auf die wacklige Bank, wie an köstlichstem Frühstück ihren nagenden Hunger zu stillen. Seitwärts am Tische ließ der Ritter sich nieder und äußerte: „Ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr von Kampen, daß Sie gestern meinen Nachbarn, den Edlen von Hornstadt, davor behütet haben, ein menschliches Geschöpf, das er für ein Raubtier ansah, vom Baum herabzuschießen. Seine Augen sind leider etwas blöde und können ihn in solche Täuschung versetzen; ich bedaure dies, obwohl ich, wenn er über bessere Sehschärfe verfügte, vielleicht nicht mehr des Vergnügens teilhaftig wäre, hier mit Ihnen auf meinem Grund und Boden zusammen zu verweilen.

Beabsichtigen Sie, Ihren Weg mit der Mademoiselle Ihrer Schwester weiter auszudehnen? Es ist ein cadeau du ciel, das dem Menschen leider nur einmal offeriert wird, sich des jugendlichen Alters zu erfreuen und die Welt gleichsam wie eine Festung vor sich liegen zu haben, die darauf wartet, durch Mut und Tapferkeit erobert zu werden und dem Sieger ihre mannigfaltigen Schätze auszuliefern. Ich habe mich in Ihrer beneidenswerten jeunesse auch solches Tuns beflissen, aber wenn die Jahre nach ihrer unabänderlichen Gepflogenheit höher heraufzurücken beginnen, erkennt der Einsichtsvolle es als die ihm vorgesetzte Bestimmung, sich in die Stille auf sein väterliches Erbe zurückzuziehen und seine Tätigkeit nur auf eine einzige unermüdlich anzustrebende Lebensaufgabe zu konzentrieren."

Der große Brotlaib verschwand mit der Milch beinah vollständig zwischen den Zähnen der beiden Eßlustigen; ihr Wirt befliß sich, eine Tischkonversation für seine Gäste fortzusetzen, und Detmar Kampen hörte mit sonderbar erregten Empfindungen zu. Gestern war der Sprecher ihm als ein vollkommener Narr erschienen, während seine Äußerungen heute durchaus verständig, fast wie die eines genügsam sich auf seine Armseligkeit beschränkenden und von ihr befriedigten Weisen klangen; der Hörer kam sich in der Tat wie ein neuer, in eine fremd-unbekannte Menschenwelt geratener Simplicissimus vor, dem eigentlich trotz seiner Schulbildung noch alle Kenntnis von ihr und ihr richtiges Verständnis abgehe. Aus dem Wesen dieses kümmerlich selbst hungerleidenden „Gutsherrn" mutete ihn ein Gegensatz zu dem Gobel

Hesses an, etwas Überliefertes, Angeborenes, für das er nach einer Wortbezeichnung suchen mußte. Dann fand er's: Der Freigraf war ungeachtet seines inhaltlosen Titels ein Plebejer, aus dem Behaben und Reden Hans Quades dagegen schimmerte unter der Hülle dürftigster Herabgekommenheit und wunderlicher Verschnörkelung doch ein Rest aristokratischer Abkunft hervor. Das gab sich auch nochmals kund, denn bei der Wahrnehmung, daß seine Gäste ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt hatten, stand er jetzt auf und sagte: „Leider bin ich gegenwärtig genötigt, mich von Ihnen zu verabschieden und vermag Sie nicht zu invitieren, mich gleichfalls beim Diner mit Ihrer Teilnahme zu beehren; denn mir liegt eine unerläßliche, mich für unbestimmte Zeit in Anspruch nehmende Verpflichtung auf.“ Er trat zur Hauswand hin, befestigte sein dort hängendes Kreuzgriffschwert an seinem Wehrgehenk und ergriff die daneben lehnende alte Flinte. Detmar Kampen überlief's sonderbar den Rücken, ihm erschloß sich jählings ein Verständnis dieser Bewaffnung. Da stand der, den er fast einen Weisen benannt hätte, wieder als völlig hirnverworrener Narr vor ihm, zweifellos sich für seine unermüdlich anzustrebende einzige Lebensaufgabe in Bereitschaft setzend, seinen Standesgenossen, den Edlen von Hornstadt, im Walde aufzuspüren, um ihn im Zweikampf niederzuschießen und -stechen oder sich von ihm eine Kugel in den Leib jagen zu lassen. Solche Verrücktheit konnte auch wohl nur aus adligen Gehirnen aufwachsen, aber ein seltsamer Beleg für die Möglichkeit des Nebeneinanderwohnens sich widersprechenden, vernünftigen und tollunsinnigen

Inhalts in einem Menschenkopfe war's. Die Geschwister sprachen dem Ritter jetzt ihren Dank für die Bewirtung aus, und er entgegnete seinerseits chevaleresk mit einem Dank, daß eine Dame von solcher gentillesse an seinem Tische fürlieb genommen habe, um deren Anmut willen er bedaure, sich nicht zu zwanzig Jahren verjüngen zu können, damit seinem Arm noch die ehemalige Kraft innewohnen möge, eine Krone für sie zu erstreiten und ihr nach Gebühr zu Füßen zu legen. Ernsthaft wie alles kam diese galante Huldigung über die runzlich verschrumpften Lippen des Sprechers, und Ulrike Kampen sah ihn stumm verwundert an, als zweifle sie an der Richtigkeit ihres Gehörs; etwas derartiges war ihr noch nie von einem Munde gesagt worden. Nun schritt der Ritter Hans Quade, der Erfüllung seiner täglichen Obliegenheit nachzukommen, ins Buschdickicht hinein, und die Geschwister begaben sich, andre Richtung einschlagend, wieder auf den Weg. Beide waren von ihrer Vorkehr auf dem „Edelhof" nicht nur leiblich gekräftigt, sondern nahmen merkbar auch eine erhöhte Zuversicht mit sich fort; es hatte sich abermals gezeigt, daß sich ihrem Vorhaben nichts Unüberwindliches entgegensetze, durch richtig bedachtes Handeln wohl überall eine Beihilfe in der Not zu erlangen sei. Das Mädchen fragte unbekümmert: „Kennst du den Weg noch weiter? Wohin gehen wir?" Detmar antwortete: „Gegen die Sonne auf. Er hat gesagt, die Welt liegt wie eine Festung vor uns, sie zu erobern." Sein Blick ging einmal über die Gestalt und das Gesicht der Schwester hin, und er fügte nach: „Was der Ritter gesprochen, war alles

richtig, und ich will es für ihn ausführen." — „Was willst du ausführen?" — „Eine Krone für dich erringen." Er lachte, und sie tat's ebenso: „Wo? Liegen die auf der Straße?" Kurz nachdenkend, versetzte er: „Wir gehen der Sonne entgegen, so müssen wir nach der Stadt Paderborn kommen. Von der habe ich ein Bild gesehen und erkenne sie schon von weitem am Kirchturm. Dort werde ich gut für dich sorgen."

Beide waren gesättigt, brauchten zur Not für den Tag nichts mehr, und er war jetzt sicher von der Verwirklichung seiner letzten Vorstellung überzeugt. Sie schritten kräftig aus; in der menschenleeren Börde begegnete ihnen niemand, sich über ihren Anblick zu verwundern; der hätte sonst allerdings wohl Befremden erregt, die Mutmaßung geweckt, daß es ein flüchtiges Liebespaar sei. Ohne einen Mantelschutz gegen schlechte Witterung und Kälte gingen sie in leichten Hauskleidern daher, nach den Gesichtszügen unverkennbar zwei junge Leute aus besserem, gebildetem Haus, die nur einen Spaziergang zu machen schienen. Einem, der ihre Gespräche angehört hätte, wären sie zwar als das vorgekommen, was sie waren, zwei hochgewachsene, weltfremde Kinder, von denen das Mädchen ab und zu den Eindruck erregte, wenn auch nicht das reifere an Kenntnissen und Erfahrung, doch das nachdenklichere, weniger sich mit gaukelnden Vorspiegelungen umgebende zu sein; aber willensfest war sie jedenfalls ebensosehr oder in noch höherem Grade als ihr Gefährte, denn sie hatte durch ihre Entschlossenheit ihn von der Rückkehr nach Hause abgehalten. Hinter ihnen erscholl einmal aus dem

Walde her der dumpfe Schall eines Flintenschusses, dem alsbald ein zweiter nachfolgte und Detmar ausstoßen ließ: „Das sind die beiden, die ihren Zweikampf ausfechten; gut ist's, daß sie gleicherweise halbblinde Augen im Kopf tragen und, wie der Freigraf sagt, auf zehn Schritte jeder einen alten Weidenstrunk für den andern ansieht. Aber ich bin auch sonnenblind gegangen, denn das da —"

Zur Linken stieg unweit von ihnen über Buschgestrüpp ein Gewirr von Turmresten und Giebelwänden mit aufgetreppten Zacken in die Luft, und darauf hinblickend ergänzte er: „Das ist das alte Mauerwerk vom Haus Mark, wo der Freigraf und ich gestern umsonst den Schatz gesucht haben. Wir sind zu weit nach Westen geraten, so kommen wir nicht nach Paderborn, sondern müssen mehr ostwärts."

Er drehte den Fuß dieser Richtung zu, und sie suchten aufs Geratewohl zwischen Sträuchern und hohem Gekräut einen weglosen Durchlaß; seitwärts von ihnen rupften, unsichtbar verdeckt, ein paar braune Ziegen Gras vom Boden, und beim Klang der Worte schnellte sich jählings etwas wie ein Wolf Erscheinendes, doch geräuschlos gleich einer Wildkatze, behend nach einem kleinen buschbewachsenen Hang hinauf. Von dem lugten unter lose fliegendem, eigentümlich fast silberigen Schein um sich werfenden Haar zwei glimmernde Augen zwischen den Blättern hindurch den beiden Davonschreitenden nach. So blieb „die Gritt" eine Weile mit verhaltenem Atemzug, nur reglos spähenden Blicks stehen, aber dann glitt sie, sich plötzlich vorbewegend, ebenso tonlos vorsichtig an der

andern Seite des Buschhanges nieder und folgte, abwechselnd sich duckend und unter Laubwerk bergend, hinter jenen drein. Aus nur geringer Entfernung konnte man sie in ihrem Fellrock für ein umherstreifendes Feldgetier ansehen.

Nach einiger Zeit gelangten die Geschwister auf einen Weg, der seine Richtung nach Osten, dem ihnen vorschwebenden Ziel entgegen zu nehmen schien. Bereits als ein gewohntes Tun setzten beide ihre Wanderung ins Unbekannte fort; beruhigend lag Soest schon manche Stunde weit hinter ihrem Rücken, abgesunken und wie etwas Fremdes, mit dem sie nichts verband als Furcht, wieder dorthin genötigt zu werden. Diese Vorstellung ließ sie bedachtsam vor da und dort auftauchenden Hausdächern ausweichen, lieber einen pfadlosen Umweg einschlagen, um nicht den Bewohnern eines an der Straße liegenden Gehöfts oder Dorfes zu Gesicht zu geraten, damit etwaige Verfolger keinen Anhalt über ihre Richtung fänden. Doch schwand die Besorgnis vor solcher Nachspürung mehr und mehr von ihnen ab; die Sonne ging durch ihren Mittagsstand und stieg gegen Westen nieder, ohne daß sich irgendwo in weiter Runde Bedrohliches kundtat. Nur wie gemach ihre Schatten länger anwuchsen, kam etwas andres heran oder vielmehr aus ihrem Innern herauf, bei beiden gleicherweise und sich allmählich deutlicher, fühlbarer bemerkbar machend. Brot und Milch war doch eine nicht ausreichende Nahrung, um die Kräfte junger Menschen zu derartiger Wanderschaft für lange Andauer aufrecht zu erhalten, der Hunger kehrte wieder, verlangte nach Befriedigung. Geraume Zeitlang ver-

hehlte jeder es dem andern, sie schritten sogar noch rascher aus, sich wechselseitig zu ermutigen, über ihre erneute Bedürftigkeit zu täuschen. Aber vor Detmar gestaltete sich's nach und nach unabweisbar, sie waren jetzt in wirklicher voller Fremde, hier hauste kein wunderlicher Ritter von Quade, und er wußte auch keinen Pferch mehr zum Unterkunftsdach für die Nacht. So mußte er's endlich doch einmal vom Mund bringen, blieb stehen, wo ein andrer Weg den ihrigen überkreuzte, blickte draufhin, als überlege er, welchen sie einschlagen sollten, und sagte: „Es wird zu anstrengend für dich, heute noch weiter so fortzugehen, wir müssen in einem Bauernhof Quartier suchen und bitten, daß man uns etwas zum Essen gibt; morgen kommen wir wohl bis nach Paderborn. Gefahr, daß jemand uns von Soest nachkommt und auffindet, glaube ich, ist nicht mehr vorhanden. Kannst du noch, Schwester, so laß uns ein Haus suchen."

Etwas unsicher-kleinmütig klang's, und das letzte ließ wider Willen durchschimmern, auch mit seinem Können gehe es bald zu Ende. Das Mädchen antwortete nickend: „Ja, morgen kommen wir hin, nur diese Nacht brauchen wir's noch." Ob sie selbst daran glaube, war ihrem Gesicht nicht abzulesen, doch in ihre Stimme legte sie einen zuversichtlichen Ton. Der Abend verkündete schon sein Herannahen, wie ein Schweigen breitete sich's über die einsame Weite, nur ein Lerchentrillern scholl noch aus der Luft herunter. Detmar stieg auf einen kleinen Kamp an der Straße, von der Erhöhung aus Umschau nach einem Hausdache zu halten; da tönte hinter dem Rücken der Beiden eine Frage auf: „Was für eine Kumpanei

seid ihr und wohinzu wollt ihr? Wohl ein couple amoureux, ein Pärchen, dem's im Blut zu heiß geworden ist."

Auf dem Kreuzungsweg war, von ihnen unbemerkt, jemand herangekommen, ein langgewachsener jugendlicher Bursche mit einem Umhängesack an der Hüfte und derbem Knotenstock in der Hand. Unter verbeulter Filzkappe auf dem kurzgeschnittenen Haar trug er eine Hakennase zwischen dunkelgesternten, offenbar scharfsichtig rasch auffassenden Augen; denn nach flüchtigem Blick in die herumgewandten Gesichter des Geschwisterpaares fügte er seinen Worten nach: „Nein, ihr seid Brut von derselben Henne, ob auch vom gleichen Hahn, kann man Küken nicht ansehen. Da hat euch wohl was andres den Sand unter den Füßen heiß gemacht, daß ihr die Flügel gebraucht, aus dem Hühnerstall wegzukommen."

Er lachte mit hellblinkenden Zähnen dazu; ein wohl gut zwanzigjähriger, hübscher und klug aussehender Gesell war's, ob auch keine höhere Geistesbildung aus den Zügen sprach; seine ein wenig singende Sprache wies auf Abkunft vom Rheinland her. Nun wiederholte er die Frage: „Wohin läuft euer Schuhwerk denn? Ihr stapst noch nicht lang drauf, sonst säh's fetziger aus."

Die Angesprochenen hatten ihn wortlos erstaunt angeblickt, Detmar war vom Kamp heruntergekommen und antwortete jetzt, daß er nach einer Unterkunft für die Nacht umgeschaut habe, wo seine Schwester, die müde und hungrig sein müsse, auch um etwas zu essen bitten könne. Der Hörer fiel ein: „Habt keinen Torf im Sack und nichts zu picken? Da-

nach fragt der Magen nicht, bellt los, wenn's ihn fuchst."

Ausdrücke einer Rotwelschsprache waren's mit der Bedeutung, daß sie vermutlich kein Geld in der Tasche noch etwas Eßbares bei sich hätten; die beiden verstanden die Worte nicht, doch eine gleichzeitige Handbewegung des Sprechers ließ ihnen ihren Sinn aufgehen, dann seinen Schnappsack abwerfend, setzte er hinzu: „Da, macht die knurrenden Hunde still, einer schmucken Jungfer auf die Beine helfen, bringt fortune. Gekannt hab ich meinen Herrn Vater nicht, aber wohl von ihm mitbekommen, eine aimable Demoiselle nicht hungern zu lassen, solange meine Zähne etwas zum beißen haben."

Nach seiner Einmischung französischer Wortbrocken mochte er von der überrheinischen Sprachgrenze stammen; in den gefüllten Sack greifend, zog er Brot, Wurst und geräucherten Bauernschinken hervor, reichte den Geschwistern freigebig davon hin. In ihren Gesichtern drückte sich lebhaft aus, wie willkommen ihnen die unverhoffte Gabe sei; sie lehnten sich an den Kamp, begannen zu essen, und er tat das gleiche, fragte dabei, sie wie selbstverständlich mit Du anredend, nach ihren Namen und woher sie kämen. Erst noch ein bißchen zögernd, gab Detmar dann unverhohlene Antwort; was er an Menschenkenntnis besaß, sagte ihm, von dem Fragenden sei jedenfalls keine hinterhältische Absicht, sie nach Soest zurückzuliefern, zu befürchten. Vielmehr wie etwas ihnen in ihrer Benötigung geradezu vom Himmel herab hilfreich Zugefallenes war dies Zusammentreffen mit ihm, seine offene Hand, ihnen von dem

Sackvorrat auszuteilen. Er sagte ebenfalls, wie er heiße: „Heinz Morgenbeßer — ein guter Name, wenn man beihilft, ihn dazu zu machen, ich bin meiner Mutter für ihn dankbar; als sie mir ihn einbrachte, hat sie freilich wohl nicht dran gedacht, sich Dank dafür von mir zu verdienen. Ihr könnt mich auch Rheinheinz nennen, daran bin ich gewöhnt. Aber am Rhein fing die Sonne an, zu stechen, und der Boden ward so heiß davon, daß mir's für meine Stiefel leid tat, sie könnten sich die Sohlen verbrennen. Nordwärts, dacht ich, kühlen sie ab — morgen besser, das heißt, besser heut als morgen. Fürs heut muß man aber auch sorgen, und ihr wollt vermutlich auch über Nacht keine Kornhasen bleiben. Zeit wird's dazu, da hinten, dünkt mich, streicht schon ein Wolf am Busch. Wenn ich's hätt, würd ich deiner Jungfer Schwester gern ein Federbett aufmachen, Kampen, doch der Bauer ist allerwegen ein selbstsüchtiges Getier und will nur sich mit der Bäurin drin recken; wir werden nichts anders als ein Heubündel unter den Kopf kriegen. Morgen besser, meine Frau Mutter hat's wohl auch nur gehabt. Wir wollen gleich den Schlaftrunk durch die Kehle nachgießen, der macht auch einen Stein unter der Backe weich und gibt hübsche Träume. Da, fang mit deinem Mund an, Jungfer, danach schmeckt's noch besser."

Er holte eine ähnliche Kürbisflasche, wie Gobel Hesse sie gestern mit sich geführt, aus dem Schnappsack, und auch ein ähnlicher Inhalt war drin, denn als Ulrike Kampen das Gefäß, ohne zu ahnen, was in ihm sei, an die Lippen brachte, schauderte sie ent-

setzt und schüttelte sich. Darüber schlug der Rheinheinz ein Lachen auf: „Bist wohl nur noch an den pis de vache gewöhnt? Beim ersten Probieren schmeckt's noch nicht richtig, aber dann glückt's schon und macht Lust nach mehr. Wollen's langsam angehen lassen und drauf zuwarten, bis der Durst dir selbst auf die Lippen kommt."

Detmar dagegen tat einen größeren Zug aus der Flasche, deren Lebenswasserinhalt ihn an die des Freigrafen erinnerte. Doch nicht wie von gestern her erschien's ihm, sondern als ob mindestens eine Woche seitdem vergangen, so vieles lag schon dazwischen. Und auch daß er hier mit dem ihnen am Kreuzweg Begegneten zusammen sei, kam ihm schon wie stundenlang vor; ein wohltuendes Gefühl der Sättigung erfüllte ihn und mußte seine Schwester ebenso neu gekräftigt haben. Zugleich durchdrang ihn wieder Beruhigung, es sei nicht schwer, sich auch ohne Geldmittel in der Fremde durchzubringen; ein günstiger Stern führe stets in der Bedrängnis einen unerwarteten Beistand herzu. Ein großes Dankbarkeitsgefühl dafür war in ihm, und ihn freute, jetzt durch die Angabe, daß er vorhin nach links hinüber ein Gehöft wahrgenommen habe, sich auch findig und nützlich zeigen zu können. „Da wollen wir uns auf die Suche nach dem Speck machen," sagte Heinz Morgenbeßer, sich am Grashang aufrichtend. Detmar kam ein Bedenken: „Glaubst du, daß der Bauer uns für die Nacht einläßt?" — „Wenn wir Kessel wären, den Hork vorher danach zu fragen, wohl nicht; es kommt drauf an, ob er einen Schückel hat, der losstaukt."

„Wenn wir Narren wären“, hieß es, Hork war der Bauer, Schückel Hund, und losstauken bedeutete anschlagen. Sie machten sich in der von Detmar bezeichneten Richtung auf den Weg; der Rheinheinz gab beim Gehen noch einiges aus seinem Erfahrungsvorrat zum besten. „Der Bauer ist allerwegen gleich, schmutzig und habgierig, will alles für sich selbst haben. Aber wenn man ihm Augen und Ohren zuspinnt, wird er traitable, traktiert und kommt man mit ihm aus. Das besorgt die alte Spinne am Himmel jeden Abend; auf die müssen wir noch warten, daß sie ihr Fangnetz dichter zustand bringt. Filzig ist der Hork auch, brennt seinen Unschlitt nicht an, sondern hamstert sich mit seinen Gockeln aufs Ohr und stopft die Hörmuscheln zu. Hier wollen wir's abpassen.“

Er machte an einer Buschwand halt; vor ihnen in nicht mehr weiter Entfernung lag, noch eben bei der eingefallenen Dämmerung wahrnehmbar, ein verhältnismäßig ansehnlicher Bauernhof, der sich jetzt zusehends rasch in dunkleres Grau einspann. Als er völlig vor dem Blick wegschwand, hieß Heinz Morgenbeßer seine Begleiter warten, begab sich davon und kehrte nach einer Viertelstunde mit der Nachricht zurück: „Macht euch auf die Sohlen, es ist kein Schückel da und der Schlupf gut. Federn gibt's freilich für die Jungfer nicht, aber Heu genug. Das ist 'mal in der Sonne gewachsen und hat's noch in sich davon, das Blut mit hübschen Träumen warm zu halten. Ich will dich führen, daß du nicht purzelst.“

Das letzte war an Ulrike gerichtet, nach deren Hand er faßte; doch sie zog ihre zurück und sagte:

„Nein, ich brauch's nicht, ich sehe ganz deutlich." So folgten die Geschwister hinter dem Führenden drein, der sie an ein Nebengebäude des Wohnhauses brachte, offenbar eine Scheuer, zu der er einen unverschlossenen Zugang ausgekundet hatte. Ein dunkler Heuraum empfing die Eintretenden; das Mädchen hielt jetzt eine Hand ihres Bruders gefaßt, tastete mit dem Fuß vorwärts und streckte sich, als sie fühlte, daß er sich hinlege, dicht an seiner Seite gleichfalls auf die weiche Unterlage nieder. Hier fiel sie, von der ungewohnten Anstrengung des langen Wandertages schwer ermüdet, nach ein paar Atemzügen in festen Schlaf. Auch Detmar hatte gleiches Verlangen, doch klang ihm von der andren Seite ein gluckender Ton ans Ohr, bekundend, daß der Rheinheinz dort die Kürbisflasche noch einmal nachhaltig an den Mund setze, und hinterdrein scholl auch seine Stimme noch auf:

„Schläft die Haselmaus schon? Die ist an das Springen auf der Straße noch nicht gewöhnt; ihr seid ja erst seit gestern vom Milchtopf weg. Aber auf der Walze werden ihr die Beine bald lustiger werden. Das hat sich gut gemacht, wie wir zusammengekommen sind. Aimable Kumpanei ist die Hauptsache und hält's Blut frisch. Mich dünkt's, wir sind zu unserm auf gleiche Weise gekommen. Bist du gefragt worden, ob du lebendig, ein Geschöpf zum Hungern und Frieren werden wolltest? Ich nicht, keiner hat mich danach gefragt. Als ich mich umsah, war ich mit Hunger und Durst in die Welt gesetzt, ob ich's mochte oder nicht. Bloß ein Spaß war's von denen, die's so gemacht, aber ich konnt's nicht spaßig finden. Nach dem, was ich von euch gehört

habe, ihr auch nicht, wenn ihr auch euer Futter euch nicht in der Gosse zu suchen brauchtet. Aber in eine Prügelsuppe getunkt, schmeckt auch das Brot nicht, das braucht man auf keiner Schule zu lernen. Ich bin bei mir in die Schule gegangen und habe gelernt, der Mensch muß selbst für sich sorgen, die Welt tut's nicht, obgleich sie Brot genug mit Schmalz und Honig, Wein und Lebenswasser dazu hat. Also muß man nicht dümmer sein als die Vierbeiner; die suchen nach den besten Futterweiden herum, haben Augen und Ohren offen und den richtigen Spürsinn in der Nase, gegen den Wind zu riechen. Meine sagt mir's, der kommt von Osten her und hat guten Schmalzgeruch. Es war 'mal einer, in einem Buch glaub ich, steht's zu lesen, der lief mit leerem Magen und Beutel aus, aber hatte die Witterung und kam als ein grüner Jäger mit einem vollen Goldsack nach Haus; vielleicht war der mein Großvater. Was wollt ihr in Paderborn, dem Pfaffenloch, du und deine Schwester? Da rupfen die geschorenen Schwarzböcke alles fette Kraut weg und lassen nur Bettelsuppen übrig. Bist du auf die Welt gesetzt, um zu betteln? Ich nicht; hat jemand ein Recht dazu, das von mir zu verlangen? Wer das tut, bestiehlt mich um mein Recht, er ist ein Dieb. Ich gehe nach Osten, von wo der Wind kommt, und wenn ihr Grütze im Kopf habt, gehn wir mitsammen weiter. Einer hilft dem andern, und drei Nasen wittern besser, als eine —"

Die Stimme Heinz Morgenbeßers klang noch eine Weile durch den dunklen Heuraum fort, doch Detmar Kampen vernahm sie nicht weiter. Er hatte

bis hierher zugehört, aber jetzt fielen ihm die Augen, von Müdigkeit überwältigt, zu, und er lag gleich danach, wie Ulrike an seiner Seite, in tiefem Schlaf.

* * *

Ein erster Frühschein fand durch Spalten und Lücken des Scheunendachs Einlaß, als Detmar aufwachte, so daß er in einem Dämmergrau die Dinge um ihn her unterscheiden konnte. Neben ihm schlief seine Schwester noch, während der Platz, an dem der Rheinheinz gelegen, leer war; doch kam dieser, bis der Umblickende zu klarer Besinnung gelangte, von draußen herein, zeigte sich mit dem umgehängten Sack schon zum Aufbruch gerüstet und hieß gedämpften Stimmentons die Geschwister sich gleichfalls rasch bereit machen. Eine verwunderte Frage Detmars, wo er schon gewesen sei, beantwortete er: „Auf der Wanderschaft muß man die Sonne aufgehn sehen, Morgenstunde, sagt ein richtiges Wort, hat Gold im Munde, die darf nicht verpassen, wer etwas davon hineinkriegen will. Die Hamster sind noch blind und taub, kommt, eh sie die Augen und Ohren aufknöpfen. Nur müssen wir die Jungfer erst etwas putzen, ich hab's lieber, daß sie sauber aussehen, das gehört dazu."

Er zupfte Heuhalme, die sich in das Haar Ulrikes verwickelt hatten, heraus, dann gingen sie zudritt davon und ließen den lautlos liegenden Bauernhof hinter sich; der Mai brachte frühzeitigen Tagesbeginn, es ward schnell völlig morgenlicht, aber für solche, die nicht auf der Straße fortzogen, war's noch helle Nacht. Etwa nach einer halben Stunde hielt Heinz

Morgenbeßer neben einem Strauchrand an und sagte: „Wer's weit vor sich hat, muß es erst in sich haben, durch den Mund geht's in die Beine. Hier steht die Wirtsstube hergerichtet, man braucht bloß noch das Frühstück auf den Tisch zu stellen und zuzulangen.“ Er setzte sich auf den grasigen Boden, schnürte seinen Sack los und holte von dem Inhalt heraus, überraschende Dinge, die gestern abend nicht draus zum Vorschein gekommen und die kaum drin zu vermuten gewesen, denn neben Speckschnitten, einem großen Butterstück und frischduftendem Schwarzbrot legte er auch ein halbes Dutzend unverletzter Eier neben sich hin. Ein weit reichhaltigerer Frühimbiß war's, als er den beiden Flüchtlingen je am sparsamen Tische des Elternhauses zuteil geworden, und ihre Eßlust ließ sich nicht zum Zugreifen mahnen; etwas Verwundersames lag wohl drin, indes nach den Vorgängen des letzten Tag's bedünkte es sie doch auch fast als selbstverständlich, daß ihre Hände sich, wenn der Hunger über sie geriet, zu seiner Befriedigung ausstrecken konnten. Lachend äußerte der Ausspender dieser lockenden Mahlzeit: „Eier sind gut für feine Jungfern, die verhelfen ihnen zu Kraft in den Gliedmaßen und esprit im Kopf. Unsereins kriegt's auch vom andern oder hat's von selbst, dafür brauchen die Hennen nicht erst zu sorgen. Wie sieht's unter deiner Schädeldecke aus, Kampen? Im Schlaf kommt der richtige Verstand; hat er's dir klargemacht, daß wir am klügsten beisammen bleiben? Was wollt ihr in dem Pfaffenloch? Da sind Fuchsschnauzen, die euch auswittern und wieder an die Kette nach Haus liefern. Auf der roten Erde wächst nichts Gutes, nach der

hat's mich nicht vom Rhein weggetrieben, und ihr habt noch mehr Grund, sie hinter euch zu bringen. Der Wind kommt weiter von Osten her, ein gut Stück ist's freilich bis zu seinem Goldsackgeruch hin. Aber gute Gesellschaft macht den Weg lustig, und läuft man sich miteinander bei Tag warm, läßt auch die Nacht nicht frieren."

Was Heinz Morgenbeßer auf dem Heu noch im Dunkel geredet, mußte Detmar Kampen in der Tat während des Schlafs unbewußt weiter durch den Kopf fortgegangen sein, denn er hatte in diesem beim Wachwerden den Gedanken vorgefunden, es sei ratsamer für ihn und seine Schwester, nicht nach Paderborn zu gehen, sondern bei dem ihnen vom Kreuzweg bescherten Genossen bis an sein Ziel zu verbleiben. Der war von einer ihm bisher völlig unbekannt gebliebenen Menschenart und redete ab und zu nicht recht verständliche Dinge; doch aus seinem Wesen und seinen Worten sprach ein mutiges Selbstvertrauen, danach angetan, gleiches auch in andren aufrechtzuhalten, selbstsuchtslos teilte er freigebig von seinem Nahrungsvorrat mit, und wenn er auch keine höhere geistige Ausbildung kundgab, legte sich doch ein feinerer Sinn in ihm durch die Beflissenheit an den Tag, mit dem er darauf bedacht war, Ulrike die ungewohnte Mühsal und Beschwerlichkeit der Wanderung zu erleichtern. Detmar fand im Verlauf des Tages, einmal eine Strecke weit mit der Schwester allein gehend, Gelegenheit, ihr seine neue Meinung auszusprechen, sie täten am besten daran, nicht nach Paderborn zu gehen, sondern dem Ratschlag ihres Begleiters Folge zu leisten. Der er-

scheine ihm als wohl in manchem dem Herzbruder ähnlich, den Simplicissimus in seiner Verlassenheit gefunden, denn ohne ihn hätten sie schwerlich gestern abend und heute etwas zum Essen bekommen, noch eine Nachtunterkunft erhalten, so daß ihnen vermutlich nichts andres geblieben wäre, als doch noch nach Soest umzukehren. Das Mädchen hörte seinen Auseinandersetzungen schweigsam zu und erwiderte, als er innehielt, kopfnickend: „Ja, es war notwendig für uns, mit ihm zusammenzukommen, wir hatten seinen Vorratssack nötig.“ Daraus machte Detmar eine Vorstellung auf: „Der wird freilich bald leer sein, wenn unser Hunger mit dazu hilft.“ Doch, jetzt den Kopf schüttelnd, versetzte sie: „Das glaube ich nicht, aber darüber brauchen wir nicht nachzudenken. Uns geht nur an, daß wir so weiter fortkommen, bis zu einem Ort, wo wir uns allein helfen können.“ — „Er sorgt fast mehr für uns als für sich, und wir kennen ihn doch erst seit gestern. Wenn ich nur etwas hätte, womit ich mich ihm für seinen Beistand dankbar zeigen könnte.“ — „Das, glaube ich, erwartet er von dir nicht.“ Die Antwortende hielt einen Augenblick inne, eh sie fragend hinzusetzte: „Du bist auch groß und kräftig, hältst du dich für ebenso stark als ihn?“ Ihr Bruder sah sie ohne Verständnis an: „Warum meinst du? Körperkraft nützt nicht viel, um sich in der Not durchzubringen. Darin nähme ich's wohl mit ihm auf, aber er ist besser erfahren als ich und weiß vieles, wovon ich auf der Schule nichts gelernt habe, und worauf es unterwegs für uns ankommt.“ — „Dann laß uns bis nach Berlin mit ihm zusammenbleiben — sagte er nicht,

daß er dorthin will, und für uns wär's auch am leichtesten, da einen Unterhalt zu finden. Du hast recht, es wäre unklug, wenn wir wieder allein weiter in die Fremde hinausgingen; beim Weggang vom Haus hatten wir nicht Zeit, es voraus so zu bedenken." —

Verständig überdacht klang alles vom Munde Ulrikes, und ihr Bruder war erfreut, daß sie dem Plan, der sich ihm über Nacht im Kopf ausgesponnen, zustimmte; nur die Frage, ob er sich für ebenso stark als ihren Weggenossen halte, hatte er nicht begriffen oder wohl mißverstanden, denn auf körperliche Kraft kam's nur insoweit an, als sie für die Ausdauer bei der Wanderschaft nötig war, und dazu reichte augenscheinlich selbst die ihrige, obwohl nur die eines Mädchens, genügend hin, wenn sie rechtzeitig Nahrung zu sich nehmen konnte. Heinz Morgenbeßer, der seitab vom Weg auf einer kleinen Anhöhe eine Umschau angestellt hatte, holte die beiden jetzt wieder ein und rief: „Nach Aufgang zu liegt ein langer Bergstrang wie eine Mauer, darüber müssen wir weg und kommen vielleicht bis Abend noch hin. Man sah weit von da oben, und spaßig war's; ein Fink saß auf dem Baumast und schlug, doch die Finkin hockte im Busch und gab nicht acht d'rauf oder tat so, als verstände sie's nicht. Die erst im Vorjahr aus dem Nest gekommen sind, bleiben meist noch eine Zeitlang einfältig; aber um so lustiger ist's, wenn ihnen dann einmal aufgeht, wozu sie in der Welt herumfliegen. Allons! damit wir unser Tagwerk hinter uns bringen und den Beinen einfällt, wozu das Heubett gut ist. Bis nach Berlin haben wir

noch manche Nacht drin vor uns. So pfiff der Fink.“

Pfeifend ahmte er den Schlag des Vogels nach und schritt jetzt, gleichmäßig ausholend, den beiden auf der Straße voran. Mit Wort und Wesen bezeugte er sich, wie's Detmar schon seit gestern empfunden, als der Wegkamerad, den sie nötig gehabt. Nicht nur teilte er uneigennützig seinen Vorrat mit ihnen, regte sie auch durch sein Beispiel und muntere Reden an, dem gemeinsamen Ziel entgegen nicht vom fördernden Ausschreiten abzulassen.

* *
*

Der mauerähnliche Strang des Eggebergzuges erwies sich zwar weiter entfernt, als es erschienen, und sie erreichten ihn erst am Abend des nächsten Tages, aber für nächtliche Unterkunft in einer Gehöftsscheune trug ihr Gefährte stets, wie beim erstenmal, Sorge, und ebenso stellte sich Detmars Bedenken, daß durch ihre Mitbeteiligung der Sack Heinz Morgenbeßers bald geleert sein werde, als unbegründet heraus. Er ließ sie niemals an Hunger leiden, weder untertags noch nach dem Aufbruch am Frühmorgen, wo er sich immer noch unerschöpft zeigte, sogar öfter bisher noch nicht gesehene Inhaltsdinge zum Vorschein brachte. Detmars Kopf beschäftigte sich zwar fast unablässig mit Plänen, auf welche Weise er in Berlin den Unterhalt für sich und seine Schwester beschaffen wolle, doch er sprach ihr einmal Verwunderung darüber aus, daß der Sack noch täglich fortfahre ihnen das Notwendige zu liefern. Ihr schien indes darin nichts Überraschendes zu liegen, sie sah

ihn nur mit einem kurz prüfenden Blick an und antwortete, leicht die Schulter zuckend: „Erinnerst du dich nicht an die Geschichte vom ‚Tischlein-deck-dich‘? Früher hielt ich die für ein Märchen, jetzt ist's mir klar geworden, daß es wirklich so etwas gibt. Und du sagst richtig, daß er uns das Notwendige liefert; was notwendig ist, muß man haben und braucht nicht weiter darüber zu denken.“

Sie waren nunmehr aus der westfälischen Ebene in eine gebirgig bleibende Landschaft gelangt; da und dort zeigten andersartige Wappenpfähle an, daß manchmal an einem Tage Gebiete verschiedener souveräner Herrschaften um sie her wechselten. Der Rheinheinz hatte, im allgemeinen die Richtung gegen Osten innehaltend, bei seiner Führung stets das Berühren größerer Ortschaften vermieden und schlug jetzt mit Vorliebe schmale Fußpfade, von denen er Abkürzung verhieß, über die Bergrücken ein. Bei einer Gabelung beließen sie ihn freilich dann und wann in Zweifel, welche Abzweigung vorzuziehen sei; er hielt deshalb einigemal für ratsam, daß Detmar ein Stück lang auf dem einen Weg vorgehen solle, während er mit Ulrike, um sie nicht unnötig anzustrengen, den andern prüfen wolle; nach einer Strecke würden sie sich dann durch Zuruf verständigen, wer den richtigen getroffen habe. Doch das Mädchen sah diese Auseinandertrennung nicht für nützlich an oder bestand darauf, wenn sie geschehen müsse, mit dem Bruder zu gehen, weil er allein sich verirren und nicht wieder zurückfinden könne. Dazu lachte Heinz Morgenbeßer: „Hältst du deine Augen für klüger als seine? Davon haben sie mir bisher noch

nicht viel gezeigt.“ Aber sie blieb dabei, ihm fehle die Begabung, sich zurechtzufinden; das habe sich gleich am ersten Morgen ihrer Wanderung kundgetan, wo er ziemlich weit nach Westen statt nach Osten gegangen sei. Die Äußerung verdroß Detmar, der sich auf seinen Wegsinn etwas zugute tat, so daß er halb aufgebracht versetzte: „Da hätt'st du es gewiß nicht gefunden, durch dichten Wald ging's, drin man nichts vom Himmel, nicht rechts und nicht links sah.“ Der Rheinheinz schlichtete jedoch lachend die Sache: „Mach dir nichts draus, Kampen, wir wollen's 'mal auf eine Probe abwarten; Jungfern setzen manchmal einen Kopf auf und tun am eigensinnigsten, wenn sie spüren, daß es wackelig bei ihnen steht.“ Detmar aber fand Anlaß, auch sonst zuweilen mit dem Betragen seiner Schwester unzufrieden zu sein, ihr unter vier Augen Vorwürfe zu machen, daß sie sich nicht freundlich und dankbar Morgenbeßer gegenüber verhalte, der doch gerade für ihr Wohlbefinden immer eifrig bedacht sei; sie könne es dahin bringen, daß er seiner Fürsorge überdrüssig werde und sich von ihnen trenne. Aber Ulrike hatte darauf nur die gleiche Antwort, wie auf seine andre Besorgnis wegen des Sackvorrats: „Das glaube ich nicht, sonst hätte er's wohl schon getan. Jeder kann nur so sein, wie er ist, und die Natur hat mich nicht anders gemacht. Du kannst es ja wieder gutmachen und für mich mit liebenswürdig gegen ihn sein.“ Detmar kam daraus zu einem deutlichen Erkennen, was er als Knabe nur unbestimmt empfunden: Seine Schwester war allerdings nicht liebenswürdig von der Natur veranlagt, sondern kaltsinnig und eigenwillig; seine

Ermahnungen änderten auch nichts an ihrem ungefälligen Wesen, sie beharrte dabei und ging meistens schweigsam neben ihren beiden Begleitern her. Auch eine gewisse Selbstsüchtigkeit geriet aus ihr zutage; beim nächtlichen Rasthalten wählte sie stets den am besten gesicherten Lagerplatz für sich aus und veranlaßte ihren Bruder, den seinigen davor einzunehmen. Gleichsam als ein Wächter, wie sie's ihm auch einmal sagte, denn ihr war's nicht angenehm, zu denken, eine Katze könne im Heu nach Mäusen herumschleichen und sie im Schlaf stören. Offenbar setzte sie dem lieber ihn aus, als sich.

So waren sie durch das Gebiet mehrerer Reichsgrafschaften und -freiherrschaften aus den Lippeschen Landen bis an die Weser gekommen, hatten diese auf der notdürftigen Brücke des Städtchens Höxter ohne Anhalt überschritten und, im Braunschweigischen weiterwandernd, die Berge des Oberharzes erreicht. Hier ward's auf den Höhen unbewohnt-einsam und ein Nachtquartier unterm Scheunendach zweifelhaft. Doch trotzdem bestand der Rheinheinz darauf, den Weg nicht durch die Täler fortzusetzen, sondern übers Gebirg hin möglichst abzukürzen. Er nahm's auch leicht, als sie eines Abends in der Tat kein Gehöft zum Nächtigen mehr antrafen, Juni war's geworden und sommerwarme Luft, die bis zum frühen Sonnenaufgang nicht mit Kälte drohte. An windgedecktem Abhang bot eine kleine kammerartig von Buschwänden umschlossene Lichtung mit weichem Moosboden gute Ruhestätte, und wegmüde ließen sie sich darauf nieder, rasch in Schlaf zu fallen. Aus dem erwachte Detmar von der Stimme Heinz Morgen-

bessers, der über ihn gebückt, ihm ins Ohr raunte: „Ich hab's vergessen, mein Sack hat nichts mehr in sich, und deine Schwester muß erst essen, bis wir weitergehen. Doch nahm ich eben unter uns ein Dorf gewahr, lauf hurtig, daß du von da Brot heraufholst, eh sie wach wird und ein verdrossenes Gesicht macht, wenn's kein Frühstück gibt. Den Heckpfennig hab ich noch, der kommt heut zu paß." Er drückte ein Groschenstück in die Hand des Aufgeweckten, der sich noch halb schlaftrunken eilig auf die Füße machte. Der Sack war jetzt also doch leer geworden; eigentlich berührte ihn das angenehm, obgleich er nicht recht wußte, warum, bis ihm kam, weil er eine Genugtuung darüber fühlte, daß seine Voraussicht doch recht behalten habe. Er begriff auch, daß der Rheinheinz sich nicht geringschätzig wegen des Mangels von Ulrike behandeln lassen wolle, dem jener zwar durch eignes Heraufholen des Brotes hätte entgehen können, aber zugleich freute er sich, auch einmal für ihn eine Mühe auf sich zu nehmen, und stieg rasch abwärts. Drunten im Talgrund lag, vom ersten Morgenlicht überhellt, ein kleiner Dächerhaufen, doch dorthin stellte sich ein unerwartetes Hemmnis in den Weg, denn nun fiel der Berghang als eine senkrechte Felswand vor ihm nieder. Die mußte er ziemlich weit umkreisen, sogar ein Stück wieder aufwärts zurücksteigen, und ihm klang's dabei ungewiß ans Ohr, als ob jemand laut seinen Namen gerufen habe. Das war wohl Täuschung gewesen, aber um ein bißchen danach raschelte es über ihm heftig im Buschwerk, und plötzlich tauchte aus diesem Ulrike mit lose fliegendem Haar und mannigfach zerrissenem

Kleide hervor, hinter ihr krachte es noch stärker im Gesträuch weiter. Ihre Augen nahmen ihn nicht gewahr und nichts, was vor ihr lag, sie schoß blindlings geradeaus vorwärts und wäre vermutlich über die Felswand hinuntergestürzt, wenn der günstige Zufall seinem Arm nicht ermöglicht hätte, sie aufzufangen und noch zu halten. Begrifflos fragte er: „Warum kommst du mir nach, wohin willst du?" Nun erkannte sie ihn und stieß atemberaubt aus: „Bist du's — er ist hinter mir — er wollte —" sie mußte nach Luft ringen, eh ihr Mund weitersprechen konnte: „ich weiß nicht, was er wollte." — „Wer soll hinter dir sein? Die Nachtmar hat dich gedrückt, und du hast geträumt." Sie kam jetzt zur Besinnung und erwiderte: „Warum bist du weggegangen?" — „Morgenbeßer gab mir Geld, ins Dorf hinunterzugehen und Brot für dich zu holen, er fürchtete, du wärest sonst unfreundlich gegen ihn, denn er hat nichts mehr in seinem Sack." Einen Augenblick schwieg das Mädchen und sagte dann: „So? Du bist — ja, du hast wohl recht, ich hatte geträumt und war von Sinnen. Da tut man Unbegreifliches und weiß nicht, warum." — „Glaubtest du, ein Räuber wollte dich anfallen? Der hätte nichts zu nehmen bei dir gefunden."

Detmar lachte jetzt über das schreckhafte Hirngespinst der Schwester und setzte hinzu: „Ich will weiter, das Brot für sein Geld zu kaufen, geh du nach unsrer Schlafstatt zurück. Er wird Unruhe haben und nach dir suchen; wahrscheinlich kundete er unsern Weg aus, als es im Traum über dich kam, wegzulaufen, denn wäre er bei dir gewesen, so hätte er dich

gehalten und zur Besinnung gebracht.“ Doch Ulrike fiel ein: „Nein, ich gehe mit dir, ich bin zu hungrig und möchte so bald als möglich von dem Brot haben.“ Sie blickte noch einmal aufwärts nach dem nun lautlos liegenden Busch zurück und sagte hinterdrein: „Wär'st du nicht grad an dieser Stelle gewesen, so läge ich jetzt wohl da drunten und stände nicht wieder auf, denn ich wäre eher hinuntergesprungen, als — ein Unglück wär's freilich auch nicht, aber die Luft ist doch noch gut zum Atmen.“ So umbogen sie zusammen den Rand des Absturzes, um zu den Häusern nieder zu gelangen, doch stellte dies sich als mühsamer und längere Zeit erfordernd heraus, als es von obenher erschienen. Wie sie sich dann der Talsohle näherten, ward in einiger Entfernung nach rechts eine gleichfalls von der Berglehne herabkommende Gestalt, aus Laubgesträuch hervortauchend, sichtbar, die vor ihnen eine weißschimmernd den Grund durchschlängelnde breite Straße erreichte, und den Blick anspannend, sagte Detmar: „Da ist Heinz ja, er sucht unten nach uns, ich will ihm zurufen, daß wir hier sind, vielleicht hört er's.“ Im selben Augenblick indes begab sich etwas Sonderbares und nicht Erklärbares; ein Hufgetrappel scholl von drunten herauf, um eine Krümmung des Weges bog ungefähr ein halbes Dutzend von blau und gelb in der aufgegangenen Sonne flimmernden Reitern, die, an Heinz Morgenbeßer vorüberkommend, nur wie gedankenkurz zu einem Knäuel geballt, halt machten und wieder hurtig weiter trabten. Danach aber lag die weiße Straße vollständig leer, zeigte keine Spur von der lang=

wüchsigen Gestalt des Rheinheinz mehr; einen Eindruck hatte es gemacht, als habe eine große buntfarbige Katze im Sprung eine Maus weggehascht und sich mit ihr davongeschnellt; der Hufschlag verklang schon wieder um die Bergwandung.

Verdutzt und verständnislos sahen die Geschwister auf den leeren Weg. Ohne Zweifel war's ihr Gefährte gewesen und spurlos verschwunden, nirgendwo geriet er mehr zum Vorschein. Nun sprach Ulrike zuerst: „Er kommt nicht wieder, wir sind los von ihm.“ Ihr Bruder versetzte, schreckhaft ihr den Kopf zuwendend: „Das sagst du, als wär's dir gleichgültig — wie sollen wir denn ohne ihn bis nach Berlin weiterkommen?“ Das Mädchen antwortete, die Schulter zuckend: „Als wir aus Soest weggingen, war er auch nicht bei uns.“ — „Trafen ihn aber zu unserm Glück, sonst hätten wir verhungern können. Jetzt ohne seinen Märchensack haben wir nichts mehr zu essen.“

Die Schwester blickte ihn an und entgegnete mit halb spöttischem Klang: „Glaubtest du wirklich, daß der immer von selbst wieder voll wurde? Du bist — bist sehr gläubig und hättest klüger getan, zu den Jesuiten nach Cöln zu gehen; nun ist's freilich zu spät dafür. Märchen gibt's nicht in der Welt, nur Fingerfertigkeit; die geht uns zwar ab, aber man lernt etwas auf der Straße, und wir müssen versuchen, uns auf andre Weise durchzubringen, denn den Herzbruder aus deinem Buch hat — wer ihn geholt hat, weiß ich nicht. Geht's nicht, so geht's nicht, dann bleiben wir einmal irgendwo liegen und stehen nicht wieder auf, das ist auch nicht das

Schlimmste. Vorderhand hast du noch das Geldstück, das er dir gegeben hat, für mich Brot zu kaufen. Sehr sorglich war's von ihm — daß er auch Geld in seinem Sack haben würde, ließ sich denken — so laß uns gehen und das Brot holen."

Eigentümlich klang's aus dem jungen Mädchenmunde, ruhig und von der plötzlichen ungünstigen Veränderung der Umstände ohne Schreck belassen; eher schien das rätselhafte Verschwinden des bisherigen Weggenossen ihren Mut befestigt zu haben. Sie brachte, so gut es möglich war, ihr zerrissenes Kleid etwas in Ordnung, dann stiegen sie weiter zum Dorf hinunter. Hier standen einige Weiber und Männer redend auf der Straße beieinander, aus denen beim Vorüberkommen der beiden eine Stimme aufscholl: „Preußische Werber waren's, sie hatten Fohlenschlingen bei sich, damit haben sie ihn eingefangen und auf einen Gaul heraufgeholt." Kurz sah Ulrike suchend umher, sagte dann: „Da ist Brot gebacken", und trat mit Detmar in die Hausdiele des Dorfbäckers hinein.

* *
*

Als der Juni über seine Mitte vorgeschritten, schleppten sich eines Nachmittags unter der noch hochstehenden, heißbrennenden Sonne langsam zwei junge Menschen auf einem tiefsandigen Weg der Mark Brandenburg fort. Sie sahen wie völlig entkräftet und ebenso äußerlich herabgekommen aus, ihre Kleidungsstücke waren von Staub und Regen verfleckt, an den Füßen hielten zerlöcherte Schuhe kaum noch zusammen. Die beiden hatten sich vom Harzgebirge

bis hierher durchgeschlagen, wie es ihnen möglich geworden, wußten sie selbst nicht. Zumeist unterm freien Himmel übernachtend, weil man sie nur selten einmal in ein Haus eingelassen und gleicherweise gewöhnlich ihre Bitte um etwas Nahrung an der Tür abgewiesen. Der ländlichen Bevölkerung hatten die Augen gefehlt, sie von diebischen Umherlungerern zu unterscheiden, da und dort waren sie vielleicht auch gerade durch ihre nicht mit dem Landstreicher-gewerbe im Einklang stehenden Gesichter besonders verdächtig erschienen. So lagen Wochen äußerster Entbehrung hinter ihnen, in denen fast jeder Tag sie krafterschöpft hinfallen zu lassen gedroht, um nicht wieder aufzustehen, und oft war's ihnen nicht begreiflich gewesen, daß ihre Füße sich noch zum Weitergang aufraffen gekonnt. Trotz allem indes hatten sie jetzt lebend ihr Wegziel fast erreicht, denn vor ihrem Blick stiegen in einiger Entfernung Kirchtürme, die der Stadt Berlin, gegen den Himmel auf. Ungefähr ein Monat mußte seit der Nacht vergangen sein, in der sie zu Soest blindlings aus dem Elternhause davongestürzt waren.

Aber was hatten sie denn eigentlich erreicht? Was half's ihnen, daß sie bis hierher gekommen, und was wollten sie in Berlin?

Ein tröstlicher Name war's ihnen gewesen, so lange ihre Gedanken sich aus unabsehbarer Ferne nach ihm voraufgerichtet, an dem Wort aufrecht erhalten. Ihr letztes Abend- und erstes Morgengespräch hatte sich darum gedreht, wie weit es noch bis nach Berlin sein möge — nach einem Ufer für ermattete Schwimmer, wo sie vor dem Untergang

gerettet waren, wenn ihre Kräfte noch aushielten, sie hinzubringen.

Doch nun lag's nah vor ihnen, eine große, menschenreiche Stadt, aber wildfremd, wie die einsamste, ödeste Berggegend, nur ein leeres Wort. Was wollten, was erhofften sie dort? Und warum hatten sie denn überhaupt Berlin als ein Ziel im Sinne gehabt?

Sie wußten's kaum mehr nach all der durchkämpften Not und Mühsal; wie viele Monate lag die Zeit ihrer Wanderung hinter ihnen und als ob noch niemals Menschen etwas ihr Ähnliches überstanden hätten. Unterwegs war einmal, einer Windsaat gleich, das Wort Berlin in sie hineingeweht, hatte einen Keim in ihnen getrieben, den sie sich zu einer Hoffnungssaat gereift. Oder sie hatten ein Ziel haben müssen, und so war's dieses gewesen.

Jetzt aber bei dem Anblick der Stadt geriet's ihnen zu klarer Erkenntnis, sie hätten sich mit dem Namen nur etwas vorgetäuscht, um den schwächer und schwächer erlahmenden Mut gewaltsam immer noch wieder aufzurichten. Vorgestellt hatten sie sich nichts dabei, nichts wirklich gedacht und gehofft. Ein erfahrungsloser kinderhafter Wahn war's gewesen, daß man, um frei von unerträglichem Zwang zu werden, in die fremde Welt hinauslaufen, es in ihr zu etwas bringen, sich nur den notdürftigsten Unterhalt erringen könne. Das konnten Leute ohne Gewissen und Rechtschaffenheit, oder solche, die in kundiger, frech-niedriger Weise das Gewerbe betrieben, umherzuziehen und an den Türen zu fordern, als stehe ihnen ein Recht darauf zu. Denen gleich zu

betteln, aber besaßen sie nicht die Fähigkeit, die Anmaßung und entwürdigende Schamlosigkeit, nur zu bitten, und schüchtern Bittenden teilte man nichts zu; die flößten keine Furcht ein, vor ihnen konnte jeder unbekümmert die Tür zuschlagen. Diese Erfahrung war das einzige, was der lange Wanderweg Detmar und Ulrike Kampen eingebracht hatte, und nun nahten sie Berlin. Fremd, ohne irgendwelche Mittel, in abgenutzter, verwahrloster Kleidung; die unwirtlichste Waldwildnis hätte nicht trostleerer vor ihnen liegen können, als die große preußische Hauptstadt.

Gesprochen hatte es keiner zu dem andern, was sie in gleicher Weise innerlich empfunden und erkannt, und auch jetzt beharrten sie in dieser Schweigsamkeit, taten nur instinktiv das, woran sie gewöhnt worden, dem nächsten Schlimmsten auszuweichen. Das war augenblicklich der glühende, zum Verschmachten ausdörrende Sonnenbrand, und gegen ihn bot seitwärts eine Wandung hoher, alter Baumwipfel Schutz, so schritten sie in wortloser Übereinkunft vom Wege ab dem Schatten zu; rechtsher sah aus geringer Entfernung ein niedriger ländlicher Kirchturm, offenbar einem noch vor Berlin belegenen Dorfe angehörig. Die Schattenkühle tat den Ermatteten wohl, ein Buchengehölz hatte sie aufgenommen, durch das sich ein Bach oder schmales Flüßchen mit ruhig dunklem Wasser in mannigfachen Krümmungen hinschlängelte, mechanisch folgten sie dem sich daran entlangziehenden Pfade. Doch lichtete der Wald sich nach kurzem oder veränderte wenigstens seine Art; es blieben wohl Bäume mit hohen Kronendächern, aber vielfältig

anders geformten Blättern, und sie traten weiter auseinander, faßten übersonnte grüne Rasenflächen unter sich ein. Die waren da und dort von reichblühenden Büschen umgeben, Syringen und Goldregen, zwischen die rotleuchtende Dornblüten eingemengt standen. Das aufragende Dach eines großen Gebäudes blickte an Stellen über die Gesträuche her, die Luft war von sommerlichem Dufte erfüllt und der bisher einfache Weg mündete jetzt in ein sich netzartig verschlingendes Geflecht von breiteren, mit feinem Kies bedeckten Gängen aus. Trotz des dumpfen Sinneszustandes der Geschwister ging ihnen auf, daß sie in einen Garten geraten sein mußten, in dem der Zutritt jedenfalls für Fremde nicht erlaubt sei, und sie hielten unschlüssig auf einer hier das Flüßchen mit weißem Birkenastgeländer überspannenden Brücke an. Zur Umkehr blieb ihnen indes nicht mehr Zeit, denn sie waren bemerkt worden; seitwärts her von einem schattig im Gebüsch ausgerundeten, mit bequemen Lehnsitzen versehenen Platze trat eine sehr alte, völlig weißhaarige Dame auf sie zu, betrachtete die Zaudernden und fragte: „Wohin wollt ihr? Ihr habt euch wohl vergangen."

Die Stimme der Sprecherin klang freundlich, und ihr Gesicht hatte etwas überaus Gütiges. Detmar entschuldigte sich mit einem höflichen Anstand, er und seine Schwester seien auf dem Wege nach Berlin und aus Versehen, um der heißen Sonne zu entgehen, hierher gelangt. Die Augen der Dame hafteten mit einem Ausdruck der Verwunderung auf dem Gegensatz zwischen den Gesichtszügen und der verkommenen Bekleidung der beiden, und sie antwortete: „Nach

der Sprache seid ihr nicht aus dieser Gegend, doch aus einem guten Hause. Habt ihr Verwandte oder Freunde in Berlin? Was sucht ihr dort?“

Detmar wußte nicht, wie's plötzlich über ihn kam, daß er ausstieß: „Nein, wir kennen keinen Menschen in Berlin und wissen nicht, wie wir's dort anfangen sollen, nicht Hungers zu sterben.“ Und kurzgedrängt, doch alles für das Verständnis Nötige zusammenfassend, flog's ihm hinterdrein über die Lippen, was sie aus Soest fortgetrieben, in diese hoffnungslos bitterliche Lage versetzt habe, und wie er die Schuld daran getragen, daß seine Schwester in solche Not geraten sei, weil er knabenhaft töricht gemeint, für sie sorgen zu können. Danach blieb er einen Atemzug lang stumm, bis ihm in halbem Stottern weiter vom Munde kam: „Wenn meine Schwester nur eine Unterkunft fände — daß sie nicht hungern muß und verdirbt — so lange, bis mir's glückt, in Berlin etwas zu erwerben, um sie unterhalten zu können — dann hätte ich wieder Mut —“

Eine nicht ausgesprochene Bitte lag darin, in vollem Widerspruch zu der Antwort, die er am ersten Morgen nach der Flucht Ulrike auf ihre Äußerung gegeben, daß sie irgendwo als Dienstmagd bleiben wolle. Das werde er niemals zulassen, hatte er gesagt, und es klang ihm augenblicklich im Ohr auf. Aber die seitdem vergangenen Wochen hatten ihn belehrt, daß er damals als ein töricht weltunerfahrener Knabe vor sich selbst geprahlt habe, und was er eben stockend hervorgebracht, war eine verstohlene Bitte gewesen, ob die vom Zufall ihnen in den Weg Ge-

führte seiner Schwester nicht zu einer Dienststellung verhelfen könne.

Während er gesprochen, hatten die klaren Augen der alten Dame die beiden weiter betrachtet und sich in ihnen kundgegeben, daß sie sich von der Wahrheit der Aussage des jungen Menschen überzeugt habe. Doch erwiderte sie nichts, sondern begab sich schweigend nach dem Platz, von dem sie herzugekommen, zurück. Dort saß noch eine zweite, wohl um dreißig Jahre jüngere Dame, von der die Geschwister bis jetzt nichts wahrgenommen, und zu ihr hinantretend, sprach die Weißhaarige ein kurzes Weilchen mit nicht vernehmlich gedämpftem Ton. Dann versetzte die Stimme der Jüngeren hörbar: „Sie wissen, liebe Mama“ — so schien das letzte Wort wenigstens zu klingen — „das überlasse ich ruhig Ihren Augen und Ihrer Entscheidung; wenn Sie dafür sind, wird's zugleich ein gutes Werk und ein vernünftig-nützliches Tun sein.“ Nun kehrte die Ältere wieder nach der Brücke und sagte, zu Ulrike gewendet: „Ob du lesen und schreiben kannst, brauche ich dich nicht zu fragen; hast du auch nähen gelernt?“ Das beantwortete Detmar statt des stumm bleibenden Mädchens: „Sie hat mir schon von kleinauf meine Kleider gebessert, wenn etwas dran zerrissen war.“ — „Da hat Er ihr wohl oft zu tun gegeben“ — um die Lippen der alten Dame spielte es bei der Erwiderung mit einer leisen Schalkhaftigkeit — „nach Seiner Erzählung, deucht mich, kenne ich die Art.“ Doch das leichte Lächeln schwand rasch wieder um ihren Mund fort, und sie fügte nach: „So kannst du hier bleiben, Kind, bis dein Bruder dich zu sich holt, zu schwer

wird dir nichts obliegen. Ein Mann muß sich selbst helfen, setze Er seinen Weg tapfer und mit gutem Glück fort, beides ist nötig, durch die Welt durchzukommen, sei einer, was immer er ist. Man sieht Ihm an, daß Er die Wahrheit spricht, verlerne Er das niemals, auch wenn eine Lüge notzutun und klüger scheint, sie ist's doch nicht. Dort entlang kommt Er ans Parktor und vom Dorf durch die Allee bis zur Stadt. Um seine Schwester braucht Er sich nicht weiter Sorge zu machen, sie ist hier gut aufgehoben und wird so sein, wie's mir deucht, daß wir sie auch gut gebrauchen können. Sie soll nicht meinen, eine Wohltat sei's, sondern wir behalten sie aus Eigennutz, uns fehlt gerade jemand. Wenn Er es nach einer Zeit zu etwas gebracht hat, so komme Er, einmal nach Seiner Schwester zu sehen, der Weg ist ja nicht weit. Jetzt sage Er ihr adieu und nehme meine guten Wünsche mit sich."

Detmar Kampen stand sprachunfähig da. Wie vom Himmel herunter war's in der höchsten Not während weniger Minuten unverhofft und kaum noch glaubhaft über ihn und Ulrike gekommen und zugleich aus dem Munde der alten Dame auch wie eine Himmelsfülle von etwas ihm bisher völlig unbekannt Gewesenem, menschlicher teilnahmsvoller Güte, Zartsinn und weise mahnender, ermutigend aufrichtender Lebensvorschrift. Ihn durchdrang ganz ein einziges Gefühl, welch höchstes Glück es sein müsse, als Kind unter der leitenden Hand einer solchen Frau aufzuwachsen; wer sie sei, konnte er sich zu keiner Vorstellung bringen und hatte nicht den Mut, danach zu fragen; sie erschien ihm sehr vor-

nehm und doch zugleich auch höchst einfach gekleidet. Verwirrt brachte er ein paar nur halb verständliche Dankesworte hervor; ihn trieb ein Verlangen, nach ihrer Hand zu fassen, um sie zu küssen, aber auch dessen getraute er sich nicht, sondern verneigte sich nur stumm mit einer Schicklichkeit, die Zeugnis von seiner Herkunft aus einem gebildeten Hause ablegte, und ergriff dann zum Abschiedsgruß die Hand Ulrikes. Dazu sagte er: „Jetzt bin ich ohne Sorge und komme, nach dir zu sehen, sobald ich Gutes von mir sagen kann.“ Zum erstenmal Worte vom Mund bringend, erwiderte sie: „Ich habe mein Versprechen gehalten und bin nicht von dir gegangen, du heißt mich hier bleiben.“ Kurz hielt ihre Hand die seinige mit einem festen Druck umschlossen, es sprach draus, sie erkenne die Notwendigkeit, nicht nur für sich selbst, mehr noch die, ihn von der zerdrückenden Sorgenlast ihrer Not zu befreien. Eine Vorstellung, daß vielleicht auch er hier bleiben könne, war nicht möglich, weder ihr noch ihm kam der Gedanke daran, ein Mann mußte sich selbst helfen. Seine Hand loslassend, sagte sie noch halblaut: „Habe Dank!“ und er: „Lebe wohl!“ dann ging er in der ihm gedeuteten Richtung davon. Eine kurze und leichte Auseinandertrennung, der Natur beider gemäß, schien's zu sein, doch unter der kühlen Decke kam's mit einer verhaltenen Wärme herauf. Wie Detmar die Brücke überschritt, richtete sich die andre Dame von ihrem Sitz empor, und er hörte ihre Stimme noch einmal aufklingen: „Ich möchte ins Haus zurück, lassen Sie das Mädchen mit uns gehen, daß ich es auch sehe, liebe Camas.“ Diesmal klang die Anrede deutlich so, nicht wie vor-

her „Maima“; die Sprechende war von schlanker Gestalt, über das Jugendalter wohl bis zum Anfang der vierziger Jahre hinaus, doch mit noch schönen, edelgebildeten und sanften Gesichtszügen, nur lag etwas gleich einem schwermütigen Schattenwurf über ihnen.

Das nahm Detmar noch mit rasch wieder abgekehrtem Blick gewahr, es drängte ihn, eilig fortzukommen. Bald gelangte er an dem großen, bisher nur halb verschleiert sichtbar gewordenen Gebäude vorüber, das sich mit zahlreichen Fenstern hoch und lang hinstreckte; vor dem Hauptzugang hielten in steif aufrechter Haltung zwei Soldaten von ungewöhnlicher Größe Wacht. Sie trugen blaue Uniformen mit roten Aufschlägen; ihr weißes Lederzeug, Halsbinden, Stulphandschuhe und Gamaschen von tadelloser Sauberkeit, besonders aber goldene Tressenlitzen auf der Brust und Goldborten an mehr als fußhohen, kegelförmig zugespitzten roten Gardegrenadier-Mützen gleißten und glitzerten im Sonnenauffall. In einiger Entfernung an ihnen vorbei erreichte Detmar ein Tor, von dem eine Straße auf den vorher von den Geschwistern wahrgenommenen Dorfkirchturm zuführte; erst wie er zu diesem hingelangte, fiel ihm ein, daß er etwas nicht wisse, bisher vergessen gehabt, sich danach zu erkundigen, dies indes auch bei niemandem gekonnt habe. Auf dem Dorfplatz befand sich gleichfalls gegenwärtig kein andrer Mensch als eine junge, vor einer Tür stehende, mit äußerst glücklichem Gesicht ihr Kind auf dem Arm schaukelnde Frau, so wandte er sich an diese mit der Frage, wie das Dorf heiße. Verwundert, daß jemand das nicht wisse, antwortete sie: „Pankow.“

„Und das große Gebäude da drüben?"

„Schloß Schönhausen."

„Und wie heißt die Dame, die drin wohnt?"

Das nahm die Befragte sichtlich noch mehr wunder, sie wiederholte: „Wie die heißt? Da ist's wunderschön in dem Park, aber ich möchte nicht mit ihr tauschen —"

Das flog ihr hörbar aus innerster Überzeugung heraus, doch zugleich scholl von der Diele des Häuschens, vor dem sie stand, der Ruf einer Kinderstimme her: „Mutter!" und die junge Frau lief, ohne weitere Antwort zu geben, das kleine Geschöpf sorglich an der Brust haltend, ins Innere hinein. Detmar stand allein, niemand war sonst in der Nähe, und er hatte erfahren, wie der Aufenthaltsort seiner Schwester heiße; vor ihm begann die Allee, von der die weißhaarige Dame gesprochen, schon kräftig hochgewachsene Bäume aufweisend, denn der erste preußische König hatte sie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts zur schattigen Verbindung des in seinen Besitz übergegangenen Dorfes Pankow mit Berlin anpflanzen lassen. Nun schritt Detmar Kampen ohne seine bisherige Gefährtin durch den Baumgang entlang auf Berlin zu. Ebenso fremd und verheißungslos noch wie vorher rückte die große Stadt ihm näher, und Hunger und Durst begleiteten ihn gleicherweise, vielmehr noch stärker angewachsen; nur die allernotdürftigste Nahrung war den Geschwistern am Morgen aus der Hand eines mitleidigen Bauernweibes zuteil geworden. Doch trotzdem schleppte sein Fuß sich nicht so matt wie vor einer Stunde weiter, von einer geistigen Aufrichtung fühlte er sich auch mit körper=

licher Kräftigung durchdrungen, instand gesetzt, sein Wegziel noch zu erreichen. Urplötzlich vom Himmel herunter war ihm ein Glück, die Errettung seiner Schwester vor dem Untergang zugefallen, und belebend schwebte vor seinen Sinnen, auch ihm selbst werde heute noch ein ähnlicher Glücksfall begegnen. Nur ein traumhaftes Gaukelspiel war's, aber fast zu einer Gewißheit bildete sich's in seiner Vorstellung aus, ließ ihn gegen die Erschöpfung anringen und gleichmäßig die Füße weitersetzen.

Da freilich stellte sich seine Zuversicht jählings als Täuschung heraus. Er traf vor einer Stadttorschranke ein, wo der uniformierte Wächter einen schriftlichen Ausweis von ihm forderte, um ihn nach Berlin einzulassen. Davon hatte er in Soest nie gehört, mit keinem Gedanken daran gedacht, sah den Torwart ratlos und antwortlos an, der seine verkommene Kleidung mit mißtrauischem Blick übermusterte. Ihm blieb kein Zweifel, er werde zurückgewiesen, gelange nicht in die Stadt hinein.

Aber da fiel's doch auch wieder wie vom Himmel auf ihn nieder, bewährte sein Vertrauen in den Glücksstern dieses Tages. Nah am Tor standen zwei wohlgekleidete Herren, hielten ihre Augen prüfend auf den hilflosen Ankömmling hingerichtet, und einer von ihnen trat an den barschen Wächter heran, sprach zu ihm, der junge Mann sei ersichtlich aus einem guten Hause, er nähme Bürgschaft auf sich, daß man ihm ohne Legitimation Einlaß verstatten könnte. Eine dem Torwart bekannte respektable Persönlichkeit mußte es sein, denn er hob daraufhin wortlos den Schlagbaum und ließ den davor Harrenden

hindurch, der jetzt, von seinem Schreck erlöst, doch ungewiß um sich blickend, dastand. Sein Befreier aus der Notlage richtete nun das Wort an ihn: „Er scheint fremd in Berlin zu sein, wohin will Er denn?“ Das bejahte Detmar, setzte stockend hinzu, er wisse nicht, nach welcher Richtung er sich wenden solle. „Da schließe Er sich nur uns an, wir sind auch auf dem Weg in die Stadt und können Ihn etwas zurecht weisen.“ So gingen die beiden Herren mit ihm, befragten ihn abwechselnd mit liebenswürdiger Anteilnahme nach seiner Herkunft und Absicht in Berlin, bis einer von ihnen einmal sagte: „Wenn Er heute schon so weit marschiert ist, da muß Ihm ja der Hunger und Durst gewaltig an der Kehle sitzen und Er tut am besten, sich zuerst mit tüchtigem Essen und gutem Trunk wieder aufzufrischen.“ Danach stand ihm allerdings in allerhöchstem Maße das Verlangen, er konnte kaum mehr weiter vorwärts, doch mußte er vom Mund bringen, dazu sei er nicht imstande, habe nichts bei sich, um Speise und Trank zu bezahlen. Aber lachend fiel der andre Herr ihm ins Wort: „Glaubt Er, daß wir Bürger in Berlin so knauserig sind wie unser König? Wenn zu uns ein hungriger Gast kommt, fragen wir nicht danach, ob er gerad Geld in der Tasche hat, sondern sorgen erst einmal dafür, daß er sich an einen gedeckten Tisch setzt. Das ist uns ein Vergnügen und eine Pflicht, und da kommen wir ja just an einer Gastwirtschaft vorbei —“

Detmar Kampen wußte nicht, wie's ihm geschah. Um weniges später saß er an einem mit Speisen besetzten Tisch, und eine Flasche roten französischen

Weins stand vor ihm; so gegessen hatte er seit länger als einem Monat nicht, so wohlmundende Dinge überhaupt noch niemals, und köstlich durchrann das unbekannte Getränk ihm den Hals und das Blut. Gegenübersitzend, erfreuten die freigebigen Spender der Mahlzeit sich an seinem Heißhunger; ihm ward's wunderbar zu Sinn und zu Mut, wie der Tag ihm noch Ähnliches gleich seiner Schwester beschert habe. Nur lag im Anfang doch das Gefühl der geldleeren Tasche bedrückend auf ihm, nötigte einmal über seine Lippen herauf, daß er nicht wisse, wie er sich für die herrliche Bewirtung dankbar erweisen und wodurch er sie je vergelten könne. Davon aber wollten die beiden auch nichts hören, sondern einer antwortete: „Darüber zerbreche Er sich nicht unnötig den Kopf, ein tüchtiger Mann, wie Er, bringt's hier rasch zu etwas und kann uns dann einmal wieder zu Gaste laden. Trinke Er nur ordentlich beim Essen, das hilft am besten den Kräften auf die Beine; Er muß ja draußen von der Sonne ganz wie ausgetrocknet sein." So fühlte er sich auch in der Tat, und es bedurfte nicht der Wiederholung, ihn dem guten Rat folgen zu lassen; die Kürbisflasche Heinz Morgenbeßers kam ihm dabei ins Gedächtnis, und zugleich, er wußte nicht woher, stieg in seinem Kopf zum erstenmal sonderbar ein Begreifen auf, der Rheinheinz habe ihn an dem letzten Morgen ins Dorf nach Brot weggeschickt, um allein bei seiner Schwester zu bleiben, und sie sei vor ihm blindlings bergab durch den Busch davongelaufen. Ein eigentliches Verständnis zwar verband er damit nicht, doch ihm mußte wohl unwillkürlich der Name seines Weg=

gefährten vom Mund geraten sein, denn er hörte einen der Herren sagen: „Rheinheinz, den Namen, dünkt mich, habe ich heute in der Gazette gelesen, als von einem Raubgesellen und Einbrecher, auf dessen Einfangung zu Cöln ein Preis ausgesetzt worden, ihn um einen Kopf kürzer zu machen. Ist Er mit dem unterwegs zusammengetroffen? Da kann Er von Glück sagen, daß Er lebendig bis nach Berlin gekommen ist und hier in solcher Sicherheit vor bösem Anschlag bei uns sitzt. Dafür geziemt's Ihm allerdings wohl, dankbar zu sein und ein Glas auf unser Wohl zu leeren."

Detmar sah die Dinge vor sich in einer merkwürdigen Weise, als teilten sie sich zuweilen auseinander und nähmen doppelte Gestalt an; ähnliches trug sich auch vor seinem Ohr zu, er verstand nicht mehr recht, was gesprochen wurde, wußte gleichfalls nicht genau, was er selbst sagte, und erwiderte deshalb auf alles meistens nur mit einem „Ja". Dabei fühlte er sich eigentümlich in einem so leicht, als ob er fliegen könne, und andrerseits so schwer, wie wenn er nicht imstande sei, sich aufrecht zu halten. So frohsinnig er war, wollten ihm doch die Augen vor Müdigkeit zufallen; die heiße Sonne des Tags wirkte wohl auf sie nach, und die ungewohnte reichhaltige Mahlzeit nach der völligen Kraftерschöpfung mochte mit dazu beitragen. Er gab sich Mühe, dagegen anzukämpfen, um kein Mißfallen bei den freundlichen Herren zu erregen, und es gelang ihm auch, noch einmal Herr über seine Zunge zu werden. Das war freilich durchaus notwendig, denn sie setzten ihrer sorglichen Beflissenheit für ihn gewissermaßen noch

die Krone auf; einer sprach: „Er kann aber doch zur Nacht nicht ganz ohne Geld in der Tasche sein,“ und zog etwas hell Blinkendes hervor, das er zwischen den Fingern über den Tisch hielt. Dazu redete er noch einiges weiter, was, verstand Detmar nicht mehr, antwortete nur, nochmals von einer innigen Dankesempfindung wie durchflutet, ein paarmal: „Ja — ja.“ Er fühlte noch einen kleinen Gegenstand auf seiner Handfläche und hatte noch eine dunkle Gesichtsvorstellung, daß es ein glimmerndes Stückchen Gold sei; aber gleich danach fielen ihm die Augenlider unwiderstehlich zu, und sein Kopf glitt neben der ausgeleerten Weinflasche auf den Tisch nieder.

Als er wieder zur Besinnung gelangte, war ihm nicht begreiflich, wo er und was um ihn sei. Auf seinem Kopf lag ein Druck, der ihn nur schwer die Augen öffnen ließ, und auch dann blickte er noch eine Zeitlang verständnislos vor sich hinaus, bis ihm aufging, daß er, offenbar in frühem Morgenlicht, in einer kleinen Kammer auf einer Strohsackpritsche liege. Daneben stand eine Bank, von der ihn buntfarbiges Zeug; blau, rot und weiß anschimmerte, Erinnerung ward in ihm wach, daß er gestern ähnliches unter einem großen Gebäude in der Sonne blinken gesehen habe. Doch während er noch nachzudenken suchte, trat durch die Kammertür ein breitschultriger, in blau und rote Uniform gekleideter Soldat mit goldenen Unteroffizierlitzen auf dem Rock herein und sagte, breitlachenden Mundes: „Na, hast dir die Kopffenster von deinem Schwips klar geputzt, da mach dich aus den Gänsedaunen heraus und in die Montur hinein; ich hab die längste für deine Gliedmaßen ausgesucht.

Die Beine stramm und in die königlichen Hosen damit! Der Exerzierplatz läßt nicht mit sich fackeln, sonst kommt er mit der Fuchtel."

Detmar hatte sich mechanisch zum Sitzen aufgerichtet, sah den Sprecher groß an und brachte begrifflos vom Mund: „Was will Er von mir? Wo bin ich hier, und wie bin ich hergekommen?"

Der Unteroffizier bemaß kurz mit einem musternden Blick sein Gesicht und versetzte: „Hast du zu den hoffärtigen Schulfuchsern gehört und möchtst mit Er angesprochen werden? Wenn Ihm das Pläsier macht, kann Er's haben, wird Ihm schon bald vergehen. Wie Er hierhergekommen ist? Auf Sein Handgeld an mich abgeliefert, und hat die Ehre, beim zweiundzwanzigsten Füsilierregiment, Generalleutnant Prinz von Anhalt-Dessau, angenommen zu sein."

Wie an seinem Gehörsinn irr, wiederholte Detmar Kampen nur: „Mein Handgeld —?"

„Ist Er immer noch nicht reingewaschen unter seinem Schädeldach? Hat Er vielleicht das Handgeld nicht bekommen, nach Vorschrift genommen und ja gesagt? Such Er nur in der Tasche nach, da wird Er den Dukaten schon finden; gestohlen wird Ihm hier nichts. Nun halt Er's Maul und mache kein dummes Gefasel mehr, sondern in den Rock Seiner Majestät! Den hat Er jeden Tag sauber zu putzen und das Lederzeug, daß man sich drin spiegeln kann; unser Regiment hat Ehre im Leib, die zeigt sich in Propertät. Und einen guten Rat will ich Ihm noch gleich mitgeben: hüt Er sich davor, daß Ihm kein hirnverbrannter Gedanke in den Kopf steigt, er könnte Seine Majestät um den Dukaten beschwindeln und

sich damit hinter einen Zaun um die Ecke machen. Eh Er dahin käme, hätte Er ein blaues Bohnenfutter zwischen den Rippen, das Ihm weniger schmecken würde als die weißen aus der Menage; darauf kann Er Gift nehmen. Weiß Er, was der im Schloß bei Potsdam am Abend bei Hohenfriedberg gesagt hat? Die Welt ruhte nicht so sicher auf den Schultern des Atlas als Preußen auf seiner Armee. Ich kenn den Atlas nicht, nach Berlin ist er noch nicht gekommen; das muß ein gewaltiger Kerl sein, aber wenn unser König Einen ansieht, da spürt man's, der nimmt's noch mit ihm auf. Wer vor den Augen Courage behält, dem fällt das Herz auch allein gegen ein Dutzend Panduren nicht in die Hosen. Darauf kann Er sich den Hochmut zu Kopf steigen lassen, daß Seine Schultern von heut an Preußen mittragen dürfen. Jetzt allons und Beine, sonst mach ich sie dir; der Gaul vom Herrn Hauptmann wiehert schon vor der Tür!"

7.

Schon seit länger als hundert Jahren, den Tagen des Großen Kurfürsten, war Berlin an den Anblick zahlreicher Soldaten gewöhnt, deren Hauptbestandteil sich damals noch aus den übrig gebliebenen, „brotlos gewordenen" Landsknechtmassen des Dreißigjährigen Krieges zusammengesetzt. Allmählich aber waren diese weggeschwunden, und mit der veränderten Zeit hatte man sich in Preußen wie in allen übrigen deutschen Staaten genötigt gesehen, für einen Ersatz bedacht zu sein. Den zu erlangen, fiel indes nicht leicht, oft-

mals sogar sehr schwer. Einer unter friedlichen, wenigstens besser gesicherten Zuständen aufgewachsenen Bevölkerung lag der vorherige allgemeine Trieb zum Kriegshandwerk nicht mehr im Blut, sie scheute eher davor zurück; ungezügelte Lebensfreiheit und Verheißung reicher Beute lockten nicht wie vordem, vielmehr drohte, wenigstens im Heer der ersten Preußenkönige, unermüdlicher Dienst und strenge Disziplin des Korporalstocks bei schmal bemessenem Sold. Hinzu kam die mißliebige Abschaffung des früheren unermeßlichen Heeranhangs von Troßweibern, -dirnen und -buben oder doch das nachhaltige Bestreben, ihre Lotterwirtschaft auf das Unvermeidbare zu beschränken. So erlahmte der Zudrang zur Fahne, mußte durch andre Mittel gefördert werden. Ein Versuch wurde angestellt, die gesamte männliche Jugend der Landbewohner für kriegsdienstpflichtig zu erklären, doch erreichte er nur in geringem Maße seinen Zweck, scheiterte der Hauptsache nach an allgemeiner Widerstandsleistung. Die ausgehobenen Rekruten erschienen zumeist nicht und ließen sich nicht herbeischaffen, beantworteten die schwersten Strafandrohungen durch Auswanderung und Flucht; was dem Gebot nachkam, bestand überwiegend nur aus faulenzend umherstreichendem, leiblich wie geistig verkommenem und unbrauchbarem Gesindel. Man sah ein, das Land könne seine tüchtigen Arbeitshände nicht entbehren, sie seien nicht zu erzwingen, und es bleibe nichts übrig, als wieder auf den Brauch der vergangenen Jahrhunderte zurückzugreifen. In ihnen hatten weitbenamte Feldhauptleute auf eigene Hand größere und kleinere Soldatenhaufen angeworben, zu reichem Ge-

winn die Offizierstellen solcher Regimenter, Bataillone und Schwadronen verkauft und diese den immer truppenbedürftigen Fürsten gegen vorher vereinbarte hohe Zahlung überliefert. Unabweislich waren damit viele Übel und Mißstände schlimmer Art, vor allem beständige ärgste Beutelschneiderei von seiten der Obersten verbunden gewesen, die stets zu drohen vermocht, ihre angesammelten wilden Horden ins Feldlager eines höheren Preis bietenden Gegners hinüberzuführen. Solcher Abhängigkeit aber wollten sich die großen wie die kleinen Landesherren nicht wieder aussetzen und kamen zu dem Entscheid, da die Beschaffung ausreichender Heerkräfte auf anderm Wege sich nicht ermöglichen ließ, das unerläßliche Werbegeschäft selbst in die Hand zu nehmen. Überall wurden zu dem Behuf Werbeoffiziere angestellt, denen die Aufgabe oblag, durch ein „Handgeld“ junge Männer zum Fahnendienst heranzuziehen; wer solches empfangen und „in die Hand“ genommen hatte, war unwiderruflich dem Soldatenrock verfallen, konnte weder Gesetz noch Rechtsschutz sich zum Beistand anrufen. Jeder größere Staat unterhielt in seinen eignen volkreicheren Städten, wie in denen andrer deutscher Länder „Werbebureaus“, wo uniformierte Hauptleute öffentlich zum Eintritt in die Armee ihrer Auftraggeber einluden; vielfach indes übten dies Geschäft verhohlenerweise auch Offiziere in bürgerlicher Kleidung aus, suchten durch Vorspiegelungen, List und Betrug arglose, meistens vorher trunken gemachte „brauchbare Subjekte“ zur Annahme des Handgeldes zu verführen. Daneben scheuten die Werber vor Gewalttaten sowohl an Söhnen des eignen Landes

wie an fremden Untertanen nicht zurück, bemächtigten sich ihrer von kurzer Hand auf Straßen und Wegen, um sie rasch an den nächsten Garnisonsort fortzuschaffen. Besonders ward dies Verfahren an Leuten von ungewöhnlicher Körperlänge ausgeübt, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und ihren Stand, mit Ausnahme des adligen, der wenigstens vor der Gewalt sicherte; ein allerorten umlaufendes Sprichwort warnte zu hoch aufschießende Knaben: „Wachse nicht größer, sonst fangen dich die Werber!“ Bei diesen war neben der Verschlagenheit die äußerste Roheit tagesbräuchlich; denn je mehr Überlistete oder wie ein Wild Eingefangene sie ablieferten, desto reichlicherer Verdienst floß in ihre Tasche. Tausende über Tausende sich vergebens mit Händen und Füßen sträubender Opfer wurden ihnen dergestalt unabläßig zur Beute, jählings aus ihrer Lebensbahn, ihren Plänen und Hoffnungen weggerissen, gefesselt unter die Fahne geschleppt und bei Todesbedrohung zur Eidleistung gezwungen; Spießrutenlauf oder Erschießung stand unfehlbar sofort jedem bevor, der einen Versuch machte, durch Desertion seine Freiheit zurückzuerlangen. In solcher Weise wurden, dem Hauptteil nach, seit einem Jahrhundert die Truppen in allen deutschen Ländern zusammengebracht, das kaiserlich österreichische Heer und ebenso auch die königlich preußische Armee; denn jedes andre Mittel zu Erzielung einer hinlänglichen Anzahl von gemeinen Soldaten versagte. Nur zu den Offiziersstellen drängten sich überall in Menge die Söhne aus adligen Häusern, bürgerliche befanden sich als seltene Ausnahmen darunter. Und dennoch hatten diese wider-

willig, vielfach durch Gewalt, Hinterlist und Betrug gepreßten Soldaten in zwei blutigen Kriegen die Schlachten von Molwitz und Chotusitz, Kesselsdorf und Hohenfriedberg geschlagen, zweimal unter der Führung des jungen Preußenkönigs Schlesien gegen die Kaiserin Maria Theresia erobert und behauptet, die mit spottendem Munde ihre Streitmacht abgesandt, um den „Markgrafen von Brandenburg“ für seine knabenhafte Vermessenheit zu züchtigen. Und als er zum andernmale, vom Kriegsschauplatz heimkehrend, an der Spitze seines aus Abenteurern, Betrogenen und von Willkür Geknechteten zusammengewürfelten Heeres in Berlin eingeritten, da hatte jeder dieser Soldaten mit glanzstolzem Blick der Bewunderung und Ehrfurcht nach ihm aufgesehen und wie aus einem Munde ihr brausender Jubel in den begeisterten Ruf der zusammengedrängten Bewohner seiner Hauptstadt eingestimmt: „Es lebe König Friedrich der Große!“ Denn jeder Herzschlag hatte es gefühlt und gesprochen: Nicht die Armee, Er selbst sei der Atlas, auf dessen Schultern das Wohl, die Macht und Größe Preußens ruhe.

Seitdem waren elf Jahre vergangen und König Friedrich der Zweite nicht mehr der aus Schlesien zurückgekommene noch jugendliche Sieger; durch die Friedenszeit eines Jahrzehnts hindurch hatte er, zu reifem Mannesalter ansteigend, mit unterlaßloser Mühe die tausendfältig vom Kriege seinen Landen geschlagenen Wunden und Schäden zu heilen getrachtet, unermüdlich nach außen und innen an Verbesserung der Zustände seines Staates geschaffen, in diesem Ordnung, Recht und Pflichtgefühl auf höhere

Stufe als irgendwo sonst in Deutschland emporgehoben, vor allem auch den Wohlstand seiner Untertanen, soweit dies möglich fiel. Denn gar manche Teile des zerstückelten preußischen Königreiches waren von der Natur wenig begünstigt, das brandenburgische Stammland selbst benannte man im Reich spöttisch die „märkische Streusandbüchse“, und vielfach hatte hauptsächlich die ländliche Bevölkerung wie die der kleinen Städte an Kopfzahl und wirtschaftlichem Ertrag ihren Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege bei weitem noch nicht wiedererlangt. So flossen im ganzen die Steuereinnahmen nur kärglich zu, da der König zudem ein wachsames Auge darauf hielt, daß niemand durch Abgaben über seine Leistungsfähigkeit bedrückt werde. Selbstverständlich indes bedurfte er des Geldes für seine wohlfahrtfördernden Maßnahmen auf allen Gebieten und nicht am wenigsten zur Aufrechterhaltung der Stärke, Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit seines Heeres. Fast an allen übrigen deutschen Höfen dienten die Truppen nur zu einer Spielerei, zur Prunkentfaltung und Verherrlichung des Glanzes der zahllosen größeren und kleineren Souveräne oder Potentaten, wie das Volk sie mit halb spottlustigem Ausdruck bezeichnete, die sich von der völlig ohnmächtig gewordenen kaiserlichen Reichshoheit unabhängig gemacht und in ihren Schlössern als Ebenbilder der französischen Könige in Versailles betrachteten. Nur die preußische Armee bildete kein Spielzeug, sondern war ein Werkzeug, das man in Europa als ein zu sehr ernsthaftem Gebrauch angefertigtes und scharf geschliffenes kennen gelernt hatte, und sie mußte nach einem Wort ihres obersten

Befehlshabers „toujours en vedette“ sein. Das erforderte viel Geldaufwand, doch König Friedrich der Zweite hatte manch andre Ausgaben nicht zu machen, die an den französischen Ebenbildhöfen im Reich ungeheure Summen und alle Kräfte der Untertanen und Länder verschlangen. Er hielt keine von Juwelen umfunkelten Maitressen und kein in Gold strotzendes, Schweiß und Blut der Bevölkerung auspressendes Schranzengefolge; sein Hofhalt war schlicht, nicht darauf bedacht, zu blenden und Ehrfurcht wie vor einer Gottheit einzuflößen, vielmehr sich sparsam auf das Unerläßliche beschränkend, um zunächst am eignen Leibe das für das Ganze Nottuende zu erübrigen. Das setzte natürlich die von jeher leicht hohnneckisch überlaufenden Zungen seiner Hauptstadt in Bewegung; sie hießen ihn knauserig, sagten ihm gern nach, er drehe jeden Taler erst einmal in der Hand um, eh er sich von ihm trenne. Doch im geheimen wußten die Spötter, sie belustigten sich an ihm wie kindische Jungen, denn was ihr König sich selbst abknappe, das spare er ihnen in der Tasche, und sein gewöhnlicher schlichter Uniformrock diene dem ganzen Staate zum Nutzen. Für den, wo sich's um das allgemeine Beste und insbesondere um den festen Halt seiner Armee handelte, kargte er niemals, schlug keine Kosten an, noch zahlreicher als irgendein andrer Fürst Werbeoffiziere anzustellen und in alle deutschen Länder auszuschicken. In welcher ruchlosen Art die vielfältig ihr Geschäft betrieben, mußte er wohl wissen, denn es gab nichts, was er nicht wußte, und er konnte nicht darüber in Zweifel sein, eine große Zahl der dem Namen nach rechtmäßig Angeworbenen

sei durch Betrug und Gewalt den preußischen Fahnen zugebracht. Aber dafür gab es ein rechtfertigendes Wort: Die unabänderliche Notwendigkeit, und seine Kristallaugen blickten mit ruhigem, kaltem Gleichmut über die arglistig Betrogenen hin. Es mußte so geschehen, denn auf den Schultern des Heeres ruhte der preußische Staat, sein Bestand und seine Fortdauer, Wohlfahrt, Größe und Macht. Hart und grausam mochte es Tausenden widerfahren, ihr Leben mit allen Hoffnungen und Verheißungen, feinerem Gefühl und Geistesbildung in der Zwangsjacke unter der Drohung des rohen Korporalstocks zum Opfer zu bringen, doch die Wimper des Königs zuckte nicht bei dieser Vorstellung. Für den preußischen Staat mußte es so geschehen, war's Pflicht eines jeden, ob er auch noch so hart davon betroffen wurde, sein eigenes Trachten und Wünschen, sein Einzelleben willenlos dem Gebot und Dienst der Gesamtheit unterzuordnen. Die Natur hatte Friedrich den Zweiten so geschaffen und begabt, daß auch er sein Leben lieber den edelsten Genüssen und höchsten Tätigkeiten des Geistes, der Dichtung, den Künsten und Wissenschaften hingegeben hätte, seiner innersten Neigung gefolgt wäre, mit Herrn von Voltaire im verschwenderischen Hervorbringen graziöser, witzsprühender Verse, mit den ersten philosophischen Geistern seiner Zeit in der Erkenntnis der Welt und des menschlichen Daseins zu wetteifern, sein eigenes Empfinden durch das Spiel seiner geliebten Flöte in Töne zu kleiden. Doch das Schicksal hatte ihm das Recht zu solcher Daseinsführung nicht verliehen, sondern ihn

zum König gesetzt, das hieß, zum obersten Diener seines Staates.

So waren Berlin und besonders auch seine Nachbarstadt Potsdam schon lange an den Anblick zahlreicher Soldaten gewöhnt, eine derartige Anhäufung aber, wie in diesem Sommer, hatten sie seit Menschengedenken noch nicht gesehen. Auf den freien Plätzen vor allen Toren fand, vom Frühmorgen bis zum Abend kaum flüchtig unterbrochen, bunt und laut ein tausendfältiges militärisches Treiben statt. Überall machte sich das Blau der Fußvolkmontur als die herrschende Farbe geltend, darunter schimmerten hell die weißen Beinkleider und linnene Gamaschen, die Aufschläge und Westen, Schnüren und Litzen, durch die sich die Regimenter voneinander unterschieden. Gleichmäßig hing jedem einzelnen der festgeflochtene, gepuderte Zopf über dem Nacken herab, sein Lederzeug war blank geputzt, das Aussehen der Gesamtheit untadlig, als ob sie nicht zu Übungen, sondern zur Wachtparade aufziehe. Den gleichen blauen Rock wie die Gemeinen trugen die fast ausschließlich dem Adelsstande angehörigen Offiziere, als Abzeichen ihres Ranges eine Schärpe um den Leib, den Degen an der Seite und auf dem goldenen Halskragen in weißem Feld den preußischen Adler, doch vom Fähnrich bis zum General hinauf keine Unterschiede der Achselschnüre. Auch die Prinzen des königlichen Hauses zeichneten sich durch keinerlei Sondermerkmal vor den andern aus. Hauptmann und Leutnant führten den „Sponton“, eine verkleinerte Partisane, in der Hand, die Unteroffiziere eine kurze Pike, die Gemeinen das

Schießgewehr mit dem Bajonett, am Gurt das kräftige Seitengewehr. So funkelte und glimmerte es ringsum auf den weiten Plätzen, wo hier neue Rekruten einexerziert, dort von schon Ausgebildeten Manöver aller Art geübt wurden. Mit unablässigem Knallen, Knattern und Rasseln erfüllten Scheiben- und Pelotonschützen, die einen Angriff oder Verteidigung ausführten, die Luft, vermittelst ihres vom „alten Dessauer", dem preußischen Feldmarschall und Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem Sieger in den Schlachten bei Jägerndorf und Kesselsdorf, erfundenen eisernen Ladestocks ihre Schußwaffen mit solcher Geschwindigkeit wieder in Feuerbereitschaft setzend, daß die österreichischen Soldaten sie in den Schlesischen Kriegen der Zauberei fähig gehalten hatten. In dies Getöse der Musketen mischten die Messingtrommeln von riesigem Umfang ihr weitdröhnendes Gelärm ein, und die Signale der „Hautboisten", am lautesten das Geschmetter der in der preußischen Armee erst neuerdings eingeführten „Trompeter" klangen dazwischen. Ein ohrenbetäubendes Konzert war's für die stets in Haufen nach den Exerzierplatzrändern zum Zuschauen hinauswandernden Einwohner Berlins; die Mehrzahl von ihnen gaffte zwar nur mit schaulustig-neugierigen Augen, doch da und dort sahen auch einige mit ernst-nachdenklichen Gesichtern drein. Von dem glanzwerfenden Schauspiel her rührte etwas seltsam an, wie es an schwülheißem Tage mit stechenden Sonnenstrahlen in wolkenlos blauer Luft liegen, das Herannahen eines noch unsichtbaren, doch sich ansammelnden gewaltigen Unwetters verkündigen konnte. Und

ab und zu gingen zwischen einigen der älteren Bürger halblaut wohl Äußerungen hin und her: „Die Werber müssen stark bei der Arbeit sein; so viel frische Rekruten habe ich noch niemals zusammen gesehen; nehme Er nur Seinen langen Jungen gut in acht!“ — „Ja, in Sanssouci solls am Tisch noch knickriger als sonst zugehen, Wasser statt Wein geben; es scheint, man glaubt dort, viel blaues Tuch anschaffen zu müssen.“ — „Meint Er, ein Markgraf von Brandenburg tut gut dran, sich beizeiten bescheiden zu gewöhnen?“ — „Ein Markgraf von Brandenburg? Kreuz Donner und Hagel! Eh ich vor dem den Hut abziehe, laß ich mich auch noch in den blauen Rock stecken!“

Das tägliche Leben ging seinen hergebrachten ruhigen Gang, man wußte in der Menge des Volkes nicht, was über den Köpfen in der Luft vorgehe; aber daß etwas Dumpfschwüles in ihr liege, kam von Tag zu Tag allgemeiner zum Gefühl. Im übrigen zielte die hurtige, auch ernste Gedanken am liebsten in eine hänselnde Ausdruckswendung kleidende Berliner Zunge am Tisch von Sanssouci vorbei; denn König Friedrich hielt sich schon seit Wochen dort nicht mehr auf, und Sanssouci gewahrte keine Tafelrunde mehr in sich. Er war in das alte Potsdamer Schloß hinübergezogen, um vor ihm an jedem Morgen schon bald nach Sonnenaufgang in den Sattel zu steigen und den Tag hindurch mit eigenen Augen die Einübungen neuer und alter Soldaten zu begutachten. Am Abend dann versammelte er wohl einige Gäste um sich am Tisch, doch nur wenige und keine Gelehrten, Philosophen

und Schöngeister mehr, sondern nur seine obersten Feldmarschälle und Generale, soweit diesen ihre Berufspflichten Anwesenheit in Potsdam gestatteten. Und nur eine kurze Stunde verweilte er im Gespräch mit ihnen, brach stets früh auf, um sich von Fredersdorf und den Windspielen in sein bis weit über Mitternacht lichthell bleibendes Arbeitskabinett hinübergeleiten zu lassen.

Auch den Morgen, an dem Detmar Kampen zum erstenmal mit der Muskete auf der Schulter vor ein Berliner Tor nach dem Exerzierplatz hinausgeführt worden, hatte der König mit solcher Truppenbesichtigung verbracht und kehrte erst gegen Mittag heiß und bestaubt ins Potsdamer Schloß zurück. Doch um etwas früher als sonst, man hatte ihn erst später erwartet, und die Mahlzeit stand noch nicht für ihn gerüstet. So setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm einen Papierbogen und schrieb in französischer Sprache:

„Guten Appetit, liebe Mama, Sie werden sich jetzt zu Tisch begeben. Ich komme eben heim, nachdem ich sechs Stunden die Füße in den Bügeln gehalten und die grimmige Junisonne mir das Blut in den Adern ungefähr suppenheiß gekocht hat; aber mich erfreute dabei die tröstliche Gewißheit, daß Sie nicht den halben Tag lang unter der alten sengenden Glutkugel pour le roi de Prusse herumzureiten brauchten, sondern kühl im Schatten Ihrer schönen Bäume sitzen konnten. Ich täte dies gern für ein Weilchen mit Ihnen, liebe Mama, hörte Ihren Mops schnarchen, ab und zu einen Ihrer Papageien kreischen und Ihre Stimme dazwischen klingen, so sanft, gütig und an wahrster Lebensweisheit reich, wie sie auf

unserm narrheitsvollen Planeten nur aus Ihrem Munde kommen kann. So liegt sie mir immer gleich seit meinen frühesten Kindertagen im Ohr, wenn ich das Glück genoß, verstohlen auf Ihrem Schoß sitzen zu dürfen, und Sie haben mir ein großes Übel damit angetan, daß Sie nicht als eine Königin oder wenigstens als eine meiner Erlauchtheit zur Not noch ebenbürtige Herzogin auf die Welt gekommen sind und eine prinzeßliche Tochter zur Hausfrau für mich großgezogen haben; deren hätte ich besonders in diesem Augenblick bedurft, denn sie hätte unfehlbar die verläßliche Präzision in allen Dingen von Ihnen geerbt und ich brauchte jetzt nicht auf die Suppe zu warten, sondern sie stände aufgetragen vor mir. Aber so muß durch Ihre Schuld Europa in dieser Stunde auch noch etwas auf mich warten, während sich meine Gedanken ein wenig bei Ihnen, wenigstens in der Vorstellung ausruhen, da sie's in der Wirklichkeit nicht können. Ach, meine liebe Mama, Sie tragen die richtigste Erkenntnis des Lebens unter Ihrer weißen Frisur; es ist sehr viel vernünftiger, wie Sie sorgfältig die Maschen Ihrer Trikotage zu zählen, daß die Stricknadeln keine zu viel und keine zu wenig aneinander knüpfen, als in den Sternen die Zukunft lesen zu wollen. Die Leute, die sich damit zu reichlich abgegeben, wie z. B. der Generalissimus von Wallenstein, haben es selten zu ihrem Vorteil getan, denn die Sterne sind die größten Betrüger im Universum und führen solche, die ihnen vertrauen, noch ärger hinters Licht, als die geistlichen Hirten ihre blindgläubige Herde, oder als wir uns selbst aus Wünschen, Hoffnungen und Berechnungen mit

einem Rohrhalm buntschillernde „balles de savon“ ums Gesicht blasen. Aber was kann ich dafür, daß sich auch die Dichter so oft mit der Zukunft beschäftigen, daß einer von ihnen den König Ödipus sagen läßt:

Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable,

und daß diese Verse mir heute im Kopf herumsummen wie brummende Hummeln. Denn ich befürchte, sie wollen mich darauf gefaßt machen, daß meine Suppe versalzen sein wird —

Da läßt der Koch sie mir ansagen, machen wir uns also mit Courage dran, andres hilft nichts, sie muß ausgelöffelt werden, wie sie eingebrockt ist. Stricken Sie achtsam weiter, liebe Mama, und lassen Sie mich bald einmal vernehmen, daß es gleich gut mit Ihrer Arbeit und Ihrem Wohlbefinden geht.

à l'instant Friedrich der Hungrige.“

Der Schreiber faltete den Briefbogen zusammen, verschloß ihn mit seinem Siegel und setzte die Aufschrift drauf: „An Madame de Camas, Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin.“ Dann zog er am Glockenstrang und rief dem hereintretenden Fredersdorf zu: „Eine Estafette!“ Einer der stets aufbruchbereit harrenden Postreiter in dunkelblauem, silberbesticktem Rock und orangefarbiger Weste darunter erschien, dem der König das Schreiben hinreichte: „Nach Schloß Schönhausen. Reit Er über Spandau, da kommt Er rascher vorwärts als durch das neugierige Berliner Volk.“

Nun begab König Friedrich sich in den Eßsaal hinüber, wo er allein an der nur für ihn gedeckten

Mittagstafel Platz nahm. Er hatte Hunger und stillte ihn, doch nur wenig Zeit dafür aufwendend, denn nach kaum mehr als einer Viertelstunde bestieg er vor dem Schloßportal wieder sein Pferd und ritt zur Beaugenscheinung eines exerzierenden Grenadierregimentes zurück. Ein Ruf erscholl: „Der König!" Trommeln wirbelten, wie von einem Ruck aufgeschnellt, flogen alle Köpfe zu noch strafferer Haltung empor, und gleich einer ehernen Mauer zog die dreifach gegliederte Soldatenmasse von riesigem Wuchs unter dem sie mit adlerscharfem Blick Übermusternden vorbei. Es war die seit dem Beginn dieses Sommers in der Hofburg zu Wien wieder oft von hochvornehmen Lippen mehr oder minder geistreich bespöttelte „Potsdamer Wachtparade des Markgrafen von Brandenburg", die in narrenhafter Aufgeblasenheit „ganz Europa" Trotz bieten wolle.

* * *

Woche um Woche an jedem Morgen gleich zog der Rekrut des 22. Füsilierregiments Detmar Kampen im Frühlicht mit der Muskete auf der Schulter nach dem Exerzierplatz hinaus, um dort zwischen einem Dutzend andrer Leidensgenossen bis zur Mittagstunde ohne Unterbrechung in Schritt und Tritt, Haltung und Gewehrgriff von seinem Unteroffizier Diebold Fittbogen angelehrt zu werden. Der hatte, bereits in den dreißiger Jahren stehend, schon die Schlachten der beiden schlesischen Kriege mitgemacht und war, ungleich vielen seiner Charge, nicht von innerlicher Roheit, vielmehr im Grunde ein gutherziges Menschengeschöpf, doch unermüdlich und un-

nachsichtig im Dienst, der für ihn den alleinigen Zweck und die Bestimmung alles männlichen Nachwuchses auf der Erde ausmachte. Bei Lässigkeit und Ungeschick der Rekruten flogen in freigebigster Fülle Schelt- und Fluchworte aus seinem Mund; „Mondkalb — Schlotterbein — Freßwanst — Sapperlot und Kraut – Himmel-Hagel-Herrgott-Donnerwetter-Sakrament!“ und bei gröberen Verstößen oder Störrigkeit ließ er, seinem Namen entsprechend, den Rohrstock in seiner Hand, einem Fiedelbogen gleich, „korrigierend“ hurtig und heizend auf dem Rücken der Schuldigen herumhüpfen. Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit brachte er bei seiner Mannschaft zuwege, daß er sich leidlich getrösten konnte, falls ein Unstern „den Allerweltstopfgucker, der mit seiner Nase in jeden Kochnapf hineinriechen müsse, obendrein am liebsten bei Nacht und Nebel, daß man nichts von ihm verspüre und ahne“, auch einmal an seiner „miserablen Rotte“ vorbeibringe; und abends, wenn er ihre Tagesdressur durch Unterweisungen im „Allersubtilsten“ des tadellosen Putzhandwerks abschloß, erzählte er ihnen zur Anfeuerung bei dieser gewichtigen Tätigkeit leutselig von der Hohenfriedberger Schlacht und den eigenen Taten, die er in ihr vollbracht. Da war er auch noch ein „gemeiner Dreschflegel“ gewesen, aber am andern Morgen hatte „der Gott-steh-einem-bei — ihr Dreckspatzen wißt, wen ich meine“ — sein Pferd vor ihm angehalten, ihn vom Hutrand bis zur Schuhsohle hinunter angesehen und mit einem Kopfnicken gesagt: „Er hat sich wieder gut blank geputzt nach der Bataille.“ — „Denn den kümmert's keinen Pfifferling, ob's ein Oberster oder Füsilier ist; wenn einer

seine Montur und Lederzeug in Ordnung hat, da redet er mit ihm, als ob sie als Jungens ihr Brot zusammen in eine Schüssel getunkt hätten.“

Um nicht auch von dem Rohrstock „korrigiert“ zu werden, trachtete Detmar Kampen danach, möglichst achtsam den Anforderungen Diebold Fittbogens zu entsprechen. Er war körperlich gewandt, an stramm aufrechte Haltung gewöhnt, und seiner überlegenen geistigen Begabung fiel die richtige Auffassung jedes Kommandos nicht schwer, so daß es ihm schon vom ersten Tage an gelang, sich vor seinen zumeist linkisch-plumpen Gefährten hervorzutun, statt der Schimpfworte ab und zu ein Lob des Unteroffiziers einzuernten, ja von diesem sogar bald den andern als Vorbild hingestellt zu werden. Doch das nahm er nicht als einen Lohn auf, es fiel eher wie ein Hohn von ihm ab; was er tat, verrichtete er nur äußerlich, aus Berechnung, um den Schlägen zu entgehen. Im Innern dagegen vollbrachte er alles mit lautlosem Zahnknirschen, widerwilliger und störrischer, als wohl einer der übrigen, in einem dumpfen Geistes- und Gemütszustande, aus dem sich immer noch kein wirkliches Begreifen und Denken aufringen konnte. Gleich dem atemerstickenden Druck einer Nachtmar lag's auf seiner Brust, die nur ein Gefühl ganz ausfüllte. Von Kindheit auf hatte er oft, ohne eine Vorstellung damit zu verbinden, die tobenden Zornesausbrüche seines Vaters über den König von Preußen angehört, doch jetzt war ihm ein volles Verständnis dafür aufgegangen. Und das einzige ihn übermächtig durchströmende Gefühl war auch das des Hasses gegen diesen preußischen König; denn der hatte ihn durch Arglist

und Betrug unter noch unerträglicheren und roheren Zwang, als im Vaterhause, zwischen niedrigste Tag- und Nachtgemeinschaft und unter die in jedem Augenblick schimpflich drohende Straffuchtel eines jeder Geistesbildung baren herrischen Gewaltübers geknechtet.

Nicht allein im Äußeren, auch innerlich trug der junge Füsilier mancherlei Erbteil von seinem Vater in sich und hatte in den ersten Tagen alle Beherrschungskraft zusammenraffen müssen, um bei den Schimpfreden Fittbogens nicht, von auflodernden Jähzorn übermannt, einmal besinnungslos mit dem Bajonett gegen ihn loszufahren. Das wäre freilich einem Selbstmord gleich gewesen, wohl obendrein vorher noch mit martervollem Spießrutenlauf verbunden, und zudem reifte ihm die Einsicht, er würde damit keine Vergeltung an dem wirklichen Urheber seines Unglücks üben, sondern nur an einem niedrigen, selbst ebenfalls willenlosen Werkzeug desselben. So ließ sein dumpfbrütendes Sinnen davon ab und verwandte sich auf das Umherirren seiner Gedanken nach einem andern Rettungsmittel aus der über ihn geratenen schimpflichen Knechtschaft. Nur ein einziges bot sich dafür dar: das Desertieren, die Flucht; auch auf ihr stand der Tod, wenn sie mißglückte, doch sie konnte gelingen, und es galt, sich klar zur Vorstellung zu bringen, was dazu erforderlich sei. Im Grunde nur eines: er mußte über die preußische Landesgrenze fortkommen, dann geriet er in Sicherheit. Aber wo war die, wie weit in nächster Richtung entfernt? Deutsche Geographie hatte die Lateinschule in Soest nicht gelehrt, bei allen seinen altklassischen Kenntnissen besaß er keine Ahnung vom Umfang des

preußischen Königreiches, wußte nur dunkel, es sei durch die Eroberung Schlesiens noch vergrößert worden. Wohin sollte er sich wenden, um über eine vermutlich auch in der kürzesten Richtung viele Tage lange Strecke wegzukommen? Ein unbemerktes Entweichen fiel vielleicht möglich, irgendwo einmal im Dunkel, aber wie dann weiter? Er konnte sich keine andre Kleidung verschaffen als seine Montur, die ihn jedem Blick sofort als Fahnenflüchtling kenntlich machte, mußte sich also den Tag über stets verborgen halten, nur bei Nacht marschieren. Doch wie sollte er sich in der zurechtfinden, da er niemand um den Weg zur Grenze befragen durfte? Und wovon so viel Nahrung nehmen, daß seine Kräfte sich bis dahin aufrecht hielten? Er trug keinen Pfennig Geld in der Tasche.

Umsonst irrten seine Gedanken und Vorstellungen umher; auch die verwegenste Einbildungskraft blieb außerstande, auf den Plan des Desertierens einen Hoffnungsschimmer fallen zu lassen. Die Durchführung bis zum Rettungsziel stellte sich dem erwägenden Verstande als zweifellos außer dem Bereich der Denkbarkeit liegend dar. Früher oder später wurde er irgendwo festgenommen, zurückgebracht, vor der Erschießung noch zum warnenden Beispiel öffentlich gezüchtigt und in Eisen gelegt. Er war hilflos in der Gewalt des preußischen Königs.

Wenigstens vorderhand, bis sich etwas änderte, durch irgendeine günstige Fügung. Darauf mußte er warten, auf einen Glücksfall, der ihm einen Beistand zuführe, ihn in den Besitz ausreichenden Geldes setze, um sich andre Kleider zur Flucht verschaffen zu

können. Die bildeten das notwendigste Erfordernis, und so viel Geld zu bekommen, war die Hauptsache. Bis dahin hieß es, sein Vorhaben, das Kochen in seinem Innern durch keinen Laut, keine Miene zu verraten, sich scheinbar als das Musterbild eines Rekruten zu erweisen. Neben leidenschaftlichem Überwallen hatte Detmar Kampen auch eine Mitgift kluger Bedachtnahme, nicht das Unmögliche, nur das Ausführbare mit Heftigkeit durchsetzen zu wollen, vom Vater empfangen.

Sein bisheriges Leben lag fast wie ein Traum hinter ihm, aus dem er an dem Morgen von der Strohsackpritsche aufgefahren sei, erst zur Wirklichkeit zu erwachen. Unglaublich knabenhaft unerfahren mußte er noch am Tag vorher gewesen sein, daß er der Teilnahme und liebenswürdigen Freigebigkeit der verkleideten Werbeoffiziere argloses Vertrauen geschenkt, geglaubt hatte, ein mittellos und verwahrlost aussehender fremder Ankömmling werde aus Mitgefühl, um seiner selbst willen, so in Berlin aufgenommen. Das Leben war eine andre Schule als die, in der er zu Soest gesessen; man hatte teures Lehrgeld drin zu bezahlen, um zu einer Erkenntnis seiner kindischen Unwissenheit gebracht zu werden. Einen Anfang dazu hatte er freilich schon auf der langen Wanderung hierher gemacht, als er, phantastisch von seinem Simplicissimusbuch betört, auch an den unerschöpflichen Vorratssack Heinz Morgenbeßers geglaubt und diesen für einen wieder lebendig gewordenen „Herzbruder“ angesehen hatte, obgleich es offenbar ein „Olivier“ gewesen; dunkel klang ihm im Gedächtnis auf, gehört zu haben, es sei auf den

Kopf des Rheinheinz als eines gefährlichen Einbrechers und Straßenräubers ein Preis ausgesetzt worden; wer dies gesagt, konnte er sich zwar nicht erinnern. Aber Ulrike hatte fraglos ihren gemeinsamen Weggenossen schon von Anfang an richtiger erkannt, doch schweigend sich der Notwendigkeit gefügt, durch sein „Tischlein-Deck-Dich“ dem Verhungern und Liegenbleiben auf der Straße zu entgehen; obwohl jünger und ein Mädchen, war sie entschieden nicht nur die fester Entschlossene, sondern ebenso die Einsichtigere und mit reiferer Lebensklugheit Bedachte gewesen. Nachträglich ging Detmar dies deutlich auf; gewissermaßen war er auch bei ihr unterwegs in eine Schule gegangen. Nur zu welchem eigensüchtigen Zweck der Rheinheinz sie beide aus seinem Sack mit unterhalten habe, vermochte er durch Nachdenken nicht ausfindig zu machen, und gleicherweise blieb ihm ein Rätsel, was seine Schwester an dem Morgen, als er fortgegangen, um das Brot zu kaufen, zu ihrem atemlos schreckhaften Davonlaufen veranlaßt haben könne.

Wie sonderbar weit hinter ihm lagen Soest, seine Kinderjahre, der prahlsüchtige Freigraf, sein eigner törichter Wahn, in der Ruine des Hauses Mark einen vergrabenen Schatz aufzufinden. Und wie einem hirnverrückenden Traum gleich die Gestalten der beiden adligen Hänse, die täglich im Wald umschlichen, sich gegenseitig mit ihren Schuß-, Hieb- und Stichwaffen niederzumachen. Und doch hatte der Ritter von Quade so weise und hoffnungsvoll ermutigend gesprochen, vor der Jugend liege die Welt gleichsam wie eine Festung, die darauf warte,

durch Mut und Tapferkeit erobert zu werden und dem Sieger ihre mannigfaltigen Schätze auszuliefern. Oder vielmehr nicht weise — die Worte klangen Detmar noch im Ohr — sie waren der vollste Beweis für die Narrheit des ritterlichen Sprechers gewesen. Was der, dem sie galten, erobert hatte, war die blaue Zwangsjacke eines gemeinen Füsiliers.

Bisweilen ergriff's ihn auf dem ödverbrannten Exerzierplatz plötzlich wie mit einer verzehrenden Sehnsucht nach der stillen und doch in ihrer Schweigsamkeit so seltsam redenden Umwelt von Soest. Ihn überkam's mit Täuschung, er liege auf der einsamen Feldmark im Grase, höre eine Lerche in der Luft trillern, den Wind über sich hingehen, der ziehende weiße Wolken am Himmelsblau entlang treibe. Vor ihm aus dem Boden der „grünen Brandstätten" stachen verkohltes Gebälk und Reste alter Gruftplatten hervor, deren von Jahrhunderten abgetretene Inschriften ihn wie verlangend ansahen, er solle das, was aus ferner, toter Vergangenheit auf ihnen bewahrt stehe, herausbuchstabieren und wieder lebendig machen. Weiter Wald lag im Mondlicht, geisterhaft von den Strahlen durchwebt, um ihn, und über die alte zerfallene Ringmauer geklettert, horchte er auf das Knurren, das heisere Gebelfer und Geheul von Wölfen, den dumpfhallend düsteren, plötzlich schrill aufkreischenden, wie Rüdengebell gellenden Schrei des Schuhus. In heißer, blendender Mittagssonne tauchten unerwartet zwischen wildem Dickicht Trümmerüberbleibsel im großen, menschenalterlangen Kriege verlassener, zerstörter Adelssitze und Kapellen vor ihm empor, und alles rührte ihn geheimnisvoll wie mit

einer stummen Sprache an, die sein Ohr nicht vernahm, doch die ihm das Innere wie mit schauernden Wellen durchlief. Noch stärker und wundersamer vielleicht in der Rückerinnerung, als in jenen Stunden selbst; ihn überkam ein Gefühl, er habe sein Leben dazu erhalten, aus seiner Kraft heraus allen diesen schweigenden Dingen die Zunge zu lösen, das, was sie nicht sagen konnten, in Worten kund zu tun —

Dann, wenn solche traumhaften Gesichte sich auf dem Exerzierplatz um ihn drängten, schlug ihm jäh die barsche Stimme Diebold Fittbogens ans Ohr: „Bist du von einer Hasenmutter geworfen, Kampen, daß du mit offnen Gucklöchern schläfst und deine Knaupelpfoten das Gewehr wie einen Kohlstrunk embrassieren? Will Sein Buckel auch noch mit meinem Ausklopfer Bekanntschaft machen? Halt Er Seine Grütze im Kopf zusammen, sonst löffelt der Herr Hauptmann sie Ihm um die Ohren!"

Da war er der preußische Rekrut, der einen Tritt, einen Musketengriff, ein Kommando nicht richtig oder präzis genug ausgeführt hatte, über dem, wie über den rohesten Bauernknechten um ihn, die Fuchtel des Unteroffiziers drohte. Eigentlich bös meinte der's zwar mit seinen manchmal eingemischten, aus dem Mund der Offiziere aufgeschnappten französischen Brocken nicht, eher gut, warnte, daß der Herr Hauptmann solchen Verstoß nicht vor Augen bekomme, und Diebold Fittbogen war ja auch gar nicht der Urheber dieser Schmach, Tyrannei und Lebensvernichtung, nur ein kleines Werkzeug, durch das ein andrer seine Willkür und brutale Gewalttätigkeit ausüben ließ. Der thronte prunkend auf seinem Schloß, nichts im

Sinn tragend als den eignen Vorteil, sein Ansehen in der Welt, nichts denkend als die Befriedigung seiner Gelüste, raubte, um sich an einem Spielzeug zu belustigen, Tausende von Soldaten zusammen, die er gleich Würmern unter seine Füße trat. Er kannte nichts von einem höheren Lebenszweck, geistigem Verlangen und sehnsüchtigen Empfindungen, keine Sorge und Not, kein Mitgefühl, nur gewissenlose Selbstsucht. Und mit ihr trieb er barbarisch unter Peitschenhieben Menschen wie eine Viehherde zusammen, sich an ihrer Entwürdigung und Marterung zu ergötzen, seinen Glanz und Reichtum durch ihre schonungslose Ausbeutung zu vergrößern.

So stand das Bild des wirklichen Urhebers seiner Knechtung und Erniedrigung vor Detmar Kampen, und wenn er es sich deutlich vorhielt, schwoll sein Haß gegen diesen König, sein Drang, ihm zu entkommen, immer gewaltsamer an. Beide freilich gleicherweise ohnmächtig, sicher angeketteten Hunden ähnlich; einzig geduldig wartende Klugheit und schnell zugreifende Benutzung einer sich durch Zufall ihm darbietenden Hilfe konnte ihn freimachen. Darauf hoffte er fest, und ab und zu bestärkte ihn ein tröstliches Gedenken in dieser zuversichtlichen Erwartung. Seiner Schwester war in der bittersten Not solcher Beistand wie vom Himmel herab zugefallen; die Gestalt und das Angesicht ihrer Retterin, der weißhaarigen Dame, standen ihm wie die einer fast unirdischen Erscheinung unverlöschlich vor Augen. Er hatte jedes ihrer Worte im Gedächtnis bewahrt und richtete sich manchmal dran auf, daß sie gesagt, ein Mann müsse sich selbst helfen, er solle seinen Weg

tapfer und mit gutem Glück fortsetzen, denn beides sei nötig, durch die Welt durchzukommen, möge einer auch was immer sein. Dann hatte sie ihn mit ihren guten Wünschen gehen heißen, deren Erfüllung zwar um wenige Stunden später wie zu einem schneidenden Hohn geworden. Aber dennoch war er überzeugt, daß ihr Mund ihm einen Segen mitgegeben habe, das „gute Glück“, dessen er bedurfte, darauf er harrte, um es zu seiner Erlösung aus der Knechtschaft rasch zu erfassen, sobald es ihm in den Weg komme. Wenn er noch einmal zu ihr in den Garten gelangen könnte, würde sie ihn sicherlich mit dem Gelde ausstatten, das er für seine Flucht, zur Anschaffung andrer Kleider unumgänglich brauchte; denn in ihr, der Gütigen, Mitleidvollen mußte derselbe Haß und Abscheu gegen den ruchlosen preußischen König leben wie in ihm. Doch in seiner Füsiliermontur war's unmöglich, auch nur dorthin zu kommen, bei einem Versuch wurde er zweifellos schon auf halbem Wege als Deserteur verdächtig, aufgegriffen und schnitt sich selbst die Wahrnehmung einer günstigen Zufallsfügung ab. So konnte er auch seiner Abschiedszusage, sich nach dem Ergehen Ulrikes zu erkundigen, nicht nachkommen, nichts von ihr erfahren, ihr von sich keine Nachricht geben; unbemerkt einen Brief an sie zu schreiben, war unausführbar, ihm hätte auch Feder, Papier und Tinte dazu gefehlt. Doch brauchte er nicht in Sorge um sie zu sein, die fraglos, wie's die alte Dame verheißen, in dem Schloß „gut aufgehoben“ war. Wem dies Schloß Schönhausen gehören möge, vermochte er auch hier nicht zu erfahren, seine Mitrekruten wußten nichts davon, und den

Unteroffizier konnte er nicht danach befragen. Auf den Namen der Eigentümerin kam's auch nicht an, jedenfalls war's ein Adelssitz in der Art, wie sie in Westfalen hie und da ähnlich vor den größeren Städten lagen, und seine Schwester befand sich dort nicht in der Stellung einer gemeinen Dienstmagd.

Oft dachte er übrigens nicht an Ulrike, sie war ihm wieder fremder geworden, als während des beständigen Beisammenseins auf der Wanderung, zerging in der Entfernung seinem Empfinden wenigstens halb aufs neue zu der, neben welcher er im Vaterhause viele Jahre lang ohne einen inneren geschwisterlichen Zusammenhang gelebt. Überhaupt kam er kaum zu anderm Denken als dem Brüten über seinem Fluchtvorhaben. Die Sommerglut stieg durch den Juli immer höher an, und die Anspannung vom Morgen bis zum Abend auf dem Exerzierplatz war so erschöpfend, daß er auf seiner harten Kasernenlagerstatt fast immer sofort in bewußtlos tiefen Schlaf fiel, aus dem ihn erst die Wecktrommel zur gleichen ermattenden Dienstleistung den langen Tag über auffahren ließ. Das machte ihn manchmal kopfverworren, so daß er, besonders abends, zuweilen nicht imstande war, etwas in seinem Gedächtnis aufzufinden und ihm närrisch-unsinnige Erwiderungen vom Munde geraten konnten. Bei der vornächtlichen Putzarbeit, zu der die Montur abgelegt werden mußte, nahm Diebold Fittbogen einmal gewahr, daß er eine Bindfadenschnur um den Hals trage, zog eine ihm dran unterm Hemd auf der Brust niederhängende alte Silbermünze mit einem draufgeprägten Mannskopf hervor und fragte: „Was hast denn da? Ist's

von 'nem Schatz? Von wem hast's gekriegt?" Das wußte Detmar nicht mehr, vermochte sich auch nicht darauf zu besinnen, wie und wann er dazu gekommen sei, gab nur aus einem dunklen Gefühl heraus Antwort: „Ich glaube, von einem Wolf." Darüber lachte der Unteroffizier: „Hast du den Sandmann schon im Hirnkasten drin? Wär's ein Wolf gewesen, hätte er solches Schaf aufgefressen. Auf die Welt bist du wohl auch nicht damit gekommen, aber was zum Festmachen gegen blaues Bohnenfutter ist's, das sieht ein Maulwurf. Heb's nur auf und laß es da hängen, vielleicht brauchst du's eher, als einer denkt. Er hat auch so was auf der Brust — der — das weiß jeder von ihm — sonst wär er nicht lebendig bei Hohenfriedberg weggeritten und bloß sein Rock und Hemd wie ein Sieb geworden. Das habt ihr also gleich; sonst gibt's wohl nichts Verschiedeneres auf der Welt als euch beide. Mach Finger, dein Leder blank zu bringen, und leg dich auf deine Knorpelmuschel, von dem Wolf zu träumen, der einem Schafskopf was zum Festmachen gegen seine Zähne um die Gurgel hängt."

Tag um Tag aufeinander häufend, ging so der heiße Juli zum Ende, doch die Anspannung der Soldaten, vor allem der neu eingestellten, verstärkte sich immer mehr; es war fast, als lege eine treibend schweißtriefende Hast es darauf an, die Kräfte der Leute aufzureiben, zu erproben, was sie auszuhalten vermöchten, ob eine Anzahl dabei umfalle und nicht mehr weiter könne. Das trat auch in der Tat bei einigen ein, sie verschwanden, vermutlich als unbrauchbar ausgeschieden, aus der Menge der übrigen,

wurden in Reih und Glied nicht wieder gesehen, und Detmar schoß der Gedanke auf, daß er vielleicht so, durch den Anschein körperlicher Leistungsunfähigkeit, die Vorgabe einer Ohnmacht, frei zu werden vermöge. Aber nur ein augenblickkurzes Spielen mit dieser Vorstellung war's; denn in ihm bäumte sich sofort etwas dagegen empor, ein Stolz darauf, daß er kein unterliegender Schwächling sei, ein Gefühl eigner Mißachtung, auf solche unwürdig-selbsterniedrigende Weise seinen Zweck zu erreichen. Das würde ein feiger Betrug, keine kühn der höchsten Gefahr trotzende Tat sein; er stand im Kampf gegen den verhaßten König, wollte über ihn durch Verwegenheit und Klugheit den Sieg davontragen, doch nicht durch unmännlich jämmerliche Verstellung; die war vom friesischen Blut den Kampen nicht übermacht, oder wenigstens stieß er, sobald sie sich als solche zu erkennen gab, sie mit Widerwillen von sich. Mit kluger Benutzung jedes sich darbietenden Hilfsmittels durfte und mußte zwar der ungeheuren Übermacht begegnet werden, aber nicht mit einer erbärmlichen, das Selbstgefühl und die Selbstachtung vernichtenden Täuschung. Von der würde auch die weißhaarige Dame im Schloß Schönhausen sich unwillig abwenden, hatte dies schon mit ihrer Mahnung getan: Verlerne Er niemals die Wahrheit zu sprechen, auch wenn eine Lüge not zu tun und klüger scheint.

Er war jetzt nicht mehr Rekrut, sondern mit seinen Genossen bei einer Kompagnie des Bataillons eingestellt, für das sie bestimmt worden; so setzten die Dienstleistungen sich nicht allein auf dem Exerzierplatz fort, fanden nun auch für ihn als kriegsmäßige

Übungen an andern Orten statt. Öfter wurde weit vor das Berliner Tor hinausmarschiert, um draußen an geeigneten Stellen in Feld und Wald zwischen Hindernissen mancher Art Manöver auszuführen, die allerdings nicht mindere, eher noch größere Anstrengungen mit sich brachten, doch, nicht mit der bisherigen Eintönigkeit der Umgebung, der Tritthaltung und Gewehrhandhabung verbunden, trotzdem durch die freieren Bewegungen weniger erschlafften. Hier wäre einigemal vielleicht ein unbemerktes Entkommen möglich gefallen; denn zuweilen dehnten sich in der Nähe die Säume dunkler Kieferwaldungen, sichernden Deckmantel verheißend, langhin, und von der Stadt her folgte so weit meistens nur mehr eine geringe Anzahl von Zuschauern heraus, deren achtgebende Augen sonst Entdeckung eines Fluchtversuches befürchten ließen. Aber der Mangel jener unerläßlichen andern Bekleidung schloß dennoch von vornherein ein Gelingen des Wagnisses aus.

Da jedoch sollte diesem am letzten Julitag der Himmel zur Hilfe kommen. Schwüler als je war's, die erdrückende Hitze nahm sogar mit dem Herannahen des Abends nicht ab, sondern noch zu; in der regungslosen Luft überlagerte schwere Duftausströmung des Kiefernharzes eine Lichtung des „Spandauer Forstes", in den das Bataillon Detmars mehrere Stunden westwärts gegen Potsdam zu hinausgezogen war und im Begriff stand, seine dort lange Zeit hindurch abgehaltenen Übungen zu beenden, um den Rückmarsch anzutreten. Ein Signal gebot schon das Sammeln der aufgelösten Reihen, wandelte sich indes plötzlich in ein andres um. Unvorgesehen

flog aus Westen her mit Sturmgeschwindigkeit eine schwarzfinstere Wolkenmasse herauf, warf Blitze und krachenden Donner herunter und drohte unverkennbar in den nächsten Minuten mit gewaltigem Regensturz. So erteilte der Major in rascher Änderung seines Vorhabens der Mannschaft Befehl, unter den nahen Nadeldächern der Bäume so gut als möglich Deckung zu suchen; Sparsamkeit, das hieß in solchem Fall Schonung der Montur, bildete eine wesentliche Vorschrift im preußischen Heere. Kaum war das Gebot erschollen, als auch bereits der Wolkenbruch niederzuschießen anhob, und nach allen Richtungen auseinandergeteilt, liefen die Soldaten, selbst in Besorgnis vor einer Verdopplung ihrer abendlichen Putzarbeit, hurtig in den Wald hinein; auch was sich da und dort an Zuschauern eingefunden, folgte dem Beispiel. So schnell und schwer überwogte das Unwetter den Himmel, daß die vorherige Helligkeit beinah wie im Nu völlig wegschwand, als ob die Nacht schon, um Stunden verfrüht, einbrechen wolle.

Auch Detmar Kampen suchte nach Schutz, und gute Fügung führte ihn einem besonders günstigen zu, denn er traf auf einen alten, schuppenartig halboffnen, doch mit kleinem Vordach versehenen Holzbau, den er für sich allein als Unterkunft in Besitz nahm. Wenigstens schien's in der tiefen Dämmerung so; erst Gewöhnung der Augen ließ erkennen, daß noch jemand in der Hütte Zuflucht gesucht habe, an ihrer Rückwand auf einer Bank sitze. Sein Gesicht war nicht unterscheidbar, nur, es sei kein zu dem Bataillon Gehöriger, sondern einer von den Zuschauern, mutmaßlich ein Berliner Bürger, in einen dunklen

Mantel gewickelt, den er vorbedachtsam mitgenommen. Er saß, mit einem Handstock Striche über den Boden hin und her ziehend, und der neue Ankömmling schien ihm nicht erfreulich zu sein, ihn in Gedanken zu stören; nichts auf sein kurzes Grußwort erwidernd, rückte er auch nicht auf der kleinen Bank, um dem Hereintretenden ebenfalls einen Platz zum Sitzen zu ermöglichen. So blieb Detmar unter dem schmalen Vordach stehen; zum erstenmal seit dem Tage seiner Ankunft in Berlin war's, daß er sich ohne die Aufsicht Diebold Fittbogens und mit einem Nichtsoldaten zusammen befand. Das trieb ihn doch unwillkürlich an, nach einem Weilchen stummen Dastehens den Versuch zu einer Gesprächsanknüpfung zu machen und vom Mund zu bringen: „Das ist ein mächtiges Gewitter; aber hier wird zum Glück wenigstens die Montur des preußischen Königs nicht verdorben."

Nicht gerade in den Worten, doch in ihrem Ton lag etwas von einem sich selbst genugtuenden spöttischen Klange, und jetzt gab sein Gegenüber eine Antwort: „Er scheint den filzigen König nicht sonderlich zu lieben."

Plötzlich fuhr dem jungen Füsilier, einem Blitzschlag ähnlich, ein bis zu diesem Augenblick ihm nicht gekommener Gedanke durch den Kopf. Dies Zusammentreffen hier in der Waldhütte war vielleicht der Glücksfall, auf den er seit langen Wochen Tag um Tag gehofft und geharrt, den er nicht ungenützt vorüberschwinden lassen durfte. Daß die Berliner mannigfach mit ihrem König, besonders mit seiner kostspieligsinnlosen Armeevermehrung unzufrieden seien, war ihm irgendwo einmal zu Gehör gekommen, und das

„filzige" Beiwort, das der Fremde eben auf ihn angewandt, gab zu vermuten, der Sprecher gehöre zu dieser Art von Mißvergnügten. Das ließ Detmar mechanisch, ohne weitere Überlegung von der Zunge fliegen: „Er ist mein Feind — ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn!"

„So? Was hat er Ihm denn getan?"

Hörbar klang ein aufgewecktes Interesse aus der Antwort, und der Befragte entgegnete abermals ohne Zögern: „Er hat mich durch seine Werbeoffiziere betrügen, ohne daß ich's gewußt, zum Soldaten, zum gemeinen Füsilier machen lassen."

„So? Hatte Er denn auf etwas Höheres Anspruch? Ist Er etwa vom Adel?"

Das war Detmar noch nie in den Sinn gekommen, doch in diesem Augenblick stieg ihm ein Gefühl auf, er erhöhe durch eine Bejahung die Anteilnahme für sich, und er entgegnete rasch: „Ja, meine Familie ist adlig."

„Wie heißt Er denn?"

„Kampen."

„Von Kampen? Die Familie kenne ich nicht; das klingt ostfriesisch. Von wo ist Er gebürtig?"

„Von Soest."

„Und warum ist Er von da weg? Wie kommt Er nach Berlin? Der Regen dauert noch an. Erzähl Er mir das doch etwas."

Detmar empfand, daß er einen günstigen Eindruck bei dem Berliner Bürger für sich erweckt habe, kam der Aufforderung bereitwillig nach und berichtete kurz von seinen leidensvollen Kindheitsjahren im Elternhause unter dem Jähzorn, der Härte und fast

täglichen Mißhandlung durch den Vater, der ihm noch im Beginn dieses Sommers wie einem ungehorsamen Jungen brutal mit dem Stock ins Gesicht geschlagen habe. Der Zuhörer hob mit einem kurzen Ruck den Kopf etwas auf und fiel ein: „Da hat Er's gut gehabt und kann dankbar dafür sein, daß Er so fürs Leben großgezogen worden ist. Ist Er deshalb aus Seinem Vaterhause weggelaufen?“

„Nein — ich hätt's vielleicht noch länger fortgetragen — aber —“

„Was, aber?“

„Ich tat's, weil er meine Schwester noch ärger mißhandelte, sie am Haar zu einem hinreißen wollte, der ihr zuwider war und den zu heiraten er sie mit Gewalt zwingen wollte. Da half ich ihr, machte sie aus seiner Hand los, und wir liefen miteinander in die Nacht hinaus davon.“

„So? Da tat Er's besinnungslos, nicht für sich, sondern für sie. So etwas kommt vor und fragt nicht nach Räson. Das will nicht sagen, Er hat Recht dazu gehabt; aber wenn's Ihn überkam, daß Er's so mußte, durft Er's für Seine Schwester tun. Wie heißt sie?“

„Ulrike.“

„So? Es gibt Namen, die besser klingen; ich habe auch eine, die ihn führt, der's ähnlich gegangen. Und so ist Er bis nach Berlin hergekommen? Er hat sich wohl mit ihr durchhungern müssen?“

„Ja, wir glaubten oft, wir kämen nicht mehr weiter, und sie hätt's auch nicht mehr gekonnt, ich hätte ihr nichts zum Essen mehr verschaffen können. Aber bei einem Schlosse hier vor der Stadt kam für

sie ein Glück vom Himmel herunter, dort trafen wir durch Zufall im Garten eine alte weißhaarige Dame an, die hatte Mitleid mit der Not meiner Schwester und behielt sie bei sich."

„Schloß vor der Stadt? Weiß Er den Namen des Schlosses?"

„Ich glaube, Schönhausen heißt's."

„So. Ja, das sieht weißhaarigen Damen ähnlich. Und Er ist nach Berlin weiter gegangen und hier Werbern in die Hände gefallen? Die haben Ihm wohl Wein aufgetischt? Was hätte Er denn in Berlin anfangen wollen, wenn Ihm das nicht passiert wäre?"

Die Frage hatte Detmar sich selbst noch nie vorgelegt oder wenigstens fehlte ihm im Augenblick eine Antwort darauf. Etwas verdutzt brachte er nur heraus: „Ich dachte — ich hoffte — daß mir jemand —"

„Das heißt, Er wollte auf der Straße betteln gehen. Da kennt Er die Berliner wenig, daß die Ihm etwas zwischen Seine Zähne zum beißen gegeben hätten, und hat eher Grund, deucht mir, dem König von Preußen dankbar zu sein, der Ihn doch nicht verhungern läßt."

„Aber er hat mir Schlimmeres angetan — mein Recht, meine Freiheit genommen — mein Leben verdorben, jede Hoffnung und Möglichkeit. Wenn ich nur so viel hätte, daß ich —"

Dem jungen Füsilier ging's zu voller Klarheit auf, jetzt oder nie sei ihm eine Gelegenheit zur Erreichung seines Zieles geboten. Der, dem ein Glücksfall ihn hier in der Hütte zugesellt, flößte ihm immer mehr Zuversicht ein, einen hilfreichen Beistand zu

gewinnen, eine Kundgabe dieses Vertrauens flog über seine Lippen und hinterdrein die Aussprache oder vielmehr Bitte, er brauche eine kleine Geldsumme, die er sicher zurückerstatten wolle, sobald es ihm möglich werde.

„Wozu will Er denn die brauchen?“ fragte der mit dem Bittgesuch Angegangene.

„Um — weil —“

Detmar wollte von der Zunge kommen, weil er bei der kargen Soldatenbeköstigung stets an Hunger leide, das Verlangen habe, sich einmal satt essen zu können. Doch wie er im Begriff stand, diese Begründung vorzubringen, tauchte ein Gesicht vor ihm auf, sah ihn mit mahnend vorwurfsvollem Blick an, und verworren abbrechend, fuhr er, das, was ihn überkam, laut aussprechend, fort: „Nein — die weißhaarige Dame hat gesagt, ich solle immer die Wahrheit reden, das niemals verlernen, auch wenn eine Lüge not zu tun und klüger scheine, sie wär's doch nicht. Lügen ist feig und arglistig, ich will's nicht und kann's auch nicht, hab es nie getan. Ich brauche so viel Geld als andre Kleider kosten, damit ich sie statt der Montur anziehen und aus dem Knechtsdienst des preußischen Königs über die Grenze wegkommen kann.“

Der Berliner Bürger war von der Bank aufgestanden, trat an den Rand des Schuppens und versetzte: „Der Regen läßt nach. So? Hat die weißhaarige Dame Ihm das gesagt? Die scheint ja eine etwas alterseinfältige Person zu sein, zu meinen, daß man mit der Wahrheit am sichersten durch die Welt komme. In mir aber hat Er sich geirrt, mich

zu hoch taxiert. So viel kann ich Ihm nicht geben, dazu bin ich nicht wohlhabend genug. Aber einen Beitrag zu Seiner Befreiung soll Er für Seine Einfalt von mir haben; dann kann Er sich weiter nach milden Gaben umtun, bis Er genug hat, dem preußischen König eine Nase zu drehen. Der muß auch was von einem Einfaltspinsel haben, daß seine Zunge bei so vielen angesehenen Leuten nicht hinterm Berge hält, selbst bei höchstgeborenen Damen nicht. Das ist sehr ungalant von einem König, der noch dazu ein Versemacher ist. Daran nehme Er sich kein schlechtes Beispiel, sondern verehre Seine weißhaarige Alte im Schloß Schönhausen weiter. Adieu."

Fast zugleich mit dem letzten Wort verschwand der Sprecher zwischen dem bis zur Hütte heranreichenden Kieferngezweig, und Detmar Kampen stand allein gelassen. In seiner Hand fühlte er ein Geldstück, auf das er unwillkürlich niedersah. In seiner Beurteilung, der plötzlich Davongegangene sei kein Bewunderer des preußischen Königs, hatte er sich nach den letzten anzüglichen Äußerungen offenbar nicht getäuscht; doch die ihm in die Hand gelegte Gabe war eigentlich nur ein Spott auf seine Unterstützungsbedürftigkeit, denn sie bestand aus nicht mehr als einem Zweigroschenstück. Wie ein Beleg zu der einmal von dem Fremden hingeworfenen Bemerkung erschien's, da kenne er die Berliner wenig, wenn er geglaubt habe, die mit Erfolg anbetteln zu können. Von der Lichtung her aber scholl jetzt, da der Regen beinah aufgehört, Signalruf zum Wiederantreten der zum Schonen der Montur unter Deckung Fortgeschickten, und dem jungen Füsilier blieb nichts

übrig, als zunächst jeden Gedanken an eine Ausführung seines Fluchtverlangens wieder fahren zu lassen und dem Sammlungskommando Folge zu leisten. Von überallher liefen die Soldaten herbei, so daß er rasch in der Gliedreihe seiner Kompagnie stand, die jetzt unter noch wieder etwas heller gewordenem Himmel zum Rückmarsch nach der Stadt aufbrach. Doch war die Entfernung dorthin beträchtlich; er vernahm aus einer Äußerung, daß sie über halbwegs gegen Potsdam ausgerückt gewesen seien, und es ward völlig Nacht, bis sie in Berlin eintrafen. Trotzdem indes mußte die Putzarbeit noch verrichtet werden und zwar nicht nur in der allabendlich herkömmlichen Weise, sondern Diebold Fittbogen gab heute sogar besonders wie mit Argusaugen acht, daß bei keinem in seiner Abteilung auch nur die leiseste Unterlassung und Vorschriftswidrigkeit durchschlüpfte. Mit Augen, die ihm öfter vor Müdigkeit zunickten, mußte Detmar mehrmals das Aufputzen seines Lederzeugs, der Monturknöpfe und Tressen, als immer noch nicht blank genug, neu wiederholen, und wie er sich endlich hinstrecken durfte, fiel sofort bleierner Schlaf über ihn, bis der Trommelschlag der Reveille ihn aufschreckte. Doch mit ungewohnter Hast ward auch dann sogleich zum Anlegen der Uniform getrieben, noch eine eilige Musterung abgehalten, und binnen kurzem fand wieder der Abmarsch statt. Nicht nur der Kompagnie oder des Bataillons, sondern das ganze 22. Füsilierregiment hatte sich aufgereiht und zog mit klingender Hautboistenmusik an der Spitze davon. Nicht in der gewöhnlichen Richtung dem Tore zu ging's, nach der

entgegengesetzten durch Straßen, die Detmar zum erstenmal sah, bis auf einem weiten freien Platz vor einem großen, außerordentlich lang hingedehnten und hohen, altanblickenden Schloßgebäude Halt gemacht wurde. Hier standen schon andre Regimenter mit ihren Standarten ebenfalls aufgestellt; ein Sonntagmorgen war's, und eine unzählbare Kopfmenge der Berliner Bevölkerung umschloß, erwartungsvoll dreinblickend, wie mit einem dunklen Gürtel in der Runde den vom Blau und Rot, Silber und Gold der Monturen in der Sonne flimmernden Platz. Indes merkwürdig still, so lautlos waren alle sonst lach- und redelustigen Zungen, fast als verhalte jeder den Atemzug.

Da fuhr's wie mit einem Ruck durch die gedrängte Masse, zugleich schlugen Dutzende von Trommeln ein betäubendes Gewirbel an, doch nur kurz, danach durchhallte die wieder eingetretene Ruhe ein Ruf: „Der König!" und, sich hoch auf den Zehen reckend, hingen die Tausende mit weitoffnen Augen an dem großen Schloßportal, darunter jetzt ein Reiter auf einem Schimmel hervortauchte. Sein Aussehen in schlichtem blauen Uniformrock war ganz einfach, dem eines gewöhnlichen Offiziers gleich; ein federloser Dreispitzhut, unter dem nach rückwärts der gesteifte und gepuderte Zopf lang auf den Rücken niederfiel, bedeckte den Kopf, in der rechten Hand hielt er statt der Reitgerte einen mit silberner Krücke versehenen Stock; schon seit Jahren öfter an Gicht leidend, hatte er sich gewöhnt, den meistens mit sich zu führen, um bei einem unerwarteten Anfall des Übels sich seiner als Stütze bedienen zu können. Hinter ihm folgten

mehrere Feldmarschälle und Generale in scharlachroter Galamontur, ließen erkennen, daß eine große Parade bevorstehe. Unter der Zuschauermenge konnte sich jetzt die Berliner Zunge doch nicht völlig still halten; wenn auch nur geraunt, kam's da und dort von einem Mund: „Der Gaul, auf dem er sitzt, ist wohl der lange Molwitzer Schimmel.“ Der hatte sich einen allbekannten Namen erworben; das Pferd war's, auf dem König Friedrich, der beschwörenden Bitte des Feldmarschalls von Schwerin zuletzt nachgebend, aus der scheinbar verhängnisvoll drohenden Schlacht bei Molwitz davon und in anhaltlosem gestrecktem Galopp vierzehn Meilen weit bis nach Oppeln geritten war, um nicht als Gefangener in die Hand des Feindes zu fallen. Gegenwärtig ritt der alte, zweiundsiebzigjährige Feldmarschall in Ruhe hinter seinem König, dessen Schimmel heute selbstverständlich ein andrer, als jener war; aber das Berliner Mundwerk konnte sich eine stichelnde Anspielung nicht versagen, sein Reiter halte sich wohl in Bereitschaft, wieder Fersengeld zu geben, obgleich jeder, der es raunte, genau wußte, der „große Friedrich“ habe gerade bei Molwitz einen seiner gewaltigsten Siege errungen.

Der König nahm zuerst die Parade des „Regiment Garde“ unter seinem neuernannten Kommandeur Oberstleutnant von Saldern ab; danach folgte die der andern Truppenteile. Mit scheinbar reglosen, doch adlerscharf alles erfassenden Augen übermusterte er jede Einzelheit wie das Ganze; hallenden Tritts zogen sie sämtlich mauergleich festgeschlossen an ihm vorbei, in seinem Gesicht drückte sich Befriedigung

aus, nur ab und zu brachte er eine kurze Ausstellung oder Anweisung von den Lippen. So verging geraume Zeit, ehe als letztes das 22. Füsilierregiment zur Besichtigung vorüber defilierte; auch an diesem fand er kaum etwas auszusetzen, äußerte zum Schluß kopfnickend: „Eh bien. Ich bin mit dem Regiment zufrieden; mache Eurer Liebden mein Kompliment."

Das letzte galt dem in seinem Gefolge neben ihm haltenden Chef des Regiments, Feldmarschall Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, und die sonntägige Königsparade erschien damit beendigt. Allein unerwartet, als habe er doch noch etwas zur Mißbilligung entdeckt, wandte er seinen Schimmel dem linksseitigen Flügel des Regiments zu und sprach einen dort stehenden Offizier an:

„Hauptmann von Quade, stell Er mir einmal aus Seiner Kompagnie den Füsilier von Kampen heraus!"

„Majestät zu Befehl!"

In den Zügen des Angeredeten kennzeichnete sich halb Schreck, halb Verständnislosigkeit; er selbst kannte den Namen des Genannten nicht, doch unter der Beihilfe des starr verwunderten Unteroffiziers Fittbogen ward das Geheiß rasch vollzogen. König Friedrich sah kurz auf den vor ihn Hingebrachten nieder und sagte dann lautstimmig:

„Hauptmann von Quade, der Füsilier von Kampen in Seiner Kompagnie will desertieren. Sperre Er ihn vierundzwanzig Stunden bei Brot und Wasser in Arrest, dann gebe Er ihm zwei Dukaten, damit er sich andre Kleider kaufen kann, und lasse ihn echappieren. Ich will in meiner Armee niemand

haben, der mich für ein mauvais sujet hält und mir mit Widerwillen dient.“

Alles Blut war Detmar Kampen beim Aufklang der ersten Worte aus dem Gesicht gefallen, denn er hatte sogleich die Stimme des Berliner Bürgers wiedererkannt, mit dem ihn gestern der Regen im tiefen Dämmerlicht in der Waldhütte zusammengeführt. Nun war sie verklungen, und er sah nur noch zwei große, seltsam glanzwerfende Augen in sein Gesicht gerichtet, keinen andern Menschenaugen vergleichbar, als seien es diamantene Pfeilspitzen, die sich ihm bis in die Seele hineinbohrten. Unerträgbar, ihn zugleich schreckensvoll lähmend und vom Kopf bis zum Fuß wie mit heißer Woge eines unbenennbaren Gefühls durchstürmend. Er wollte ein Wort hervorstammeln oder tat's auch, doch ohne es selbst mehr zu hören und zu wissen, was. Ihm ward's schwarz vor dem Blick, und er wäre zu Boden geschlagen, wenn nicht Hände ihn gehalten hätten. Nur wie in einem Traum kam ihm ans Ohr, daß jemand sagte: „Der kommt nicht wieder los, den hat der Geier sicher mit den Fängen gepackt.“

König Friedrich war ins Schloß zurückgekehrt, saß jetzt dort an seinem Schreibtisch und schrieb:

„Meine liebe Mama, ich bin heute morgen in Berlin und leide darunter, Sie nicht hier bei mir zu sehen und hören, sondern Ihnen nur dies billet d'amour hinausschicken zu können. Aber ich habe mich eigentümlich mit Ihnen beschäftigt und will Ihnen doch davon Nachricht geben. Mir ward's zufällig kund, daß ein junger neu angeworbener Füsilier mich verabscheue und bei erster Gelegenheit

zu desertieren beabsichtige; er bettelte spaßhafterweise sogar mich um das ihm dazu nötige Geld an. Ich hätte ihn zum lehrhaften Beispiel heut vor der Front erschießen lassen müssen, aber es stellte sich aus seinem Gerede heraus, daß er eine espèce de protégé von Ihnen sei, liebe Mama, und so tragen Sie Schuld daran, daß er noch lebendig ist. Damit Sie sich nicht zu schwer davon bedrückt fühlen, will ich hinzufügen, vielleicht auch nicht Sie allein. Denn es war merkwürdig, wie er mir, ohne eine Ahnung davon zu haben, wer ich sei, mit einfältigem Zutrauen sein Vorhaben und seine Lebensgeschichte erzählte; da rührte mich's an, als rekapituliere er mir meine eigne Jugend, und ich sei gewissermaßen in ihm noch einmal wieder auf die Welt geraten; nur diesmal zufällig nicht als König, sondern als Füsilier. Er ist von seinem Vater weggelaufen, wie ich auch einmal durchgehen wollte, und mir stand dafür eine Kugel in Aussicht, wie ich sie ihm hätte zudiktieren sollen. Das hatte etwas Wunderliches, und darum kann ich Ihnen nicht allein die Schuld an seinem Weiterleben aufbürden. Überdies hätten Sie eigentlich die an seiner Exekution gehabt, denn seine Dummheit, mir gerade herauszureden, wozu er das Geld brauchen wolle, stammte davon her, daß Sie ihn ermahnt haben, er solle immer die Wahrheit sagen. So sind wir beide von Ihnen mit derselben Weisheit genährt worden, und haben Sie ihn sozusagen zu einem Milchbruder von mir gemacht. Ob er mir jetzt noch wegläuft, weiß ich nicht und warte es ab, wie vieles andre.

Sehr amüsiert hat mich etwas, was ich gestern

auch durch Zufall erfahren. Der kluge Feldmarschall von Schwerin hat vor einiger Zeit die Äußerung getan, nur in der Phantasie eines Dichters könne der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Österreich und Rußland zusammen an Macht gleich zu taxieren, und bei einem gekrönten Poeten habe alles auf kalte Vernunft begründete Urteil kein Gewicht; ich müßte deshalb um jeden Preis suchen, ein Bündnis mit Frankreich zustande zu bringen. Der Alte hat mir schon einmal mein Leben konserviert, hat ja auch vollkommen recht und verdient den Eselsorden erster Klasse mit Eichenlaub. Den habe ich aber leider nicht zu vergeben.

Da läßt sich der Ordensaspirant bei mir anmelden, und ich muß aufhören. Adieu, liebe Mama! Grüßen Sie Ihre Papageien von mir, und leben Sie gut bei der Hitze! Ich hoffe für meine Soldaten, zum Augustausgang wird's kühler werden.

Friedrich,
nommé Marquis de Brandenbourg."

8.

Als Detmar Kampen wieder zur Besinnung kam, umgaben ihn die Wände eines kleinen Arrestgelasses mit schmalem vergitterten Fenster, und an einer Seite lag auf grobem Klapptisch neben einem Wasserkrug ein Brotlaib. Doch ging's vor seinem Gesichtssinne seltsam zu; er nahm die Dinge umher nur schattenhaft durch einen Nebel gewahr; denn er sah noch zwei große Augen wie leibhaft und wie blendend, ihm ins Innerste eindringend, auf sich niedergerichtet,

und ebenso klangen noch die Worte, die der Mund unter ihnen gesprochen, in seinem Ohr, ein Brausen erregend, fort. Was geschehen war, als er plötzlich zum Heraustreten aus der Kompagnie kommandiert worden, stand dadurch deutlich vor seinen äußeren Sinnen, aber was seit dem Augenblick, darin ihn das Bewußtsein verlassen, in ihm vorgegangen sei, vermochte er sich nicht zu sagen. Nur etwas sei anders seitdem; vor sich hinblickend, saß er und suchte, was. Dann fand er's; er war frei, der preußische König hatte ihn wegen seines Desertierungsvorhabens nicht erschießen lassen, sondern befohlen, ihm Geld zu geben, damit er sich zur Ausführung der Flucht andre Kleider anschaffen könne.

Die Vorstellung des Geldes ließ ihn mechanisch in seine Tasche greifen und das Zweigroschenstück hervorziehen, das der „Berliner Bürger“ ihm gestern beim Weggang in die Hand gelegt. Darauf sah er nieder, regungslosen Blicks und völlig kopfverworren, fühlte nur allmählich, daß aus dem kleinen Geldstück etwas heraufkomme, was ihn mit neuer Betäubung zu überwältigen und umsinken zu lassen drohe. Denn die winzige Münze rundete sich weit und Sternenglanz ausstrahlend auf und blickte ihm auch mit den schreckensvollen Augen ins Gesicht.

Warum denn waren sie so schreckensvoll und unertragbar? Sie hatten ihm ja nicht Tod, sondern Leben, die Gewährung seines einzigen heißesten Verlangens gebracht —

Er war frei — nach vierundzwanzig Stunden hier in diesem Raum konnte er davongehen, wohin er wollte — und dabei lag's mit einer Lähmung in

allen seinen Gliedern, als könne er sie nicht rühren, jedes von ihnen sei mit Eisenklammern und Ketten angeschmiedet. Und ebenso war die Brust ihm wie mit verschnürenden Stricken umwunden, unfähig, sich zum Atemholen auszudehnen. Sein Herz allein war imstande, sich zu bewegen, und machte hastig-heftigen Gebrauch davon, schlug mit einer stürmischen Schnelligkeit fühlbar und laut vernehmbar gegen die Wandung seines Brustkorbes.

Da ging einmal die Tür auf, es trat jemand herein, und der Hauptmann seiner Kompagnie war's, dessen Namen er bisher nicht gekannt hatte. Nur ungewiß flimmerte die Montur ihm vor den Augen, deren Träger ihn nicht barsch, eher wie mit einem Aufklange von geheimem Respekt ansprach: „Ich habe Euch die beiden Goldstücke auszuhändigen, die mir eben auf den Befehl Seiner Majestät des Königs zugeschickt worden sind."

Da auf einmal zersprengte die Brust Detmar Kampens die erstickende Fesselung, rang bis in ihren letzten Grund hinunter nach Luft, und hinterdrein stießen seine Lippen einem Aufschrei gleich hervor: „Ich will sie nicht —"

Das Gesicht des Hauptmanns von Quade drückte Verständnislosigkeit aus, er fragte: „Was wollt Ihr nicht?"

Nun gelang's dem jungen Füsilier zu stottern: „Ich habe genug Geld"; er hob dabei das Zweigroschenstück in seiner Hand auf und rang danach vom Mund: „Ich kann nicht — ich bitte den König, daß er mich nicht — mich nicht fortjagt — lieber erschießen lassen —"

Der Hauptmann erwiderte: „Dazu habe ich keinen Auftrag, muß Seiner Majestät von Eurer Weigerung, das Geld zu nehmen, Rapport machen.“ Detmar hörte noch, daß die Tür sich wieder öffnete und schloß, dann glitt ihm der Kopf an die Wand zurück, und sein Bewußtsein schwand wieder hin. Nur, sich krampfhaft zusammendrückend, hielt seine Hand das kleine Geldstück umschlossen, als beherrsche ihn auch in der Besinnungslosigkeit noch eine Angst, es könne ihm entrissen werden.

Geraume Zeit mußte vergangen sein, wie er die Augen wieder öffnete, denn das Tageslicht fiel matter durch das Gitterfenster, doch der Hauptmann von Quade stand in gleicher Weise da, so daß es ihm war, er habe nur einmal die Lider zugedrückt gehabt und ein paar Sekunden lang im Traum gesessen. Anders als zuvor nur hielt jener seinem Gesicht ein Papierblatt hin, von dem ihn mit großer Handschrift einige Zeilen in deutscher Sprache ansahen, und mit dem Aufgebot aller Kraft den Blick spannend, gelang's ihm zu lesen:

„Wen der Füsilir fon Kampen die Montur ahnbehallten wil, so kricht er die Ducahten nicht, ich habe Sie Nohtwändiger als er. Aber weil er sich vor einen gemeihnen Füsilir zu guht hallt und fon Adel ist, kan er ein Pfeerd krigen, wen er das wil, und zu die Dragooner kommen. Sol sich aber spuhten, das Reithen zu lernen, so daß er auch im Schlaaf feßt im Saddel sitzt.

Friedrich.“

Gerade noch bis zum Schluß vermochte der Lesende die Worte herauszubringen, denn beim letzten ver-

schwamm ihm alles vor den Augen, aus denen Tränen auf das Blatt herunterrollten. Nicht wissend, was er tat, ergriff er unter hervorgestammelten Dankworten die Hand seines Hauptmanns, der indes dieses Tun nicht als Verstoß gegen die soldatische Mannszucht aufnahm, sondern ihm die Hand drückend sagte: „Was Euch heute zuteil geworden, ist wohl noch kaum einem geschehen. Bewahrt das Blatt gut, ich gäbe es nicht für tausend Dukaten, wenn es mein wäre. Uns ist ein Rätsel, was Ihr getan haben müßt. Wenn Ihr mögt, so erzählt mir's."

Erwartungsvoll setzte er sich, und Detmar hatte jetzt Sprachfähigkeit gewonnen, berichtete aus überströmendem Munde von seinem gestrigen Zusammentreffen mit dem vermeintlichen Berliner Bürger in der Waldhütte und dem Gespräch, das er dort mit ihm geführt. Einmal fiel der Hauptmann kurz ein: „Das sieht ihm gleich; ein Löwe ist er und bietet allem auf der Welt mit seinen Tatzen Trotz, aber er kann auch ein Luchs sein, der eine Maus belauert." Danach lauschte der Zuhörende in stummer Aufmerksamkeit dem Weitererzählen. Das erstreckte sich auch nach Soest zurück, gab Auskunft von der Herstammung des Sprechers und seiner harten Bedrückung im Vaterhause, bis der Hauptmann bei einer Schilderung unwillkürlich wieder einmal äußerte: „Sonderbar — auch ein Tabakskollegium, wenngleich nur für sich allein, hielt Euer Vater? Ich glaube fast, auch das hat die feine Spürnase Eures Regenkameraden Euch angerochen, denn von der Pfeifenstube seines Vaters her ist der Qualm ihm in den Tod zuwider; Schnupftabak tut er sich dafür allerdings freigebig

und mit Vergnügen in die Nase, kurios ist's, was im selben Menschen nebeneinander Platz haben und sich vertragen kann, in Sinnen und Seele. Aber ich habe angefangen zu begreifen, weshalb Ihr heute so mit heiler Haut aus den Löwenpranken weggekommen seid, lieber Landsmann, denn als ich Euren Namen hörte, ging mir auf, solch einer müßtet Ihr wohl sein."

Das rief Detmar zum erstenmal etwas im Gedächtnis wach und ließ ihn versetzen: „Mir auch, Herr Hauptmann, als ich Euren Namen hörte. Seid Ihr aus dem westfälischen Land? Ich habe dort einen Ritter von Quade kennen gelernt, der mir als ein —"

Er hielt noch eben rechtzeitig zurück, was ihm bedachtlos über die Zunge zu schlüpfen im Begriff stand, doch der Hauptmann von Quade ergänzte: „Als ein Narr erschienen ist, wollt Ihr sagen; tut's nur, Ihr schießt nicht vorbei damit. Ein Oheim von mir ist's, ich habe einmal auf seinem Edelsitz bei ihm gespeist, ein Diner, wie Euer heutiges hier, Pumpernickel und Gänsewein. Da kennt Ihr vermutlich auch seinen Zwilling, den Edlen von Hovestadt, und die Schießprügel und Saufänger, mit denen die beiden blinden Hähne sich das Lebenslicht auszublasen suchen und immer vorbeipußen; zum Lachen ist's. Oder eigentlich nicht, denn sie waren einmal, vor vierzig Jahren oder so, keine solchen Narrenhänse, sondern ein paar feurige Strudelköpfe und Freunde, wenn der Quade auch Leib und Seele auf den Großen Kurfürsten und der Hovestadt auf den Franzosenkönig schwor. Aber das brachte sie nicht auf Tod

und Leben gegeneinander; eine hochgeborene Dame im braunschweigischen Schlosse tat's, der sie beide mit glühender Verehrung huldigten, und bei der schwur jeder gleich drauf, er habe von ihr untrügliche Zeichen ihrer Zuneigung empfangen. Da konnte nur ein Turnier entscheiden, wer den besser schlagenden und treffenden Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung liefere, und sie jagten sich Bleikugeln in die Glieder, stachen sich in Arm und Bein und hieben sich rechts und links eine Ohrmuschel herunter. Die Prinzessin aber vermählte sich zu der Zeit, glaube ich, mit einem Fürsten, und darüber riß den beiden der Vernunftfaden im Kopf vollständig entzwei, so daß sie nichts andres mehr drin behielten, als ihr ritterliches Turnier auf Lebenszeit in Busch und Wald fortzusetzen; Augen, die unter einer Krone hervorschauen, können viel Unheil in Köpfen anstiften, wenn's drin von Hause aus nicht recht sicher bestellt ist. So haben sie sich zugleich mit ihrem Verstand von Hab und Gut gewirtschaftet und nagen am Hungertuch, um ihre am Mund abgedarbten Groschen als Pulver zu verknallen und Löcher in die Luft zu paffen. Freilich können sie immer noch von Glück sagen, daß es eine Braunschweigerin war, die sie zu Narren machte, und daß sie nicht von der Trenck heißen —"

Der noch jugendliche Hauptmann hatte nicht als Vorgesetzter, sondern wie ein Gleichstehender zu seinem jungen Landsmann gesprochen, offenbar von dem Beisammensein mit diesem lebhaft angeregt, die Lebensgeschichte seines wunderlich verschrobenen Oheims laut aus dem Gedächtnis heraufzuholen. Doch bei

dem letzten Wort brach er kurz ab, es schien ihm unbedacht über die Zunge geraten zu sein, und er stand von seinem Sitz auf. Unwillkürlich indes kam Detmar vom Munde: „Warum nicht — von der Trenck, wer ist das?“

„Ein besonders schöner junger Freiherr, der im zweiten Krieg Adjutant Seiner Majestät war.“ Der Antwortende hielt an und warf einen Blick um sich nach Wand und Tür des kleinen Raumes, ehe er mit herabgedämpfter Stimme hinzusetzte: „Ihm erging's wie meinem Oheim, aber man sagt mit besserem Erfolg, oder mit schlimmerem, denn es war keine Prinzessin von Braunschweig, die's ihm angetan und der in den Augen zu lesen er sich vermessen hatte, sondern — ich meine, den Verstand hat er darüber nicht verloren, aber seit sieben Jahren sitzt er in einer Kasematte von Magdeburg, und ich glaube, er würde Euch um Euer Prunkgemach hier beneiden. In solchen Angelegenheiten versteht jemand keinen Spaß im Königreich Preußen, und es ist eher noch ratsam, desertieren zu wollen, als —“

Der Hauptmann von Quade brach abermals ab und fuhr fort: „Ihr braucht nur noch bis morgen Mittag hier zu sitzen; vierundzwanzig Stunden sind zudiktiert, davon wird Euch keine Minute geschenkt, aber auch auf die Minute werdet Ihr herausgelassen. Das ist Seine Zucht, damit holt Er den Teufel aus der Hölle, und wenn Er sich vom Himmel ein Regiment von Engeln herunterholen könnte, würde Er sie ebenso unter der Fuchtel halten. Aber danach tut Er sich nicht um, ich glaube, Er traut ihrem Beistand nicht viel zu, wenn Er auch die Schwarz=

röcke mit ins Feld kommandiert. Also Ihr habt Zeit, Euch bis morgen mittag zu bedenken, ob Ihr aufs königliche Pferd wollt. Dann sagt's hier, sobald die Tür aufgeht, und es wird Order für eine Dragonerschwadron da sein, Euch sofort an die Trense zu nehmen. Darauf könnt Ihr Euch verlassen; wenn Sein Kopf sich einen Knoten ins Sacktuch gemacht hat, denkt Er so sicher an einen Stecknadelknopf, wie an unsre ganze Erdkugel mit allem, was drauf ist. Daß Ihr's wollt, seh ich Euch in den Augen und rat Euch auch, treibt Eure neuen Reitkünste bei Nacht im Traum weiter, keiner kann's wissen, wie bald Ihr sie nötig habt. Reitet wohl und lebt wohl; es macht Freude, einmal mit einem Landsmann zusammen zu sein, und wenn Ihr auch aus meiner Kompagnie wegkommt, hoff ich doch, daß wir nicht zum letztenmal miteinander gesprochen haben."

Dem Arrestanten die Hand reichend, verließ der Hauptmann die enge Zelle. Sein Benehmen war fast wie ein freundschaftliches gewesen; der westfälische „Landsmann" mochte dazu Anlaß gegeben haben, doch unverkennbar noch mehr etwas andres, das seinem Gefühl den jungen gemeinen Füsilier zu einer nicht gewöhnlichen, wie vom Schicksal gekennzeichneten Persönlichkeit emporgehoben hatte. Nun war Detmar Kampen wieder allein; er hielt noch das Zweigroschenstück in der Hand, und von dem Tisch sah ihn das Papierblatt mit dem orthographischen Schriftmangel an, der einem Quartaner Ohrfeigen eingetragen hätte. Aber es lag keine Lähmung mehr in seinen Gliedern, kein Nebel vor seinen Augen. Deutlich wach nahm er alles um sich gewahr; und

so erkannte er auch, was in ihm vorgegangen sei. Nur umgab der abendlich werdende Tag ihn nicht mit matterem Licht, sondern wie mit einem Märchenglanz, und er saß in keinem Arrestlokal, vielmehr — ein Wort des Hauptmanns klang ihm im Ohr nach und sprach's aus — in einem „Prunkgemach“.

Draußen war übrigens die Tageshelle noch nicht so weit weggeschwunden, beließ wenigstens geschriebene wie gedruckte Buchstaben noch aufs klarste sichtbar, und um eine Stunde nordwärts von Berlin saß gegenwärtig im Park des Schlosses Schönhausen auf einer Garten-Armbank die alte weißhaarige Dame mit einer Lektüre beschäftigt. Den Tag über war die Hitze heut zu stark gewesen, um das Verlassen der kühlen Schloßräume früher ratsam zu machen, so hatte die Frau Oberst von Camas sich erst seit kurzem ins Freie hinausbegeben und in ihrem grünsammtenen Pompadour einen am Nachmittag an sie eingetroffenen Brief mit sich genommen. Obwohl sie den schon zweimal überlesen, tat sie's jetzt nochmals, sah danach gegen die schräg vom Himmelsrand herüberfallenden Strahlen der Abendsonne und murmelte vor sich hin: „Marquis de Brandenbourg.“ Nun wandte sie den Kopf, vor ihr ging der Schatten einer herantretenden weiblichen Gestalt über den Boden, und das, was ihr die Gedanken erfüllte, laut aufklingen lassend, sprach sie weiter: „Wie gestern, bedünkt's mich, daß er auf meinem Schoß saß und chère maman zu mir sagte; dazu lachte sein Mund, zum erstenmal brachte er's ohne Anstoß heraus und war glücklich und stolz darüber. Ist das Menschenleben so kurz,

daß die Abendsonne schon dasteht und zum Niedergang sinkt?"

Die Sprechende schlug einmal die Wimpern zusammen, blickte, sich besinnend, die Herzugekommene an und fuhr, an diese ihre Worte richtend, fort: „Du bist's, Kind — und bringst die Gedichte vom Kanonikus Gleim mit. Hat Ihre Majestät dich geheißen, ihr weiter daraus vorzulesen? Sie sagte mir, daß sie deiner Stimme gern zuhöre, denn ihr Klang habe etwas Ruhiges und Wohltätiges."

Die Angesprochene war Ulrike Kampen, auf den ersten Blick in veränderter, wohl einfacher, doch äußerst kleidsamer Gewandung kaum erkennbar; wer sie als Fremder so sah, mußte glauben, in der schlanken Gestalt eine vornehme junge Dame vor sich zu haben, die Gefallen daran fand, sich im Garten in ländlich-schlichter Tracht zu bewegen. Die Oberhofmeisterin dachte einen Augenblick nach, ehe sie ihren Worten nachfügte: „Ich habe einen Brief von einem Herrn erhalten, der zufällig mit deinem Bruder zusammengetroffen ist. Es ergeht ihm gut, doch kann er nicht zu dir hierherauskommen, weil er Dienst in der Armee genommen hat —"

Unweit her tönte ins letzte eine Ruffrage hinein: „Liebe Camas, ich höre Sie sprechen, ist Ulrike bei Ihnen? Ich warte auf sie."

Ohne überstürzende Hast, doch sichtlich rasch beflissen setzte das Mädchen den Fuß wieder vor und umschritt einen Bosketrand nach einem kleinen laubenähnlichen Platz, wo die Königin Elisabeth allein im Armsessel aus weißbastigem Birkengeäst saß; eine Trauerweide bog halb den Gezweigschirm über ihren

Kopf vor, der Aufenthaltsort im Park war's, den sie zumeist für sich auswählte. Mit natürlichem Anstand verneigte Ulrike sich ehrerbietig vor der Majestät, die indes mit leisem Anflug eines gütigen Lächelns um die Lippen sagte: „Ich höre dich lieber, Kind, als daß ich dich knixen sehe; das können andre noch besser als du, und der gute Zufall hat dich nicht dazu hierhergeschickt. Der König nennt ihn den Obersten der Götter, im Rheinsberger Schloß hört ich's ihn einmal sagen."

Von den Lippen der Sprecherin schwand beim Gedanken an die Jahre, die sie als Kronprinzessin verlebt, das leichte Lächeln unter einem schwermütigen darüber fallenden Schatten weg; nach einigen Augenblicken klang nun die Stimme Ulrikes auf, die im Vorlesen der vor kurzem veröffentlichten ersten Gedichte des Halberstadter Domkapitelsekretärs und Kanonikus Johann Ludwig Gleim fortfuhr. Im Elternhause zu Soest hatte sie dies nie getan, kein Buch mit Versen jemals in Händen gehalten, doch war hörbar von ihrer Natur veranlagt, das dazu Erforderliche aus sich selbst zu schöpfen, denn sie las in der Tat vortrefflich, außerordentlich klar-wohltönend, mit einer eigenartigen Ruhe und doch ein innerliches Verständnis des Inhalts offenbarend. Manchmal leistete sie diesem sogar eine Unterstützung, half durch die Art ihrer Wiedergabe über Unbeholfenheiten des Dichters hinweg; begreiflich war's, daß jemand, der für Poesie Empfänglichkeit besaß, daran Gefallen nehmen konnte, und seitdem die Königin Elisabeth eine erste derartige Probe mit dem ihr vom Zufall ins Schloß geführten Mädchen angestellt hatte,

ließ sie sich täglich um die Abendstunde so vorlesen. Auch Frau von Camas hörte dem vernehmbar über die Buschwand herüberkommenden Stimmenklang zu, obwohl die Gleimschen Verse durch sich selbst keinen besonderen Eindruck auf sie zu üben vermochten, bis nach einer Weile ihre Aufmerksamkeit durch etwas hell zwischen dem Gartengrün der Blätter Aufleuchtendes abgelenkt wurde. Das kam näher heran und stellte sich bald als eine scharlochrote Johanniteruniform heraus, deren Träger, ein noch jugendlicher Herr in Mitte der zwanziger Jahre, auf den Sitz der Oberhofmeisterin zuschritt. Von hohem und schönem Wuchs, trug er im Gesicht unverkennbar eine Ähnlichkeit mit dem König Friedrich; dessen um achtzehn Jahre jüngerer, jüngster Bruder war's, Herrenmeister der preußischen Abteilung des Johanniterordens in der Ballei Sonnenburg bei Frankfurt an der Oder. Mit ehrfürchtigem Respekt begrüßte er die alte Dame, die, ihn überrascht anblickend, sagte: „Sie sind liebenswürdig, Prinz Ferdinand, daß Sie uns wieder in unsrer ländlichen Stille besuchen — zweimal in einer Woche — wir sind hier nicht durch solche Aufmerksamkeiten verwöhnt.“ Der junge Prinz versetzte, hübsch lächelnd: „Mich deucht, das können die, welche in der Schönheit dieses Parks leben, ertragen und scheint mir eher ein Vorzug zu sein, als im Berliner Schloß Hof zu halten.“ Etwas nicht Ausgesprochenes klang halb aus der Antwort hervor, als bedünke ihn der Aufenthalt im Königsschloß von Berlin für niemand sonderlich beneidenswert; Frau von Camas erwiderte: „Ihre Majestät ist in der Nähe — dort.“ Nun fiel er mit gedämpftem

Ton ein: „Ja, ich höre, sie läßt sich vorlesen — wohl von der Demoiselle von Kampen, die ich neulich hier antraf. Meine Schwägerin hat nicht gern, glaube ich, daß sie dabei gestört wird; verstatten Sie mir, mich so lange zu Ihnen setzen zu dürfen und zuzuhören. Wie's über das Gebüsch herklingt, deucht mich, hat's etwas von einer Vogelstimme. Die gibt's in der Stadtwüste auch nicht und hört sich gut in solcher grünen Oase an."

* * *

Vom Frühmorgen bis zum Abend hin hielt jetzt Detmar Kampen fast unabläßig den Fuß im Bügel. In andrer Uniform als bisher, er trug nun die Montur des dritten Dragonerregiments, dem er auf königliche Anordnung eingereiht worden, weißen Rock mit rosafarbigem Kragen und Aufschlägen und schwarzlederne, durch einen Gardestern ausgezeichnete Mütze auf dem Kopf; ein hervorragendes Regiment war's, das sich schon im Anfang des Jahrhunderts während der Schlacht bei Malplaket besonderen Ruhm erworben hatte. Die hochwüchsig schlanke Gestalt des neuen jungen Dragoners nahm sich in der veränderten Tracht äußerst stattlich aus, straffe soldatische Haltung brauchte er nicht mehr zu erlernen, nur feste Behauptung im Sattel, da er zum erstenmal in seinem Leben ein Pferd bestiegen. Aber der Wille, Furchtlosigkeit und unermüdliche Übung verhalfen ihm in wenig Wochen dazu; es bedurfte für ihn keiner Anspornung bei den jetzt so andersartig gewordenen Exerzitien, vielmehr bat er um die Erlaubnis, diese nach ihrem Schluß auf eigne Hand

allein noch fortsetzen zu dürfen, und seine anfängliche Unsicherheit schritt von Tag zu Tag einer Vervollkommnung in der Meisterung des Pferdes entgegen. Der Ausdruck seiner Züge war nicht mehr mit dem früheren vergleichbar, alles Bedrückte, Verhehlte, heimlich Brütende draus weggeschwunden, helle Offenheit und Freudigkeit an die Stelle getreten. Seine Augen boten Stolz zur Schau, die neue Uniform zu tragen, ob auch nur die eines gemeinen Dragoners, einen innerlichen Drang, sich ihrer würdig zu beweisen; fast noch als ein langwüchsiger Knabe war er von Soest davongelaufen, vielleicht einige Monate hindurch ein haltloser, sich in irren Gedanken umtreibender Jüngling zu nennen gewesen, jetzt erregte er voll den Eindruck, in beinah jähem Übergang leiblich und geistig zu einem kraftbeseelten und mit sicherem Halt begabten jungen Manne geworden zu sein. Auch er selbst empfand sich so und wußte, wann es ihm geschehen sei. Doch wie, ließ sich nicht mit Worten sagen, kaum in Gedanken fassen, nur fühlen. Eine ungeheure Übergewalt hatte sich seiner in seinem Innern bemächtigt, ihn gleichsam erst neugeschaffen, daß er als ein andrer die Welt um sich sah und in sich dastand. War's sein Kopf, die Vernunft, die Phantasie drin, sein Herz, wovon diese Gewalt wie mit ehernem Zugriff Besitz genommen? Er wußte sich's nicht zu sagen und zu sondern; alles zugleich und alles in gleicher Weise. Ein willenloser Sklave war er, ein Leibeigener mit jedem Blutstropfen, und doch so frei, so wundersam herrlich dehnte seine Brust sich bei jedem Atemzug. Was die immer noch gleich heißen Augusttage bei den Einübungen an

schwerer Anstrengung brachten, unter der viele seiner Genossen am Abend erschöpft fast zusammenbrachen, überwand er, wie erst jetzt zur Kraft seiner ostfriesischen Abkunft gelangt, gleich einem stählendanregenden Spiel; als letztes vorm Nachtschlaf zog seine Hand stets das Zweigroschenstück des „Berliner Bürgers" hervor, an das ein Regimentsklempner ihm eine kleine Öse gelötet hatte, so daß er's an einer Schnur um den Hals tragen konnte. Sein kostbarstes Besitztum war's und hielt so Gemeinschaft mit der andern alten wunderlichen Silbermünze, die er gewohnheitsmäßig an ihrem Platze beließ; doch er fühlte, das winzige Geldstück auf seinem Herzen sei ein wirkliches, Zauberkraft in sich bergendes Amulett. Das hatte ihn festgemacht und machte ihn „fest", so lange sein Leben dauerte, panzerte ihm die Brust gegen alles auf der Welt, was — was versuchen könnte, ihn aus seiner neuen Leibeigenschaft zu erlösen.

Ein glühendes Verlangen brannte in ihm, den, der ihm das Zweigroschenstück in die Hand gelegt hatte, wieder von Angesicht vor sich zu gewahren; er fürchtete sich nicht mehr vor den „schreckensvollen" Augen, fühlte, er würde jetzt ihrem Blick ruhig standhalten können, als ein andrer wie an jenem furchtbaren Paradetage. Der war tot, nach Gebühr standrechtlich erschossen worden, weil er eidbrüchig und fahnenflüchtig werden gewollt, doch hatte er zugleich aus eines Schöpfers Hand neues Leben, erst das wirkliche empfangen, denn sein vorheriges war nur leerer Schein und Irrwahn gewesen. Ein paarmal schlug Detmar bei den Exerziermanövern der Ruf ans Ohr: „Der

König!" und sein Herz klopfte stürmisch auf, indes lediglich in der Weite, kaum unterscheidbar bewegte sich der Angemeldete vorüber. Nur einmal kam er näher und übermusterte kurz das Regiment, doch ohne dem sehnsüchtigen Wunsch Detmar Kampens Erfüllung zu bringen. Wohl sah er auch über sich die großen Kristallaugen flüchtig mit hingehen, aber sie nahmen ihn nicht gewahr, sein Gedächtnis war in ihnen ausgelöscht, und ihm verblieb von dem schnell entschwindenden Augenblick nur eine durchschauernde Empfindung und Erkenntnis, auch in der nächsten Nähe bleibe ein gemeiner Dragoner von dem großen Preußenkönig durch eine Weltenferne getrennt.

Wenn aber Zuschauer der Berliner Stadtbevölkerung jetzt den Truppenübungen vor den Toren beiwohnten, lag ein schweigsamer Ernst über ihnen, es tönte kein Auflachen mehr, und auch von den am lockersten im Munde sitzenden Zungen klang kein schnodderiges Witzwort. Nur ein leises Lippengeraune ging manchmal hin und her: „Er ist früher aus den Federn heraus als die andern. — Das sind Frauenspersonen, die dehnen sich länger in den Daunen herum. — Bei der Habsburgerin stimmt's wohl nicht, die schläft nicht vor Grimm und will ihren Unterrock wieder. — Aber die Russen sollen noch weit hintennach sein. — Na, und bis die Pompadoursche mit den Kanonen in ihrem Strickbeutel kommt, läuft auch noch mancher Spreewassertropfen in die Havel." Nur in bezug auf den sächsischen Kurfürsten und polnischen König August den Dritten konnte das Berliner Mundwerk sich seiner Neigung zur Spott-

sucht doch nicht enthalten, und manche mehr als anzügliche Bemerkung, ob auf Wirklichkeit fußend oder treffend erfunden, ging über den wohlbeleibten Fürsten in die Runde, der zur Schande seines alten protestantischen Geschlechts „katholsch“ geworden, um die polnische Königskrone zu „ergattern“, sich indes um göttliche und weltliche Dinge nicht weiter kümmerte, als sie gelegentlich mit der Güte seiner Küche und seines Kellers oder der Liebenswürdigkeit seiner Hofdamen in Zusammenhang gerieten. „Aber dem Aujust wird dieser Aujust wohl nich zuckerig im Mund schmecken.“

Am Morgen des 25. Augusttages stand das dritte Dragonerregiment in gewohnter Weise aufgereiht; es hatte vor kurzem seinen Kommandeur gewechselt, der bisherige, Graf von Truchseß, seinen Abschied genommen oder empfangen und an seiner Stelle der Generalmajor von Meinicke den Oberbefehl erhalten. Der schien heut eine genaue Besichtigung vornehmen zu wollen, sprengte vor die Front und ließ stumm die Augen eine Minute lang prüfend über die Schwadronen hingehen. Aber dann rief er mit hallender Stimme:

„Das Regiment hat heute einen Rasttag, jeder Mann kann sich mit seinen Affären beschäftigen. Morgen früh beim sechsten Stundenschlag steht das Regiment auf Befehl des Königs marschfertig aufgestellt. Das dritte Dragonerregiment hat die Ehre, als Vorhut der preußischen Armee zuerst über die kursächsische Grenze einzurücken. Es ist kein Geheimnis mehr, daß Seine Majestät gegen die Kaiserinnen von Österreich und Rußland, die Könige von Frank-

reich und Polen ins Feld zieht. Seine Majestät erwartet von jedem preußischen Soldaten, daß er seine Kraft, Mut und Tapferkeit verzehnfacht, um gegen die Überzahl der Feinde die victoire davonzutragen. Es lebe und siege König Friedrich der Große!"

Einen Atemzug lang blieb's lautlos, dann brauste es vom ganzen Regiment wie aus einem Munde in die Luft: „Es lebe und siege König Friedrich der Große!"

Der, welchem dieser Ruf galt, vernahm ihn nicht, denn er saß im Potsdamer Stadtschloß in seinem kleinen einfenstrigen Arbeitskabinett mit der alten dickstämmigen Linde nah vor dem Ausblick, die schon seit längerer Zeit im Volksmunde den Namen der „Bittschriftenlinde" führte, weil sich die Leute, die ein Gesuch an den König richten wollten, unter ihr mit der Bittschrift in der Hand aufstellten und auf das Erscheinen eines Kammerhusaren zu ihrer Einholung warteten. Auch heute stand eine Menge um den Baumstamm geschart; doch kein Arm hielt ein Blatt emporgehoben, alle Augen nur waren über verhaltenem Atem reglos nach dem Kabinettfenster gewandt, vor dem ab und zu das Gesicht des hin und her gehenden Königs kurz auftauchte und wieder verschwand. Dann setzte er sich an seinen Tisch mit der schrägen Pultaufhöhung und schrieb:

„Nur en passant, liebe Mama, kann ich mich, wahrscheinlich für längere Zeit, von Ihnen verabschieden, da meine Zeit heute noch von einigen kleinen Besorgungen etwas in Anspruch genommen wird. Der preußische König, eine neue Art von Don Quixote,

hat nämlich eben seiner Armee den Auftrag erteilt, über den Rubicon zu gehen, und ich werde mich morgen gleichfalls zu dieser Wanderung anschicken, die übrigens nicht sonderlich viel an Amüsement verspricht, so daß meine eigne Neigung nicht gerade darauf verfallen wäre. Ma foi! Sie kennen mich, ich bin ein genügsamer Mensch und bleibe lieber bei meiner Flöte in Sanssouci oder nähme sogar mit den geistreichen Berliner Mäulern vorlieb. Aber mich haben drei edle Damen so dringlich zu der kleinen spätsommerlichen Exkursion aufgefordert, daß ich aller ritterlichen Galanterie bar sein müßte, wenn ich der Einladung nicht folgen oder vielmehr ihr als höflicher Mann noch ein wenig zuvorkommen wollte. Jener Rubicon führt gegenwärtig den deutschen Namen „die Elster" und wird zur Zeit vermutlich ebenso ausgetrocknet sein wie damals das Cäsarsche Bachrinnsal. Sie brauchen also sich keiner Besorgnis hinzugeben, daß ich mich unbedachtsam einer Lebensgefahr, drin zu ertrinken, aussetze; indes, wenn sich ein Wolkenbruch einstellen und sie bis über den Rand mit Wasser anfüllen sollte, so muß man eben Hände und Füße zum Schwimmen zu gebrauchen suchen. Aber für dies Jahr steht die Nötigung dazu wohl nicht mehr zu erwarten, und Horaz riet: Quid sit futurum cras, fuge quaerere! setzte dem sogar als Weisheitsspruch entgegen: Carpe diem! Sie verstehen ja auch lateinisch, liebe Mama; was alles hat nicht unter der weißen Naturhaube in Ihrem Kopf seinen geordneten Platz! Ich wollte, Sie könnten mir etwas davon auf den Weg mitgeben, meiner hat ein gutes viaticum nötig. Übrigens ist die

Rubiconelster in einer Hinsicht doch nicht uninteressant, insofern sie den nächsten Zugang nach der schön belegenen Stadt Dresden aufschließt; von der her werden Sie meinen nächsten Gruß erhalten. Nur bitte ich Sie, mich nicht für so eitel anzusehen, daß ich im Sinn trüge, mich mit Cajus Julius Cäsar in Vergleich zu setzen; ich petitioniere allein bei seinem Herrn Vater, dem olympischen Generalstrategen Mavors, um ein bißchen von der Glückszuwendung, mit der er das Genie seines Lieblingssohnes, des damaligen promeneurs über den Rubicon verbesserte. Denn ohne die gehen alle Dinge auf der Welt schief, während vermittelst solcher Unterstützung ein Stümper es möglicherweise mit den allerchristlichsten Herrschaften zusamt ihren Heiligen aufnimmt. Ach, liebe Mama, was ist Glück? Geboren sein ist's nicht, darüber bin ich im klaren. Welch tiefsinnige philosophische Untersuchungen könnte ich über die Lösung der Frage anstellen und in einem Aufsehen machenden Buche veröffentlichen, wenn man mir nur die Muße ließe, mich dadurch unsterblich zu machen. Mir schwebt eine Idee vor, daß der Erfinder dieses Wortes Glück sich vielleicht in seinem Sprachmaterial vergriffen hat, wie ein Setzer einen falschen Buchstaben aus dem Kasten zieht, und daß er eigentlich im Sinn hatte, das Wörtchen „Pflicht“ zu konstruieren. So wäre der undefinierbare Begriff „Glück“ nur ein Druckfehler im Buch der Menschengeschichte.

Adieu, liebe Mama, au revoir! Die kleinen Besorgungen wollen absolviert sein. Ich empfehle Sie während meiner Abwesenheit unter die Obhut der Göttin der Weisheit und des Gottes der Gesundheit.

Dem letzteren sollte man beständig alle seine Brüder in Christo und Allah anbefehlen, meine Wenigkeit noch besonders als Vikarius Christi und Erzbischof von Magdeburg, aber beim Auszug in den Krieg gerät einem die brüderliche Zärtlichkeit ein wenig aus dem Gedächtnis, und es bleibt darin unveränderlich nur die Liebe, mit der Ihrer überall, auch in böhmischen Ortschaften mit unaussprechbarsten Namen gedenken wird

Friedrich,
wieder zur Welt gekommener Ritter
von La Mancha."

Gegen den Abend ging's wieder, als die Frau Oberhofmeisterin von Camas im Park des Schlosses Schönhausen den Brief las, und auch Ulrike Kampen kam wiederum mit einem Büchlein herzugegangen. Doch die alte Dame sagte, leicht den Kopf schüttelnd: „Nein, ein andermal, Kind, es ist Ihrer Majestät heute nicht danach, sich vorlesen zu lassen." Aus der Miene der Sprecherin sprach etwas, auch sie habe den Wunsch, allein zu sein; so begab das Mädchen sich zurück, doch richtete es einmal aus einiger Entfernung den Blick nach dem Platz hinüber, wo die Königin Elisabeth wie gewöhnlich um diese Stunde verweilte. Sie hielt die Hände wie zu einem Gebet ineinandergefaltet und saß, unbeweglich vor sich hinblickend; zu weit zum deutlichen Unterscheiden war's, doch es schien, als ob etwas heller Blinkendes sich von ihren Wimpern ablöse und auf die Hände herabfalle. Ulrike kehrte rasch das Gesicht ab und schritt in einen schmaleren Parkgang hinein. Ein wunder-

bares Geschick war ihr beschieden worden, immer noch kaum faßbar, aber sie fühlte sich hier völlig wie in einer Heimat, nicht als eine Dienerin, einem Schützling, beinah einem angenommenen Kinde gleich von der höchstgestellten Dame in Preußen behandelt. Diese hatte in ihrem sonst kühlen, ruhig besonnenen Wesen etwas ihr bisher Unbekanntes aufgeweckt, einen lebensvollen Herzschlag, nicht allein der Dankbarkeit. Sie liebte einen Menschen, von dem sie fühlte oder wußte, daß er leide, weil ihm Liebe fehle, und ihrer eigentümlichen Natur galt es ganz gleich, daß dieser Mensch eine Königin war. Ihr Wissen hatte sie daher entnommen, daß der Mann dieser Frau, obwohl er sich kaum stundenweit entfernt befand, niemals hierher kam und sie ebenso das Schloß Schönhausen nicht verließ, um zu ihm zu gehen. Aus sich selbst aber schöpfte das Mädchen die Empfindung, dem König sei wohl seine Gemahlin gleichgültig, und er denke ihrer nicht, sie dagegen hänge mit leidvollem Herzen an ihm und trage unsagbar schwer an seiner frostigen Abwendung von ihr. Von andern war Ulrike kein Laut darüber zu Gehör gekommen, nur der eignen stillen Beobachtung im Verein mit einer inneren Begabung entnahm sie ihre Erkenntnis. Und weiblicher Instinkt gesellte ihr noch ein Gefühl hinzu, die Königin Elisabeth sehne sich in ihrer Verlassenheit nach noch etwas anderm, das ihr gleichfalls versagt geblieben, einem Kinde. Ihren Jahren nach hätte sie eine Tochter im Alter des ihr vom Zufall ins Schloß geführten Mädchens besitzen können, und das Verlangen danach täuschte ihr in diesem das ihr nicht zuteil Gewordene vor, daß sie

der als Dienerin aufgenommenen Fremden binnen kurzer Zeit eine völlig andre Stellung, die einer Zugehörigkeit zu ihrer vertrauten Umgebung eingeräumt hatte. Ulrike Kampen war keiner Eitelkeit zugänglich, ihr kam nicht in den Sinn, daß die Natur sie mit leiblichen und geistigen Eigenschaften ausgestattet habe, Wohlgefallen zu erregen, und sie maß die ihr widerfahrene unbegreifliche Schicksalsgunst allein der Herzensgüte ihrer hohen Wohltäterin zu, an der sie mit der Dankbarkeit und dem stummen Mitleid der in ihr aufgeweckten Liebe hing.

Von dem, was heute in Berlin geschehen, was dieser Tag für Preußen bedeute, wußte sie nichts; in die Stille des Schönhausener Parkes drang kein lauter Ton davon herüber, er glich einer stillen, durch seine hohe Baumwand unberührt von aller Außenwelt abgefriedeten Insel, ob er auch keinen inneren Frieden seiner Bewohnerin in sich einschloß. Mit ihren Gedanken wanderte Ulrike auf dem eingeschlagenen Gange entlang; nur einem Traum gleich lag ihre Kindheitsvergangenheit bis zu dem Tage, der sie hierher gebracht, hinter ihr, erst seitdem hatte die Wirklichkeit des Lebens für sie begonnen. Das dankte sie ihrem Bruder, der sie aus der Gewalt ihres Vaters befreit, als dessen Hand sie am Haar zu dem widrigen Fremden aus Cöln hingerissen, dem er seine Tochter zur Frau bestimmt — kaum mehr vorstellbar war's ihr; das gütige Wohlwollen, die Sicherung und Schönheit hier machten fast unmöglich, dran zu glauben, es könne in Wahrheit einmal, erst im Beginn dieses Sommers so geschehen sein. Mit einer wie andern Welt umgab

sie dieser Park, ruhevoll die Brust zum Atemzug hebend, keinen andern Wunsch regend, als immer so in seinem Schutz bleiben zu dürfen.

Da schrak sie doch ein wenig zusammen, denn hinter ihr erklang eine Frage: „Lesen Sie meiner Schwägerin heute nicht vor, Mademoiselle?“ Von ihr unbemerkt war durch einen Kreuzungsgang etwas Rotleuchtendes herangekommen, sie bedurfte indes nicht der Augen, sich zu vergewissern, wer es sei, erkannte an der Stimme den jungen Herrenmeister des preußischen Johanniterordens. Schon sicher die am Hof erforderlichen äußeren Formen beherrschend, wandte sie sich rasch zu einer respektvollen Verneigung um und erwiderte: „Nein, königliche Hoheit, Ihre Majestät hat den Wunsch geäußert, heute allein gelassen zu werden.“

Prinz Ferdinand fiel ein: „Das ist mir unlieb, ich bin gekommen, mich von ihr zu verabschieden, für wie lange, läßt sich unter den gegenwärtigen Umständen schwer voraussagen. Mir ist Befehl von meinem Bruder zugegangen, ihn neben dem Prinzen von Preußen in seiner Suite morgen in den Krieg zu begleiten, und ich wollte doch vorher noch — vielleicht nimmt meine Schwägerin meinen Besuch an, wenn ich etwas warte, das heißt, falls Sie nicht ebenfalls allein gelassen zu sein wünschen, Mademoiselle.“

Wesen und Sprache des jungen Prinzen besaßen etwas ungemein Natürliches, gaben nichts von seiner hohen Geburtsstellung zu erkennen; aus der letzten Nachfügung klang mit keiner erkünstelten, sondern wirklichen Bescheidenheit die Frage, ob er seine Warte=

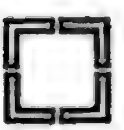
zeit in der Gesellschaft Ulrikes verbringen dürfe. Trotz ihrer sonst rasch erworbenen Sicherheit richtigen höfischen Benehmens gebrach's ihr an einer Antwort darauf, oder etwas andres benahm ihr die Fähigkeit zu solcher, denn sie wiederholte nur: „In den Krieg? Welchen Krieg?“ Zugleich aber kehrte ihr das eben wahrgenommene Bild vor die Augen zurück, und sie begriff, warum die Königin mit gefalteten Händen und von Tränen gefeuchteten Wangen gesessen habe. Der König zog in einen Krieg, und selbst vor diesem war ihr Mann nicht hierher gekommen, ihr ein Lebewohl zu sagen. Damit vermischte sich Ulrike ein andrer Gedanke, der ihr unwillkürlich laut über die Lippen geriet: „Da muß mein Bruder wohl auch mit in den Krieg?“

Der Hörer versetzte: „Haben Sie einen Bruder in der Armee, Mademoiselle?“

„Ja, die Frau Oberhofmeisterin sagte mir, daß er in ein Regiment eingetreten ist.“

Nun antwortete Prinz Ferdinand mit seinem hübschen Lächeln: „Da wollen wir wünschen, daß Ihr Bruder es meinem Bruder zur Zufriedenheit recht macht, dann kommt er vielleicht als Feldmarschall zurück, Madmoiselle — ich hörte, glaub ich, daß Sie Ulrike genannt wurden — der Name hat für mich einen vertrauten Klang, eine meiner Schwestern, die Königin von Schweden, trägt ihn auch. Es ist freilich sonderbar, daß sich ihr Mann, wie es heißt, mit an dem Kriege gegen meinen Bruder beteiligen will, und der ist wider den Namen ziemlich aufgebracht. Man darf ihn bei ihm nicht nennen, so zärtlich er ihn früher selbst in Versen ausgesprochen haben soll;

das bringt die böse alte Hexe Politik so zuwege, mit der habe ich zum Glück nichts zu tun. Lassen Sie uns, wenn's Ihnen genehm ist, hier auf dem Weg nach rechts weitergehen, er führt zur hübschen Aussicht über die Panke; ich halte für besser, noch ein bißchen länger zuzuwarten, bis ich mich von meiner Schwägerin verabschiede. Es läßt sich begreifen, daß sie heute mit ihren Gedanken lieber allein zu sein wünscht — ich hätte es mir vorher sagen können, aber da ich einmal hierher gekommen bin — sie bedünkt mich der Liebe wert, und schon von meiner Knabenzeit her hatte ich, ohne noch zu wissen warum, ein tiefes Mitgefühl für sie. Von wo und auf welche Weise sind eigentlich Sie hierher und zu ihr ins Schloß gekommen, Mademoiselle Ulrike?"



Altenburg,
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

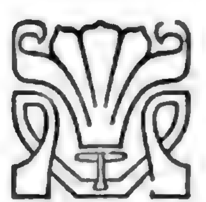
Von

Wilhelm Jensen.



Zweiter Band.

Zweite Auflage.





Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

Zweiter Band.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

Von

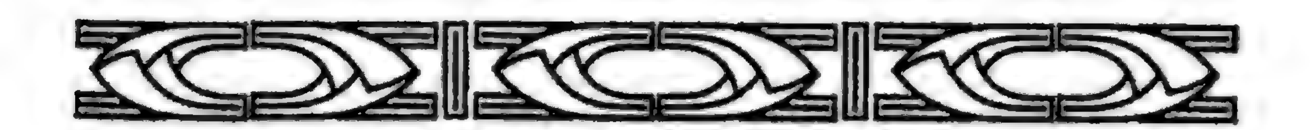
Wilhelm Jensen.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.



9.

Am 29. August des Jahres 1756 überschritt die preußische Armee, 60000 Mann stark, in drei Kolonnen die sächsische Grenze. Niemand im Kurfürstentum war auf diesen plötzlichen Ausbruch des von den Verbündeten geplanten Krieges vorbereitet; der König August entfloh in kopfverworrener Hast aus Dresden und suchte Schutz bei seiner an Zahl weit geringeren, doch eiligst auf ein Felsenplateau bei der Stadt Pirna in ein unangreifbar festes Lager zusammengezogenen Streitmacht. Ohne Schwertstreich ward das ganze übrige sächsische Land von den preußischen Truppen besetzt, widerstandslos öffneten ihnen auch die großen Städte Leipzig und Dresden die Tore. Am 9. September ritt König Friedrich im letzteren ein und stieg im Hof des alten kurfürstlichen Schlosses vom Pferde ab.

Eine eigenartige Erinnerungsstätte war's für ihn. In dieses Schloß hatte er vor bald dreißig Jahren als Sechzehnjähriger seinen Vater zu einem Besuch bei dem damaligen Kurfürsten August dem Zweiten begleitet und zum erstenmal den höchsten Gegensatz zur väterlichen, bürgerlich schlichten und karg sparsamen Hofhaltung, ein Bild des schwelgerisch-

üppigsten und verführerischsten Fürstensitzes in Deutschland kennen gelernt. Zum erstenmal auch ein weibliches Wesen, das ihm einen Sturm im Blut aufgeweckt, mit dem man ihn absichtlich zusammengebracht, um sich dadurch eines Einflusses auf den künftigen Thronfolger in Preußen zu versichern. Soweit es die Anwendung des Mittels betraf, auch nicht ohne Erfolg, denn um ein Jahrzehnt später gedachte er daran in einem an Voltaire gerichteten Briefe mit der Äußerung: „Eine liebenswerte Person flößte mir in meiner zartesten Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein: Liebe und Dichtkunst. Dies kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, besaß Geschmack und Zartheit und versuchte, mir beides mitzuteilen. In der Liebe gelang es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht; seit jener Zeit war ich öfter verliebt und allzeit ein Dichter.“

Über dies „Wunder der Natur“ war seitdem fast die Dauer eines Menschenalters hingegangen, und ob König Friedrich heute bei seinem Eintritt ins Dresdener Schloß überhaupt noch der schönen jungen Gräfin Anna von Orgelska, einer natürlichen Tochter Augusts des Zweiten, gedachte, gab kein Zug seines Gesichtes zu erkennen. Jedenfalls aber hatte den sächsischen Hof die vorausschauende Berechnung, durch sie einen Einfluß auf den einstigen König von Preußen zu gewinnen und zu behaupten, schwer getäuscht, denn er brachte keineswegs die zartfühlende Rücksicht eines Liebhabers mit. Zwar erwies er sich im persönlichen Verhalten gegen seine erbittertste Feindin, die im Schloß zurückgebliebene Königin von Sachsen-

Polen, mit ausgesuchtester Artigkeit, doch seine minder galant veranlagten Offiziere sahen sich, wenigstens zu einem Teil, außerstande, diesem Beispiel in gleich vollkommenem Maße nachzueifern. Zum Vorschein geriet dies dadurch, daß der noch sogenannte deutsche Kaiser Franz von Lothringen, der Gemahl der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, ein kaiserlich-väterliches „Dehortatorium" an den „Kurfürsten von Brandenburg" erließ, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und fein still und ruhig wieder nach Hause zu gehen." Dem gesellte die kaiserliche Majestät ein an alle preußischen Generale und Kriegsobersten gerichtetes Gebot hinzu, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu teilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten." Darauf vor dem Reich und allen Staaten Europas eine verständliche Antwort zu erteilen, ermöglichte am besten der Besitz der im Dresdener Schloßarchiv verwahrten Originalhandschriften, deren Kopien der Kanzleisekretär Menzel im Frühling als Belege des Übereinkommens der zum Kriege gegen Preußen rüstenden Mächte nach Berlin ausgeliefert hatte. Durch das unerwartet schnelle Vordringen der Truppen König Friedrichs war die beabsichtigte Fortschaffung des Archivs nach Polen nicht mehr ausführbar geworden, doch lagen vor der Hofkanzlei die Gemächer der Königin, die vorsorglich den Türschlüssel zu jenen in ihrem Kleide bei sich trug und einem höflichen Gesuch des preußischen Majors von Wangenheim seine Aushändigung

verweigerte. So überantwortete er eine nochmalige Wiederholung seiner Bitte dem Generalmajor von Wylich, der sich dazu in Begleitung eines halben Dutzends baumhoher Grenadiere anmelden ließ, indes die gleiche abschlägige Entgegnung erhielt, die Königin wisse nichts von dem Schlüssel. Dazu stellte die Kaisertochter Maria Josepha sich mit ausgebreiteten Armen und weitbauschendem Reifrock in majestätischer Haltung selbst vor die bedrohte Tür. Doch leider war die galante Liebenswürdigkeit König Friedrichs bei dem Vorgang nicht zugegen, seine Untergebenen in der richtigen Respektsbezeugung vor höchstgestellten Damen zu unterweisen, und der ungeschliffene General versetzte, in solchem Fall sei er genötigt, dem Gedächtnis Ihrer Majestät durch seine Grenadiere zu Hilfe kommen zu lassen. An dem Tage ließ diese sich nicht mehr gewahren, die Urkunden des Archivs aber gingen noch an dem Abend durch einen Kurier nach Berlin ab, um das dortige Ministerium instand zu setzen, aller Welt den klaren Beweis vor Augen zu halten, daß der König von Preußen „nicht der angreifende Teil" gewesen sei, sondern nur weislich seinen noch nicht fertig gerüsteten Gegnern das Prävenire gespielt habe.

Und seine Rechnung traf zu, denn es gab nichts, wovon er sich nicht genaue Vorkenntnis verschafft hatte; nach allen Richtungen waren seine Fühlhörner ausgestreckt gewesen und von ihrer behutsam emsigen Tätigkeit tausend zusammenlaufende Wissensfäden in seinem Kopf eingebracht worden, der neben dem groß Bedeutungsvollen auch den unscheinbarsten Kleinigkeiten einen Aufbewahrungsplatz anwies. Als Wich-

tigstes hatte er die Sicherung gewonnen, daß sich durch Lässigkeit und Schwerfälligkeit der Zurüstungen die Streitkräfte Rußlands und Frankreichs noch so weit im Rückstand befänden, bei der vorgerückten Jahreszeit ihre Beteiligung am Kriege vor dem Wintereinbruch nicht mehr möglich werden zu lassen; die Verbündeten hatten vermutlich im Sinn getragen, erst mit dem Wiederbeginn des Frühlings gleichzeitig von allen Seiten her in Preußen einzubrechen. So stand ihm vorderhand nur das von Österreich aufgebrachte Heer gegenüber, doch dies unter dem Oberbefehl des Feldmarschalleutenants Grafen von Browne, eines auf zahlreichen Schlachtfeldern erprobten Führers, der schon im ersten schlesischen Kriege gezeigt, daß er in bezug auf Klugheit wie auf Wagemut seinen Rufnamen „Ulysses" nicht unberechtigt trage. Dem mußte vor allem daran liegen, das sächsische Heer aus seiner Eingeschlossenheit bei Pirna zu befreien, und in der Tat brach er auch im letzten Septemberdrittel von seinem Stand im nördlichen Böhmen auf, rückte am Egerfluß entlang gegen die Elbe und sächsische Grenze vor. Die preußische Armee war ihm zwar an Zahl beträchtlich überlegen, aber fast ihre Hälfte ward zur Umschließung des sächsischen Lagers erfordert, und ein zweiter Teil mußte unter dem Feldmarschall Schwerin gegen ein andres, vom östlichen Böhmen herannahendes österreichisches Truppenkorps abgesandt werden. Doch rasch entschlossen betraute König Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit der Einschließung der Sachsen, schrieb ihm „Festgestanden und auf der Hut! Heiterkeit und Klugheit, und wir jagen den

Teufel aus der Hölle — wenn einer drin sitzt," und zog mit kaum einem Dritteil seiner Armee elbaufwärts der beträchtlich stärkeren Browneschen Heermacht entgegen.

Auch das dritte Dragonerregiment nahm an dem schwierigen Marsch durch die einklemmenden Engnisse des Erzgebirges und nordböhmischen Mittelgebirges teil und Detmar Kampen mit ihm. Unwankbar fest saß er im Sattel, den lang Geübten seiner Schwadron gleich, aus ihrer Umgebung durch die Höhe seiner Statur vorragend; zum erstenmal ritt er einem Zusammenstoß mit dem Feind entgegen, doch der Ausdruck seines Gesichtes zeigte sich von keiner Zaghaftigkeit angerührt, hatte etwas Strahlendes, als ob er am Wegziel ein Glück vor sich schimmern sehe. Einmal erfüllte sich jetzt ihm sein höchster Wunsch, der König kam nah an seiner Schwadron vorbei und hielt kurz den Blick auf ihn hingerichtet. Flüchtig sprach's draus, daß die lange Reitergestalt ihm erfreulich auffalle, aber ein sich Erinnern an sie und ein Wiedererkennen tat sich in den Augen nicht kund. Der große Preußenkönig hatte andres in seinem Kopf zu behüten, als das Gedächtnis an ein Staubkorn, das ihm einmal unter den Fuß geraten, an einen gemeinen Dragoner seiner Armee. Doch trotzdem klopfte diesem wie von einer Glückerfüllung das Herz, denn er hatte diese Augen wiedergesehen.

Ein andres, überraschendes Wiedersehen brachte der Abend des nämlichen Tages für ihn mit sich, an dem der Lagerplatz seiner Schwadron dicht benachbart an den eines Füsilierbataillons grenzte. Ein nach der Montur zu diesem Gehöriger geriet ihm beim

Schein des Wachtfeuers zu Gesicht und rührte ihn wie mit bekannten Zügen an, entschwand seinem Blick indes gleich wieder hinter einem Buschwerk. Doch von unwillkürlichem Trieb gedrängt, folgte er geräuschlos dorthin nach und erkannte nun, daß er sich nicht geirrt habe. Ein herüberfallender andrer Lichtwurf beließ nicht in Zweifel, der Füsilier sei sein ehemaliger Wanderungsgenosse Heinz Morgenbeßer, der an jenem letzten Morgen offenbar auch, seiner Größe halber als höchst willkommene Beute, in preußische Werberhände geraten war. Bei diesem Erkennen hielt Detmar stutzend den Fuß von weiterer Vorbewegung inne; nach dem, was er vernommen und auch im eigenen Gefühl trug, widerstrebte es ihm, mit dem Rheinheinz nochmals in Berührung zu kommen. Dazu gesellte sich, daß nun eine andre Mannsgestalt, auf die jener gewartet zu haben schien, an ihn hinantrat, kein Soldat, sondern in bürgerlicher Kleidung, das unsichere Licht ließ nur ein südländisch bräunlich gefärbtes, von schwarzem Haar und Bart umrahmtes Gesicht mehr ahnen als unterscheiden. Die beiden tauschten kurz ein paar nicht vernehmbare Worte aus und begaben sich zusammen weiter ins Buschdunkel hinein; der Herzugekommene machte den Eindruck, ein Händler zu sein, wie sie, den Truppen mannigfach folgend, sich besonders an den Lagerplätzen zum Absatz von allerhand Bedarfsgegenständen einfanden. Doch das augenscheinlich von Heinz Morgenbeßer mit ihm verabredete Stelldichein weckte in Detmar ein Gefühl auf, daß es sich bei ihrer Besprechung um kein redliches Geschäft handle; er war nicht mehr der törichte große Junge,

der gedankenlos an den märchenhaften Tischlein-Deck-dich-Sack des Rheinheinz geglaubt hatte, und ging, zufrieden, von diesem nicht wahrgenommen worden zu sein, zu den abendlichen Obliegenheiten für sein Pferd zurück. Nur ein Zufall hatte das Füsilier-bataillon in solche Nachbarschaft mit dem Dragoner-regiment gebracht, seine Wiederholung war nicht zu besorgen, und die beiden Truppenteile schlugen in der nächsten Morgenfrühe auch sich völlig auseinandertrennende Marschrichtungen ein.

Am Abend des letzten Septembertages hatte das preußische Heer die Einengungen des Mittelgebirges überwunden, lagerte sich auf der Anhöhe über dem Dorfe Aujest, von wo der Blick auf den Egerfluß und seine Einmündung in die Elbe bei der Stadt Leitmeritz niederging. Näher herzu lag drunten der Marktflecken Lowositz, und als die Dämmerung einfiel, begannen rundhin um ihn die österreichischen Wachtfeuer aufzulodern; fast bis auf Kanonenschuß-nähe standen sich die Feinde gegenüber. Die Hitze des Sommers war jetzt vergangen, mit dem Schwinden des Tages wurde die Luft durch Ausstrahlung der Erdwärme zum unbewölkten Himmel sogar empfindlich kühl; König Friedrich hatte den Befehl erlassen, daß sämtliche Truppen sich frühzeitig zum Schlaf legen sollten. Nur er selbst hielt noch in seinem Zelt mit den Feldmarschällen von Keith und von Geßler und dem „Prinzen von Preußen“, seinem ältesten Bruder August Wilhelm, dem eventuellen Thron-folger, Beratung, die damit schloß, daß er sich auf den nächsten Morgen zu einer Schlacht entschied und Anordnungen für ihren Beginn erteilte. Dann be-

gaben die Oberführer sich in ihre Zelte davon, und schweigende Ruhe überbreitete das Heerlager, allein die Vorposten standen draußen in weitem Umkreise auf ihrer Wacht.

Der König hatte während der beiden letzten beschwerlichen und beständig mit Gefahr drohenden Marschtage in den Nächten sich keinem Schlaf überlassen und war ermüdet, doch suchte er trotzdem sein hartes Feldbett nicht auf, sondern trat noch vors Zelt hinaus und setzte sich auf eine dort am Boden abgestellte große Messingtrommel. Seitwärts begrenzte in kurzer Entfernung eine Buschwand den Blick, nach Süden dagegen öffnete sich freie Aussicht auf das Elbtal hinunter; Nacht war's, aber keine dunkle, tausendfältig warfen die Sterne, herbstlich in außerordentlicher Klarheit funkelnd, ihr Licht nieder, gaben fast Helligkeit, als ob, von einem Baumwipfel verdeckt, erstes Mondviertel am Himmel stehe. Ein aus Norden kommender Luftzug verstärkte sich; der König war gegen Kälte empfindlich und zog den Mantel um seine Schultern zusammen. Er zählte die Feuer um Lowositz; ihm war's nicht möglich geworden, sichere Auskunft zu erlangen, wie stark die dort unten lagernde Feindesmacht sei, ob sie nur aus einem Teile des Browneschen Heerkorps oder aus dem ganzen bestehe. Im letzteren Falle mußte sie die seinige beinah um das Doppelte übertreffen.

Auch den Wachtposten an seinem Zelt hatte er geboten, sich zur Ruhe zu legen, jeder Soldat sollte für den Morgen durch ausgiebigen Schlaf Kraft sammeln. Trotzdem jedoch wachte noch einer, er war dem für alle gleichmäßig ausgegangenen Befehl nicht

nachgekommen. Die Schwadron Detmar Kampens hatte ihren Lagerplatz in der Nähe des Königszeltes erhalten, und der junge Dragoner war unfähig gewesen, einem ihn übermächtig befallenden Drange zu widerstehen. Er wußte, daß der König nachts nicht ruhe, noch bei Licht in seinem Zelt über Kartenpläne gebückt sitze; diese Vorstellung trieb ihn aus der Reihe seiner festschlafenden Genossen auf, vielleicht konnte er das heiße Verlangen stillen, jenen, selbst ungesehen, in der Nachtstille zu betrachten. Behutsam näherte er sich auf den Fußspitzen heran, doch blieb er dann plötzlich, zusammenschreckend und wie zu Stein verwandelt stehen. Unerwartet saß König Friedrich erkennbar, nur auf ein Dutzend Schritte Entfernung im Freien auf der Trommel vor ihm; die Müdigkeit hatte ihn doch überwältigt, seine Augen zufallen lassen; er schlief.

Detmar stand, den Atem verhaltend, so nah war er dem König seit dem Parademorgen vorm Berliner Schlosse nicht wieder gewesen. Im Gefühl lag's ihm, er nachtwandle in einem Traum, aber großaufgeweitet hafteten seine Augen reglos auf dem schweigsamen Bild des schlafenden Königs.

Da geschah etwas in seiner Nähe; was es sei, kam ihm nicht zur Vorstellung. Nur sein Gehörssinn faßte ein leises Blättergeraschel auf, und zugleich gewahrte sein Blick aus einer Buschwand, neben der er stand, sich etwas metallisch matt Flimmerndes hervorstrecken. Auch nur wie ein Traumgefühl war's, und er besaß kein Bewußtsein von dem, was er tat, und warum er's tue. Aber seine Hand hatte den Pallasch von der Seite gerissen und führte jählings

einen Hieb nach dem ungewissen Schein aus. Der traf hörbar auf etwas Hartes, Eisernes, und im selben Augenblick krachte ein Gewehrschuß, zischend durchfuhr, seitwärts an dem König vorüber, eine Kugel das Laubwerk eines Baumes.

In einem Nu aber bot alles umher ein verändertes Bild, der König war vom Sitz in die Höhe gefahren, Hunderte von Schläfern hatte der Knall inmitten des Lagers geweckt, aufspringend stürzten sie herzu, Fackelgeloder überströmte den Platz mit rotem Licht. Verstört irrten die Augen aller suchend umher, in den Köpfen einiger älterer Offiziere schoß eine Erinnerung auf, daß während des zweiten schlesischen Krieges mehrfach von Kundschaftern, die sich ins Lager eingeschlichen, Mordanschläge auf den König versucht worden und mit einem durch Nachforschung der Name des Herzogs von Lothringen in nahe Verbindung geraten sei; König Friedrich hatte sogar darüber der Öffentlichkeit ein in Wirklichkeit an die Adresse des Wiener Hofes gerichtetes Memorial übergeben lassen. Eine Beruhigung trat jetzt erst ein, wie man ihn aufrecht neben der Trommel stehend gewahrte; niemand wußte, was sich zugetragen habe, doch ein paar jener Offiziere hatten sich unwillkürlich zweier Leute bemächtigt, die verstohlen aus einem Busch in der Zeltnähe davonzukommen getrachtet, und ließen sie von Soldaten herbeibringen. Der eine, lang aufgeschossen, trug Füsiliermontur, der andre, untersetzt mit dunklem Haar und Bart, bürgerliche Kleidung. Detmar Kampen stand noch mit dem bloßen Pallasch in der Hand sinnverworren da, nur eins durchfuhr ihm blitzartig jetzt den Kopf: der

lange, mit blutlos weißem Gesicht herangebrachte Füsilier sei der Rheinheinz. Eine ihm entrissene Muskete ward von einem der Soldaten nachgetragen; aus der leichenhaft fahlen Hautfarbe seiner Züge sprach, er sehe den Tod vor sich stehen.

Nach der Erhellung des Platzes mochte kaum eine Minute vergangen sein, in der die Augen König Friedrichs alles vor ihnen Aufgetauchte wie mit einem einzigen Blick umfaßt hatten. Nun trat er gegen den jungen Dragoner hinan und fragte: „Wie kommt Er um diese Zeit hierher?“

Der Angesprochene konnte nicht erwidern, was ihn dazu getrieben habe, brachte nur stotternd vom Mund: „Ich weiß es nicht, Majestät.“ Doch seine Augen wichen dabei denen des Königs nicht aus, sahen wie von einem Glück strahlend gerade in sie hinein.

„Er ist wohl mondsüchtig. Warum hat Er den Säbel bloß in der Hand?“

„Ich weiß es nicht, Majestät — es war etwas — ich hörte etwas hier im Busch — und sah — da schlug ich drauf hin —“

„Dummes Zeug! Warum hat Er nicht geschlafen, wie's Ihm befohlen war? Dann hätte Er keine Albernheiten gemacht. — Was wollt ihr mit dem Mann? Wozu bringt ihr ihn her?“

Der König hatte sich von Detmar Kampen ab den Leuten zugekehrt, die den Füsilier hielten; ein Offizier rapportierte kurz, sie hätten ihn gefaßt, wie er mit seiner Muskete unbemerkt aus dem Busch zu entkommen gesucht habe. Doch nach dem letzten Wort fiel König Friedrich ein: „Ihr seid nicht bei

Verstand, habt eine bessere Portion davon für morgen nötig. Der Mann ist ein preußischer Soldat und hat sein Gewehr noch putzen wollen. Dabei ist er ungeschickt gewesen und ihm ein Schuß losgegangen; morgen wird er mit seiner Waffe richtiger hantieren. Jetzt verbitte ich mir weiteren Lärm, damit man mich nicht dran irre macht, daß kein Mensch auf der Welt ruhiger schlafen kann, als der König von Preußen in seiner Armee."

Die Augen des Sprechers hielten sich dabei, zwei sich einbohrenden Stahlspitzen ähnlich, in das blutleere Gesicht des langen Füsiliers gerichtet, und plötzlich schlug Heinz Morgenbeßer, wie von einem Blitzschlag getroffen und entseelt, zu Boden nieder. Ohne drauf zu achten, wandte König Friedrich sich noch einmal dem jungen Dragoner zu und sagte: „Jetzt leg Er sich hin und schlafe wie ein Dachs, damit ich morgen Seinen Säbel zu Vernünftigerem gebrauchen kann. Wär Er mir dazu nicht nötig, hätt ich Ihn morgen auf Brot und Wasser gesetzt, weil Er nicht pariert und Seine Augendeckel nicht rechtzeitig zugemacht hat. — Den andern Mann da —"

Das Gesicht eines jeden Menschen, mit dem der König einmal Worte gewechselt, hakte sich fest seinem Gedächtnis ein, und er hatte auf den ersten Blick den schwarzhaarigen Kroaten wiedererkannt, den der alte Fredersdorf ihm im Frühling an einem Mondabend in Sanssouci zugeführt. Damit zugleich aber stand das eben Geschehene ihm klar im Zusammenhange vor der Erkenntnis aufgehellt, und er fuhr ohne Zaudern eines Augenblicks fort: „Der Mann da macht falsches Gold und betrügt leichtgläubige

und geldgierige Köpfe damit. Solche Leute gehören nicht ins Feldlager, stiften Unfug drin an. Man soll ihm sofort das Handwerk legen, aber nicht mit Pulver und Blei, die sind zu kostspielig dazu. Er ist nur einen Baumast und einen Strick wert; wenn der seine Schuldigkeit getan hat, kann man ihn wieder abschneiden und morgen durch einen Husaren ins Zelt an den Feldmarschall von Browne expedieren lassen, daß er ihn als einen Gruß von mir in die Hofburg nach Wien schickt. Der Husar kann sich, wenn er's gut besorgt, um ein Trinkgeld bei mir melden."

* * *

Stundenlang lag Detmar Kampen ausgestreckt und suchte jetzt dem Befehl, wie ein Dachs zu schlafen, zu gehorchen, doch ihm gelang's nicht. Seine offen bleibenden Augen blickten nach der Himmelskuppel auf, an der die Sterne so sonderbar funkelten, wie er sie noch niemals gesehen, und dabei wälzten sich in seinem Kopf unablässig Bilder und Gedanken übereinander. Der auf der Trommel vom Schlaf befallene König — das Geraschel im Busch und der matte metallene Schimmer — der krachende Schuß im gleichen Augenblick, wie sein Säbel drauf hingefahren — Fackelgeloder und das totenfahle Gesicht Heinz Morgenbeßers — neben ihm der Schwarzhaarige, mit dem er vor einigen Tagen eine verdächtige Zusammenkunft gehalten —

Als sei er vom Blitz getroffen, schlug der Rheinheinz zu Boden — tot oder nur betäubt? — geregt hatte er sich nicht mehr —

Wie ein Getriebe wirrer Traumbilder wogte es dem umsonst Schlafenwollenden vorbei, sich verknüpfend und verjagend, unbegriffen, sinnverloren. Dazwischen zuckte eine Vorstellung auf: Die Muskete war geladen gewesen, eine Kugel durchfuhr drüben das Baumlaub —

Hätte die den auf der Trommel Sitzenden treffen können, wenn der Säbel nicht gerade den Lauf zur Seite geschlagen?

„Dummes Zeug!" hatte der König gesagt. „Der Mann ist ein preußischer Soldat, hat sein Gewehr noch putzen wollen und ist ungeschickt dabei gewesen. Hätte Er nach der Vorschrift geschlafen, so hätte Er keine solchen Albernheiten gemacht. Wenn ich Seinen Säbel morgen nicht brauchte, säße Er bei Brot und Wasser."

Das sprach klar, er habe genachtwandelt und eine sinnlose Torheit begangen — dafür wurde er mit Recht gescholten, hätte Strafe verdient — aber der König brauchte morgen seinen Säbel —

Mit einem Schauder durchfuhr's ihn plötzlich — der Schwarzhaarige hing jetzt leblos an einem Baumast. Warum? Weil er falsches Gold mache, leichtgläubige und geldgierige Köpfe damit betrüge, hatte der König gesprochen. Es mußte so sein, denn er sagte es und wußte alles, seine Augen griffen wie eine Zange jedem ins Innere hinein, zogen das Geheimste, was drin war, heraus. Doch eine nicht begreiflich furchtbare Strafe war's für den falschen Goldmacher — sonst ließ er derartige Leute mit der Peitsche aus dem Lager davonjagen —

Wunderlich, aber erklärbar vermischten sich zu-

letzt dem noch mit offenen Augen Liegenden zwei Vorgänge, schwammen zu einem ineinander. Er hatte schon einmal mechanisch so nach einem Gewehrlauf geschlagen — nicht mit einem Säbel, mit seiner Hand — nach der Flinte des blödgesichtigen Edlen von Hovestedt, der eine Wildkatze vom Baum herunterzuschießen gemeint. Damals hatte er ein Menschenleben dadurch erhalten — oder war's eben geschehen und stand er gegenwärtig zwischen den alten Trümmern vom „Haus Mark“? Ja, das war der Schuß, der ihm im Ohr nachklang — und „die Gritt“ kam unversehrt in ihrem Wolfsfell von dem Geäst herunter — gab ihm das Amulett an der Schnur in die Hand. Wahrscheinlich ihr kostbarstes Besitztum — unwillkürlich tastete seine Hand am Halse nach der Schnur —

Da hatte er geträumt, doch geschlafen und fuhr in die Höh. Um ihn graute der Frühmorgen des ersten Oktobertages; keine Trommelreveille hallte durchs Lager, doch ein gedämpfter Weckruf ging über alle Truppenreihen. Wie im Nu standen sie aufrecht, des Befehls harrend.

Der folgte gleich: „Das Frühstück einnehmen!“

Ein eigentümlicher Herbstanblick bot sich von der Höhe. Der Himmel spannte ein völlig reines Blau aus, doch drunten in der Ebene lagerten über den Flußbetten der Elbe und der Eger weiße Nebelschwaden, hier reglos, dort in leicht aufsteigender Bewegung, als empfinde ein Teil den herannahenden Sonnenaufgang schon früher, während ein andrer noch auf diesen harre, sich gleichfalls aus der Nachtruhe emporzurichten. Die Häuser des Fleckens Lowositz waren nur wie durch einen grauen, an Stellen flüchtig

auseinanderklaffenden Schleier sichtbar, schnell schoben die kleinen Lücken sich wieder zu. In der Ortschaft schien alles lautlos im Schlaf zu liegen, nichts rührte sich; einzig drüben über einem zum Elbufer herabsteigenden Rebengelände tauchten vom linken Flügel der preußischen Armee her dunkle Punkte auf, vermehrten ihre Zahl, rückten vor —

Da plötzlich knatterten aus dem gelben Weinlaub einzelne Gewehrschüsse und nun eine Salve. Pulverrauch bildete auch über der Nebeldecke ein Wölkchen; der Feldmarschall Browne hatte erkannt, daß ein Angriff auf ihn ins Werk gesetzt werde, und stand bereit. Nicht mit einem Teil seines Heeres, sondern mit seiner ganzen, dem Gegner doppelt überlegenen Macht.

Jetzt blinkten österreichische Reiterhaufen durch das Dunstgespinst. Kanonen donnerten ihnen entgegen, aber sie sprengten ungeschreckt auf die Geschütze zu. Ein Wink König Friedrichs, und zwanzig Dragonerschwadronen brachen in geschlossener Masse hervor, warfen sich mit ungeheurer Wucht auf die feindlichen Reiter. Unter ihnen, hoch den Pallasch über sich schwingend, Detmar Kampen; nur ein einziger Gedanke oder ein Gefühl durchstürmte ihn vom Scheitel zum Fuß: der König brauchte heute seinen Säbel! Die Sonne blitzte jetzt über den Himmelsrand und begann gleichfalls einen Kampf gegen die unruhig aufwallenden Nebelschwaden; wie mit flatterndem Mantel umgab ihr Gewoge das Brandungswogen einer ringsum entfesselt wütenden Schlacht.

Der Weitergang der Zeit schien zum Stillstand

geraten; Detmar wußte nicht, ob Minuten oder Stunden vergingen, und nicht, was er tat, noch was um ihn geschah. Nur dunkel kam ihm zur Empfindung, daß ab und zu links und rechts einer seiner Nebenmänner aus dem Sattel niederstürze, ein Pferd sich im Todeskrampf am Boden wälze. Er stürmte vorwärts; ob ihn im nächsten Augenblick das gleiche Geschick treffe, war bedeutungslos: der König brauchte heute seinen Säbel, solange die Hand ihn führen konnte. Die österreichischen Kürassiere kehrten zu verworrener Flucht um — ihnen nach! Doch nun empfing die Nachfolger ein mörderisches Infanterie- und Geschützfeuer, sie mußten ebenfalls wenden, zurück.

Die Sonne ward Siegerin, zersprengte den Nebel zu haltlos zerrissenen Fetzen in die Luft, Lowositz lag klar überhellt. Die Feinde hielten den Ort als ihren festesten Stützpunkt mit mehreren Regimentern besetzt, und der König richtete nun den Hauptstoß seines Heeres dagegen. Preußische Grenadiere drangen mit gefälltem Bajonett vor, in den Straßen tobte der Kampf Mann gegen Mann, die Häuser loderten, von Brandkugeln entzündet, in Flammen auf. Husaren jagten nach, in die wankenden Glieder der Verteidiger von Lowositz hinein.

König Friedrich übersah, ordnete, leitete alles, nahm das Kleinste wie das Große gewahr. Nah vor seinen Augen ward ein Kürassier vom Regiment Gardes du corps von einer Streifkugel am Kopf getroffen, daß ihm Blut dicht übers Gesicht schoß, und der König warf ihm sein Taschentuch zu, sich zu verbinden und ins Feldlazarett zu begeben. Doch der

Kürassier tat nur das erstere, knüpfte hastig das Tuch über die Wunde, rief, sein Arm sei heil, weiter brauche er nichts, auf den Feind einzuhauen, und sprengte seiner Schwadron wieder nach.

Gegen Mittag ging's, die Schlacht schwankte hin und her, auf beiden Seiten deckten Tausende von Toten und Verwundeten das Feld, doch die Überzahl der Österreicher unter der sicheren Leitung des Feldmarschalls von Browne begann sich drohend fühlbar zu machen. Detmar Kampens Regiment hatte eine Rast zur Erholung gehalten, jetzt empfing es Befehl, wieder dem Anbrausen einer feindlichen Reitermasse zu begegnen. Keine deutliche Einsicht, nur eine gemeinsame Empfindung durchdrang alle Truppen, es bedürfe der äußersten Kraftanspannung, höchster Todesverachtung, um noch eine Niederlage abzuwenden; die Angriffaufgabe der Dragoner erschien aussichtslos, fast unmöglich. Aber sie zauderten nicht, obwohl jede Minute Löcher in ihre Reihen riß; Offiziere wie Gemeine sanken, von Kugeln durchbohrt, zu Dutzenden um. Beistand war unerläßlich, und ein Füsilierregiment, von seinem Oberbefehlshaber, dem Herzog von Braunschweig-Bevern, selbst geführt, kam im Laufschritt herzu. Doch es hatte im sechsstündigen Kampf seine Munition verschossen; das ließ alle ratlos stocken. Der Herzog rief: „Wozu hat man euch gelehrt, mit dem Bajonett anzugreifen!“ Aber auch die Mutigsten stutzten scheu zurück.

Unweit von Detmar Kampen geschah's. Da sah er plötzlich einen einzelnen, Hochaufragenden der Füsiliere allein mit seinem Bajonett unter dem lauten

Ruf: „Für den König!“ vorstürzen und erkannte den Rheinheinz, der also am Abend nicht tot, nur sinnbetäubt hingeschlagen war. Das Beispiel des einen überkam alle andern mit unwiderstehlicher Gewalt, sie stürmten sämtlich nach: „Für den König!“ Detmar sah noch, daß um wenige Augenblicke später Heinz Morgenbeßer mit der Hand über sich griff und sichtlich gleichzeitig von mehreren Kugeln zu Tod getroffen, lang niederschlug, aber seine Genossen warfen sich wie eine von Bajonetten blitzende Mauer auf den Feind. Daneben jagten auch die Dragoner jetzt weiter, und die Gegner vermischten, verflochten sich zu ungeheurem Geknäuel. Doch nur kurz; die weit stärkeren Österreicher wichen vor dem nichts achtenden, übermächtigen Ansturm, lösten sich auf, flohen.

Und in gleicher, ähnlicher Weise geschah’s zu der Stunde rings umher; überall hatte das Gefühl, es gelte auf Leben oder Tod die letzte Kraft einzusetzen, das preußische Heer unüberwindlich gemacht. In der zweiten Nachmittagstunde ritt König Friedrich als Sieger über das Schlachtfeld; die zerbrochene Armee Brownes war auf der Flucht.

Doch ein blutig und teuer erkaufter Sieg war’s, wohin der Blick des Königs vom Pferde hinabging, bedeckten Unzählbare, unter ihnen oberste und tüchtigste Offiziere, die Wahlstatt. Einmal trafen seine Augen auf einen reglos daliegenden Kürassier der Gardes du corps, der ein ihm bekanntes Taschentuch um den Kopf geknotet trug. Er hielt an, lüftete kurz seinen Hut und sagte: „Ein braver Kamerad! Der hätte eine Schwadron verdient.“

Noch einmal ließ er sein Pferd so still stehen; der Zufall brachte ihn einer Stelle vorbei, an der vereinzelt ein langer Füsilier hingestreckt sein Leben veratmet hatte, und er erkannte auch die Züge Heinz Morgenbeßers wieder. Vor dem nahm er den Dreispitz nicht ab, doch sprach er: „Dem ist nach Verdienst geschehen. Sein Gesicht sieht mich an, als wär er mir dankbar gewesen, daß ich ihm zu einem ehrlichen Tod verholfen habe.“

Als die Sonne schräg gegen den Südrand des Mittelgebirges herunterstieg, saß König Friedrich in einer Stube eines der nicht niedergebrannten Häuser von Lowositz und schrieb:

„Dir will ich als der meinem Herzen am nächsten Stehenden die erste Nachricht geben, daß wir eben die Österreicher zusammengehauen haben. Lowositz heißt das Lausenest, das mich dreitausend Soldaten, die Generäle von Quadt und von Lüderitz gekostet hat. Niemals hat die preußische Armee, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren, solche Wunder der Tapferkeit getan, die Reiterei wie das Fußvolk. Frankreich und Rußland können sich in diesem Jahre nicht mehr rühren, ebenso Schweden nicht. Seinem Adolf geht der Gustav ab, deßleider damit die bessere Hälfte, in welcher der Werth steckte. Was er als sogenannte bessere Hälfte hat, habe ich wohl Recht und Pflicht, eine schwesterliche Canaille zu tituliren, denn bei ihrer Verheirathung habe ich sie in anderer Tonart besungen und muß das als wahrheitsliebender Mann wieder gutmachen. Dich

dagegen umarmt und bittet, Dich zu dieser Herbstzeit gut vor Husten in Acht zu nehmen,

Dein Bruder Friedrich,
der nicht länger schreiben kann, weil es
noch allerlei für ihn zu thun giebt."

Um eine Stunde vorher hatte ein Rittmeister des dritten Dragonerregiments Auftrag erhalten, einen Zugehörigen seiner Schwadron, namens von Kampen, wenn er noch am Leben sei, herauszusuchen und nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsplatz des Köngs zu schicken. Bei dem von der Schlacht verursachten wirren Durcheinander der verschiedensten Truppenteile war's nicht leicht gewesen, den Befehl auszuführen, doch schließlich gelungen, den Bezeichneten als noch lebendig und unversehrt in nicht zu weiter Entfernung aufzufinden, so daß er dem Geheiß Folge leisten konnte. Was dies bedeute, begriff er nicht, hatte indes in der Eilfertigkeit auch kaum Zeit, darüber zu denken; laufend traf er fast atemlos am Ziel ein, stand unerwartet jählings vor dem König, der ihn mit den Worten empfing: „Fähnrich von Kampen, hat Er reiten gelernt?"

Der Angesprochene blieb verdutzt antwortlos, bis ihm nochmals ans Ohr traf: „Hat Er nicht verstanden, was ich Ihn gefragt habe?" Da brachte er zur Entschuldigung halb stotternd vom Mund: „Eure Majestät versprach sich —"

„Ein König verspricht sich nicht. Wenn Er fest im Sattel ist, nehme Er morgen vor Sonnenaufgang fünf Mann von Seiner Schwadron und bringe diesen Brief an meine Schwester, die Frau Markgräfin von

Brandenburg, nach Bayreuth. Reite Er tüchtig zu, aber schone dabei die Pferde, ich habe heute genug davon eingebüßt. Er nimmt Seinen Weg zuerst geradeaus nach Westen bis Komotau, dann nordwärts übers Erzgebirge auf die sächsische Grenze zu, weiter über Annaberg, Schwarzenberg, Eibenstock, Ölsnitz, Hof und Münchberg nach Bayreuth. Halte Er immer im Kopf, daß Er in Feindesland ist, sei Er auf der Hut und reite mit Kühnheit; Er hat sich unterwegs selbst zu kommandieren. Vergesse Er nicht, statt Seiner Mütze den Offiziershut aufzusetzen und statt des Seitengewehrs den Degen umzutun. Zehrungskosten bekommt Er heut abend ausgezahlt. Adieu!"

10.

Als die Sonne über den Horizont stieg, ritt Detmar Kampen bereits mit seiner kleinen Eskorte dem langgedehnten Wall des Erzgebirges entgegen. Auf dem Kopf trug er den Hut der Offiziere und an der Seite den Degen; er war sogleich damit versehen worden, denn sein Oberst hatte Anzeige erhalten, daß der König ihn zum Fähnrich ernannt habe. Erklärlich war's; das Regiment bedurfte nach der Schlacht des Ersatzes für eine beträchtliche Zahl gefallener oder verwundeter Offiziere, und der mit einem Sprunge zum Fähnrich Aufgerückte zeichnete sich vor seinen bisherigen Genossen aus, besaß durch höhere Geistesbildung und Kenntnisse die Eigenschaften zu solcher Beförderung. Nur er selbst begriff's noch kaum, wie ein Traumerlebnis lag's hinter ihm. Er

wußte nicht, was er von dem Befehl, vor dem König zu erscheinen, erwartet habe — oder doch wohl — eine nachträgliche Strafzumessung für ein Versäumnis, eine Vorschriftsübertretung. Statt dessen hatte er den Platz mit so weit erhöhtem Rang und mit einer wichtigen Botschaft nach Bayreuth betraut verlassen.

Für die Erfassung durch Nachdenken und Verstandeseinsicht lag ein Nebel über diesem Geschehnis, wie gestern über dem Schlachtfeld von Lowositz, nur ein Gefühl dämmerte hindurch: Eine Antwort des Königs war's auf etwas gewesen — worauf?

Eines leuchtete hell, wie blendend von einem Sonnenstrahl überfunkelt, vor ihm: Der König hatte ihn nicht in seinem Gedächtnis ausgelöscht, ihn wieder erkannt — an dem Abend, als er seine nachtwandlerische Torheit begangen — das „dumme Zeug“ — und dafür gescholten worden war —

In seiner Brust jauchzte es auf: Er tauschte mit keinem Menschen auf der Welt, nicht mit dem Höchstgestellten!

Einzig vielleicht mit Heinz Morgenbeßer —

Der war mit dem letzten Bewußtsein gefallen, daß sein Beispiel, sein Tod dem König noch zum Sieg verhelfe.

Schöneres, Höheres ließ sich nicht erdenken —

Doch! Noch für ihn zu leben, ging darüber! Zu leben und in jedem Augenblick bereit zu sein, für ihn zu sterben!

Ein unsagbares Gefühl war's, hier so zu reiten, selbständig, mit der Verantwortung für seine Botschaft und seine Begleiter. Wie mit freudigen Blutwellen durchfloß es ihn, er trage die Fähigkeit, seine

Aufgabe auszuführen, in sich, im Herzen und im Kopf. In diesem stand ihm klar aufgehellt, er sollte nicht die nächste Richtung durch Böhmen nehmen, wo seine kleine Schar zu vielfacher Gefährdung preisgegeben sein würde, sondern zunächst die Grenze erreichen, um seinen Weg durch Sachsen fortzusetzen; auch das war feindliches Land, doch in ihm ein Zusammenstoßen mit den gegnerischen Truppen nicht zu besorgen; sie wurden im Lager bei Pirna von dem preußischen Heere fest umschlossen gehalten. Der König zog im Nu alles in Rechnung, übersah, wußte und kannte alles, hatte genau den Weiterritt von einer größeren Stadt zur andern vorgeschrieben.

Mit köstlicher Freudigkeit erfüllte es den jungen Fähnrich, daß sein Kopf befähigt war, diese Vorschriften nachzudenken, ihren Sinn klar zu begreifen. Von der Weltlage besaß er allerdings keine Vorstellung, doch ebenfalls, wenn auch in unvergleichlich geringerem Maße, ein Vermögen, das für die Ausführung seines Auftrags in Betracht Kommende zu erkennen und zu überblicken.

Was hatte der Knabe auf der Lateinschule in Soest von allem dem gewußt, nur geahnt? Nicht glaubhaft, erst vor noch nicht fünf Monaten — als ein wie andrer ritt er heute hier.

Da und dort zog er in Dörfern Erkundigung über den Weg nach Komotau ein; die Befragten waren deutsche Nordböhmen und gaben sichtlich ohne Widerstreben Auskunft, aus ihren Gesichtern sprach überraschender Weise keine feindselige Gesinnung gegen preußische Soldaten. Doch übernachtete er am Abend in keiner Ortschaft, sondern wählte behutsam auf ab-

gelegenem, freiem Felde einen offen übersichtlichen Platz dazu aus; er war dem König verantwortlich, dies wundersame Bewußtsein verließ ihn in keinem Augenblick; alles entsprang daraus, was er dachte, erwog und tat. An Nahrungsmitteln gebrach's nicht, die Fouragesäcke seiner Leute waren für die ersten Tage aus dem Lagervorrat gefüllt und für die folgenden seine Tasche mit Geld versehen. Weit über den Bedarf sogar, erschien's ihm; der preußische König hatte in diesem Fall seinen Ruf der Knauserei nicht bewährt, den Beutel seines Briefbeförderers gut ausgerüstet. Zum erstenmal im Leben trug dieser einen solchen bei sich und hatte sich selbst zu kommandieren: Tüchtig zureiten und die Pferde schonen — auf der Hut sein und kühn! Widersprüche schienen drin zu liegen, doch der König gebot's so, also mußten sie sich vereinigen lassen, er selbst hätt's so zu machen verstanden. Eins hatte er nicht beigefügt: Und sparsam mit dem Geld umgehen! Das kommandierte Detmar Kampen selbst sich hinzu, denn hier auf seinem Pferd, mit seiner kleinen Mannschaft allein im Feindeslande mußte er wie der König von Preußen auf alles acht geben, denken und handeln, war ein Stück von ihm — er selber —

Ein narrenhaft toller Gedanke — der eines nicht richtig im Kopf Bestellten, den jeder mit lautem Spottwort hätte verlachen müssen. Und der neue Fähnrich lachte einmal über sich wie ein Trunkberauschter auf.

Am Mittag des nächsten Tages erreichte er das Städtchen Komotau, das er ohne drin Rast zu halten durchritt. Hart am Südfuße des Erzgebirges lag's,

und hier begann der Paßübergang nach Sachsen, der Stadt Annaberg zu. Nur ein jämmerlicher, mit Steingeröll bedeckter Saumweg war's, oft steil ansteigend; dunkle Fichtenwaldgründe wechselten an seinen Seiten mit Steinschutthalden, darüber hoben sich eigentümliche, bald kegel- bald tafelförmige Felskuppen auf. Schon rasch nahm der Ackerbau ein Ende, nur Einsamkeit und Öde einer menschenleeren Bergwelt blieb. Aus Schluchten über weißschäumenden Sturzwassern stieß rauher Wind hervor, doch wehte Detmar an, als ob er noch niemals eine so köstlich-reine, mit Kraft durchdringende Luft eingezogen habe. Ihm war's, seine Brust dehne sich bei jedem Atemzug weiter aus; Traumbildern ähnlich ging seine Knabenzeit ihm vorüber. Dazwischen sprach einmal eine Stimme: „Da hat Er's gut gehabt und kann dankbar dafür sein, daß Er so fürs Leben großgezogen worden ist.“

Unwillkürlich sah er sich um, so deutlich war's ihm ans Ohr geklungen, daß er meinte, jemand hinter seinem Rücken müsse es eben gesagt haben. Aber sein Blick traf auf niemand, und nun besann er sich: Dem „Berliner Bürger“ in der Waldhütte war diese Antwort vom Munde gekommen, wie er ihm von der unertragbaren Tyrannei, den rohen Züchtigungen erzählt gehabt, unter denen er als Knabe, noch als Erwachsener in seinem Vaterhause gelitten habe.

Sollte das nicht übel, sondern gut für ihn gewesen sein? Auch widerspruchsvoll oder wie ein Spott erschien's. Doch der König hatte es nicht mit

ironischem Klang gesagt, vielmehr mit völlig ernsthafter Stimme.

Erinnerungen mannigfacher Art tauchten ihm in der einsamen Bergwildnis auf. Er ritt hier wie der „Jäger von Soest“ —

Nein, der war nur ein Gebilde, ein Spielwerk der Knabenphantasie gewesen. Er ritt hier als Fähnrich der Armee des Königs von Preußen.

Doch sein „Buch“, die Abenteuer des Simplicissimus, war ihm lebendig ins Gedächtnis gekommen, wie er, lange Stunden auf den grünen Brandstätten von Soest liegend, drin gelesen. Und jetzt sah er sich so, vergebens seinen Kopf anstrengend, einen Abschnitt zu verstehen, an dem er sich schon mehrmals erfolglos abgemüht, die eingeflochtene Geschichte „von dem Teutschen Helden, der die ganze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Frid stiften wird“. Beinah im Wortlaut auswendig wußte er die Kapitel, in denen Simplicius in der Soester Börde den Gott Jupiter gefangen nahm und aus dessen Munde von dem teutschen Helden hörte, den er erwecken wolle, daß der mit der Schärfe des Schwertes alles vollenden solle, was dem deutschen Volk not tue, damit es aus Zerrissenheit, Ohnmacht und Mißachtung, wie's ihm gebühre, wieder zur Vollkraft, zum obersten Rang und Gebieter in ganz Europa auferstehe. Das waren für den lesenden Knaben nur in schwülstiger Sprache zusammengestoppelte Hirnausgeburten eines verrückten, sich für den Gott Jupiter haltenden Narren, zugleich unsinnig und langweilig gewesen, und ihm hatte

alle Begriffsfähigkeit versagt, wie und zu welchem Zweck der Verfasser des Buches dazu gekommen sei, solche abgeschmackte Tollheit in seine Erzählungen einzumengen.

Aber wie diese sinnlos tolle Geschichte sich heute Detmar Kampen auf dem hohen Gebirgssattel ins Gedächtnis drängte, durchfuhr's ihn plötzlich mit einem Schauer, kalt und heiß zugleich. War's ein Windstoß, der's ihm zugerufen oder woher kam's? Mit einem Schlage stand's blitzerhellt vor seiner Erkenntnis da: Der Jupiter hatte sein irrsinnig tönendes Gerede wahr gemacht, heut nach einem Jahrhundert den Helden erweckt, den der Urheber des Simpliciusbuches ahnungsvoll und hoffnungsvoll vor sich in der Weite für das deutsche Volk auferstehn gesehen —

Die Sonne war untergegangen, Dämmergrau begann sich über die leblose Hochöde hinzuspinnen; für sich allein wäre der junge Fähnrich scheulos ins Dunkel hinein weitergeritten, doch die Pflichtobsorge gebot ihm, für seine Leute und die Pferde Nachtrast zu halten. Wie ein schon Alterfahrener ordnete er sie im Windschutz einer Fichtenwand an, ließ einen Haufen von Reisig und Geäst zusammentragen, vermittels Stahl und Stein in Brand setzen, um die Nachtkälte zu mildern, überwachte die Fütterung der Pferde und die Nahrungseinnahme der Soldaten. So hätte es der König auch anbefohlen, sich mit eigenen Augen vergewissert, daß alles in Richtigkeit geschehe, und dann in den Feldmantel gewickelt hingestreckt. Mit diesem Gedanken legte Detmar sich zum Schlafen, öffnete die Augen erst im Zwitterlicht

des Morgens wieder und brach zur Fortsetzung des Weges frischgekräftigt auf.

Sie hatten die böhmische Grenze hinter sich gebracht, doch damit noch nicht die rauhe Steinwüste des Erzgebirgkammes, die hier im Volksmunde den Namen des „sächsischen Sibiriens“ trug; erst allmählich senkte sich das gen Norden weit langsamer als im Süden abgedachte Hochland etwas, Häuser tauchten wieder auf und um sie her die Anzeichen des seit Jahrhunderten hier überall eifrig betriebenen Bergbaus, denn dem Reichtum an Erzen, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen hatte das Gebirge seine Benennung verdankt. Bei den Grubenarbeitern vermochte Detmar jetzt wieder Wegerkundigung einzuziehen; sie waren Sachsen, aus deren Zügen Feindseligkeit und verbissener Grimm abzulesen stand, aber scheu die bewaffneten preußischen Dragoner anblickend, wagten sie nicht die geforderte Auskunft zu verweigern. Mittagsstunde indes ward's, bis die Reiter an einen Punkt gelangten, von wo sie auf die St. Annenkirche der Stadt Annaberg, des Hauptbergbau-Ortes der Landschaft, hinuntersahen. Noch sehr hoch gelegen war's, und die halsbrecherischen Wege verbesserten sich anfänglich kaum, führten jedoch nach und nach in niedrigeres und ebneres Land, wo die bisher nur mühselig im Schritt kletternden und abwärts steigenden Pferde zum Trab ausgreifen konnten.

„Schwarzenberg — Eibenstock — Ölsnitz — Hof — Münchberg“ stand's dem Fähnrich Detmar Kampen unverlöschbar, einer ehern eingegrabenen Inschrift gleich, im Gedächtnis, vor Sinnen und Seele. Um die Mitte des sechsten Tages nach seinem Aufbruch

von Lowositz ritt er am Abhang des Fichtelgebirgs entlang über die Grenze des Fürstentums Kulmbach-Bayreuth.

* * *

Das Fürstentum „Brandenburg ob dem Gebirge", die Markgrafschaft Kulmbach-Bayreuth befand sich seit einem halben Jahrtausend im Besitz der „fränkischen Hohenzollern", einer Nebenlinie der Kurfürsten von Brandenburg und späteren Könige von Preußen. Mit dem gegenwärtigen Markgrafen Friedrich war vor einem Vierteljahrhundert die Lieblingsschwester König Friedrichs, die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine wider ihren Willen vermählt worden. Sie hatte den ihr vom Vater aufgedrungenen Bräutigam, damaligen Erbprinzen von Bayreuth, vor dem Verlobungstage nie mit Augen gesehen, sich zu dem Opfer ihrer Einwilligung in die Ehe im letzten Grunde nur für ihren um drei Jahre jüngeren, von frühester Kindheit aufs engste mit ihr verbundenen Bruder entschlossen, den der König am Tage ihrer Hochzeit für seine geplante Flucht zu begnadigen und aus seiner entwürdigend niederdrückenden Gefängnishaft freizulassen versprochen. Seitdem lebte sie in Bayreuth, wo sich im Gange von Jahren ihr anfängliches Widerstreben abgeschwächt, in Zuneigung zu ihrem Gemahl, sogar zu wirklicher Liebe umgewandelt hatte.

Die Markgrafschaft Kulmbach-Bayreuth war ein kleines, kaum dreihunderttausend „Untertanen" zählendes, während des Dreißigjährigen Krieges für mehrere Menschenalter unheilbar schwer verwüstetes Land.

Doch ein stärkerer Gegensatz in bezug auf die Herrschaftsführung ließ sich im Deutschen Reiche schon seit langem kaum auffinden, als ihr Grundsatz und ihre Ausübung in „Brandenburg ob dem Gebirge“ und im Kurfürstentum Brandenburg, im jetzigen Königreich Preußen. In diesem hatte der König Friedrich gesprochen, der Fürst sei der erste Diener seines Staates; in jenem galt als oberstes Gesetz, der Untertan sei für den Fürsten erschaffen, um den Glanz und die Pracht desselben durch unermüdliche Arbeit, bitterstes Darben, Verströmen von Schweiß und Blut zu erhöhen. Die Bürger und Bauern waren von der Vorsehung zum Niederbruch unter nicht tragbaren Bürden, einem dumpfen und stumpfen, dem des angeschirrten, gepeitschten Zugtieres ähnlichen Dasein bestimmt, damit der ihnen von der Gnade Gottes verliehene Herr instand gesetzt werde, jede seiner Neigungen, Gelüste und Launen zu befriedigen. Den Beamten lag die Pflicht ob, die Mittel dafür zu beschaffen; zumeist rohen Sinnes, taten sie's als selbstverständlich, aber auch die wenigen menschlich unter ihnen Fühlenden sahen sich gezwungen, Erpressungen für den eignen Bedarf zu üben, um nicht selbst zu verhungern, weil oftmals ihr Gehalt und Sold nicht ausgezahlt wurde. Undenkbar war's, dem „Serenissimus“ kundzugeben, die für neuen Prunkaufwand benötigten Summen seien in der Staatskasse nicht vorhanden; wenn die Steuereingänge dazu nicht hinreichten, wurden Anleihen zu höchsten Wucherzinsen bewerkstelligt, unerläßliche Tilgung solcher Schulden durch widerrechtliche Beraubung der geringen Anzahl besser Begüterter er-

möglicht. Das wußte der Landesfürst auf seiner Höhe über allem Niedrigen nicht, oder wußte es vielleicht einmal, aber vergaß, daran zu denken; erforderlich war's für seine Bedürfnisse, und er hatte so viel Anordnungen für Prachtbauten, Parkanlagen, Jagden und Feste im Kopf zu tragen, daß er sich nicht darum bekümmern konnte, in welcher Weise das ordinäre Mittel zum hohen Zweck, das Geld dazu aufgebracht werde.

Alle Höfe in Deutschland, außer dem preußischen, blickten nach Versailles, als auf ihr vom höchsten Ruhm gekröntes, glanzumstrahltes Vorbild, suchten unter Anspannung aller Kräfte mit ihm zu wetteifern, doch gelang dies, nach dem königlich-polnisch-kursächsischen Hofe in Dresden zur Zeit keinem dritten in so bewundernswertem Maße, als dem markgräflich-brandenburgischen in der kleinen Stadt Bayreuth unterm Fichtelgebirge. Ein Miniaturabbild vermochte es allerdings nur zu sein, wenigstens was seine „Armee" betraf, die jedoch immerhin aus einem Leibgrenadierbataillon, sieben Musketierkompagnien und einem Husarenkorps bestand, welche täglich in Gallauniform Paraden und Manöver gleich dem Heere einer Großmacht abhielten. Dagegen nahm es der „Hofstaat" an Vollkommenheit und Zahl seiner Zugehörigen mit jedem auf; der Oberhofmeister, die Oberkammerherren und Ehrenkavaliere waren vom ältesten Adel, sämtlich französische Marquis und Grafen, wie gleicherweise der Obermusikdirektor und der Oberintendant der markgräflichen Schauspiele; denn Bayreuth besaß eine französische Komödie und eines der größten Opernhäuser Europas,

in denen die am meisten berufenen Schauspieler von Paris auftraten, die berühmtesten italienischen Sängerinnen und Tänzerinnen für höchsten Entgelt an Gold und Gunst ihre Kunst ausübten. Ein unermeßliches Personal an Küchenmeistern, Oberköchen, Mundköchen, Ritterköchen, Bratenmeistern trug Sorge für die markgräfliche Tafel; auch sie entstammten fast sämtlich, gleich der ungeheuren Menge von andern Bediensteten aller Art aus Frankreich und Italien. Vor drei Jahren war das alte markgräfliche Schloß durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt worden, doch stand es jetzt wie ein Phönix in mächtigerer und bereicherter Erscheinung draus wieder erhoben da; der vom Brande vernichtete Bau hatte Arouet de Voltaire, vom Markgrafen und der Markgräfin einem königlichen Gaste gleich empfangen, den ganzen Hof huldigend zu seinen Füßen gesehen; in seiner Tragödie „Mort de César“ war er selbst als Darsteller der Titelrolle auf der Bühne erschienen; bei Nacht hatte die zum Besuch anwesende verwitwete Herzogin von Würtemberg sich heimlich einen Teil seiner eben vollendeten „Pucelle d'Orléans“ abgeschrieben, in der er an Abenteuerlichkeit und Schlüpfrigkeit mit Ariost zu wetteifern gesucht. Fürstliche Jagd- und Lustschlösser umrahmten das Städtchen in der Nähe und weiterer Entfernung; als hervorragendste „Le Brandenbourg“, „Sanspareil“, „Phantaisie“ und „L'Eremitage“; der Park des ersteren enthielt einen See, auf dem sich eine Flotte farbenbunter, vergoldeter Galeeren und Yachten tummelte, bei den dortigen Festlichkeiten die Gäste mit Kanonengrüßen zu Lustfahrten einzuladen. Die „Eremitage“, eine starke Wegstunde

von Bayreuth entlegen, galt in Deutschland als ein „Wunder der Welt“. Im Anfang des Jahrhunderts angelegt, war sie von der jetzigen Markgräfin umgestaltet, als Aufenthaltsort für einen Orden der „Einsiedler“ hergerichtet worden, wo das Fürstenpaar als „Abt“ und „Äbtissin“, Hofherren und Hofdamen als „Mönche“ und „Nonnen“ in ihren Ordenstrachten zu philosophischen Betrachtungen und geistreichen „Causerien“ zusammentrafen. Allmählich jedoch war von der Stätte dieser „frommen Übungen“ ein Feenpalast aufgewachsen; die Schwester König Friedrichs hatte auf einer Anhöhe, „Sanssouci“ gleichend, im Rustikalstil ein langhingestrecktes, nur aus einem Erdgeschoß bestehendes Schloß erbaut. Vor seinem Zugange sah vom „Mont Parnasse“, einem auf vier Säulen ruhenden, künstlich eine Bergform vortäuschenden Kuppelgewölbe, Apollo, von den neun Musen umgeben, herab; rings um den Hügel verflochten sich prächtige Laubgänge zu einem „Labyrinth“, mit Grotten, Springbrunnen und seltsamen andren, kunstvoll angelegten Wasserspielen durchsetzt. „Einsiedlerklausen“, die dem Ganzen seinen Namen gegeben, erfüllten unter hohen, tiefschattenden Baumwipfeln die weite Parkrunde, Bildnisse der geistigen Größen aus den letzten Menschenaltern, von Newton und Descartes, Leibniz und Locke, Voltaire, Maupertuis blickten von den Zellenwänden an. Eine Klause in Gestalt der Ruine eines altrömischen Tempels diente der Markgräfin zur Zurückziehung in die „ländliche Einsamkeit“; dagegen versammelte eine aus dem Felsgrund gerundete Theaterbühne die Hofgesellschaft zum gemeinsamen Genuß französischer

Komödien und italienischer Opern. Die höchste Prachtentfaltung aber bot das Innere des Schlosses zur Schau, das zwar, seinem Namen entsprechend, zumeist auch nur zellenartig kleine, doch von Wänden aus kostbarstem, verschiedenfarbigem Marmor umschlossene Räume enthielt. Deckengemälde französischer Künstler stellten Siege Alexanders des Großen dar, Szenen aus dem Leben des Themistokles, Leonidas, die Thermopylen verteidigend, Mutius Scävola, seine Hand in die glühenden Kohlen eintauchend; in goldner Gestalt bändigte Orpheus durch die Zaubermacht seiner Leier Löwen und Tiger. Wohin der Blick ging, überraschten die zahllosen Zimmer durch Ausstattung mit dem Seltensten, von höchster Geschmacksverfeinerung Auserlesenen; nur das Arbeitsgemach der Markgräfin, ihre Bibliothek enthaltend, trug ein einfacheres Gepräge. Doch entsprach es dadurch seiner Bestimmung; die braunen Wände waren mit täuschend gemalten Blumengewinden bekränzt, sein einziges Fenster ging auf das dunkle Laubgrün still-regloser Parkbäume hinaus.

Als der König Friedrich von Preußen einmal zum Besuch seiner Schwester und seines Schwagers nach Bayreuth gekommen, hatte er beim Anblick des namenlosen Prunkes ringsumher ausgerufen: „Woher nehmt Ihr zu alledem das Geld? Ich kann es nicht!“ Doch aus seinem Gesicht hatte dazu gesprochen: Wenn ich's könnte, wär's das Letzte, was ich mit solchem Gelde täte.

In jenem braunen, mit Blumengirlanden behängten Kabinett der Eremitage saß seit langen Jahren eine tiefunglückliche Frau und schrieb inmitten

all der staunend von der Welt bewunderten Pracht ihre von Bitterkeit durchtränkten Lebenserinnerungen nieder.

In Berlin war vor mehr als vierzig Jahren ein Sterndeuter und Zukunftsleser aufgetreten, der durch mannigfaches Eintreffen seiner Voraussagungen großes Aufsehen gemacht und viel Zulauf gefunden. Der nüchterne, grimmig über jede Verstandwidrigkeit auflodernde Soldatenkönig Friedrich Wilhelm hätte solche Propheten mit der Peitsche aus dem Schloß wegjagen lassen, aber die Königin Sophie Dorothea hatte ihn heimlich zu sich in ihre Gemächer berufen, wo er auch die Handlinien des kronprinzlichen Knaben und seiner Schwester betrachtet. Und für jenen hatte er daraus gelesen, ihm werde in seiner Jugend viel Übles widerfahren, doch danach sei ihm bestimmt, Kaiser und einer der größten Fürsten Europas zu werden. Der kleinen Prinzessin aber weissagte er: Trügerische Hoffnungen würden manchmal in ihr erstehen, doch sie werde ihr ganzes Leben hindurch Leiden zu ertragen haben.

Ein eigentümlicher, nicht dem üblichen Brauch gemäß nach Gunsterweckung trachtender Prophet mußte es gewesen sein, wenigstens hatte er sich durch die Vorausdeutung des Lebensgeschickes der Königstochter nicht als solcher kundgetan.

Sie war nach ihrem Vater Friederike getauft worden, doch wurde sie von der Mutter und den Geschwistern mit ihrem Nebennamen Wilhelmine genannt, hieß im Reich allgemein nur die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. In den Gesichtszügen trug sie unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrem könig-

lichen Bruder, auch seine großblickenden Augen; ein noch größerer Einklang jedoch bestand zwischen dem geistigen und gemütlichen Wesen der beiden. Reich und seltsam widerspruchsvoll veranlagt, war sie von leidenschaftlichem Temperament und kühlster Besonnenheit, vereinigte feinsten Zartsinn und weichstes Gefühl mit herber Schonungslosigkeit, Verlangen nach freudigem Genuß mit einem Hang zu schwermütiger Anschauung des Lebens. Weit übertraf sie ihre weibliche Hofumgebung, vielleicht sämtliche Fürstinnen der Zeit an Geist und Kenntnissen, Witz und Schärfe der Zunge; ihre pfeilschnelle Erfassung jeder Schwäche und jedes hohlen Dünkels, ihre Spottlust konnten zur Bosheit und Grausamkeit, ihr angeschürter Haß zur Rachsucht entarten. Selbstdenkend und alles nur mit ihrer Vernunfterkenntnis beurteilend, ordnete sie diese keiner Autorität, keiner Glaubenslehre unter, stand ihnen, allein auf sich ruhend, in völliger souveräner Freiheit gegenüber; bei ihrer Begründung der Universität zu Erlangen im kulmbach-bayreuthschen Unterlande hatte sie für die Einweihung als Thema einer deutschen Disputation eine Behandlung des Satzes von Spinoza, daß die Materie fähig sei, zu denken, aufgegeben. Doch herrschte nicht nüchterne Verstandesbetrachtung in ihr, sie ward von überwallenden Gemütsregungen bewältigt, war jedem poetischen Eindruck, wie der sentimentalen Empfindsamkeit ihrer Zeit zugänglich. Vielleicht gerade die zu große Ähnlichkeit mit ihrem Bruder hatte zu einem vieljährigen Zerwürfnis, einer scheinbaren Entfremdung zwischen ihnen geführt, während der jedoch auf beiden Seiten, wie

Kohlenglut unter einer Aschendecke, die von Kindheit auf genährte schwärmerische Liebe sich bewußt oder unbewußt unvermindert forterhalten. Und nicht nur das, sie hatte während jener Zeit im Verschwiegenen ihre Wurzeln noch stärker befestigt, das wechselseitige innerste Gefühl der beiden, sie besäßen menschlich auf der Welt nichts als sich allein, keine andre Herzensverbindung als einzig die ihrige.

Widerwillig war die junge Markgräfin dem ihr aufgezwungenen Gatten nach Bayreuth gefolgt, doch das Zusammenleben mit ihm hatte eine ausgleichende, bessernde Wirkung geübt. Nicht so, wie ihre Abneigung ihn gestaltet, erwies er sich, sondern, ob auch beschränkt, als gutherzig, von einer gewissen noblen Sinnesart, vor allem durch feineres Benehmen aus der Roheit der ihn umgebenden Hofkavaliere und mancher fürstlicher Gäste hervorragend. Beim Einzug des neuvermählten Paares hatte der Landesadel ein großes Festbankett veranstaltet, doch die junge Markgräfin sich nach kurzem von diesem entfernen müssen, weil alle Teilnehmer schleunigst sinnlos betrunken gewesen und unflätigste Reden geführt; ihr Gemahl allein hatte sich nicht berauscht und tadellosen Anstand bewahrt. Er besaß, wenn auch kein hohes, doch ein das gewöhnliche übertreffende Maß von Bildung und teilte manche Interessen mit ihr; sie gelangte allmählich zu einer Erkenntnis, daß sie ihm Unrecht angetan, ihn widerwärtig zu nennen. Sein Wesen erregte ihr sogar manchmal einen liebenswürdigen Eindruck, und aus diesem Empfinden bildete sich ein Übergang von der Abneigung zur Zuneigung hervor, der Schritt um

Schritt zur Liebe weiterführte. Während dieser Zeit beteiligte sie sich eifrig an seinen Plänen und Entwürfen, Bayreuth zu einem dem Vorbild von Versailles in Deutschland am nächsten kommenden Fürstensitz zu verwandeln; durch ihren Kunstsinn und Geschmack wurde sie zur eigentlichen Schöpferin der Wunderbauten des „Brandenbourg“, „Sanspareil“, der „Eremitage“. Aus dem schweren Druck ihrer Jugendjahre am sparsamen, fast dürftigen Hofhaushalt des Vaters in die Freiheit, zur Selbständigkeit gelangt, fand sie Gefallen an der Pracht, der üppigsten Verschwendung. Ein Wetteifer der erwachten Liebe, des Glückgefühls verblendete ihren klaren Verstand, täuschte sie darüber fort, daß diese zauberhaften Herrlichkeiten aus einem schweiß- und blutgedüngten Boden, schwerster, unmenschlicher Bedrückung der „Untertanen“ aufwuchsen. Hätte sie sich eine Vorstellung davon gemacht, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, Bürger und Bauern als von einem Gott zu solchem Zweck erschaffen anzusehen.

Aber der seltsam nicht nach Gunstgewinn trachtende Weissager im Berliner Schlosse hatte ihr aus der Handlinie gelesen, trügerische Hoffnungen würden in ihr erstehen, doch sie werde ihr ganzes Leben hindurch Leiden zu ertragen haben. Und was man auch vernünftigerweise von derartigen Schicksalsankündigungen halten mochte, diese sollte voll in Erfüllung gehen.

Nicht allein durch fast beständige körperliche Leiden, von denen die Markgräfin Wilhelmine heimgesucht wurde. Gleich ihrem Bruder, den einmal in

noch jüngerem Alter ein Schlaganfall betroffen, hatte sie eine leicht zum Wanken gebrachte Gesundheit als Lebensmitgabe empfangen, doch er war ein Mann und zwang durch eiserne Willenskraft, unermüdliche Tätigkeit jede leibliche Schwächeanwandlung nieder; sein Körper mußte dem Geist gehorchen. Solche Übermacht besaß der ihrige nicht, und ihre Gesichtsähnlichkeit mit dem König Friedrich gereichte ihr nicht zum Vorteil, machte gleichfalls einen Unterschied bei dem Mann und der Frau geltend. Er beherrschte alles durch seinen Blick, die bezwingende Gewalt der Augen; niemand kam in den Sinn, sich zu fragen, ob seine Züge schön seien, sie waren seine, und aus ihnen sprach sein geistiges Wesen. Aber im Gesicht der Frau entbehrten sie des fesselnden weiblichen Reizes; ihr Vater hatte sie in seiner brutal-unverhohlenen Sprechweise als junges Mädchen „häßlich und blatternarbig“ genannt, und die Markgräfin Wilhelmine hatte nur ein gewisses Maß jugendlicher Anmut besessen, die frühzeitig wegschwand, etwas nicht mehr den Blick Einnehmendes, Hartes an die Stelle treten ließ. Das vermochte für die Dauer ihren Gatten nicht in Fesseln zu halten; der Markgraf Friedrich erwies ihr zwar nach wie vor beflissene Aufmerksamkeit und höchste Achtung, doch seine Augen wandten sich nach jungen schönen Damen seines Hofes und fanden in den ihrigen verständnisvolle Erwiderung. Es blieb kein Geheimnis, daß er heimliche Verhältnisse anknüpfte und unterhielt; auch der Scharfblick seiner Frau durchdrang den darüber gesponnenen Schleier, und ihre „trügerische Hoffnung“ brach vernichtet zu-

sammen. Sie hatte Liebe zu ihm gewonnen und litt unsäglich, doch beherrschte sie sich, tat, als ob sie nichts gewahre, vielleicht immer noch in der Hoffnung, er kehre wieder zu ihr zurück. Dann aber ließ er die Verhüllung fallen, erwählte sich nach dem Vorbild von Versailles, dem allgemeinen Fürstenbrauch der Zeit öffentlich eine ihrer Hofdamen zur „Maitresse", die sie nicht als Dienerin, sondern als Freundin behandelt, die ihr die nächste Vertraute des Herzens gewesen.

Durch die Vermählung ihrer einzigen Tochter Friederike mit dem jungen Herzog von Würtemberg war der Bayreuther Hof in nächste Beziehung zum Stuttgarter versetzt, an dem vor einem Menschenalter Ähnliches geschehen, als der damalige Herzog Eberhard Ludwig um eines Fräulein von Grävenitz willen, das er zur Gräfin von Urach erhöht, seine Gemahlin, eine Prinzessin von Baden, mißhandelt und verlassen hatte; die Zustände im Lande waren dadurch in eine so schwere langjährige Zerrüttung verfallen, daß der König Friedrich sich veranlaßt gesehen, dem gegenwärtigen jungen Herzog Karl Eugen, den er als protestantischen Landesherrn für seine Politik scharf in Obacht nahm, in einem „miroir de princes" seine und seines Hauses fürstliche Pflichten eindringlich vorzuhalten. Nun räumte der Markgraf Friedrich in gleicher Weise, wie's damals der Herzog Eberhard Ludwig getan, vor den Augen der Welt einem Fräulein von Marwitz die oberste Stellung am Hofe, an offener Tafel den Vorrang vor seiner Gemahlin ein. Das ertrug die stolze Königstochter nicht, oder dennoch ertrug sie's aus

höchstem Stolz, wollte der Welt nicht offenbaren, daß es sie im Innersten zu Tod getroffen; sie schien auch dies nicht zu gewahren, mit gleichgültigem Ausdruck ging ihr Blick über den beleidigenden Hochmut der ihr Übergeordneten hin. Durch ihr Leben aber war ein unheilbarer Riß gefahren; den Schein aufrecht erhaltend, nahm sie als Landesherrin, von Ehrerbietung umgeben, an den Hofzeremonien und -festen wie früher teil, doch zog sie sich sonst, vom Glück betrogen und nach keinem mehr strebend, mit vergifteter Seele in die Stille ihrer Gemächer und in sich selbst zurück. König Friedrich wußte genau von diesem Stand der Dinge unter dem äußerlichen Glanz in Bayreuth, und der Gram seiner Schwester zehrte auch an ihm als ein ständig nagender, allein daran zu ändern, zu helfen war seine Macht außerstande. Die Wurzel des Übels ließ sich nicht austilgen, machte keine Heilung möglich, und seine Schwester wollte auch nicht andres, als mit ihrem betrogenen Leben allein belassen werden.

Fast ein Jahrzehnt war jetzt allerdings vergangen, seitdem Dorothea von Marwitz, später zum Schein mit einem Grafen von Burghaus vermählt, in den Briefen König Friedrichs an seine Schwester spöttisch „Madame Meyer" benannt, schließlich genötigt worden, Bayreuth zu verlassen. Doch nach ihrem Fortgang war in der Gunst des Markgrafen Friedrich stets eine „Favoritin" der andern gefolgt, und in dem Blumengemach der Eremitage oder im Bayreuther Stadtschloß saß eine früh gealterte, kränkliche, im tiefsten verbitterte Frau, fand einzig nur noch Freude und Genugtuung daran, mit geist-

sprühender, doch erbarmungsloser, von schneidendem Sarkasmus getränkter Feder in „Denkwürdigkeiten“ niederzuschreiben, was sie erlebt hatte, alle durch Geburt und Ansehen in der Welt hervorgehobenen Persönlichkeiten zu schildern, die ihr vorübergegangen. In diesen „Memoiren“ schonte sie niemand, selbst ihren Bruder nicht, urteilte auch über manche seiner Schwächen, jugendlichen Irrungen und Handlungen mit beißendem Spott. Doch dabei war in ihrem Herzen nur noch ein einziges Lebensgefühl, die Liebe zu diesem Bruder, dem Leidensgenossen und Vertrauten ihrer Jugend, den sie bewunderte, vergötterte, als den größten Mann des Jahrhunderts empfand. Und stärker denn jemals erfüllte diese Liebe sie gegenwärtig mit höchstem Stolz, Angst und Qual, da sie ihn in einen unbestehbaren Kampf gegen fast ganz Europa ausgezogen wußte, bangend einer Schreckensnachricht seiner Niederlage, seines Unterganges entgegensah, den nicht zu überleben sie unverbrüchlich entschlossen war.

* * *

An dem Abend, der den Fähnrich Detmar Kampen in Bayreuth eintreffen ließ, strahlte ihm das neu wiedererbaute Stadtschloß im höchsten Lichtglanz entgegen. Die Luft der endenden ersten Oktoberwoche glich an weicher Milde noch der eines Septemberanfangstages, doch der Sommer bereitete sich zum Ausgang, und seinem Abschiednehmen zu Ehren war ein Fest veranstaltet worden, in Form einer zu der Zeit an großen und kleinen Höfen mit

besonderer Vorliebe nachahmend dargestellten „Wirtschaft“. Bei solcher traten der Serenissimus und die Serenissima in angepaßter, doch selbstverständlich auf den ersten Blick die Höchstgestellten kennzeichnender Kleidung als „Wirt“ und „Wirtin“ auf, das Schloß stand in der Fiktion zu einer ländlich-einfachen Herberge umgewandelt, darin die Tische für die Einkehrenden zwar mit silbernen und goldnen Geräten blitzten und statt schalen Dünnbiers die erlesensten Weine Frankreichs in kostbarsten Trinkgefäßen funkelten. Als geladene Gäste erschienen alle Hofkavaliere, hohen Offiziere und den vornehmsten Adelsfamilien des Landes Angehörigen in der bürgerlichen, mannigfach mit vollendeter Eleganz Ärmlichkeit imitierenden Tracht von reisenden Fußwandrern, Handwerkern und Gewerbsleuten aller Art, denen ringsum in halboffenen Laubenhütten der weiten, mit Gezweig und Blumen zu einem Garten gestalteten Räume von den schönsten, „Wirtschaftsmägde“ vorstellenden Hofdamen labende Getränke dargeboten und kredenzt wurden. Graziöse Heben in leichten duftigen und schimmernden Gewändern waren es, auf die von der zeitgenössischen Dichtung angewandten Schäferin-Rufnamen, wie Chloë, Daphne, Phyllis, oder auf die der Charitinnen und Musen hörend, die Empfänger ihrer Gaben in geistreich tändelnde, mit Bonmots delikat, manchmal auch leis equivoque durchflochtene französische Konversation verstrickend, in welcher der Zungenbehendesten der Preis höchster Bewunderung zufiel. Lange Stunden bis in die tiefe Nacht hinein durchschwirrten überall die lachenden, attackierenden,

defendierenden und repoussierenden Stimmen das Schloß, klang nur in der Nähe aus dunkler verschatteten Laubwinkeln Geflüster, klirrten an andern Stellen die Pokale und kunstvoll geschliffenen, farbigen Kristallgläser um einen Tisch versammelter Kavaliere. So ward oftmals im Bayreuther Schloß „Wirtschaft" gehalten und so heut abend zu Ehren des scheidenden Sommers. Liebenswürdig und leutselig bewegte sich der „Wirt" zwischen dem bunten Gewoge der Geladenen, nur begleitete ihn nicht, wie an andern Höfen, die zur „Wirtin" Berufene, sondern ihre Stelle nahm an der Seite des Markgrafen Friedrich seine anerkannte „Maitresse", die gegenwärtige „Favoritin" ein. In fürstlicher Prachttoilette neben ihm schreitend, begrüßte sie als Herrin des Hauses mit huldvoller Kopfneigung ihre Gäste; die Markgräfin Wilhelmine nahm schon seit den vielen Jahren ihres schwersten Hoffnungsbetrugs niemals mehr an diesen, ehemals von ihr veranstalteten Festlichkeiten teil. Sie saß in ihrem abgelegenen Arbeitskabinett, zu dem das Geräusch des „Wirtschaftsbetriebes" kaum matt verhallend herüberklang, und verbesserte noch da und dort beim Schein eines mit Wachskerzen besteckten Armleuchters an einem Abschnitt ihrer Memoiren. Außer ihr befand sich in dem Gemach nur ihre alte, aus Berlin mit hierhergekommene Kammerfrau Amalie von Buttler, mit der sie ab und zu ein kurzes Wort austauschte, sich bei einer Sache vom Gedächtnis der ihr schon in der Kindheit vertraut Gewesenen unterstützen zu lassen.

Da trat ein Lakai herein und überbrachte eine Meldung, bei der die Markgräfin jählings vom Sitz

aufflog und ausstieß: „Ein Bote vom König? Wo ist er?“

Ihr Gesicht hatte sich verwandelt, alles Müd-erschlaffte, Apathische war draus weggeschwunden. Einen Augenblick später stand der junge Fähnrich vor ihr, dem sie den Brief hastig mit der besinnungslosen Frage aus der Hand riß: „Du warst bei ihm — er lebt — ist gesund?“

Als Detmar Kampen das bejaht hatte, setzte sie sich zurück und las, doch rief nach den ersten Zeilen aufjubelnd: „Mala, der König hat eine Schlacht gewonnen!“ Wie ein Verjüngungstrunk schien die Botschaft auf sie gewirkt zu haben, aufgewecktes Leben warf einen Glanz aus ihren Augen. Als sie das kurze Schreiben zu Ende gelesen, kam ihr freudig vom Mund: „Er ist wohlauf, Mala, denn er nennt Ulrike eine schwesterliche Canaille. Das Wort ist eine Tonne Gold wert, wird an ihr hängen über ihr Leben hinaus, sie hat's verdient.“

Nun stand sie wieder auf, trat gegen den jungen Boten hinan und überschüttete ihn mit Fragen: „Vor wie viel Tagen hat Er meinen Bruder gesehen? Ich neide Ihn drum. Wie sah er aus? Wie ging er? Litt er nicht an der Gicht? Wie heißt Er? Er ist Offizier, in welchem Regiment? Der König muß Zutrauen in Ihn setzen, so jung Er noch ist, daß er Ihn ausgewählt hat, mir die Nachricht zu bringen. Hat Er mit in der Schlacht gekämpft?“

So gut er's vermochte, gab Detmar Antwort auf die Fragen und noch manch andre; dann brach die Markgräfin einmal ab, trat zu der alten Kammerfrau hin, faßte sie an der Schulter und sagte: „Sieh

ihn an, Mala — mich dünkt — hat er nicht etwas von Ihm — von damals — im gleichen Alter? Laß dem Fähnrich ein Gemach richten, er soll im Schloß wohnen, bis ich ihm Antwort auf den Brief mitgebe, mir alles berichten, was ich hören will. Jetzt soll er sich erlaben von seinem langen Ritt, seinen Lohn dafür empfangen — Jugend vergnügt sich noch an Lustbarkeit. — Komme Er mit mir!“

Amalie von Buttler sah sich verwundert plötzlich im Gemach allein gelassen, doch noch staunender richteten sich um eine Minute nachher im großen Schloßsaal alle Augen nach einer Türschwelle, wo sich etwas kaum Glaubhaftes zutrug, in einfachem Hausgewand die Markgräfin Wilhelmine hereintrat. So überraschend war's, daß jede Zunge verstummte und lautlose Stille den Raum überlagerte. Kurz warf sie einen Blick wie auf etwas tief Erbärmliches über die Köpfe hin, dann schritt sie hochaufgerichtet vor und sprach: „Mein Bruder, der König von Preußen hat bei Lowositz in Böhmen die österreichische Armee in einer blutigen Schlacht geschlagen. Sein Bote hier hat mir die Nachricht von seiner Hand überbracht.“

Ruhig, kaum mit gehobener Stimme war's gesprochen, doch hallte es durch die Stille laut von den Wänden zurück. Und gleich einem Ruck durchfuhr's alle Hörer, in jeglichem jäh das Gefühl aufweckend, die Sprecherin war die Schwester des preußischen Königs, der in seinem vermessenen Feldzug gegen halb Europa wiederum, wie vor einem Jahrzehnt, als Sieger in der ersten Schlacht dastand. Gelassen aber ging die Markgräfin Wilhelmine auf ihren Ge-

mahl in der Saalmitte zu und sagte: „Das Fest ist hübsch und passend für diesen Tag angebracht. Ich will etwas als Wirtin daran teilnehmen und wünsche einen Stuhl, Mademoiselle.“

Das letzte war mit gleichgültig-kühlster Ruhe als Gebot an eine Hofdame, die zeitweilige Maitresse des Markgrafen gerichtet, die völlig verdutzt, scheu dem Blick der Königstochter ausweichend, kein Wort der Erwiderung fand, sondern unterwürfig dem Befehl nachkommend, rasch mit eigner Hand den verlangten Sessel herbeizog. Auf den ließ die Markgräfin sich nieder; ihr Gemahl sprach, gleichfalls aus der Contenance gebracht, seine Erfreuung darüber aus, daß ihr Befinden ihr die Teilnahme an der Festlichkeit gestattet habe, und brachte leicht stotternd einen Glückwunsch zu der unverhofften Siegesbotschaft über die Lippen. Schweigend mit stolzer Würde hörte sie ihn an, doch entsann sich dann, daß sie die Stellung und Pflicht der „Wirtin“ an sich genommen, und rief: „Daphne!“

Der nächsten von den jungen Wirtschaftsheben, wohl der jüngsten unter ihnen galt's; wunderlich wäre allerdings für Augen einer andern Zeitperiode ihr laubgrüner bauschender Reifrock in Gegensatz zu dem Namen aus der bukolischen Dichtung getreten, doch an fürstlichen Höfen war um die Mitte dieses Jahrhunderts eine Dame, was immer sie zur Darstellung bringen mochte, ohne jene Modetracht undenkbar. Dagegen trug die Gerufene, dem Namen entsprechend, auf dem weißgepuderten, ihrem jugendlichen Antlitz die Farbe des Alters auftäuschenden, gewellten Haare ein leichtes Gewinde aus schmalen

Lorbeerblättern; hell leuchteten unter den nur bis zu den Ellenbogen herabreichenden duftigen Spitzenärmeln die zarten Unterarme und schlankbefingerten für die Ausübung ihres Schenkinberufs nicht behandschuhten Hände; aus dem vorschriftsgemäß weit dekolletierenden Gewandausschnitt vor der Brust drängte sich nicht wie bei der Mehrzahl ihrer „Mitbediensteten“ vom Schnürmieder emporgepreßte Busenfülle herauf, nur eine leis erst andeutende Wölbung hob sich ein wenig über den lichten Florrand des Kleides. Als ein halbes, höchstens sechzehnjähriges Kind erschien sie noch in der Gestalt wie im Ausdruck des Gesichtes; den Augen vermochte zum Glück die Mode keine Färbung aufzunötigen, sie sahen aus den feinen Zügen in ihrer Natürlichkeit, zwei blauen Frühlingsblumen ähnlich, hervor. So kam sie auf den Anruf aus ihrer Schenklaube herzu und fragte unter einer anmutig knixenden Verneigung in französischer, der fast von allen nur im Munde geführten Sprache: „Qu'est-ce que commande madame l'hôtesse?“

Eine Willfährigkeit lag darin, als ob die Antwortende nicht ebenso rasch bereit gewesen sein würde, einem Ruf der angemaßten „Wirtin“ Folge zu leisten, und die Markgräfin Wilhelmine versetzte in äußerst freundlichem, von ihrer sonst herb klingenden Stimme abstechendem Tone: „Ich bitte Daphne, für den Durst dieses tapferen Soldaten Sorge zu tragen. Er ist ein Offizier meines Bruders, hat mir seine Botschaft überbracht und bei Lowositz mit den Sieg erkämpft.“

Detmar Kampen war mechanisch neben dem Sessel der Markgräfin stehen geblieben. Wohin sie ihn geführt habe, was um ihn her vorgehe, begriff

er kaum; noch niemals hatte sein Fuß ein Fürstenschloß betreten, ihn zwischen eine so hoch vornehme Gesellschaft von Herren und Damen hineingebracht. Die Augen Daphnes waren bei dem Geheiß der Markgräfin wie staunend auf ihn verwandt gewesen; sie trat jetzt an ihren von einer goldenen Decke überspreiteten „Schenktisch" zurück und kehrte schnell mit einem großen, wappenverzierten kristallenen Spitzkelch wieder, in den sie aus einer bauchigen Flasche schaumquirlenden „vin du diable", erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich erfundenen moussierenden Wein aus Trauben der Champagne einschüttete. Ihre Hand bot dem jungen Fähnrich das Glas entgegen, und sie fragte dazu mit einem reizvollen Lächeln auf französisch: „Auf wessen Wohl trinken Sie, Herr Kapitän?"

Detmar verstand die fremde Sprache einigermaßen, aber in ihr erwidern konnte er nicht, hatte überhaupt nicht gelernt, sich in solcher Gesellschaft zu benehmen, war befangen und fühlte sich doch auch wunderbar gehoben. Wie's ihm auf die Lippen geriet, wußte er nicht, aber plötzlich, ohne Besinnung war es da. Die junge Schenkin mochte erwartet haben, daß er galant den Kelch auf ihr Wohl, jedenfalls auf das einer Dame ausleere, doch das Glas erfassend und hebend, sprach er mit sicherer Stimme: „Ich trinke auf das Wohl und den nächsten Sieg des großen Königs von Preußen."

Da erscholl laut die Stimme der Markgräfin Wilhelmine nach: „Bei dem Trinkspruch erhebt man sich!" Sie selbst stand auf, hochemporgerichtet; in dieser Stunde war die Schwester des Siegers die

Gebietende am Bayreuther Hof, niemand wagte, ihre Forderung zu überhören. Jeder Sitzende folgte dem Ruf und Beispiel, erhob sich, auch der Markgraf Friedrich. Der Ausbringer des Trinkspruches sah, das geleerte Glas in der Hand haltend, betroffen auf die von ihm ringsum verursachte Bewegung. Die hatte er nicht erwartet, und sie verwirrte ihn; doch unbewußt war seinem Munde etwas entfahren, was ihm keine höfische Schulung wirkungsvoller einzugeben vermocht hätte, und der Klang seiner Worte hatte dazu kundgetan, sie seien ihm aus begeisterter innerster Tiefe der Empfindung heraufgeströmt. Die Markgräfin sagte nun: „Ich bitte Daphne, das Glas gut in Verwahrsam zu nehmen, niemand soll es mehr an die Lippen setzen, bis dieser Trinkspruch in Erfüllung gegangen. Aber unser Gast wird aus der Schlacht von Lowositz nicht nur Durst, auch Hunger mitgebracht haben —"

Zu dem letzten anweisenden Geheiß der „Wirtin" knixte die junge „Bedienstete" wieder, trat einen Schritt vor und sagte, das Glas unter ihre Obhut zurücknehmend, diesmal in deutscher Sprache mit leichtanklingender schwäbischer Mundart: „Ich bin auch Inhaberin einer Garküche, Herr Hauptmann — wenn Sie mich der Ehre würdigen wollen, in meiner Gaststube einzukehren — eine arme Wirtsmagd muß auf Bezahlung sehen, aber ich nehme für meine Gerichte Mitteilungen über die Schlacht von Lowositz und Ihre Teilnahme an ihr an —"

Mit schelmischer Grazie kam's ihr vom Munde, von einer leichtdeutenden Handregung gegen ihre „Wirtschaftslaube" begleitet, und der Eingeladene

folgte ihrem Vorangang dorthin nach, mit einem Gefühl, als geschehe alles um ihn her nur in einem märchenhaften Traume.

* * *

So blieb's, wie wohl Stunde um Stunde hinging, er war der gefeierte Gast dieses Abends im Fürstenschlosse zu Bayreuth, hatte, von Daphne bedient, von silbernen Schüsseln gegessen und trank aus goldenem Pokal. Alle vornehmen Kavaliere umdrängten ihn, niemand achtete auf seine vom weiten Botenritt ziemlich mitgenommene Montur, er schien für jeden Blick in der reichsten Hofgewandung dazusitzen; die reifrockumbauschten Damen suchten aufhorchend in seine Nähe zu gelangen, der Markgraf selbst richtete wißbegierige Fragen an ihn. Nicht mit „Er" oder „Ihr" ward er hier angesprochen, sondern mit „Sie"; jeder wollte aus seinem Munde Berichterstattungen über die Schlacht von Lowositz hören, über ihren Anfang und Ausgang, das während ihres Verlaufs Vorgefallene. In sämtlichen Gesichtern stand's zu lesen, seine Botschaft war einem Blitz gleich in die festliche Veranstaltung hineingefahren, hatte zunächst den Gedanken an die Fortsetzung des „Wirtschaftsspiels" ausgelöscht. Aus der gewitterschwanger über Deutschland drohenden Luft hatte sich ein erster gewaltiger Schlag entladen, und der junge Fähnrich war hier der allein davon Wissende, Kunde Gebende. Er sprach nicht französisch, doch alle entsagten um seinetwillen der Verfeinerung ihrer Zunge, bequemten sich, mit ihm in bürgerlich niedriger Weise deutsch zu sprechen; das hatte der Hof noch niemals so ge-

hört. Nur ein Botschaftsüberbringer des preußischen Königs war er, doch ein Mitkämpfer in der siegreichen Schlacht, und ihn überkam's zuweilen, als sehe man ihn wie ein vom Wind hierhergetragenes Stück des großen Königs an. Mit andersartigen Blicken noch hafteten dann und wann die Augen einiger der Hofdamen auf ihm, fanden unverkennbar noch andres an seiner Erscheinung heraus. Daphne fragte einmal, an ihm vorübergehend, mit einem leichten Unmutsausdruck: „Hat meine Bewirtung Sie so wenig befriedigt, Herr Hauptmann, daß Sie mir nichts mehr zu verdienen geben wollen?“

Alle redeten ihn so an, denn die Abzeichen der Offiziere in der preußischen Armee waren gleich, ließen einen Oberst nicht von einem Fähnrich unterscheiden, doch er hatte beim erstenmal nicht Worte gefunden, die Ansprache zu berichtigen, so unterließ er's auch weiter. Wie mit einem Rausch umgab's ihm die Sinne, wohl ein wenig nach und nach auch mit einem leiblich-wirklichen von dem ungewohnten Weingenuß, obgleich er sich, seiner Trunkbetörung durch die verkleideten Werbeoffiziere gedenk, in acht nahm, den Becher zu häufig an den Mund zu setzen. Aber war er denn in Wirklichkeit vor sieben Tagen als gemeiner Dragoner bei Lowositz in die feindlichen Truppenmassen hineingestürmt? Wie ein Phantasiebild oder wenigstens wie vor schon weit zurückliegender Zeit geschehen, kam's ihm in seiner gegenwärtigen Umgebung vor, einer unbekannten neuen Welt, in fürstliche Pracht, Glanz und Zauber gebadet, alle Sinne umgaukelnd, lockend, bestrickend, und in dieser Welt der Vornehmheit und des Reichtums saß er

nicht nur wie ein dazu Berechtigter, sondern wurde angesehen, wie wenn er als ein Siegesheld in sie hineingetreten sei. Das war er nicht und ihm selbst kam's nicht in den Sinn, sich dafür zu halten, für etwas andres, als ein geringfügiges Werkzeug in der Hand des Königs, nicht mehr als viele Tausende. Aber im Kopf schwindelte es ihm doch etwas; die Schwester des großen Königs hatte ihn in diesen Kreis geführt, durch Wort und Fürsorge für ihn ausgezeichnet; er bildete den Gegenstand der Aufmerksamkeit bei den obersten ordenbesternten, in Golduniformen starrenden Offizieren, die ihn wie einen Gleichstehenden behandelten, um den Vorzug, mit ihm zu sprechen, wetteiferten. Manchmal erstaunte er über sich selbst, daß es ihm nicht schwer fiel, richtig und gewandt zu entgegnen, auf ihre Fragen Antwort über Dinge zu geben, von denen er im ersten Augenblick nichts zu wissen gemeint hatte; der Wein hielt seine Zunge gelöst, und unbewußt trug er mehr an Bildung, Kenntnis und Geistesgaben in sich, als die große Mehrzahl der prunkenden Hofkleidträger um ihn. Ziemlich lange hatte es gedauert, eh er begriffen, was eigentlich das Fest mit seinen Verkleidungen und Benennungen bedeute, dann indes war ihm aus den Reden umher das sonderbare spielerische Bestreben der Nachahmung eines ländlichen Wirtschaftsbetriebes im Schlosse aufgegangen, daß die eifrig beflissenen Bedienerinnen der Gäste Mägde des Gasthauses vorstellende Hofdamen seien, und seinem Mund entflog einmal die Frage, welchen Namen Daphne als wirklichen trage. Doch der von ihm Angesprochene antwortete lächelnd: „Sie heißt

Daphne, keine von ihnen heißt anders als sie benannt und gerufen wird.“ Das gehörte offenbar auch zu der Fiktion, war eine Spielvorschrift, und Detmar wiederholte die Frage nicht. Wunderlich schwankten Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen gegensätzlichster Art in ihm hin und her; für Augenblicke stand er inmitten des tobenden Schlachtlärms, um ihn brüllte Kanonendonner, rasselten Waffen und dröhnender Hufschlag, er selbst jagte hochgeschwungenen Säbels mit, der Tod streckte Tausende blutüberströmt, röchelnd zu Boden. Dann saß er hier im glanzfunkelnden Schloßsaal zwischen klirrenden Goldpokalen, heiterem Gelächter und helltönendem Stimmenschall eines erlustigenden Festspiels; zwei Bilder, zwei Welten waren es in unvereinbar grellstem Gegensatz zueinander. Ihn rührte an, die Fragen, mit denen er überhäuft wurde, entflössen keinem Mitfühlen, keiner ernstlichen Teilnahme an dem furchtbaren Blutbade bei Lowositz, nur einer Neugier, dem Trieb, aus dem Munde eines Augenzeugen interessante Einzelheiten der Schlacht zum Weitererzählen zu vernehmen; er sah die Augen im Gesicht der Frau Markgräfin bei ihrem Eintritt in den Saal, wie sie einen tief verächtlichen Blick über die Vergnügung der Hofgesellschaft hingeworfen hatten. Aber dann gewahrte er plötzlich zwei andre Augen vor sich, wie Ehrenpreisblüten unter sonnigen Frühlingshecken auf den einsamen Schuttgefilden um Soest; sie schauten ihn nicht neugierig, sondern mit einem stummen Erstaunen an, aus ihrem Blau flimmerte es wie ein Rückglanz der in sie hineingehuschten Sonnenstrahlen. Noch niemals in seinem Leben hatte

er etwas ähnliches, ein Antlitz solcher Art gesehen, zum erstenmal empfunden, daß von einer Angehörigen des weiblichen Geschlechtes ein nicht mit Worten benennbarer Zauber ausgehen könne. Seine Schwester war freilich auch ein Mädchen und hatte einmal in einer Mondnacht ihm ein Gefühl aufgeweckt, sie sei etwas schön von der Natur Gebildetes. Doch ließ sich das nicht vergleichen, übte keine Sonnenwirkung, war kühl, fast herb, und der Blick ging gleichgültig drüber hin.

Noch einmal geriet er kurz an Daphnes Seite und fand auch ihr gegenüber Worte, von denen er selbst nicht wußte, woher sie ihm zuflossen. Zwar erklärten sie sich aus der klassischen Bildung, die er auf der Schule in Soest empfangen, und das ihn Überraschende bestand eigentlich darin, daß er fähig war, von etwas ihm erlernt im Gedächtnis haftenden ohne Besinnen solchen Gebrauch zu machen, denn er sagte: „Sie sollten nicht den Namen Daphne tragen, sondern einen andern.“ Verwundert fragte sie: „Warum? Welchen andern?“ — „Der Sie richtiger bezeichnete — Euphrosyne.“ Kurz nachdenkend gab sie Antwort: „Das heißt, glaube ich, die Frohsinnige; halten Sie mich dafür?“ — „Ja, oder zutreffender die frohsinnig Machende, die Freudespenderin.“

Nun spielte ein Lächeln um ihre Lippen. „Können Sie auch Komplimente machen, Herr Hauptmann? Das vermutet man nicht bei einem, der eben aus einer furchtbaren Schlacht gekommen ist, und verlangt es von ihm nicht. Bleiben Sie morgen noch hier?“

Er erwiderte: „Wahrscheinlich, die Frau Mark=

gräfin will mir einen Brief auf den Rückweg mitgeben."

„Dann kommen Sie morgen sicher noch nicht fort, ihre Briefe sind meistens lang; es ist hübsch, wenn jemand so ausführlich schreibt. Der Name, den Sie mir gegeben haben, ist auch hübsch, das Frohe klingt aus ihm heraus; ich danke Ihnen dafür. Aber es wird spät, die andern Wirtschaftsmägde verlassen ihre Schenklauben, so will ich's gleichfalls tun. Ihnen ist's auch gewiß zuträglich, daß Sie nicht zu lange mehr aufbleiben, sondern sich bald ausruhen. Wie eigen muß es sein, so tagelang immer durch fremde Berge und Täler zu reiten und nachts den Sternenhimmel über sich zu haben. Was denkt man dabei? Sie werden gewiß davon träumen. Gute Nacht!"

Erst wie die junge „Bedienstete" weggeschwunden war, kam's Detmar, daß er in der Tat eine Artigkeit gesagt habe, wie er den Namen Euphrosyne als für sie bezeichnend genannt. Eine der Charitinnen aus der griechischen Mythologie war's, das hatte sie offenbar gewußt, besaß eine bei Frauen ungewöhnliche Bildung und hatte darin ein Kompliment gesehen, das ihm nicht in den Sinn geraten, da er nur an das Frohsinnige dabei gedacht. Aber es traf ganz auf sie zu, sie war, wie man sich eine Charitin vorstellen mußte.

Die Markgräfin Wilhelmine hatte sich schon seit langem aus dem Saal entfernt, die Stellung der „Wirtin" gleichgültig wieder der Favoritin ihres Gemahls überlassen, und diese gab jetzt auch durch ihren Weggang allen Damen das Zeichen zum Auf=

bruch. Erfahrungsgemäß ward es Zeit dafür, denn die meisten Gesichter der Herren taten deutlich die Wirkung unmäßigen Trunkes kund, und von manchem Munde begannen nicht für weibliche Zuhörer geeignete Reden aufzuklingen; der übliche Abschluß jedes Festgelages stand bevor, am Hof nicht anders, als in der niedrigsten plebejischen Schenkstube. Dem jungen Fähnrich klangen einige Worte Daphnes im Ohr nach, es werde ihm auch gewiß zuträglich sein, nicht zu lange mehr aufzubleiben, sich bald auszuruhen. Er empfand, eine Mahnung aus dem beinah noch kindlichen Munde habe darin gelegen, sich behutsam zu verhalten, dem Wein nicht über sein Vermögen zuzusprechen; ihr war vermutlich bekannt, in welcher Weise diese Wirtschaftsfeste zu enden pflegten, und sie nahm Anteil dran, daß für ihn der Abend nicht derartig schließen möge. Er war auch müde, trug wenigstens Verlangen danach, in dem ihm angewiesenen Schlafgemach mit sich allein zu sein, doch verstand er sich nicht darauf, in schicklicher Manier von den an einem Tisch um ihn sitzenden Kavalieren und Offizieren wegzukommen. Sie bekümmerten sich zwar nicht mehr so eifrig wie im Anfang um seine Anwesenheit, hatten in Erfahrung gebracht, was ihre Wißbegier verlangt, und führten untereinander Gespräche über ihm unbekannte Personen und Dinge. Aber sie waren noch höflich beflissen, seinen Becher wieder zu füllen; so saß er, stumm ihrer Unterhaltung zuhörend. Nur einmal traf ein Name an sein Ohr, den er schon irgendwo vernommen, und er besann sich auch, aus dem Munde des Hauptmanns von Quade sei's gewesen, der angefangen, von etwas zu sprechen, jedoch

mit einer gewissen Scheu unverständlich davon abgebrochen habe. Das ließ ihn unwillkürlich an einen seiner Nachbarn die Frage richten: „Freiherr von der Trenck — ich habe von ihm gehört, daß er in Magdeburg gefangen sitzt, glaube ich — aber weiß nicht — wer ist's und weshalb ist er in dem harten Gefängnis?“

Der Befragte lachte ein wenig zynisch und antwortete: „Gibt's einen preußischen Offizier, der's nicht weiß? Wegen ein paar zu guter Stunden, monsieur, Sie werden's verstehen; und wegen eines Gesichts und der Gliedmaßen drunter, wofür auch eine Prinzessin Augen im Kopf hatte; aus Fleisch und Blut sind Fürstentöchter im letzten Grund doch gemacht. Der hübsche Trenck versah sich nur im Bruder seiner chérie, den er sich durch die affaire galante zum beau-frère machte, denn Ihr König Friedrich versteht nichts von Liebesangelegenheiten und verstand sich deshalb besonders auch nicht auf eine zärtliche Liaison mit seiner jüngsten Schwester Amalie. Preußische Prinzessinnen muß ein vorsichtiger Mann nicht in solcher Nähe ansehen wollen, die sind zu andern Zwecken bestimmt und haben sich unter eine andre — pardonnez — nach einer andern Decke zu strecken. So kosteten dem unvorsichtigen amoureux seine Schäferstunden Kasemattenluft in Magdeburg, wahrscheinlich für so lange, bis seine Lungen überhaupt keine Luft mehr nötig haben, und die jeune bergère seufzt nach ihm im hochadligen Klosterschloß von Quedlinburg als vor der Zeit ehrwürdige Frau Äbtissin, die sich ihre sehnsüchtigen Erinnerungen an ihn auf dem Klavier begleitet.“

Der Sprecher war merklich nicht mehr voll bei Besinnung, daß er sich als Kavalier am markgräflich brandenburgischen Hofe ungeniert laut derartig über eine Angehörige des preußischen Königshauses ausließ, doch was ihm vom Munde gekommen, entsprach der Wirklichkeit. König Friedrich hatte den keckungezügelten Freiherrn von der Trenck wegen eines intimen Liebesverhältnisses mit der jungen Prinzessin Amalie vor neun Jahren ins Gefängnis auf die Felsenfestung von Glatz gesetzt und ihn, als er von dort zu entfliehen vermocht und in österreichischen Kriegsdienst eingetreten, bald darauf in der polnischen Stadt Danzig gewaltsam durch preußische Husaren aufheben und zu schwerster Kerkerhaft nach Magdeburg bringen lassen; die jüngste Schwester des Königs, von ihm mutmaßlich zu einer wichtigen, doch durch ihr in die Öffentlichkeit gelangtes Tun unmöglich gemachten politischen Verbindung ausersehen, war als Äbtissin des protestantischen Damenstifts nach Quedlinburg verbannt worden, wo sie sich in abgeschiedener Stille der Ausübung ihrer musikalischen Begabung hingab. Detmar Kampen hatte der Erwiderung auf seine Frage zugehört, doch ohne ein wirkliches Verständnis; was er begriffen, war nur, der König müsse über den Freiherrn von der Trenck aufs äußerste aufgebracht gewesen sein, weil der ihn an der Ausführung eines Plans zum Besten des preußischen Staates verhindert habe. Aber wodurch und warum dies unmöglich geworden sei, konnte er sich nicht erklären, war auch doch wohl durch den reichlich genossenen Wein zum Nachdenken darüber außerstand gesetzt, denn vor seinen Augen gingen

jetzt die Gesichter am Tisch etwas durcheinander. Er fühlte, es sei Zeit für ihn, der Mahnung Daphnes Folge zu leisten, weil ihm drohe von der Müdigkeit und einem Kreisen in seinem Kopf hier im Saal überwältigt zu werden; mit halb zunickenden Lidern sitzend, hörte er noch jemand sagen: „Da kommen die Küchenhyänen schon, um die Reste zu verschlingen, auch der Wolf ist dabei.“ Ein andrer fragte: „Was für ein Wolf?“ und erhielt die Antwort: „Einer mit mamelles, ein ganz junges Getier noch. Sie kam einmal im Sommer irgendwoher aus dem Wald beinah verhungert in ihrem Fell hier angerannt; ich glaube, Landstraßenpirscher hatten sie aufgegriffen und ein Stück Wegs als Beute mitgeschleppt, aber sie hatte sich mit ihren Zähnen zur Wehr gesetzt — man sieht's ihr an, daß sie's kann — und war ihnen weggewitscht, wohl in der Gegend hier herum. Übrigens kein übles Exemplar, zufällig sah ich's, als sie ankam, mit einem Paar von prächtigen Beinen bis übers Knie unter ihrem Wolfspelz heraus. Davon bekommt man jetzt leider unter dem Rock, den man ihr hier umgehängt hat, nichts mehr zu Gesicht, nur noch oben die sonderbare Mähne, eigentlich wie von einem Luchs. Aus dem Wolf ist ein Küchenpudel geworden — die da links am Tisch.“

Eine Anzahl von höchst sauber gekleideten wirklichen Schloßmägden war aus der Küche heraufgekommen, an die Stelle der im Reifrock und der gepuderten Frisur Weggeschwundenen getreten und begann in den verlassenen Schenklauben und von Tischen, an denen keine Gäste mehr saßen, die kostbaren Gefäße abzuräumen. Das letzte war's, was

Detmar, nur noch undeutlich, wahrnahm, denn ihm gelang jetzt, seine schon länger gehegte Absicht auszuführen, er erhob sich, ohne daß es von den neben ihm Sitzenden beachtet wurde. Doch wußte er nicht, wohin, und sah ungewiß durch den großen Raum; so traf sein Blick auf die geschäftigen Mägde, von denen eine untätig stand und ihm ihre Augen zugekehrt hielt. Die schien doch gepudertes Haar zu tragen, wenigstens ging's von ihrem Scheitel hell, einem Silberschein ähnlich, aus, oder täuschte ein Schleiergewebe vor dem Blick es seinem Gesichtssinn nur so vor? Ihm klangen zwei Worte im Ohr nach, die er eben noch gehört hatte, ohne mehr zu verstehen, worauf sie sich bezogen: „Wolf“ und „Luchs“, und irgendetwas kam daraus, ihn dunkel anrührend, hervor; aber da trat von seitwärts her ein goldbetreßter Lakai auf ihn zu, der offenbar beauftragt worden, sich bei seinem Verlassen des Saales als Führer bereit zu halten. Und um ein weniges später befand er sich allein in einem reich ausgestatteten, von den Wachskerzen eines silbernen Armleuchters erhellten Gemache; er war noch sicheren Fußes hierher gegangen und nicht trunken, nur seine ermüdeten Sinne umgab etwas Nebelhaftes. Ein köstliches Bett mit seidener Decke nahm ihn auf; so hatte er noch niemals geruht, und in wundergleichem Gegensatz empfand er dies Nachtlager zu allen denen, die meistens der harte Erdboden ihm seit dem Abmarsch von Berlin zugeteilt. Beim Hinstrecken stand noch klar bewußt vor ihm, er sei nichts weiter als ein nichts bedeutender Fähnrich der preußischen Armee, liege hier nur so im markgräflichen Schlosse als ein

Abgesandter des Königs Friedrich, der Überbringer einer freudigen Botschaft an seine Schwester. Aber dann sah er mit geschlossenen Augen den Sternenhimmel über sich, und neben ihm fragte eine Stimme: „Was denkt man dabei? Sie werden gewiß davon träumen.“ Das tat er auch und sonderbar nach Traumesart, denn die Sterne wurden immer größer, färbten sich lichtblau und schauten mit einem staunenden Ausdruck auf seine märchenhafte Lagerstätte herunter.

* * *

Als er von köstlichem Schlaf erwachte, stand ein reichhaltiger Morgenimbiß für ihn aufgetischt, bei dem ihm der Diener die Meldung überbrachte, Ihre königliche Hoheit die Frau Markgräfin habe sich früh nach der Eremitage hinaus begeben und wünsche, daß er um die Mitte des Vormittags dorthin zu ihr komme; ein Unteroffizier des markgräflichen Husarenkorps war beauftragt, ihm zum Wegweiser nach dem Landschlosse zu dienen. So ritt er um die vorgeschriebene Zeit der Sonne entgegen ostwärts davon; die Schönheit des Oktobers dauerte noch an, wundervoll spannte sich die wolkenlose Himmelsbläue über der Landschaft unter dem Fichtelgebirge aus. Eine herbstliche war's, doch noch prächtiger fast, als die des blühenden Sommers; die Bäume leuchteten im Sonnengefunkel mit gold- und purpurfarbigem Laub, frühlingsgrün dehnten sich dazwischen von hellen Gewässern durchrieselte Wiesengründe, stiegen zu Berghängen hinan, ein flimmerndes Spiel durchzog überall die maienhafte, leis von einem weichen Winde

bewegte Luft; im Auffall der Lichtstrahlen warfen da und dort geringfügigste Gegenstände einen zauberischen Rückglanz wie kostbarste Edelgesteine um sich. Detmar war's, einen so herrlichen Tag habe er noch niemals gesehen; jeder Atemzug schien einem lieblich berauschenden Trunk gleich, doch im Gegensatz dazu erfüllte ihn freudig das Bewußtsein, daß er am Abend nicht trunken, nur müde gewesen sei, denn der ungewohnte Wein hatte ihm keine Nachwirkung hinterlassen, er fühlte sich so frisch und leicht, wie kaum je zuvor. Für die hurtig auf der vortrefflichen Straße ausgreifenden Pferde war's bis zur Eremitage nicht weit, doch ein seine Ankunft meldender Lakai brachte die Erwiderung zurück, die Frau Markgräfin sei noch beschäftigt, er möge die Dinge im Park ansehen; sie werde ihn rufen lassen, wenn sie fertig geworden. So begab er sich am Mont Parnasse vorbei in die verflochtenen Laubgänge mit ihren Grotten und Seltsamkeiten hinein; einsame Stille lag zu dieser Vormittagstunde darüber, und alles sah ihn in der Rokokoverschnörkelung fremd-sonderbar an, manchmal beinah zu einem Lachen verlockend. Die künstlich eingefaßten Blumenbeete waren herbstlich schmucklos, nur einmal gewahrte er in einiger Entfernung an einem erhöht aufragenden Gemäuer etwas rot Leuchtendes, und seine scharfsichtigen Augen erkannten darin eine Rosenblüte, die am Wandstrauch letztverbliebene in der sommerverlassenen Gartenwelt. Verwundert betrachtete er die Einsiedlerklausen, die unverschlossen standen, und wo ihm beim Eintritt Bildnisse mit langen Allongeperücken entgegenblickten; in der stummen Reglosigkeit rührten sie die Empfin-

dung halb geisterhaft an. Wen stellten sie vor und zu welchem Zweck diente das alles? Er wußte sich's nicht zu erklären und ging weiter; doch da befiel's ihn wirklich mit einem Schreck, denn zwischen all den toten Dingen regte sich plötzlich einmal etwas Lebendiges. Aus einer der Klausen kam's hervor, er wußte beim ersten Hinblick nicht, was; doch nun fragte es mit einer hellen Stimme: „Sind Sie schon so früh aufgestanden, Herr Hauptmann? Das pflegt nicht Brauch bei denen zu sein, die bis lang in die Nacht hinein bei der Weinkanne bleiben.“ Da war's Daphne, doch in der Tat nicht gleich erkennbar, denn sie trug heut keinen Reifrock, sondern stand blütenschlank in einem der Eremitage angepaßten Gewande wie ein junges Landmädchen in der Türöffnung der Klause; ein aufgeschlagenes Buch zeigte, daß sie lesend drin gesessen habe.

Der Angesprochene war so überrascht und in Verwirrung gesetzt, daß ihm nur mit halbem Stottern auf die Lippen geriet: „Nein — ich bin bald — bin nicht lange mehr geblieben —“

Darüber schien Daphne verwundert, denn sie fragte: „Warum denn nicht? War der Wein nicht gut?“

„Ja — gewiß — aber ich hatte etwas Besseres — eine gute Mahnung bekommen, nicht zu viel zu trinken, sondern rechtzeitig fortzugehen — der bin ich gefolgt und dankbar dafür, denn mir ist's heut morgen so wohl und schön zu Sinn —“

Sein Sprechen wie sein Gesicht, über das ein leichtroter Anflug gegangen, verliehen ihm den Anstrich eines großen Knaben, und Daphne erwiderte

lächelnd: „Ihre Mutter war doch nicht mit anwesend — wer hat Ihnen denn einen so guten Rat gegeben, Herr Hauptmann?“

Leis schelmisch klang's aus der Frage hervor, er aber nützte jetzt die Anrede, um einzufallen: „Sie haben mich gestern so genannt, und ich konnte nicht — alle taten's — aber ich möchte nicht, daß Sie glauben — ich bin kein Hauptmann, nur Fähnrich —“

„Macht das Sie denn anders? Sie haben darum doch ebenso mit in der Schlacht bei Lowositz gekämpft. Ich liebe Ihren König nicht, aber daß er Sieger bleiben möge, wünsche ich ihm und freute mich darüber, daß Sie's so laut zu dem Trunk, den ich Ihnen gegeben hatte, aussprachen. Die Frau Markgräfin ist wohl noch nicht fertig mit ihrem Brief an ihn?“

Unwillkürlich fragte Detmar: „Schreibt sie an ihren Bruder? Sie hat mich warten heißen und die Dinge im Park ansehen.“

„Ja, sie sagte mir, daß sie's hier tun wolle —“

Das erklärte die frühe Anwesenheit der jungen Hofdame in der Eremitage, offenbar hatte ein Geheiß der Markgräfin sie als Begleiterin mitgenommen. Doch brach Daphne kurz davon ab, wie wenn ihr die Äußerung als etwas nicht Geziemliches vom Munde gekommen sei, und setzte rasch hinzu: „Ja, es gibt mancherlei Sonderbares hier zu sehen, aber ein Fremder findet's nicht so, wie jemand, der damit vertraut ist. Ich möchte auch ein wenig gehen, wenn Sie mich begleiten wollen, zeige ich Ihnen die interessantesten Sachen, Herr — nein, das paßt zum Fähnrich wohl nicht, doch Ihren Namen weiß ich

nicht. Wie ist er, und wo sind Sie zu Hause? Mich dünkt, Ihr Heimatland muß schön sein, als läse man's in Ihren Augen. Das klingt vielleicht närrisch, aber man muß ja nicht immer nur klug sprechen wollen."

Sie gingen nebeneinander her, und er gab auf die Fragen Antwort, sprach beim Erzählen auch von seiner Schwester, daß die in der Nähe von Berlin im Schloß Schönhausen geblieben sei. Überrascht fiel die Zuhörende ein: „Bei der Königin Elisabeth? Da hat sie's gut, mit der zusammen und Frau von Camas möchte ich auch leben."

„Bei der Königin Elisabeth —" wiederholte Detmar hochstaunend; hier in Bayreuth erfuhr er zum erstenmal, bei wem er seine Schwester zurückgelassen habe, doch im nächsten Augenblick erhellte sich's ihm aus dem Erinnerungsbild der beiden Damen im Schloßpark zur Gewißheit, obgleich er seltsamerweise nie daran gedacht hatte, daß es auch eine Königin in Preußen gäbe, und auch jetzt noch fiel's ihm nicht möglich, sich den König als vermählt und neben einer Frau vorzustellen. Eine Hofdame aber war offenbar auch von den Verhältnissen und Personen an andern Höfen unterrichtet, zumal hier am Bayreuther Hof über den in Berlin, und das bewährte Daphne vollständig, wie er ihr nun von seiner Begegnung mit der weißhaarigen Dame im Schönhausener Park erzählte, daß sie ihm wie ein vom Himmel herabfallendes Glück erschienen sei. Die junge Hörerin versetzte darauf: „Das sieht der guten Mama gleich — so redet der König sie immer in seinen Briefen an, und er ist für sie wie ein Sohn,

keine Majestät. Ich bin öfter mit ihr zusammen gewesen; wenn er sich nur auch wie ein Sohn willfährig zeigte, so menschlich-natürlich zu handeln, wie sie denkt und spricht, da wäre manches besser auf der Welt.“ Detmar rief das letzte etwas früher von ihr Gesagtes ins Gedächtnis, und er fragte: „Lieben Sie den König deshalb nicht, weil er gegen Frauen zu gleichgültig ist? Ich kann mir keinen Mann auf der Welt vorstellen, den man so glühend lieben müßte.“

„Ja, Sie sind auch ein Mann — wenn ich das wäre, ginge mir's wohl ebenso, täte ich's auch, könnte für ihn sterben, glaub ich. Nein, zu gleichgültig, das ist er nicht; mir scheint, er bekümmert sich im Gegenteil zu viel um Frauen, nicht mit seinen Augen und seinem Herzen — aber sonst — sogar um uns armen Wirtschaftsmägde —“

Sie sprach's und meinte es hörbar ernsthaft, mußte indes doch dabei einen Lachreiz der Lippen bekämpfen, oder ward davon aus dem Anblick einer Steinfigur überkommen, an der sie der Weg gerade vorbeiführte. Ihre Hand deutete zu der Frage drauf hin: „Ist das nicht drollig? Stellen Sie sich vor, daß die Venus so ausgesehen hat?“

Spaßhaft war's allerdings, denn jedenfalls sollte das lebensgroße Standbild die altrömische Liebesgöttin bedeuten, welche den ihr eben von Paris zugeteilten Apfel betrachtend in der Hand hielt. Doch bot sie sich in tadellosester Rokoko-Toilette zur Schau mit getollten Locken an den Schläfen, Spitzenärmeln und enggeschnürter Taille; von dieser bauschte sich rundum weit der Reifrock ab, aus dem grauen Sand-

stein nachgeahmte Federn bildeten den Kopfzierat. Detmar sah auf die Gestalt hin und mußte gleichfalls lachen, doch die Augen schnell nach seiner Begleiterin zurückwendend, antwortete er auf ihre Frage: „Nein, so denke ich mir die Venus nicht — aber sie steht wohl nicht immer in solcher Tracht da — ich kann mir vorstellen, daß sie zuweilen eine andre anlegt, die für sie geschaffen ist und auf den ersten Blick ihre Holdseligkeit erkennen läßt.“

Daß diese Erwiderung nicht der barocken steinernen Figur gelte, blieb außer Zweifel, und er fühlte während des Sprechens, noch gestern um diese Zeit würde er solche Worte nicht im Besitz gehabt haben, sei erst seit der Ankunft in Bayreuth in unbegreiflicher, plötzlicher Weise dazu gelangt. Auch Daphne schien davon überrascht, sie sah ihn einen Augenblick stumm an, eh ihr vom Munde kam: „Sie wollen doch wohl Hofkavalier werden — nein, so hätte es von denen keiner gesagt, sondern als ob die Phantasie es einem Dichter so eingegeben habe — sprechen Sie vielleicht im Traum manchmal in Versen, ohne es zu wissen? Aber wir haben noch vielerlei Sonderbares zu besehen — wenn Sie wieder einmal in einer Schlacht sind und Ihnen einfällt, wie friedfertig Sie heute hier gegangen, wird's Ihnen auch sonderbar vorkommen. Oder denkt man dann nicht an so etwas? Ich will's jetzt auch nicht — warum müssen die Menschen in Feindschaft miteinander leben, sich totschießen und -schlagen? Daran ist wieder Ihr König schuld, daß er nicht auf die gute Mama Camas hört, sonst geschäh's nicht so übel. Und dafür sollt ich ihn lieb haben? Freilich, einen Mann,

der ihn im Stich ließe, nicht bereit wäre, zehnmal sein Leben für ihn hinzugeben, den würde ich hassen und verachten; wunderlich ist's, wie es so nebeneinander liegt, darüber muß man auch nicht denken wollen. Lassen Sie uns hier gehen, der Weg führt nach dem Theseuslabyrinth."

Sie bogen seitwärts ab und gelangten in ein eigentümliches Geflecht sich völlig gleichsehender schmaler Gänge, die von beschnittenen Taxuswänden so hoch eingefaßt wurden, daß der Blick nicht drüber hinausging. Ein zu der Zeit in fürstlichen Parkanlagen vielfach eingeschalteter „Irrgarten" war's, aus dem ein Fremder sich nur schwer allein wieder herauszufinden vermochte, da die Wege sich kunstvoll so verwanden, daß sie ihn beständig im Kreis umführten, wieder an die Ausgangsstelle zurückbrachten. In der Mitte lag ein kleiner freier Platz, von einem mit eingeritzten orientalischen Schriftzeichen bedeckten Obelisk überragt; vor ihm anhaltend, sagte Daphne: „Eine Geheimschrift ist's, die nur ein Sonntagskind zu lesen vermag. Versuchen Sie, ob Sie das sind; wer es kann, soll das schönste Rätsel auf der Welt drin lösen. Hier stand Theseus und wäre zeitlebens ein Gefangener gewesen, wenn Ariadne ihm nicht geholfen hätte, wieder aus dem Labyrinth herauszukommen —"

Wie's schien, von einem ihrer Worte dazu gebracht, vergaß sie, daß sie in dieser friedfertigen Stille nicht mehr an die Feindseligkeit der Menschen und Schlachtgetöse denken gewollt, sondern knüpfte daran: „Wenn Sie einmal rundum von Feinden umschlossen wären und sich als ein Gefangener sähen, der nirgend-

wohin entkommen könnte, was täten Sie dann? Würden Sie sich ergeben oder lieber Ihr Leben lassen? Das hat freilich noch Zeit und Sie können's noch bedenken — versuchen Sie jetzt, ob es Ihnen glückt, das Rätsel da auf dem Obelisk zu lösen."

Ein schalkhafter Zug hatte den Mund der jungen Sprecherin umspielt; Detmar kam ihrem letzten Geheiß nach, verwandte den Blick auf die Steininschrift. Indes selbstverständlich ließ sie sich nicht entziffern, war vermutlich inhaltlos, nur eine Nachahmung von Buchstaben in der fremden Sprache, und rasch ablassend, kehrte er die Augen wieder seiner Begleiterin zu. Aber die stand nicht mehr neben ihm, sondern ging etwa ein Dutzend Schritte entfernt an der Wandumfassung des Platzes, und er wollte ihr nachfolgen, sah noch, daß ihre rechte Hand sich seitwärts nach etwas ausstreckte. Doch zugleich auch verschwand sie seinem Blick, denn dicht vor ihm schoß ein Wasserstrahl aus dem Boden, sich im Nu zu einem undurchsichtigen Vorhang verbreiternd und den Weg sperrend. Hastig bog er zur Seite ab, da geschah's ebenso, und nun rauschte es rund um ihn von steigenden und fallenden, wallenden, farbig in der Sonne sprühenden Wassergarben, die aus den Mäulern ausgestreckt liegender kleiner Steindrachen und Kobolde hervorstrudelten. Er befand sich in einer „Wasserfalle" des Parkes, die plötzlich von jemand aus ihrer Ruhe in Tätigkeit versetzt worden sein mußte, und stand wie auf einer kleinen Insel als ein Gefangener inmitten der ihn rings ausweglos umbrausenden Kaskaden. Ein Gefangener — nur

ein mit ihm betriebenes Spiel war's — aber sein Herz klopfte so schnell und laut an die Brustwand, fast stürmischer noch als in der Schlacht von Lowositz. Was sollte und wollte er? Sich in seine Gefangenschaft ergeben oder sein Leben daran setzen, durch das Wallen und Wogen durchnäßt in Freiheit zu gelangen? Was erwartete die Urheberin des neckischen Spieles, daß er tun werde?

Da kam von oben aus der Luft etwas Rotes herab, senkte sich gerade vor seine Füße nieder, und zugleich mit einem Schlage hörten alle springenden Wasser auf, waren, als seien sie nur ein Traumbild gewesen, weggeschwunden. Neben ihm am Boden, wie wenn von ihr diese Zaubermacht geübt worden, lag eine rote Rose, Gedächtnis in ihm aufweckend, daß er sie bei seinem Eintritt in den Park aus der Weite als letztverbliebene an einem erhöhten Gemäuer wahrgenommen habe. Sich hastig bückend, nahm er sie und hob sie ans Gesicht; ein nur leiser, doch wunderbar lieblicher Duft, erstem Frühlingsanhauch gleich, ging von ihr aus —

Fast im selben Augenblick aber traf eine Stimme an sein Ohr, Ihre königliche Hoheit, die Frau Markgräfin lasse ihn rufen. Halb sinnverworren sah er einen unbemerkt herangekommenen Lakaien vor sich, folgte mechanisch dem Geheiß und ward in das Arbeitsgemach der Markgräfin geführt. Heut im hell auf sie fallenden Tageslicht bedünkte ihn ihr Bild gegen das gestrige stark verändert; alt und hohlgesichtig wandte sie, als eine unverkennbar an körperlichem und seelischem Leiden Kranke mit dunklen Schatten unter den Augen in ihrem Sessel den Kopf

nach dem Eintretenden um. Beträchtlich mehr als drei Jahre schien sie ihren königlichen Bruder zu übertreffen, der auch viel erduldet, gelitten, doch als Mann zu überwinden vermocht. Aber das Mädchen, das vor einem Vierteljahrhundert von ihrem Vater bei einem seiner blinden Wutausbrüche am Haar durchs Zimmer geschleift worden, hatte sich von dieser Schreckensstunde nie mehr wirklich erholen können, damals eine unheilbare Erschütterung des Nervensystems empfangen, an dem das Leben unablässig weiter gerüttelt und zerrüttet. Ihr Geist und Wille übten noch Herrschaft über den Körper, doch der Blick eines Arztes hätte erkannt, ihr Herz befinde sich auch im leiblichen Sinne nicht in normalem Stande, sei unfähig, wenn noch wieder zu heftige Gemütserregungen über sie hereinbrächen, dagegen Widerstand zu leisten.

Sie stand jetzt auf, reichte dem jungen Fähnrich einen Brief hin und sagte: „Reite Er sofort ab und bringe meinem Bruder die Antwort zurück. Wenn der König Ihn fragt, wie ich ausgesehen habe, sage Er: gut. Er spricht die Wahrheit damit, denn Er hat mir gestern einen guten Abend verschafft, ich bin Ihm dankbar dafür. Schone Er die Pferde nicht, damit ich weiß, daß mein Bruder den Brief bald in Händen hat. Wenn Er eines durch zu schnelles Reiten verliert — ein Fähnrich bei unsrer Armee ist schwerlich in der Lage, es aus eignen Mitteln zu ersetzen — so komme ich Ihm für den Verlust auf, damit Er nicht gescholten wird."

Sie nahm vom Schreibtisch eine bereit liegende seidene Börse, deren Maschen der Schein von Gold-

stücken durchblinkte, und legte sie in die Hand Detmars, der sich stumm ehrerbietig verneigte; in weiblich zartsinnige Form eingekleidet, war's ein Geschenk, das nicht verletzen konnte, sondern einem Fähnrich in der Tat hochwillkommen sein mußte. Eigentümlich hatte die Geberin von „unsrer“ Armee gesprochen und darunter fraglos nicht die markgräfliche, vielmehr die preußische verstanden; in ihrem Denken und Empfinden war sie nur noch die Tochter ihres Hauses. Als der Fortgehende bis zur Tür gekommen, klang die Stimme der Markgräfin Wilhelmine ihm noch einmal nach: „Ich habe meinem Bruder geschrieben, wenn er mir abermals solche freudige Nachricht schicke, möge er Ihn wieder zu ihrem Boten wählen. Au revoir in Bayreuth!“

Nun war der Verabschiedete draußen, wo der Husar bereits im Sattel seiner harrte, um ihn zur Stadt zurückzubringen. Völlig unerwartet war ihm das während der letzten kurzen Minuten Vorgefallene gewesen; er hatte geglaubt, den Tag hindurch noch in Bayreuth zu bleiben, und auch Daphne diese Meinung gehabt, da sie gestern geäußert, die Briefe der Frau Markgräfin seien meistens lang, und es sei hübsch, wenn jemand so ausführlich schreibe. Seine Augen gingen suchend umher, ob er die junge Hofdame nicht gewahre; ihm lag's doch als eine Artigkeitspflicht ob, sich von ihr mit einem Dank für ihre Führung durch den Park zu verabschieden; offenbar hatte sie auch nicht vermutet, daß er schon so bald, schon in dieser Stunde aufbrechen müsse. Indes nirgendwo entdeckte sein Blick ein Anzeichen von ihr, wahrscheinlich war sie in die Einsiedlerklause zu ihrem

Buch zurückgekehrt, und aus einem raschen Herzschlag herauf durchschoß ihm der Gedanke den Kopf, sie schnell dort noch aufzusuchen. Aber zugleich stand die Frau Markgräfin wieder vor ihm, ihr Gesicht verwandelte sich zu dem ihres Bruders, der ihn ansah und fragte: „Hat Er nicht verstanden, daß Er sofort abreiten soll?" Erschreckt, mit rotem Gesicht, als ob die Worte ihm wirklich ans Ohr geschlagen, schwang er sich hastig in den Bügel, seine Hand zog sich fester um die Rose, die er bisher in der Linken gehalten, zusammen, als ob er sie vor einem Blick verbergen wolle, und er sprengte mit seinem Begleiter auf der Straße davon.

* * *

Als ein andrer ritt um eine Stunde später Detmar Kampen mit seinem Dragonergeleit aus Bayreuth, als er gestern abend gekommen; nicht glaubhaft bedünkte es ihn, daß noch kein ganzer Tag seitdem vergangen sei. Auch wie er am Morgen nach der Schlacht vom Zeltlager bei Lowositz, plötzlich zum Fähnrich aufgestiegen, als Bote des Königs abgeritten, war ihm zu Sinn gewesen, daß er mit keinem Menschen auf der Welt tausche, aber so wie heut hatte es doch nicht in seiner Brust gejauchzt. Ein Gefühl klopfte ihm drin, wieder nicht mit Worten benennbar, so unermeßlicher, märchenhafter Reichtum war vom Himmel herab über ihn gekommen. Oder doch, es war ja mit einem Wort zu nennen — er mußte laut auflachen —, eine mit Gold angefüllte Börse, ein Besitztum, wie er's sich kaum im Traum hätte vorstellen können. Nur hatte diese Börse die

Hand der Frau Markgräfin zwischen den Wänden eines Zimmers in die seinige gelegt — aus der blauen Luft von der Sonne her war vor seinem Fuß nur eine Rose niedergefallen —

Als ein Gefangener hatte er unter dem Obelisk mit der Rätselinschrift gestanden, da flog die Rose herab und machte ihn frei.

War denn das nicht auch ein nennendes Wort: Die Rose?

Nein, es sagte nichts, was Lippen sprechen konnten, und war auch nichts, gar nichts, als einzig ein Wunder vom Himmel her. Er war auch gar nicht frei dadurch geworden, sondern ritt hier noch in gleicher Weise als ein Gefangener — viel fester noch gefangen —

Nur sonderbar anders, als vor acht Tagen von Lowositz ritt er heute hier von Bayreuth, nicht mit neuem Leben, sondern mit verdoppeltem. Das eine, frühere gehörte wie vormals dem König, doch das andre —

Er lachte nochmals laut, wie halb närrisch auf, rief: „Der Rose!“ und schlug seinem Pferde die Sporen ein, daß es windschnell vorwärts schoß.

Zurück war der gleiche Weg zwischen dem Fichtelgebirge und Frankenwald in nächster Richtung auf die kursächsische Grenze zu eingeschlagen, doch nötigte der frühe Einbruch des Abenddunkels schon ziemlich bald zur Nachtrast. Bei der Vorkehrung zu dieser ward Detmar durch das Aufleuchten eines andern Lagerfeuers nicht weit von dem seinigen überrascht und erhielt von einem der Dragoner Auskunft, ihnen sei aus Bayreuth ein Trupp Berittener nachgefolgt,

um in das preußische Heer einzutreten. Das veranlaßte den jungen Fähnrich, behutsam sich selbst über die Art dieser nächtlichen Nachbarschaft zu vergewissern, er begab sich in ihre Nähe hin und erkannte, hinter einem Busch verborgen, bei dem Flammenschein eine beträchtliche Anzahl um das Feuer versammelter Reiter und Pferde. Zweifellos hatte die Siegesbotschaft von Lowositz sie zu ihrem Vorhaben verlockt, die meisten zeigten die Kleidung von Landleuten, doch blinkten dazwischen auch Monturen des bayreuther Husarenkorps und legten die Vermutung nahe, daß ihre Träger keine Fahnenflüchtlinge, sondern mit Wissen und Bewilligung ihres Befehlhabers davongeritten seien, den ungeordneten Haufen der andern nach seinem Ziel zu geleiten; sie kamen aus dem Lande der Schwester König Friedrichs, übermittelten ihm wahrscheinlich noch einen weiteren Gruß von ihr als den Brief, den sie geschrieben. Wie überall, wo Soldaten zum Krieg auszogen, befanden sich bei den Lagernden auch mehrere Frauenpersonen oder Mädchen, mit Nadel und Schere weibliche Hilfsleistungen zu verrichten, als Marketenderinnen und Wäscherinnen zu dienen; der frühere ungeheure Troß von ihnen bei jeder Heermenge war allerdings stark vermindert worden, indes seine völlige Abschaffung nicht möglich gefallen, da sie sich in der Tat für manche Benötigungen als unentbehrlich erwiesen und bei Truppenteilen, denen ihre Begleitschaft entzogen wurde, mit Sicherheit auf zahlreiche Deserteure gerechnet werden mußte. Detmar bemaß kurz die bisher unbemerkt hinter ihm Dreingefolgten und kehrte mit freudigem Gefühl an seinen Lager-

platz zurück; er führte sie dem König zu, hatte ihnen den Antrieb dazu gegeben und war gewissermaßen als Werbeoffizier in Bayreuth aufgetreten. Daß es ihn beglücken könne, als solcher tätig zu sein, hätte er sich vor zwei Monaten auch noch nicht vorzustellen vermocht; aber es geschah so manches, was der Gedanke, zuweilen nur um wenige Stunden, selbst Augenblicke vorher, niemals für möglich gehalten. Der heutige Vorgang wiederholte sich gleicherweise an jedem Abend, der stets das nachbarliche Lagerfeuer aufflammen ließ; bei Tage hielten die „Angeworbenen“ sich in einiger Entfernung zurück, doch keiner so großen, daß sie ihre Vorreiter aus dem Gesicht verlieren konnten. Ab und zu überkam's einmal den jungen Fähnrich mit einer Unruhe, das könne doch geschehen, und er wandte plötzlich den Kopf um, ob noch etwas von ihnen zu gewahren sei. Ihm war's, Unersetzbares werde sonst für ihn verloren gehen, und er zügelte sein Pferd zum Schrittgang, bis er Gewißheit erlangte, die durch etwas verdeckt Gewesenen seien nicht vom richtigen Weg abgeraten.

Ein eigentümlich andres Geheiß hatte die Markgräfin Wilhelmine ihm erteilt, als ihr Bruder, die Pferde nicht zu schonen, es komme nicht darauf an, ob er unterwegs eines einbüße. Das klang eher von einem Manne als von einer Frau gesprochen, doch kam darin wohl ein Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Wesen zum Ausdruck. Der König war auch bei der Bezeugung seiner Liebe noch bedachtsam, während seine Schwester sich einzig dieser hingab und nichts anderm einen Wert zumaß. Galt

das überhaupt allgemein bei dem Manne und der Frau? Detmar dachte darüber nach — nein, das offenbar nicht, es konnte auch umgekehrt sein. Er besaß ebenfalls eine Schwester, so kam die ihm zunächst zur Vorstellung und ließ ihn nicht in Zweifel. Wenn Ulrike jemand liebte, blieb sie ohne Frage doch verständig dabei, besonnen erwägender Einsicht zugänglich, während ihr Bruder —

Wenn der liebte, würde er besinnungslos alles dafür hingeben, obgleich er ein Mann war. Darin könnte er dem König nicht nacheifern —

Ein Glück war's, daß es sich dabei nur um eine Vorstellung der Phantasie handelte. Er hatte an Wichtigeres zu denken als an solche Fragen. Seine Hand griff in die Tasche zur Vergewisserung, daß er den Brief noch bei sich trage, nahm ihn hervor und hob ihn ans Gesicht auf. Gegen Schädigung war er in ein Papierblatt eingeschlagen, und durch dies drang ein leiser süßer Duft nach außen, denn die aus der Luft herabgefallene Rose lag mit in dem Umschlag bewahrt.

Sein Trachten richtete sich darauf, die Mitte zwischen dem Geheiß des Königs und der Frau Markgräfin zu halten, so ward keins seiner Pferde zum Weiterritt unfähig, doch brauchte er einen halben Tag weniger zum Wiedererreichen der Bergbaustadt Annaberg, von wo er, das Erzgebirge überkreuzend, den Weg nach Böhmen einzuschlagen gedachte. Aber da kam ihm brausende Kunde von der Nachwirkung des Sieges bei Lowositz entgegen. Das sächsische Heer hatte, von Nahrungsmangel gedrängt, vor der Nötigung gestanden, sein unangreifbares Felsenlager

bei Pirna zu verlassen, und durch Geheimboten Abmachungen mit einem österreichischen Korps getroffen, das aus Böhmen heranrücken und ihm auf ein Signal von Kanonenschlägen durch einen Angriff im Rücken der preußischen Umschließungstruppen zum Entkommen behilflich sein solle. Doch von einem in der Nacht ausgebrochenen, gewaltigen Sturm war der Schall der Kanonenschüsse verweht worden, die Beistandleistung der Österreicher unterblieben, und in rettungslose Lage versetzt, hatte sich das gesamte sächsische Heer ergeben müssen. Das ganze Kurfürstentum Sachsen befand sich, zu keinem Widerstand mehr fähig, in der Hand des Siegers, der sein Winterquartier darin aufschlug, da die vorgerückte Herbstzeit für dieses Jahr der Fortsetzung des Krieges ein Ende bereitete; König Friedrich war nach Dresden zurückgekehrt und erteilte bereitwillig dem polnischen König August für sich und sein Gefolge Pässe, daß er von seinen Tafelfreuden auf der Felsenfestung Königstein, wohin er geflüchtet, nach denen im Schloß von Warschau übersiedeln könne und in seinen mannigfachen höchsten Lebensgenüssen nicht weiter störend beeinträchtigt werde.

Durch diese Botschaften bei Annaberg zur Abänderung seines Vorhabens gebracht, schlug der junge Fähnrich nicht die Richtung nach Süden, sondern entgegengesetzt gen Norden ein, wandte sich talab auf Chemnitz zu, um auf guter Straße baldmöglichst an den Aufenthaltsort des Königs zu gelangen; ohne selbst Kenntnis des sächsischen Landes zu besitzen, hatte er auf seinem Botenritt bewundernswert rasch erlernt, aus den Angaben der Leute, die er über die

Lage von Ortschaften befragte, sich ein Bild der Landschaft wie ihrer Wegzustände zu gestalten und richtigen Entscheid zu treffen. So erreichte er durch die Wahl der zu erwartenden besseren Straßen zwischen den größeren Städten Dresden schneller als in der geraden Luftlinie und gewahrte beim Einritt in die Stadt mit Befriedigung, daß die Schar der ihm von Bayreuth her Nachgefolgten durch seine Führung ebenfalls hier eintrafen. Jetzt brauchte er um ihretwillen keine Besorgnis mehr zu hegen; sie waren nun selbst instand gesetzt, sich nach ihrem Zweck und Ziel weiter zurecht zu finden, und er ritt gradenwegs dem seinigen entgegen. Ziemlich späte Nachmittagsstunde war's, als er im Schloßhof abstieg; auf eine Erkundigung bei dem Wachtposten vorm Portal ward er über eine Treppe zu den vom König bewohnten Gemächern hinangewiesen. Doch wimmelte es droben nicht von goldstrotzenden Hofkavalieren und Lakaien, wie zur Zeit des Aufenthaltes König Augusts in seiner Residenz; geräuschlose Stille lag in den Gängen, und dem Ankömmling nützte sein draußen in Feld und Wald erworbenes Orientierungsvermögen hier nicht. Einige Augenblicke stand er unschlüssig, öffnete dann jedoch eine Tür, die in einen prunkvoll ausgestatteten Saal hineinführte. Ein Empfangsraum schien's zu sein, darin sich aber gleichfalls niemand aufhielt, den er befragen konnte; erst als er bis zur Mitte vorgeschritten, ward durch die halb offenstehende Tür eines anstoßenden Gemaches ein Klang vernehmbar, der ihm plötzlich den Fuß anhielt, denn es war die Stimme des Königs. Er sprach zu jemand; Detmar wollte sich mit erster Regung nach dem Korridor

zurückwenden, doch ihn überkam Furcht, sein Auftreten werde dabei gehört; so blieb er unwillkürlich stehen. Es dauerte nur kurz, bis er aus dem Hin- und Widerreden entnahm, beim König müsse sich ein von ihm herbeschiedener Feldprediger von höherer Stellung, vermutlich der Feldpropst, befinden, und das Gespräch behandle eine kirchliche Dankfeier, die für den Sieg bei Lowositz abgehalten werden solle, denn nach seinem Brauch nicht mit gehobener Stimme, doch trotzdem aufs deutlichste zu verstehen, sagte König Friedrich jetzt:

„Lasse Er in Seinem Dankgebete die Majestät und meinen Namen dahinter weg. So wie Er sich Gott vorstellt, schickt sich's nicht, zu ihm von einem Menschen als Majestät zu sprechen, und da Er ihn allwissend benennt, so weiß er auch, wer gemeint ist und ist der Name überflüssig. Beschränke Er sich deshalb darauf, so weit es mich angeht, zu beten: Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein deinen Knecht, unsern König; das königliche Haus braucht Er auch nicht beizufügen; das versteht sich mit drin, wird Gott sich von selbst sagen und ihm die Kürze angenehmer sein als unnötige Länge; man muß bei jeder Gelegenheit ein gutes Beispiel geben, vernünftig mit der Zeit umzugehen. Das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" kann Er singen lassen; darauf soll der Soldat vertrauen, und es ist wohlgetan, daß er auch von der Kirche an „Wehr und Waffen" und ihre richtige Instandhaltung gemahnt wird. Jeder muß sein Handwerk in dieser Welt mit dem gehörigen Maß von Einsicht betreiben, sonst bringt er nichts Nützliches zustande. Das halte Er immer im Auge,

wie ich mich nach meinen Kräften bemühe, es zu tun."

Eine andre Stimme erwiderte jetzt etwas, das Detmar Kampen nicht so klar verstand, nur daß sie vom König Friedrich Wilhelm gesprochen, dessen tiefe Frömmigkeit das Kirchengebet für ihn und das königliche Haus derartig angeordnet und Nachlässigkeit im Glauben als die Quelle alles Übels in der Welt bezeichnet habe. Darauf antwortete König Friedrich wieder mit der deutlichen Vernehmbarkeit jedes Wortes:

„Ja, das weiß ich und habe vor Ihm voraus, daß ich es oftmals selbst mit angehört habe, was bei Ihm vermutlich nicht der Fall gewesen; dadurch bin ich eines Vorteils teilhaftig geworden, den Er nicht genossen hat. Glaube Er mir, ich bin nicht weniger frommen Sinns als mein Vater, denn ich habe von Kindheit auf bei ihm gelernt, mich vor dem eisernen Gesetz der Notwendigkeit zu beugen und die Wahrheit als meine Gebieterin anzuerkennen. Darüber, wie die beschaffen ist, die Welt zu unterrichten, müssen Er und ich, mein lieber Feldpropst, den Philosophen überlassen, denen es zusteht, unsre Lehrmeister zu sein. Sie müssen die Wahrheit erkennen, uns vordenken und wir dann danach handeln, daß sie in der Welt zur Geltung kommt, die gern aus Dummheit oder selbstsüchtiger Heuchelei Betrug und Lüge an ihre Stelle setzen läßt. Davor muß besonders ein Fürst auf der Hut sein, daß er sich nicht in den Köpfen von vernünftigen Leuten mißächtlich macht; denn es gibt für ihn nichts Schlimmeres, als hinter seinem Rücken von den denkenden Menschen verspottet zu werden. Also

richte Er nach Seinem Teil die Dankfeier so her, wie ich sie Ihm als vernunftgemäß angegeben, und wenn wir wieder Frieden haben — wozu Er Gott desgleichen uns möglichst bald zu verhelfen bitten mag —, da predige Er einmal von Seiner Kanzel den Zuhörern eindringlich von der Nützlichkeit des Kartoffelbaus, daß Gott die Erdäpfel nicht geschaffen haben würde, wenn man sie nicht fleißig anpflanzen sollte. Aber in die dicken Bauernschädel in Pommern und Schlesien geht diese Absicht der göttlichen Vorsehung nicht hinein, ich muß die guten Knollen unter Aufsicht von Landreitern in die Erde legen lassen; und selbst in dem Generaldirektorium für die Landwirtschaft sitzen so langohrige Esel, daß sie mir in einem Bedenken vorstellig gemacht haben, das Kartoffelbauen werde unausbleiblich Hungersnot mit sich bringen, weil dadurch der Kornbau zugrunde gehen müsse. Da kann Er mit Seinen Kollegen sich ein Verdienst erwerben, die Dummheit aus dem Feld zu schlagen. Sei Er dazu Gott befohlen, mein lieber Feldpropst!"

Detmar blieb grade noch so viel Zeit, ein wenig zur Seite fortzutreten, denn um einen Augenblick später erschien der Geistliche in seinem schwarzen Amtskleide auf der Türschwelle des Nebenzimmers und durchschritt mit einem nicht recht bestimmbaren Gesichtsausdruck den Saal. In diesem aber erklang gleich danach die Stimme des Königs: „Was will Er? Hat Er mir etwas auszurichten?"

Der junge Fähnrich hatte abgekehrt gestanden, doch flog er jetzt zu straffer militärischer Haltung herum und antwortete: „Einen Brief, Majestät."

Nur mit einem kurzen Blick sah König Friedrich

ihn an. „Er ist mein Bote, den ich bei Lowositz nach Bayreuth geschickt habe. Bringt Er mir Antwort? Komme Er mit herein.“

Detmar leistete Folge, der König nahm den Brief, setzte sich und öffnete ihn. Da kein Befehl von ihm den Überbringer das Gemach verlassen hieß, blieb dieser in regloser Haltung stehen. Eine geraume Zeit, bis der Lesende den Kopf zu der Frage hob: „Wie sah meine Schwester aus?“

„Gut, Eure Majestät.“

Der König sprang mit einem Ruck auf und stieß, einen scharfen Blick in das Gesicht des Antwortenden heftend, hervor: „Er spricht nicht die Wahrheit, ihre Handschrift spricht anders.“

„Die Frau Markgräfin hat mich beauftragt, wenn Eure Majestät mich befragen, so zu erwidern.“

„So. Dann hat Er recht getan, nicht zu sagen, was Seine Augen gesehen haben, sondern was Seiner Zunge aufgetragen ist.“

Der König setzte sich zurück, stützte den Kopf in die Hand und überlas, langsam atmend, den Brief nochmals. Er schien jetzt die Anwesenheit des Boten vergessen zu haben; ab und zu hob er den Blick auf und sah eine Weile unbeweglich wie in eine Ferne vor sich hinaus. Aber dann näherte er das Blatt einmal seiner Nase und sagte unerwartet: „An dem Papier ist ein sonderbarer Geruch. Trägt Er ein Parfümoir in der Tasche?“

Dem Befragten stieg eine Röte in die Schläfen, und er versetzte etwas stockend: „Nein — vielleicht — ich hatte den Brief in einen Umschlag gelegt, damit

er keinen Schaden nähme — und eine Rose mit hinein getan."

„So. Gibt es in Bayreuth noch Rosen; das stellt man sich hier nicht vor. Er kann —"

Der König stand merklich im Begriff, „gehen" hinzuzusetzen, besann sich indes und fragte statt dessen: „Ist Er mit Seinen Zehrungskosten ausgekommen?"

Eine Frage war's, auf deren Beantwortung Detmar sich unterwegs gefreut hatte, er entgegnete jetzt eilig: „Ich habe sie nicht aufgebraucht, Majestät, nur ungefähr die Hälfte."

„Dann lege Er mir den Rest wieder her, ich kann ihn brauchen. Oder hatte Er gedacht, ihn behalten zu dürfen, weil Er sparsam gewesen und kein übermäßiges Handgeld im Potsdamer Holz von mir bekommen hat?"

Nun entflog Detmar, zu einer unwillkürlichen Handbewegung nach seiner Brust: „Das begleitet mich hier überall, solches Handgeld hat kein andrer, und ich ließe mein Leben, ehe ich's von mir gäbe."

Unsoldatisch war's ihm vor dem obersten Feldherrn entfahren, zu dem man von keinen Dingen sprechen durfte, die den Dienst nicht angingen, oder wonach er nicht gefragt hatte. Verweisend fiel auch der König ein: „Hänge Er Sein Herz nicht an Geld. An ein Zweigroschenstück wird Er's freilich nicht tun, für einen solchen Narren halte ich Ihn nicht. Aber meine Schwester hat Ihm ein besseres Cadeau gemacht, es scheint, daß Seine Aufführung in Bayreuth ihr konvenabel gewesen ist. Da will ich nicht knauseriger sein als sie und Ihm den Weggeldrest

lassen. Er kann heute abend dafür ein stilles Glas auf meiner Schwester Gesundheit trinken."

Das „stille" Glas, obwohl ohne eine Betonung, hatte ein bißchen Eigentümliches; König Friedrich fügte noch hinterdrein: „Verliedere er sonst Seine Bayreuther Dukaten nicht bei der Weinkanne oder in der Gesellschaft von geldgierigen Mamsellen; jeder tut klug dran, sich für den Notfall einen Rückhalt in der Tasche zu bewahren."

Der junge Fähnrich befand sich wohl nicht recht bei Sinnen, sondern, ohne daß er einer Weinkanne zugesprochen, in einem rauschähnlichen Zustand, denn ihm mußte ein Wort über die Lippen entfahren sein, das der König wiederholte: „Daphne — was ist das?"

Nun versetzte Detmar stotternd: „Eine junge Hofdame, die mir in Bayreuth — in der ‚Wirtschaft' im Schloß — auf das Geheiß der Frau Markgräfin — einen Becher mit Wein reichte."

„Dummes Zeug. Treibt man die alten Possen da noch weiter? Lasse Er von solchem Lorbeer die Finger; den kann Er besser anderswo pflücken, wenn's Ihn danach gelüstet. Die Daphne hat wohl Rosen zwischen den Blättern getragen? Dafür ist jetzt nicht die Jahreszeit. Sein Regiment liegt bei Blasewitz im Quartier, eine Stunde weit. Mache Er sich hurtig dahin auf den Weg, es wird dunkel."

Der Entlassene vollzog stumm die vorschriftsmäßigen Honneurs und schritt zur Tür; die letzten Äußerungen König Friedrichs hatten keine Zufriedenheit ausgedrückt, sondern er war mit einem Tadel verabschiedet worden. Doch bevor er den Ausgang

des Gemaches erreichte, klang's noch einmal hinter ihm:

„Fähnrich von Kampen!"

„Zu Befehl Eurer Majestät —"

„Ich habe von Seinem Landsmann, dem Hauptmann von Quade, erfahren, Seine Familie ist nicht richtig vom Adel, hat ihr friesisches „van" nur allmählich zu einem „von" umgeändert. Von Ursprung her hat's niemand von Adel gegeben, alle sind erst auf eine oder die andre Weise dazu geworden, meine Vorfahren ebenso. Ich sehe bei meinen Offizieren darauf, nicht weil ich sie als Menschen höher taxiere. Von Person kann ich sie nicht alle kennen, doch der Adelsname gibt mir mehr Bürgschaft dafür, daß sie Ehre im Leibe tragen und Patrioten sind. Darum ist ihre Herkunft zu schätzen, wenn der Abkömmling auch adlige Sinnesart geerbt hat, sonst ist er nur ein fauler Strunk aus verdorbener Wurzel. Als Herzog von Cleve und Graf von Ostfriesland nehme ich das „von" vor Seinem Namen an und berechtige Ihn, es zu führen. Sein Regiment hat bei Lowositz mehr Offiziere eingebüßt, als ich zuerst gemeint; es braucht starken Ersatz. Nütze Er den Winter zu Seiner Ausbildung, daß Er im Frühling als Leutnant ins Feld rücken kann. Adieu."

11.

Herbststürme wirbelten jetzt das letzte Laub von den Bäumen in die Luft, die braunen Blätter stoben auf, hier in gedrängtem Schwarm, dort zerstreut, stießen wie zu einer Schlacht gegeneinander, rangen

wie im Einzelkampf. Dann sanken sie nieder, reglos auf dem Boden hingestreckt, dem Totenfelde des Sommers des Jahrs 1756, und aus schweren Wolkenmassen fiel der Schnee darüber. Als ein weißes Bahrtuch bedeckte er alles mit Grabesruhe, und so auch lag das Waffengetöse des September und Oktoberanfangs in Sachsen und Böhmen zu scheinbar tiefer Friedensstille verwandelt. In deutschen Landen hatte von jeher der rauhe, mit scharfem Frost und ungangbaren Wegen drohende Winter der Kriegführung ein Ende gesetzt, hielt die gegnerischen Heere im Wetterschutz sichernder Quartiere festgebannt. Darauf rechnete auch der Soldat, der für „Sold“ Geworbene, mit Zuversicht, sah eine lang ausgiebige Zeit der Erholung vor sich, deren mannigfachen Genuß ihm kein wohlbedachter Feldherr schmälerte; denn alle Erfolgaussicht beruhte für diesen auf der Aufrechterhaltung des guten Willens seiner Truppen, ihrer Bereitschaft, in seinem Dienst zu verbleiben und nicht zu einem als besser vermeinten ins feindliche Lager überzulaufen. Weitaus in der Mehrzahl aller fürstlichen Streitkräfte fehlte es dem „gemeinen Mann“ völlig an einer inneren Teilnahme, Verständnis und Begeisterung für die von ihm verfochtene Sache; er schlug sich um der Löhnung willen, der Hoffnung auf gute Beute, oder aus Zwang, dem er bei einer dargebotenen Gelegenheit zu entrinnen suchte. Ein Ehr- und Pflichtgefühl für den Staat, dessen Armee sie angehörten, trugen fast nur die Offiziere in sich, und dies ruhte wesentlich auf ihren meistens adligen Namen, die sie nicht mit dem Makel der Fahnenflucht entstellen durften. Deshalb bevorzugte auch der König Friedrich

in seinem Heere den Landesadel, vertraute hauptsächlich diesem die Führung der unverläßlichen Soldaten an.

Das Kurfürstentum Sachsen war vollständig in seiner Hand, mußte als erobertes Feindesland jetzt für den Unterhalt der preußischen Armee sorgen, durch zahlreiche Rekruten verstärken, hohe Steuern zur Beschaffung der unerläßlich notwendigen Geldmittel aufbringen. Doch geschah dies in friedlicher Regelung nach Vorschriften, die der König selbst für alles ausarbeitete; das Bild der Stadt Dresden erregte keinen andren Eindruck als sonst, tägliche Schauspielaufführungen und Konzerte setzten sich in der herkömmlichen Weise fort, denen der gegenwärtige Inhaber des Schlosses beiwohnte, und wenn er sich heiter mit den neben ihm sitzenden Damen und Herren über die Darstellung und Musik unterhielt, verriet kein Zug seines Gesichtes etwas von der Unermeßlichkeit der Gedanken und Vorsorgen, die er unterlaßlos und keine einen Augenblick außer acht lassend in seinem Kopf vereinigte. In dem lief alles zusammen, was mit einem ungeheuren Losbruch drohend sich an jedem Tag deutlicher erkennbar werdend vom Horizont emporballte; das unscheinbar Kleine behauptete darin wie das große Bedeutungsvolle seinen angewiesenen, geordneten Platz. Fast gleichzeitig war der Geist des Königs überall anwesend und tätig, in Wien und Paris, in Petersburg, Stockholm, London und Regensburg, dem Sitz des „immerwährenden“ Reichstags; Anweisungen an seine dortigen Vertreter und Antworten von ihnen verflochten sich zu einem Labyrinth von Erwägungen, in dem sich jeder andre ausweglos verstrickt hätte, das nur er am Leitfaden seiner

durchdringenden Denkkraft unbeirrt zu beherrschen vermochte. Doch wenn er am Abend von den „Vergnügungen“ ins Schloß zurückkehrte, blieb sein Arbeitsgemach stets bis weit über die Nachthälfte hinaus erhellt. Er saß, immer wieder Zahlen zusammenrechnend, und immer wieder ergaben sie das nämliche Fazit: Im Frühling konnten Österreich, Frankreich, Polen, Rußland und Schweden von allen Seiten her eine halbe Million von Truppen wider ihn ins Feld stellen, und er war außerstande, ihnen mehr als im höchsten Fall zwei Fünftel davon entgegen zu setzen. Immer die gleiche Rechnung; unabänderlich.

Dann stand König Friedrich auf, griff nach seiner Flöte und ging eine Zeitlang, auf ihr blasend, im Zimmer hin und wider. Danach setzte er sich zurück, schrieb einen launigen, zwischen heiterstem Humor und philosophisch-ästhetischen Betrachtungen wechselnden Brief an den Marquis d'Argens nach Berlin, bedeckte rasch ein Blatt mit französischen Versen. Und wieder aufstehend, streichelte er seine Windspiele, setzte ihnen noch eine späte Nachtkost vor und teilte sorglich seinem besonderen Liebling die schmackhaftesten Bissen davon zu.

Nur durch die Menge der Soldaten auf Plätzen und Straßen bot Dresden ein verändertes Aussehen, denn Truppen aller Waffengattungen lagen in der Stadt selbst und ihren Nachbarortschaften in Quartier. Wie im Frieden hielten sie an jedem Tag regelmäßig langstündige Exerzierübungen ab, doch nach dem Dienst war ihnen möglichst Freiheit der Bewegung verstattet, um ihre gute Laune zu bewahren; freilich umgab sie auch dabei unsichtbar das eiserne Band

der Disziplin, die nur selten in der Trunkenheit Übertretungen der vorgeschriebenen Ordnung geschehen ließ. Jeder wußte, daß grobe Verstöße wider diese dem König gemeldet und gemeiniglich von ihm selbst abgeurteilt wurden; dazu vor dem Blick seiner Augen erscheinen zu müssen, flößte stärkere Furcht ein, als die zu erwartende Strafe, und in keinem andern Staate Europas herrschte unter den Truppen solche aus ihrer eignen Mitte ausgehende Mannszucht, wie in der preußischen Armee. Unter keiner aber auch ein ähnlicher Verlaß auf den sicheren Scharfblick und die mit der unnachsichtigen Strenge verbundene Gerechtigkeit ihres Feldherrn; dadurch unterschied sich doch auch der „gemeine Mann“ seines Heeres seit den schlesischen Kriegen von allen übrigen. Und jeder einzelne trug gleicherweise das Gefühl in sich, er habe nur *seine* Pflicht zu tun, blindlings das von ihm Geforderte auszuführen, für das Ganze sehe und denke der König, den die Soldaten unter sich mit einer ehrfurchtscheuen Vertraulichkeit „unsern Fritz“ zu nennen angefangen. Durch Betrug und Zwang aus verschiedensten Ständen und Ländern andrer Herren zusammengeworben und -gewürfelt, rohen Sinnes und abenteuerlich, hielt sie alle doch eine Vorstellung, ein Wort mit gemeinsamem Stolz gefesselt, einer eisernen Masse gleich zur untrennbaren Einheit zusammengeschweißt, das Wort: Der *König*. Was sie damit aussprachen, welche innerste Bedeutung es habe, wußten sie nicht, und selbst von den niedrigeren Offizieren trug's nur ein kleiner Teil in dunkler Ahnung. Aber jeder empfand in sich und jeden Hörer durchfuhr's, ein andrer Ruf sei's, als er irgendwo

sonst auf der Welt aus dem Soldatenmund erklingen könne, wenn von einem zur Parade aufgereihten Regiment herscholl: „Der König!“

Bei dem Zusammenfluß der Angehörigen so vieler Truppenteile in Dresden fanden oftmals unerwartete Begegnungen zwischen Freunden und Bekannten statt, die seit dem Kriegsbeginn nichts voneinander vernommen, sich erfreut als noch lebend und unverwundet begrüßten. So führte schon bald nach dem Wintereinbruch der Zufall Detmar Kampen in einer Straße seinem ehemaligen Hauptmann Ralf von Quade entgegen, der bis dahin nichts von der Beförderung seines jungen westfälischen Landsmannes erfahren, doch die Mitteilung davon ohne große Verwunderung aufnahm. Als er dem wegen seines Desertierungsvorhabens in der Haftzelle Eingesperrten den Zettel mit der Handschrift des Königs überbracht, hatte er den zu so merkwürdiger Strafe Verurteilten mit besonderen Augen angesehen und beim Weggang die Hoffnung geäußert, nicht zum letztenmal mit ihm gesprochen zu haben. Die traf nun hier zu, er beglückwünschte den gleichfalls zum Offizierstand Aufgerückten mit aufrichtiger Freude, sie verbrachten eine Stunde gemeinsam bei einer Weinflasche und verabredeten bei der Trennung ein abermaliges Zusammenkommen. Das hielten sie nicht nur inne, sondern wiederholten es öfter, merkbar beide mit gleicher Bereitwilligkeit; so entstand eine Anfreundung zwischen ihnen, aus der rasch wirkliche Freundschaft aufwuchs, und auf Ralf Quades Angebot redeten sie sich mit „Du“ an. Er erwies sich als ein Mann nicht nur von Geistes-, sondern auch von Herzens-

bildung, übertraf Detmar im Alter nur um fünf Jahre und blickte in einer Hinsicht zu diesem, der bei Lowositz mitgekämpft, sogar auf, da er, erst nach dem zweiten schlesischen Kriege von der Kadettenschule zum Regiment gekommen, noch in keiner Schlacht gestanden hatte.

Detmar sah nach allen Richtungen seine äußere Lage erfreulich verbessert. Er teilte nicht mehr, wie als gemeiner Füsilier und Dragoner, seine Schlafstätte mit vielen andern, sondern besaß eine eigene kleine Kammer in einem Häuschen des Dorfes Blasewitz, dessen nahe Nachbarschaft mit Dresden ihn fast täglich in die große Stadt zum Betrachten ihrer Bauten und Sehenswürdigkeiten gelangen ließ; dazu verstattete das Geschenk der Markgräfin Wilhelmine ihm die Anschaffung von manchen Dingen, die auch sein neuer Fähnrichssold nicht zu bestreiten vermocht hätte. Doch hielt er bedachtsam mit dem Inhalt der Börse Haus, beschränkte seine Ausgaben nur auf nützliche Gegenstände. Es hätte für ihn der Mahnung des Königs, seine Bayreuther Dukaten nicht zu „verliedern,“ nicht bedurft; außer von diesen mußte der Brief der Frau Markgräfin an ihren Bruder noch andres auf ihn Bezügliches erwähnt haben, das war ihm erst nachträglich aufgegangen. In der Wirtschaft, welche die schon langjährige alte Marketenderin des Regiments in einem der Dorfhäuser aufgeschlagen, stellte er sich nie als Besucher ein; gegen die verschiedenen „Aquavite“, denen die Soldaten am liebsten zusprachen, trug er Abneigung, und der Wein verlockte ihn nur bei den Zusammenkünften mit Ralf Quade zu mäßigem Genuß. Sein Trachten ging

vor allem darauf hin, der letzten Weisung des Königs nachzukommen, den Winter so zu nützen, daß er im Frühling für die Aufgaben einer Leutnantsstellung befähigt sei. Es gebrach allerdings im Regiment, wie auch sonst bei einem großen Teil der Armee an den untern Offizieren, und mannigfach waren sehr jugendliche Leute höher aufgerückt, doch trotzdem erschien's Detmar noch kaum glaubhaft, daß seine plötzliche Beförderung vom Gemeinen zum Fähnrich sich innerhalb so kurzer Zeit nochmals wiederholen solle. Ihm kam's überhaupt oftmals vor, als ob er sein gegenwärtiges Leben nur träume, und allein in seiner Kammer sitzend, nahm er, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, aus der Brusttasche einen von ihm erkauften kleinen Behälter aus Pappe hervor. Darin lagen seine beiden höchsten Besitztümer, das Blatt mit der Handschrift des Königs, das sein Freund Quade nicht für tausend Dukaten hergegeben haben würde, und eine gepreßte rote Rose; die beiden Schätze waren sich in ähnlicher Weise benachbart wie auf seiner Brust die beiden an Schnüren befestigten Amulette, das Zweigroschenstück-Handgeld des „Berliner Bürgers“ und die alte Silbermünze mit dem draufgeprägten Mannskopf; ihm war's, die habe er schon seit unvordenklicher Zeit, als Knabe am Hals getragen, und so beließ er sie gewohnheitsmäßig an ihrem Platz. Wenn aber Detmar Kampen derartig allein in seiner Kammer saß, tat er zuweilen plötzlich etwas, das an ein gleiches Tun König Friedrichs erinnerte. Vor seinem Botenritt nach Bayreuth wäre es ihm nie in den Sinn geraten, und er hätte auch nicht für denkbar gehalten, daß er eine Befähigung

dazu in sich trage. Doch im Ohr war ihm einmal aufgeklungen, daß jemand gefragt habe: „Sprechen Sie vielleicht im Traum manchmal in Versen, ohne es zu wissen?“ und „ohne es zu wissen“ hatte er in dem Augenblick nach seiner Feder gegriffen und auf ein Blatt Verse „an eine Rose“ geschrieben. Seitdem wiederholte er dies fast allabendlich als letztes vor dem Schlafengehen, nur nicht in französischer, sondern in deutscher Sprache, und ein Unterschied fand freilich auch darin statt, daß die Gedichte König Friedrichs sich an keine Rose richteten.

So schwanden ihm der November und Dezember rasch vorüber, die neuen Freunde hatten schon seit längerem ausgemacht, den letzten Abend des alten Jahres miteinander zu verbringen, und Ralf Quade schlug dafür als Zusammenkunftsplatz die Schenkstube der Marketenderin des Dragonerregiments vor, in die er vor kurzem vom Zufall einmal hineingeführt worden. Dem Cleveschen Lande entstammt, lobte er als Kenner einen bei der „Machetanz“ genossenen Rheinwein, den ihm ein dort als Gehilfin bedienstetes sonderbares Geschöpf vorgesetzt, ein ganz junges Ding, das wie aus einem Kindermärchen weggelaufen aussähe und von der Alten auch mit dem dazu passenden Namen Gretel gerufen wurde; von Bayreuth her sollte sie im Herbst mit Rekruten gekommen sein. Detmar galt jeder Ort gleich, und er stellte sich nach der Abrede am Neujahrsabend in der Soldatenwirtschaft der dicken Machetanz ein, welche diesen Namen trotz ihres beträchtlichen Leibesumfangs durch einen tänzelnden Schritt zu verdienen suchte; sie war mit ihrem Vorratswagen und Gezelt schon in beide

schlesische Kriege gezogen, auf einem Esel mitten in Schlachten hineingeritten, um Verwundeten einen Trunk zu bringen, und stand wegen ihrer Hilfswilligkeit und unverwüstlichen muntren Laune bei mehr als einem Regiment in allgemeinem Ansehen. Hier in Blasewitz hatte sie geschickt den Raum einer alten Scheune ausgenutzt, drin zwei Abteilungen für die Gemeinen und für Offiziere herzustellen, so daß ihre Schenke auch seßhaften Zuspruch von den letzteren fand; zumal an diesem besonderen Abend waren manche Plätze besetzt. Als Detmar Kampen, der bisher noch nie zu ihr gekommen, eintrat, fragte sie mit lachendem Mund: „Hat's die Frau Mutter heut erlaubt, Herr Fähnrich?“ sie war aufs genaueste mit allem im Regiment vertraut, ward von „ihren“ Dragonern vielfach die Soldatenmutter benannt, so angeredet und durfte sich jedem gegenüber einen Spaß herausnehmen. Auf den eingehend, antwortete er: „Ob sie's getan hat, weiß ich nicht, aber wenn die Mutter mir von ihrem guten Rheinwein bringt, erlaubt sie wohl auch, daß ich davon trinke.“ — „Na ja, man drückt heut ein Auge zu, wenn ein Kind durstig ist.“ Mit lustigem Lidzwinkern tat sie's und holte das von ihm Gewünschte; Quade hatte sich noch nicht eingefunden, und wartend saß Detmar in einer Ecke für sich allein bei dem wirklich außergewöhnlichen Trunk. Ihm kam dabei etwas ins Gedächtnis, das seinen Blick einmal suchend, doch ohne Erfolg durch den Raum gehen ließ; indes als nach einer Weile die alte Marketenderin wieder nah zu ihm hingeriet, richtete er die Frage an sie, ob im Oktober aus Bayreuth her ein Mädchen als Gehilfin

zu ihr gekommen sei. — „Ja, die Gretel; die wollte partout zu meinen Dragonern, da hab ich sie angenommen. Was wißt Ihr davon, Herr Fähnrich, denn Euch kriegt man ja sonst mit keinem Auge bei mir zu sehen.“ Detmar erwiderte lachend: „Davon weiß ich nichts weiter, als daß ich es dann gewesen bin, der sie Euch zugeführt hat.“ Er erzählte kurz von dem ihm aus Bayreuth nachgefolgten Trupp, bei dem sich auch mehrere Frauen und Mädchen befunden; Mutter Machetanz fiel ein: „Da bin ich Euch guten Dank schuldig und nehme keine Bezahlung für Euren Wein, denn eine bessere Dirn hätt ich nicht kriegen können. Erst sagt ich nein, mir kam's argwöhnisch vor, daß sie grad zu meinem Regiment wollte, als hätt sie was drin, und so was kann ich nicht brauchen. Noch blutjung war sie ja freilich, darum kann man aber doch nicht traun, und wer ein Gesicht am Kopf hat, sieht's ihr an, in zwei Jahren da gibt's Funken wie aus dem Flintstein, wohin ihre Augen sich drehen. Darum nahm ich sie bloß auf Probe, verspürt's aber bald, daß es nichts mit ihr auf sich hätt; die kann man zu den Soldaten und zu den Herren Offizieren schicken, als wär's zwischen Holz und Stein hinein, und sie will nichts fischen, nur Blut von einem Fisch muß sie in sich haben oder Eiswasser im Leib. Aber mich sollt's nicht wundern, wenn ich die Gretel noch 'mal als Generalfeldmarschallin erlebte, wie die Anneliese, die Apothekerstochter in Dessau —“

Redelust gehörte zu den auszeichnenden Eigenschaften der Mutter Machetanz, und wenn ihre Zunge einen Gegenstand in Angriff genommen, ließ sie ihn

nicht leicht wieder los. Doch ward ihr augenblicklich ein Endziel dadurch gesetzt, daß in den Offiziersraum ein Füsilier eintrat, der laut den Namen des Fähnrichs von Kampen ausrief. Er überbrachte diesem ein kurzes Briefchen von seinem Hauptmann von Quade, worin der Schreiber mitteilte, er könne sich leider nicht einstellen, da ihm eben vom Oberst Befehl zugegangen sei, sich für den nächsten Tag bereit zu machen, in Montierungs-Angelegenheiten seines Regiments nach Berlin aufzubrechen. Doch werde er Detmar morgen früh noch aufsuchen, weil ihm der Gedanke gekommen, der Freund benutze vielleicht gern den günstigen Anlaß, durch ihn eine Botschaft an seine Schwester nach Schloß Schönhausen befördern zu lassen. Der Empfänger des Billetts ward durch dies Angebot sogleich zum Aufstehen gebracht, um sich in seine Wohnung davon zu begeben; ihn reizte nichts zu längerem Verbleiben in der Schenkstube, und seinen Augen war aller Antrieb abhanden gekommen, nochmals umherzugehen, ob er irgendwo die zukünftige „Generalfeldmarschallin“ gewahre; nur flüchtig hatte ihre Herkunft aus Bayreuth ihm vorhin eine Art von Interesse für sie geweckt. Dagegen mußte sie an dem heute zum erstenmal in der Wirtschaft erschienenen jungen Besucher etwas Betrachtenswertes gefunden haben, denn aus einer halbdunklen Abseite des nur kärglich beleuchteten Raumes her hatten ihre Augen fast beständig nach ihm hinübergesehn und hielten sich bei seinem Weggang auf ihn mit einem Ausdruck verwandt, dessen Beobachtung geeignet gewesen wäre, den anfänglichen Verdacht der Mutter Machetanz doch wieder wachzurufen.

Noch mehr verstärkt hätte den jedenfalls die Wahrnehmung, daß die Gretel gleich danach zur Tür hinausschlüpfte und mit einer merkwürdigen, an ein spürendes Wild erinnernden vorsichtigen Behendigkeit auf der verschneiten Dorfstraße dem jungen Fähnrich unweit der Stelle zu nachfolgte, wo er in seine Behausung eintrat; dort blieb sie noch so lange stehen, bis sich in dieser ein Fenster von einem angezündeten Licht erhellte, und kehrte dann hurtig, einem Reh ähnlich sich in Sprüngen vorschnellend, nach der Schenke zurück, während Detmar in der Kammer an seine Schwester zu schreiben begann. Er hatte eigentlich nur die Absicht, ihr einen kurzen Gruß zu schicken, doch unter der Feder erweiterte der sich ihm zu einem langen, vielseitigen Briefe, in dem er alles Hauptsächliche berichtete, was ihn seit der Trennung von Ulrike vielfach wunderbar betroffen; zuletzt wußte er selbst nicht mehr recht, wovon er ihr Mitteilung machte, und schrieb doch noch weiter, bis seine Unschlittkerze, völlig niedergebrannt, auslosch. Zugleich indes erscholl draußen ein ungewohntes Geräusch, das ihn unwillkürlich sein Fenster öffnen ließ. Der Wind stand von Dresden her, und laut vernehmbar hoben die Glocken aller Kirchen der großen Stadt ein Geläute an. Er hatte völlig vergessen, welcher besondere Abend heute gewesen sei, doch nun riefen's ihm die wogenden Töne ins Gedächtnis; es mußte Mitternacht geworden sein, und das neue Jahr 1757 begann. So hatte er zuletzt wohl mit Ulrike zusammen die Glocken von Soest den Anbruch der ersten Stunde des Jahres 1756 begrüßen hören, aber unausdenkbar

weit lag das hinter ihm, und keine Erinnerung dran reichte mehr hinüber.

Eine tüchtige Strecke war's nach Berlin hin und wider, so daß geraume Zeit bis zur Rückkunft Ralf Quades vergehen mußte, und Detmar empfand die Abwesenheit des neuen Freundes als eine Entbehrung. Einen andern näheren Anschluß besaß er nicht, die spät beginnenden und früh endenden Tage gingen abwechslungslos, von der Dienstleistung ausgefüllt, an ihm vorbei, und die Abende zogen sich lang hin. Die Besitzerinnen des Häuschens, drin er im Quartier lag, eine Mutter mit ihrer Tochter, betrachteten ihn nicht als Feind, waren vielmehr für sein Wohlbefinden bedacht, und die letztere, ein hübsches Mädchen, ließ merken, daß sie gern ein Gespräch mit ihm anknüpfe. Doch er fand keinerlei Gefallen an irgendwelchem weiblichen Verkehr und war eigentlich nicht angenehm überrascht, als ihm eines Tags bei der Rückkehr in seine Stube von der Wand ein Zierat in Gestalt eines großen Kranzes aus frischem Efeulaub entgegensah. Freundlich indes sagte er der Tochter, die ihm die Kammer während seiner Abwesenheit geschmückt haben mußte, Dank; aber sie leugnete es ab, behauptete nichts davon zu wissen, und ihn setzte in Verwunderung, daß ein Mädchen unter solcher Miene der Aufrichtigkeit die Wahrheit verbergen könne. Im übrigen diente der Kranz seinen Augen doch zur Freude, er konnte sich nur an ein einziges Mal erinnern, so große und beinah rundgeformte Efeublätter gesehen zu haben; ihm fiel auch ein, wo, am Stamm eines zwischen den Mauerresten vom „Haus Mark" aufgewachsenen Baumes war's gewesen. Leider ver-

dorrte voraussichtlich das abgepflückte Laub binnen kurzem, und um wenigstens ein Teilchen davon fortzuerhalten, preßte er ein Blatt und legte es mit in den kleinen, seine Rose aufbewahrenden Behälter.

Nur ein gegen den Januarausgang nach Dresden gelangendes und in den Straßen umlaufendes Gerede unterbrach einmal die winterliche Stille: Der kleine, sich als deutscher Kaiser großdünkende Herzog Franz von Lothringen habe dem drohenden Donnerrollen seines im Herbst an den „Kurfürsten von Brandenburg“ gerichteten kaiserlich-väterlichen „Dehortatoriums“ jetzt einen flammenden Blitzstrahl nachgesandt, die Reichsacht über ihn ausgesprochen und zu ihrer Vollstreckung eine Reichs-Exekutionsarmee aufzustellen geboten. Doch nur als ein Gerücht ging diese Nachricht um, niemand wußte Sicheres darüber auszusagen, und wenn König Friedrich sich in der Öffentlichkeit zeigte, war ihm am Gesicht ebensowenig abzulesen, ob er als ein kaiserlich Geächteter im Schauspielhaus und Konzert sitze, als seine Züge überhaupt ein Anzeichen kundgaben, daß ihn sonst irgendetwas im heiter-ästhetischen Genuß des Zuschauers und Zuhörers beeinträchtige.

Erst im Februar traf Detmar eines Tages unerwartet auf der Straße mit Ralf Quade zusammen, der am Abend vorher von Berlin wiedergekehrt, den Vormittag hindurch Bericht über den langwierigen Vollzug seines Auftrags zu erstatten gehabt. Er begrüßte den Freund: „Ich wollte gerade zu dir mit der Antwort deiner Schwester für dich; laß uns den unnötig weiten Weg kürzen und gleich hier ein frohes Wiedersehensglas zusammentrinken!“ Die winter-

liche Reise war trotz der üblen Wege sichtlich dem jungen Hauptmann vortrefflich bekommen; in seinem Gesicht rührte etwas Verändertes an, das wohl von einem ab und zu in den Augen aufschimmernden Glanz ausging, den sie vordem nicht so besessen. Die Freunde traten in eine nahe Wirtschaft ein, die indes eine vertrauliche Unterhaltung zwischen ihnen nicht ermöglichte, da sie von einer Anzahl zum Teil Quade bekannter Offiziere besucht war. Er leerte rasch ein Glas Wein aus, doch schien's dessen nicht bedurft zu haben, um ihn in heiterste, fast übermütige Stimmung zu versetzen; lachend fragte er: „Habt Ihr schon gehört, wie's dem kaiserlichen Notarius und Doctor juris utriusque, Herrn April bei unserm Gesandten in Regensburg ergangen ist? Der Schweigfritz hier im Schloß muckst wahrscheinlich nicht, aber in Berlin halten sie die Zunge nicht still, wenn's etwas Lustiges für die Ohren gibt.“ Darauf erscholl Antwort der Offiziere: „Wir wissen nichts, was hat's gegeben?“ und Ralf Quade versetzte, eine drollig nachlässige Haltung einnehmend: „Mir ist's Wort für Wort im Kopf. Paßt auf! Ich bin unser preußischer Gesandter am Regensburger Reichstag, Exzellenz von Plotho, und sitze zu Haus im Schlafrock. Da wird mir der kaiserliche Notarius angemeldet. Soll hereinkommen. Fällt mir nicht ein, den Schlafrock auszuziehen. Da kommt der Herr Doktor April mit zwei Augen- und Ohrenzeugen und hält ein Stück Papier in der Hand. Darauf steht eine fiskalische Vorladung geschrieben an den Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg in eigner Person nach Regensburg, damit er sehe und

höre, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erklärt und aller seiner Lehen, Rechte und Gnaden, Freiheiten und Anwartschaften beraubt werden. Das lese ich, Exzellenz von Plotho, und frage: Was soll ich damit? Antwortet er: Das ist die fiskalische Zitation wegen der Achtserklärung, die ich Eurer Exzellenz von meines Amts wegen zu insinuieren habe. Da springe ich auf — der Erzählende tat's in Wirklichkeit —: Was? Du Flegel! insinuieren? Willst du's wiedernehmen? Wie er's nicht will, pack ich ihn an seinem Doktormantel, schieb ihm den Wisch in seinen Rock hinein und lasse ihn von einem guten Schubs bis an die Tür taumeln. Zwei Grenadiere sind bei mir mit pommerschen Fäusten und Füßen, denen ruf ich: Schafft ihn weiter! Das lassen sie sich nicht zweimal sagen, und der kaiserliche Notarius fliegt von einem Doppeltritt auf seine derrière zusamt mit seiner Perücke und Insinuation die Treppe hinunter; die beiden Zeugen besorgen sich schleunigst selbst hinterdrein. So schickt man im Januar in den April. Wiedergekommen ist er nicht. Aber die kaiserliche Majestät hat sofort einen Erlaß drucken und an alle Reichsfürsten ergehen lassen, gegen den Kurfürsten von Brandenburg eine eilende Exekutionsarmee aufzubieten. Dabei ist in der Hastigkeit bloß ein kleiner Druckfehler untergelaufen, und in dem Ausschreiben steht anstatt „eilende" eine „elende" Armee; auf den einen Buchstaben mehr oder weniger kommt's ja auch nicht an. In Berlin haben sie das Blatt und ich hab's selbst so gesehen."

Die beiden letzten Sätze des Erzählers waren von einem schallenden Gelächter der Zuhörer fast zur

Unverständlichkeit übertönt worden; er hatte mit einer Lebendigkeit und frohsinnigen Laune den Vorgang in Regensburg wiedergegeben, wie Detmar beides noch nie an ihm kennen gelernt. Auch als sie die Wirtschaft zusammen wieder verließen, dauerte die Fröhlichkeit Ralf Quades gleicherweise fort; er tat ebenfalls etwas, was er noch nie getan, legte draußen seinen Arm in den Arm Detmars und sagte: „Ich begleite dich bis nach Blasewitz, wir haben da innen ja kaum ein Wort miteinander sprechen können. Ja, nach Berlin muß man gehen, von da bringen Augen und Ohren etwas mit; ich bin früher dort wie blind herumgegangen oder habe keine Ahnung davon gehabt, was ich hätte sehen können und kennen lernen. Weißt du, da faßt's einen an, nicht irgendwo nach einer Schlacht in die Erde geschaufelt zu werden, sondern lebendig zu bleiben, um es zum Oberst oder General zu bringen und so wieder nach Berlin hinzukommen. Im Schloß Schönhausen bin ich auch gewesen, du hast den Rückbrief von deiner Schwester ja in der Tasche. Sie bat mich, ihr von dir zu erzählen, und wir gingen dabei zusammen durch den Park, der lag hoch voll Schnee, aber mir kam er so gerad wie etwas ganz Besonderes vor, daß er im Sommer nicht schöner sein könne. Ihre Majestät die Königin ließ mich für einen Abend einladen, weil sie auch gern mancherlei von hier hören wollte; wie sie mit deiner Schwester sprach, hätte man denken können, es wär ihre Tochter, so kam's ihr vom Mund. Mit der Frau, mein ich, hätt jeder andre sein bestes Glück auf der Welt gefunden, man möcht's ihm 'mal gradaus ins Gesicht sagen; freilich, er würd einen

anschnauzen: „Halt Er Seinen Mund, was versteht Er davon!‘ Das tu ich ja auch nicht, habe mich bisher nie um solche Dinge bekümmert, aber plötzlich kommt's dann einmal. Prinz Ferdinand, der Johannitermeister, war um die Zeit mit mir in Berlin und kam den Abend auch nach Schönhausen heraus; ich glaube, der hat andre Augen im Kopf als sein Bruder, um zu sehen, ob etwas schön ist. Ich mußte noch einmal wieder ins Schloß, den Brief zu holen, den deine Schwester mir für dich mitgeben wollte, und kann dir so auch den letzten Gruß von ihr bringen. Laß dich einmal ansehen, ob du eigentlich deiner Schwester ähnlich bist. Ja, so im ganzen, wenn man nicht genauer hinsieht, habt ihr wohl etwas voneinander, nur ist bei ihr natürlich alles um so viel feiner und auch sonst, weil sie eben kein Dragonerfähnrich ist."

Das letzte schien Ralf Quade als ein so spaßhafter Einfall zu bedünken, daß er selbst hell dazu lachte. Er hatte alles auf der Straße so laut und unbekümmert, ob es auch von andern gehört werde, gesprochen, daß Detmar ihn ein paarmal etwas verwundert von der Seite angesehen. Es regte sich in ihm der Eindruck, der Freund müsse schon vor dem Glase Wein in der Wirtschaft an andrer Stelle einen Trunk zu sich genommen haben, und doch konnte das nicht geschehen sein, da er geradenwegs von seiner dienstlichen Berichterstattung beim Regimentsoberst gekommen war. Aber unverkennbar war der junge Hauptmann außerordentlich lebhaft angeregt und vergnügten Sinnes von Berlin nach Dresden zurückgekehrt und hatte auch in Blasewitz seinem Drang

zum Weitersprechen und Erzählen noch nicht Genüge getan, so daß er es selbstverständlich fand, sich vor der Tür nicht von dem wiederbegrüßten Freunde zu trennen, sondern noch mit zu Detmars Stube hinaufzusteigen.

* * *

Zeit ward's für das Jahr 1757, sich zum Einzug des Frühlings zu bereiten, doch nur zögernd, wie scheuen Ganges, nahte er heran. Stockend hielt er nach einem vorgesetzten Schritt und machte ihn wieder zurück. Lerchen begannen über ausgrünenden Feldern in der Sonnenluft zu trillern, aber windgepeitscht wälzten sich schwere Wolkenmassen am Himmel auf, und Sonnenlicht und Lerchengesang verschwanden und verstummten. Durch das Dunkel und Schweigen heulten wieder weiß den Boden bedeckende Schneestürme, das Menschenleben barg sich, Schutz und Wärme suchend, unter die Dächer zurück; draußen witterten nur die winterhungrigen Wölfe gierig nach Beutegeruch in die Luft, rotteten sich im polnischen und russischen Tiefland zusammen, um in Haufen westwärts über die Weichsel und Oder loszubrechen.

Im Dresdner Schloß saß König Friedrich und schrieb in diesen Märztagen an den Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt: „Es wird das jahr Stark und Scharf hergehn, aber man mus die ohren Steif halten und jeder, der Ehre und Liebe vohr das Vaterland hat, mus alles daran setzen.“ An die Generale seiner Armee, mit Ausnahme der hochfürstlichen, schrieb der König zumeist in deutscher Sprache, denn ihre Mehrzahl stand nicht auf der höfischen

Bildungshöhe, die französische zweifellos richtig zu verstehen.

Da kam gegen den Ausgang des April, von einem warmen Südwind getragen, doch der Frühling als Sieger über das Erzgebirge ins kursächsische Land herüber und mit ihm Kunde von einer Vorwärtsbewegung der österreichischen Armee des Feldmarschalls von Browne aus ihren böhmischen Winterquartieren; sie ging unverkennbar mit der Absicht um, den Feldzug der fünf verbündeten Mächte zu beginnen und in Sachsen einzudringen. Diesem Vorhaben gegenüber schien der preußische König keine offene Begegnung zu wagen, nur auf Verteidigung bedacht zu sein; er ließ eifrig Schanzwerke um Dresden aufwerfen, Kundschafter brachten diese Nachricht seiner Mutlosigkeit nach Böhmen. In Wien aber trug das erlauchte Haus Lothringen Begehr, sich das Haupt mit dem unfehlbaren Siegeslorbeer zu umwinden, und an die Stelle Brownes ward unerwartet der Bruder des deutschen Kaisers, Prinz Karl von Lothringen, als Oberbefehlshaber gesetzt. Der änderte im Vollbewußtsein höheren Feldherrngenies den Angriffsplan seines Vorgängers um, beschloß die Hervorziehung noch weiterer Verstärkungen zum zerschmetternden Niederwerfen des Gegners, und ein Stillstand des Vorrückens der österreichischen Streitmacht trat ein.

Im Schloß zu Dresden blickten zwei Augen scharfspähend nach allen Himmelsrichtungen in die Weite und gewahrten dort alles ebenso deutlich wie in ihrer nächsten Umgebung. Sie sahen die polnisch-russischen Wölfe noch nicht zum vieltausendköpfigen

Rudel zusammengeballt, die Hilfsarmee der französischen Königsmaitresse Marquise de Pompadour, der neuen intimsten Freundin der sittenstrengen Kaiserin Maria Theresia, noch nicht fertig gerüstet, die „eilende“ Reichsarmee nur noch auf dem Papier vorhanden. Einzig erst vom Lande der „schwesterlichen Canaille“ her nahte eine mit zehntausend Mann besetzte Flotte des Schwedenkönigs Adolf der pommerschen Küste, um nach achtzig Jahren an dem rettungslos von ganz Europa erdrückten Staate des Großen Kurfürsten für den Tag bei Fehrbellin Rache zu nehmen.

Sonne und Südwind waren jetzt über die weiten Schneedecken des Erzgebirgkammes hingegangen, überall rieselte das Schmelzwasser herab, tausend Quellen vereinigten sich zu Bächen, und weißschäumend, brausend und donnernd stürzten sie in die Schluchten der steilen Hänge an der Mittagsseite gegen Böhmen nieder. Da plötzlich, ihnen ähnelnd, vier wild angeschwollenen Bergströmen gleich, brach in den ersten Maitagen brausend und donnernd das preußische Heer als eine blaue Flutmasse aus dem Gebirge ins nordböhmische Land hinunter. Schein und kluge Täuschung nur war's gewesen, daß König Friedrich sich furchtsam in Sachsen hinter Schanzwällen verteidigen gewollt, wie immer stand er, unvorgesehen aus dem Boden aufwachsend, als der Angreifer da, warf sich mit unwiderstehlicher Wucht auf den allein noch kriegsbereit ihm gegenüberstehenden Feind. So schnell und jäh, daß die vordersten Armeeteile des mit seinen großen strategischen Plänen beschäftigten Prinzen von Lothringen, vollständig überrascht vom

ersten Ansturm über den Haufen geworfen, fast ohne Widerstand zurückflüchteten, ihre angesammelten reichen Lagervorräte an Lebensmitteln und Munition kopflos der Hand des Siegers überließen. Den blauen preußischen Monturwellen voran jagte, einem weißschäumenden Sturzwasser gleich, das dritte Dragonerregiment, in dem die Hand Detmar Kampens den Leutnantsdegen schwang. Vor dem Abmarsch von Dresden hatte der Oberst ihm seine vom König vollzogene Ernennung mitgeteilt.

Aufgerollt, war das österreichische Heer bis in eine feste Stellung bei Prag zurückgewichen. Hier hatte vor bald anderthalb Jahrhunderten mit der Schlacht am „Weißen Berge" der dreißig Jahre andauernde Kampf zwischen dem deutschen Protestantentum und den habsburgisch-wittelsbachischen Bannerträgern Roms begonnen, und abermals standen jetzt an der nämlichen Stelle dieselben Gegner widereinander. Zum erstenmal drängte sich hier, wie von einem Blitz erhellt, Tausenden im Preußischen Heere diese Erkenntnis auf. Die alten Vorkämpfer der Geistesknechtung, vom Papst gesegnet, von der Kaiserin Maria Theresia ausgesandt, hielten Prag besetzt, und ihnen zur Beihilfe rüsteten sich das katholische Frankreich, der seit Jahrhunderten unablässige Verheerer Deutschlands mit Mord und Brand, und die glaubensstumpfsinnigen Sarmatenhorden des griechisch-orthodoxen Russenreiches. Allen diesen trat, mit seiner Bevölkerungszahl vor ihnen fast zu einem Nichts verschwindend, im aufgezwungenen Kampf auf Abwehr oder Untergang allein der kleine preußische Staat entgegen, der Protestantismus, der freie Ge-

danke und doch ein andrer noch als der, für den damals hier der „böhmische Winterkönig“ gegen Kaiser und Papst zum Schwert gegriffen. Ob die lutherischen und reformierten Geistlichen auch gleicherweise ihre Lehren predigend mit ins Feld zogen, erkannten die Gebildeten im preußischen Heere, empfand die große Menge desselben wenigstens dämmernd, kein Glaubensbanner sei's, das ihnen in die Schlacht voranleuchte, sondern die Fahne eines neuen, wirklich aus allen Geistesbanden befreiten Gedankens. Zum erstenmal wieder seit den Tagen der Hohenstaufer saß ein schrankenloser Selbstdenker auf einem Königsthron, ein Protestant gegen jede Fesselung der Vernunft, dem zu allen höchsten Herrschergaben auch das Genie eines großen Feldherrn beschieden worden. Er bot alle Kraft nur für die Unabhängigkeit und Wohlfahrt seines Staates auf, aber in diesem Selbsterhaltungsringen führte das Licht seines Hauptes den Kampf wider die tausendjährige Finsternis des Mittelalters, flammte gleich Blitzen über das ohnmächtig zerrissene, im Dunkel begrabene Deutsche Reich. Jeder Sieg seiner Waffen war ein Sieg des deutschen Geistes, der donnernd hallende Morgenverkünder des Anbruchs einer neuen Zeit nach der endlos langen Nacht. So standen sich auf dem alten Schlachtfeld am „Weißen Berge“ die alten Gegner unter veränderten Namen gegenüber, und am Frühmorgen des sechsten Maitages gab König Friedrich das Zeichen zum Angriff des ihm beträchtlich an Stärke und vor allem durch die feste Stellung überlegenen Feindes.

Auf ein furchtbares Ringen sah der alte Hradschin beinah den langen Tag hindurch nieder; unbezwing-

lich erschienen die von den Österreichern besetzten Anhöhen. Vor diesen trog der Bodengrund, täuschte dem Blick frisch grünende Saatäcker vor, wo die anstürmenden preußischen Truppen in tiefe Sumpfbrüche einsanken. Ein Hauptmann ergriff die Fahne seines zurückweichenden Regiments, suchte umsonst die Fliehenden zu halten. Da entriß sie ihm, im Galopp heransprengend, der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall von Schwerin und jagte mit ihr den feindlichen Geschützen entgegen. Der Anblick durchströmte die Verzagenden mit neu aufloderndem Mut; sich um ihn drängend, stürmten sie ihm nach. Von Kartätschenkugeln durchbohrt, stürzte er aus dem Sattel, und die Fahne sank, seine Leiche überhüllend, auf ihn herunter, aber seinen Fall zu rächen, drangen die Grenadiere jetzt todverachtend blindlings weiter vor, eroberten mit dem Bajonett die feuerspeienden Batterien. Von einer Kugel zerschmettert, fiel drüben auch der Feldmarschall von Browne. Alles von erhöhtem Standplatz aus mit dem Adlerblick beherrschend, durchdringend und umspannend, erteilte der preußische Oberfeldherr seine Befehle; der Tod Schwerins ward ihm gemeldet, doch seine Wimper zuckte nicht. Nun ließ er einen gewaltigen Angriff der Kavallerie einsetzen, bei dem auch das dritte Dragonerregiment verhängten Zügels wider die Reiterscharen des Prinzen von Lothringen anbrauste. Sie hielten den furchtbaren Stoß nicht aus, zerstoben; im wilden Getümmel sank der Prinz selbst, der sich spielend mit dem Siegeslorbeer zu schmücken vermeint, von Bewußtlosigkeit überkommen, aus den Bügeln. Kein Oberbefehlshaber leitete mehr die hartnäckig kämpfen-

den Österreicher, in deren Reihen jetzt von den erstürmten Anhöhen preußische Kanonen das Verderben schleuderten; doch trotz ihrer Erschütterung leisteten sie heftigsten Widerstand, und unentschieden tobte die Schlacht ringsum fort. Da erkannte König Friedrich eine Lücke in der Mitte des feindlichen Heeres, sammelte blitzschnell eine Anzahl von Bataillonen um sich und brach mit ihnen, sich selbst an ihre Spitze schwingend, in die entblößte Stelle hinein. Dicht um ihn stürzten Offiziere und Soldaten zu Boden, doch, auseinandersprengend, brachte dieser jähe Angriff die Gegner zum Wanken, zur Auflösung. Durch den sichern Blick und eisesruhigen Todesmut des Königs war das Geschick des Tages entschieden; wirre Flucht zerbrach die Reihen der Feinde, was von ihnen übrig geblieben, suchte Stellung hinter den festen Wällen von Prag. Mehr als ein Drittel der österreichischen Armee hielt das Schlachtfeld mit Toten und Verwundeten bedeckt, doch nicht viel geringer auch belief sich der Verlust der preußischen; im Verhältnis zur Anzahl der Kämpfenden auf beiden Seiten war's eine der blutigsten Schlachten der Geschichte gewesen. Auf der behaupteten Wahlstatt kam Prinz Heinrich von Preußen zu seinem Bruder herangeritten und beglückwünschte ihn zu dem großen Siege. Nun entstürzten Tränen aus den Augen König Friedrichs; er warf sich an die Brust des Bruders und stieß von Schluchzen erstickt aus: „Schwerin ist tot!“ Dann wandte er sich ab und verbarg sein Gesicht in den Händen. Nicht der einzige war's, ein halbes Dutzend andrer Generale noch lag mit ihm unter den Leichenmassen um Prag begraben.

Doch nicht Zeit war's, der Toten gedenk zu sein,

die Drangsal des Lebens gebot, verstattete denen, die ihm noch angehörten, keine Rast, sondern forderte von ihnen sogleich wieder die höchste Anspannung aller Kräfte. In der Festung Prag lagen die Überreste der geschlagenen Truppen des Prinzen von Lothringen angesammelt, zu ihrem Entsatz rückte aus dem östlichen Böhmen eine andre österreichische Armee unter dem Feldmarschall Grafen von Daun heran, und der König entschied sich dahin, diesem mit einem Teil seines Prag belagernden Heeres entgegen zu ziehen; über die Stärke des nahenden Feindes war er nicht sicher unterrichtet, glaubte ihn mit Leichtigkeit zurückwerfen zu können. In Wirklichkeit ward seine dazu aufgebotene Truppenzahl von der Daunschen fast um das Doppelte übertroffen, die unter der Leitung eines gefährlichen, schon in vielfachen Feldzügen erprobten, überaus behutsamen Führers stand. Ein Dutzend Meilen östlich von Prag erwartete der österreichische Marschall bei dem Städtchen Kollin an der Elbe in einer sorglich ausgewählten Stellung die preußische Streitmacht; der Juni war erst bis etwas über seine Mitte vorgerückt, doch hatte er ungewöhnlich früh eine erschlaffende Hitze gebracht. Beim Gewahren und Ausforschen der durch die Bodenbeschaffenheit, Einschnitte und steile Abhänge fast unangreifbar gemachten feindlichen Position rieten nicht nur die besterfahrenen, auch die verwegensten Generale des Königs gleicherweise mit dringender Warnung vor dem Unterfangen eines Angriffes ab.

Aber gleich einer Binde lag's an diesem achtzehnten Junitage um die leiblichen und geistigen Augen König Friedrichs. War die Gebieterin seines

Denkens und Handelns, die unbeirrbare Vernunft, in der Stunde von ihm abwesend? Hatte ihn ein verblendender Titanentrotz überkommen, das Unmögliche erzwingen zu wollen? Starrsinnig beharrte er auf seinem Willen, wies Rat und Warnung des vor nichts sonst zurückscheuenden Husarengenerals Hans Joachim von Zieten von sich. Auf einen Einwand, den Prinz Moritz von Dessau noch zu erheben wagte, riß er den Degen aus der Scheide und fragte drohenden Tones: „Will Euer Liebden gehorchen oder nicht?“ Offenbar gebot sein Geist am Tage von Kollin nicht über klare Besinnung; zum erstenmal änderte er einen von ihm vorzüglich entworfenen Schlachtplan während des Kampfes plötzlich um und lähmte dadurch einen von den Husaren Zietens schon errungenen wichtigen Erfolg.

Der Wille des Königs war's und niemand zauderte mehr, jeder setzte sein Leben an die Vollbringung des Unmöglichen ein, und nach stundenlangem Ringen schien es der Todesverachtung des preußischen Heeres dennoch zu gelingen. Auch der Feldmarschall von Daun verlor ihr gegenüber die Zuversicht, sich in seiner Stellung behaupten zu können; er zog ein Blatt hervor und schrieb den Befehl zum Rückzug drauf. Doch dieser ward nicht ausgeführt, denn gleichzeitig veränderte das eigenmächtige Handeln eines der preußischen Generale den günstigen Stand der Schlacht. Wider das Verbot des Königs suchte er mit seinen Grenadieren zu einer unersteigbaren Anhöhe hinaufzudringen; die Natur stand hier im Bunde mit den Verteidigern und hielt den steilen Abhang mit ausgedörrtem Grase bedeckt, von dessen Glätte

jeder Fußtritt zurückglitt. Kartätschenfeuer vom Berge herab fand Zeit, die vergeblich Anstürmenden völlig zu zerschmettern, mehrere Regimenter waren nutzlos hingeopfert und andre der Unterstützung, die sie von ihnen erhalten gesollt, beraubt. Das gab den Kaiserlichen Mut und das Gefühl ihrer überlegenen Stärke wieder; statt den Rückzug anzutreten, drängten sie vorwärts. Mit fünfundzwanzig Schwadronen Kürassieren und Dragonern warf der noch jugendliche Oberst von Seydlitz sich ihnen entgegen, aber zwischen hemmenden Felsschluchten und Hecken zwang sie zweimal vernichtendes Geschützfeuer zur Umkehr. Zum drittenmal setzte der König selbst sich an die Spitze der Dragoner, doch umsonst, sie konnten das Unmögliche nicht erzwingen.

Viele Stunden noch wütete die Schlacht, aber ringsum machte sich mehr und mehr die Übermacht erdrückend gelten. Die preußischen Truppen erkannten sie und wichen langsam zurück, nur König Friedrich wollte sie heute nicht erkennen. Befehlend und bittend suchte er am späten Nachmittag die Weichenden zu halten, zu sammeln, und ein kleiner Haufen schließt sich um ihn, den er abermals selbst zum Sturm gegen eine feindliche Batterie führt. Eine Regimentsmusik läßt er klingendes Spiel anstimmen, um alles verzagende Fußvolk umher mit zu dem Angriff fortzureißen; Granaten durchheulen über ihm und um ihn die Luft. So reitet er vorwärts, bis die Stimme eines Adjutanten an seiner Seite fragt: „Will Eure Majestät allein die Batterie nehmen?“ Da wendet er den Kopf und sieht: niemand ist hinter ihm, auch die wenigen, die ihm kurz gefolgt, sind zurückgeblieben. Einen Augenblick hält er noch

vor sich hinaussehend, einem Steinbild ähnelnd, an, dann wendet er das Pferd, reitet zwischen den Toten, die überall das Feld bedecken, davon und gibt den Befehl zum Rückzug.

Der ward, hauptsächlich unter einem von der unermüdlichen Kavallerie rundumher gebreiteten Schutzmantel, in ziemlich geordneter Weise bewerkstelligt, artete nicht zu verworrener Flucht aus; allzuvorsichtig stand Daun von einer tatkräftigen Verfolgung ab, ließ sich daran genügen, wider seinen großen Gegner das Feld behauptet zu haben. Doch mit schwerer Einbuße schlug das preußische Heer elbabwärts den Rückweg gegen Prag ein; es hatte vierzehntausend Tote und Gefangene, über dreihundert Offiziere, zahlreiche Geschütze und Fahnen verloren. Die oberste Sorge richtete sich darauf, den König unter schirmender Bedeckung in Sicherheit zu bringen, ein kleiner, dafür schnell in der Nähe zusammengerаffter Reitertrupp von Kürassieren, Husaren und Dragonern schloß sich um ihn. Ein gefahrvoller Ritt durch den sinkenden Tag war's, zwischen Dorfhäusern und Gebüschen lagen da und dort Haufen feindlicher Truppen verborgen, nötigten mehrfach zu atemlos jagender Hast. Der Zufall hatte Detmar Kampen der Bedeckungsmannschaft hinzugesellt, wie bei Prag war er auch bei Kollin unverwundet geblieben, zum erstenmal seit dem Herbst heute wieder in die Nähe des Königs geraten. Bei flüchtigem Anhalt zur Tränkung der erschöpften Pferde, sah er einen verwundeten Husaren zu ihm heranhumpeln und ihm Wasser, das er in seinen Hut geschöpft, hinaufhalten. „Trink, Majestät, und laß Bataille Bataille sein!

Sie leben, da wird alles wieder gut!" Der König nahm den Hut und setzte ihn halb verdurstet an die Lippen, sein erster Trunk an dem glutheißen Tage war's; dann ging's mit verhängten Zügeln weiter, aus dem Bereich der drohenden Gefahren zu entkommen, und er schwand Detmar aus dem Gesicht weg.

Doch sollte dieser noch einmal an dem Tage mit ihm zusammentreffen. Als der Abend eingebrochen, war vor dem Städtchen Nimburg an der Elbe der sichernde Schutz erreicht, und wie der junge Leutnant gegen den Ort ansprengte, stieß er so unvorgesehen auf eine kleine Anzahl höherer Offiziere, daß er sein Pferd nur eben noch anzuhalten vermochte. Sie standen reglos und lautlos, denn ein Dutzend Schritte von ihnen entfernt saß im letzten Tagesschein der König, starr zu Boden blickend, auf einem Brunnenrohr und zeichnete mit der Zwinge seines Stockes Figuren vor sich in den Sand. Stumm und halb zusammengesunken, und ein Schauer überlief Detmar vom Kopf zum Fuß. Was ging in der Seele dieses Mannes vor, des Unüberwindlichen, der die erste Schlacht seines Lebens verloren hatte? Aber nun hob er, wohl vom Schall des Hufschlags aus seinem Brüten aufgerissen, das Gesicht und fragte: „Was hat Er? Bringt Er eine Nachricht?" Hastig sprang der Angesprochene ab, doch die Zunge versagte ihm, und er stand antwortlos da. König Friedrich blickte ihn an und sagte: „Er ist heut bei der dritten Dragonerattacke neben mir geritten. Ich kenne Ihn — Er ist —"

Aber in dieser Stunde war König Friedrich der

Name nicht gegenwärtig. Er stockte und schien einen Augenblick umsonst zu suchen, fand jedoch dafür etwas andres, denn jetzt kam ihm vom Munde: „Er hat reiten gelernt. Kann Er auch fliegen? Dann fliege Er nach Bayreuth —“

Mit tiefer Erschütterung verstand der Hörer den Sinn der Worte, sie sprachen aus, was das innerste Gemüt des Königs mit Qual erfüllte. Doch im selben Atemzug fuhr dieser fort: „Es soll keiner fliegen, eine Schnecke soll mit der Botschaft kriechen. Füttre Er Sein Pferd und gönne Er sich Ruhe!“

Jetzt stand er auf; daß er aus seinem dumpfen Schweigen herausgeraten, hatte ihm merklich den Bann der Lippen abgesprengt. Zu den Offizieren hintretend, sagte er: „Fortuna hat mir heute den Rücken zugekehrt, ich hätt's vorher wissen müssen. Sie ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Lassen Sie uns dafür sorgen, meine Herren, daß wir etwas zum Abendessen bekommen. Ich habe tüchtigen Appetit.“

Von allen Seiten strömten nun die preußischen Rückzugstruppen gegen Nimburg heran, ein Gemenge aller Heeresteile ergoß sich durcheinander, darin Detmar Kampen im Dunkel nach Zugehörigen seines Regiments umsuchte. Wohl mehrere Stunden lang erfolglos, niemand konnte ihm Auskunft geben, die dritten Dragoner schienen sich nicht mit hier eingefunden zu haben. So ließ er ab und verschaffte seinem am Zügel geführten Pferde bei einer eben eingetroffenen Kürassierschwadron Futter; die ihm für heut noch obliegende Pflicht war's, und der König hatte ihn dran gemahnt. An sich selbst dachte er nicht, fühlte

sich auch zu ermattet, noch Nahrung zu sich nehmen zu können, nur ein unertragbarer Durst verdorrte ihm die Kehle. Dafür aber bot sich unverhofft eine Abhilfe, denn im Begriff, sich neben seinem Pferde auf den Boden zu strecken, gewahrte er unweit ein schnell aufgeschlagenes Marketenderzelt, ging mit schon halbzufallenden Lidern noch zu dem hinüber und ließ sich einen Trunk geben. Ohne es zu wissen, war er zu seinem hier lagernden Regiment gelangt, doch erkannte er nichts mehr davon, ebenso nicht das Gesicht der dicken Machetanz zwischen einigen durstig um sie gedrängten Soldaten. Freilich hatte auch nicht sie, sondern ihre junge Gehilfin ihm den Becher hingereicht, den er auf einen Zug ausleerte und sogleich schlaftrunken schwankend zu seinem Pferde zurückkehrte. Von Krafterschöpfung hingestreckt, lagen fast alle, die an dem wilden Kampfgetümmel teilgenommen, schon in Schlaf gesunken, und im Nu kam dieser auch über ihn. Doch eigentümlich, wie an einem Winterabend in Blasewitz, war ihm vom Zelt her der Blick des Mädchens, das die lebhafte Phantasie der alten Machetanz zur Generalfeldmarschallin bestimmt ansah, bis zur Stelle, an der er sich niedergelegt, nachgegangen, und um ein weniges später folgte auch ihr geräuschlos schlüpfender Fuß wie damals hinter ihm drein. Dann kniete sie neben seiner Raststätte am Boden und horchte behutsam auf seinen Atemzug; um diesen zu befreien, hatte er nach den Anstrengungen des glutheißen Tages seine einengende Montur weitgeöffnet, und mit dem Kopf gegen seinen Sattel gestützt, schlief er unverkennbar todesähnlich fest. Der Schein eines Lagerfeuers fiel

aus einiger Weite bis zur Gretel hin, zog aus ihrem Haar ein eigentümlich helles, fast wie silberartiges Glimmern; eine Weile blieb sie unbeweglich in der Stellung, dann führte ihre Hand Sonderbares aus und streckte vorsichtig die Finger nach dem Hals des Schläfers. Wenn Augen ihr Tun wahrgenommen, hätte es ihnen Verdacht wecken müssen, sie sei gekommen, dem Bewußtlosen etwas wertvolles zu entwenden, denn leise zog sie an einer Schnur einen kleinen Gegenstand von seiner Brust in die Höh, der nun auch leicht in dem Feuerschein blinkte. Die alte Silbermünze mit dem draufgeprägten Mannskopfe war's, die Detmar Kampen, als erkenne er ihr ein Gewohnheitsrecht zu, oder eigentlich gedankenlos stets am Halse belassen; jemand hatte einmal von ihr gesagt, sie sei vermutlich ein Amulett zum Festmachen gegen Schuß und Hieb, und gläubige Gemüter hätten dies dadurch bewährt sehen können, daß ihr Träger aus drei gewaltigen Schlachten unversehrt hervorgegangen war. Ein Gelüst nach solchem kostbaren Schatz schien die Hand der Gretel zu ihrem Tun getrieben zu haben, doch brachte sie's nicht zu weiterer Ausführung. Nur ihre Augen hafteten kurz auf dem Amulett, dann legte sie es wieder auf die Brust des jungen Offiziers und huschte wie ein Schatten durch die Reihen der Schlafenden nach dem Marketenderzelt zurück.

* * *

So sah Detmar sich am Morgenbeginn unerwartet bei seinem Regiment und nahm persönlich Anteil an dem, was die folgenden Tage brachten.

Der König ging mit dem gesammelten Rest seines Heerteils im Geschwindmarsch auf Prag zu, hob die Umschließung der Festung auf und zog sich, mit der Belagerungsarmee wieder vereinigt, nach dem Nordrand Böhmens zurück. Hier in einem festen Standlager bei der Stadt Leitmeritz wagten ihn der Prinz von Lothringen und Daun trotz ihrer starken Übermacht nicht anzugreifen. Dagegen hatten andre, im östlichen Böhmen und Schlesien zerteilte und zerstreute preußische Heerhaufen mannigfach harte, zumeist ungünstig verlaufende Kämpfe zu bestehen. Des Königs zusammenfassendes Bestreben richtete sich darauf, unter möglichster Vermeidung weiterer schwerer Verluste für alle seine Streitkräfte einen gemeinsamen sicheren Halt in Sachsen wieder zu gewinnen. Das gewahrte oder vernahm Detmar Kampen um sich her, und in ihm war die Fähigkeit gereift, es mit Verständnis aufzufassen, sich ein Bild der Lage auf diesem Abschnitt des Kriegsschauplatzes zu gestalten. Leitmeritz war Lowositz dicht benachbart, wo er am Ausgang des vorigen Sommers plötzlich im wilden Getümmel seiner ersten Schlacht geritten, doch in unendlicher Weite lag die hinter ihm, und sich selbst sah er darin als einen nur blind Dreinstürmenden, nichts Begreifenden vor sich. Ein völlig andrer kam er heut an diese Stätte zurück, nicht allein in seiner äußeren Stellung als Offizier, er fühlte beglückt auch in sich, daß er sie auszufüllen vermöge, das in ihn gesetzte Vertrauen nicht täusche. Wunderbares an Selbsttäuschung dagegen hatte er erfahren, um jeden Preis aus dem Soldatenrock entkommen wollen, und jetzt stand deutlich erkannt vor ihm, daß er zum

Soldaten geboren, von der Natur bestimmt worden. Er hatte den preußischen König als das Abscheulichste auf der Erde gehaßt, und zum Höchsten und Herrlichsten in der Welt war der für ihn aufgestiegen. Der „Berliner Bürger“ im Potsdamer Wald mußte ihm im Innersten lesend, das heimlich darin Verborgene erkannt, seine völlige Umwandlung sicher vorausgesehen haben, sonst hätte er den gerechten Lohn des Deserteurs, eine Kugel in die Brust empfangen, stände jetzt nicht als Leutnant hier in seinem Regiment. Nur eines noch lebte in ihm, das seiner begeisterten Hingabe für den König gleichkam, doch lautlos vom Munde verschlossen gehalten, einzig im Herzschlag sich kundgebend. Ein Tag brachte ihn im Leitmeritzer Feldlager unvermutet mit Ralf Quade zusammen, der einen Oberst von fürstlichem Rang bei einer Besichtigung geleitete. Die Freude des Wiedersehens war groß, und die beiden Freunde blieben, so lang es ihre Dienstpflicht verstattete, allein beisammen. Auf eine unwillkürliche Frage, wer der noch so jugendliche Oberst gewesen sei, erhielt Detmar die Antwort: „Der Prinz Friedrich Eugen von Württemberg; er steht bei uns, weil er mit seinem Bruder, dem Herzog über Kreuz ist, der seine Truppen zur Reichsarmee stellt. Der König scheint viel auf ihn zu halten, ich denke mir, aus einer besonderen Absicht, daß er wohl auch den protestantischen Herzog zu uns herüberzubringen hofft. Vielleicht durch irgendeine Heirat, denn aufs Ehestiften versteht er sich ebensogut, wie aufs Kriegführen, wenn ein Nutzen für Preußen dabei herausspringt.“ Doch gleichgültig rasch davon abbrechend, erkundigte Ralf

Quade sich angelegentlichst, ob Detmar in letzter Zeit eine Nachricht vom Ergehen seiner Schwester erhalten habe und beharrte derartig bei dem Weitersprechen über sie, daß dem Zuhörenden diesmal daraus eine besondere Teilnahme an Ulrike unverkennbar werden mußte. Die überkam ihn mit einem freudigen Gefühl, indes auch diese Kundgabe vom Munde des Freundes entlockte dem seinigen keinen Laut von dem, was er geheim im eignen Herzen trug. Das war nur ein einziges Mal während der Schlacht bei Kollin geschehen, als er den Augenblick des Todes vor sich zu sehen geglaubt. Da hatte er im furchtbaren Kartätschenfeuer mit dem vermeinten Abschiedsatemzug das Wort „Daphne" herausfliegen lassen; das letzte seiner Lippen, seines Lebens sollte es sein. Doch neben dem König war er aus dem Todesregen der Kugeln lebend noch wieder zurückgekehrt.

Im Feldlager von Leitmeritz aber schrieb König Friedrich am zehnten Tage nach der Schlacht bei Kollin an den Marquis d'Argens: „Vergessen Sie nicht, mein lieber Marquis, daß der Mensch mehr Gefühl als Vernunft besitzt. Ich habe den dritten Gesang des Lucrez gelesen und wieder gelesen, aber nichts darin gefunden, als daß die Übel notwendig und alle Gegenmittel fruchtlos sind. Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu tun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde verschafft. Hätte ich bei Kollin das Leben verloren, so wäre ich jetzt in einem Hafen, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Aber jetzt muß ich noch auf diesem stürmischen Meere schiffen,

bis mir ein kleiner Fleck Erde das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und alle Arten von Glück, deren ich entbehren muß."

Aus dem, was Detmar Kampen mit eignen Augen gewahrte oder aus täglichen Berichten über Geschehnisse in Böhmen entnahm, konnte er sich eine Vorstellung der Kriegslage in der Nähe bilden; dagegen von den Vorgängen, die sich nach allen Himmelsrichtungen in weiterer Ferne zutrugen, ward ihm kaum etwas kund, und in scharfer Klarheit, mit allumfassendem Blick erschaut, standen sie überhaupt keinem vor dem Gesicht, als einem einzigen, dem König allein. Von jeder Seite her brach jetzt ein nachtschwarzes, wie Weltuntergang kündendes Gewoge, Blitz und Donner ausspeiend, über die preußischen Lande herein. Die Rüstungen der verbündeten Mächte waren vollendet, und alle rückten sie zur Unterstützung des gegenwärtig beinah allein schon die Überhand behauptenden Österreichs heran. Fast hunderttausend russischer Kalmücken- und Kosakenhorden fluteten brennend und mordend über die Weichsel, eine schwedische Heertruppe unter dem General von Rosen umlagerte Stettin, die „eilende Reichsarmee", hauptsächlich von Bayern, Württemberg und den zahllosen Kleinstaaten Süddeutschlands aufgestellt, stand in Bereitschaft, das Herannahen einer über den Rhein setzenden, gleichfalls hunderttausend Mann starken, französischen Streitmacht erwartend, sich mit ihr zu verbinden. Diese drang durch Westfalen vor, und eine in Hannover stehende

Hilfsarmee Englands, des einzigen Bundesgenossen Preußens, legte die Waffen nieder; ihr Oberbefehlshaber, der Sohn des englischen Königs, schloß mit Frankreich einen treubrüchig-schimpflichen Frieden. Vor dem Losbruch aller dieser gemeinsamen Anstürme hatte der König, in Böhmen einfallend, die Kaiserlichen zunächst niederzuwerfen, für den Feldzug dieses Sommers kampfunfähig zu machen gehofft, und bei Prag war's erschienen, als könne es ihm gelingen, doch bei Kollin war es durch den Starrsinn seines Beharrens auf dem Angriff mißglückt. Das nördliche Böhmen ließ sich nicht länger behaupten, eine furchtbare Übermacht drohte binnen kurzem, aus Westen und Osten herzukommend, das von ungeheuren Verlusten geschwächte, entmutigte preußische Heer in die Mitte zu nehmen und zu zerdrücken. König Friedrich ordnete den Rückmarsch seiner sämtlichen auf dem böhmisch-schlesischen Kriegsschauplatz zerteilten Streitkräfte nach Dresden an. Am letzten Tage vor dem Aufbruch aus Leitmeritz aber richtete er an seine Schwester in Bayreuth eine poetische Epistel, welche die Verse enthielt:

„Et toi, peuple chéri, peuple objet de mes voeux,
O toi, que par devoir je devais rendre heureux,
Ton danger que je vois, ton destin lamentable
Me perce au fond du coeur; c'est ton sort qui m'accable.
J'oublierai sans regret le faste de mon rang,
Mais pour te relever j'épuiserai mon sang.
Oui, ce sang t'appartient, oui, mon âme attendrie
Immole avec plaisir ses jours à ma patrie.
Longtemps son défenseur, j'ose du même front
Ranimer nos guerriers à venger son affront,
Défier le trépas au pied de ses courtines,
Vaincre, ou m'ensevelir couvert sous ses ruines."

— — — —

Unterlaßlos stürmten nach der Ankunft in Dresden bei Tag und Nacht tausendfache Anforderungen und Nötigungen auf den König an; sein Kopf hatte sich alles gegenwärtig zu halten und zu überdenken, die Bedeutung jeder einlaufenden Botschaft zu erwägen, sie blitzschnell durch eine Befehlserteilung zu erwidern; von seinem Erkennen, Bestimmen und Handeln hingen die Geschicke seiner Heerkörper, seines Landes ab. Nach außen zeigte er mutige Zuversicht, gelassene Ruhe, selbst Heiterkeit, er scherzte und führte launige Reden. Doch im Innern hielt sich seit dem Tage von Kollin eine düstere Schwermut seiner bemächtigt, durch seine Verschuldung waren die ungeheuren Opfer in Böhmen nutzlos gebracht worden, er sah den Untergang unabwendbar vor sich und schrieb an d'Argens:

„Nun ist das Los geworfen, Freund.
Ermüdet von dem Schicksal, das mich quält,
Ermüdet, mich zu beugen seiner Last,
Verkürz ich selbst das Ziel, das die Natur
In mütterlichem Sinn verschwenderisch
Bestimmt für meine leiderfüllten Tage.
Mit festem Herzen, unverwandtem Blick
Schreit ich dem Ziel entgegen, welches bald
Mich vor des Schicksals Wüten schirmen soll.
Furchtlos und mühlos in der Parze Händen
Zerreiß an ihrer trägen Spindel ich
Den allzulangen Faden. Mir hilft Atropos,
Und schnell bring ich in jenen Nachen ein,
Der Fürst und Hirten ohne Unterschied
Hinüberführt ins Land der ewigen Ruhe.

Jetzt, um zu enden meine Pein,
Gleich jenen Armen, die im Kerker schmachten,
Die ihrem grausen Schicksal, ihren Henkern

Trotz bietend, kühnen Muts die Ketten brechen,
Zerreiß auch ich — nicht sorg ich um das Mittel —
Das unglücksvolle, feingewebte Band,
Das allzulange schon an diesen Leib,
Den gramzernagten, meinen Geist gefesselt.

Leb wohl, d'Argens! In diesem Bilde siehst
Du meines Todes Ursach. Denke nicht,
Ich bitte dich darum, daß aus dem Nichts
Des Grabes ich nach Götterwürde dürste —"

Die Verse wiesen auf etwas hin, was die nächsten Vertrauten des Königs mit schreckvoller Angst erfüllte. Sie wußten, daß er ebenso unwankbar entschlossen sei, keinen den preußischen Staat zur „Markgrafschaft Brandenburg" zertrümmernden Frieden zu schließen, als nicht lebend in Feindeshand zu fallen, und daß er seit Kollin in einer Kapsel ein schnell tötendes Gift auf der Brust trage.

Genügte ihm das Bewußtsein dieses sicheren Besitzes, mit dem seine eigne Hand in jedem Augenblick Atropos zum Gebrauch ihrer Schere zwingen konnte? War es diese feste Entschlossenheit, die kein Verzagen Macht über ihn gewinnen ließ, vielmehr ihn mit der Vollkraft stählte, solange er noch atmete, allen Drohungen der erdrückenden Übergewalt zu trotzen? Und trug König Friedrich unter jener Kapsel in der Brust ein Gegengift wider den Andrang der Schwermut, die ihn dahin treiben wollte, „selbst das Ziel zu verkürzen"? Enthielt die ihm von der Natur verliehene dichterische Begabung ein solches Gegenmittel, und unterlag er seinen Lasten, Sorgen und Gemütserschütterungen nicht, weil die Poesie ihm gleich einer göttlichen Beihelferin zur Seite stand,

Worte eingab, sich von den gespenstisch ihn umwogenden Schatten durch ihre Darstellung zu befreien? Inmitten aller furchtbarsten Schrecknisse, im nächtlichen Lagerzelt nach dem verhängnisschwersten Schlachttage strömte er seine Hoffnungslosigkeit in pathetischen und zierlichen französischen Versen aus, und durch die Bemühung, sie in ein tadellos künstlerisches Gewand zu kleiden, von den Gedanken der Verzweiflung abgelenkt, erlöst, schnellte sein Geist wieder zu unbezwinglicher Willens- und Tatkraft empor.

12.

Eine Häufung schlimmer und schlimmster Geschehnisse brachte der Fort- und Ausgang des Sommers mit sich. Der Feldmarschall von Daun bewegte sich aus Böhmen vor, um in Schlesien einzudringen; zu seiner Abwehr stand ein preußisches Heer unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern bei Görlitz, und ihm sandte König Friedrich einen seiner tüchtigsten Generale, Hans Karl von Winterfeldt, als Beistand und Ratgeber zu. Den König überkam's sonderbar bei der Trennung; er hatte schon Abschied von dem General genommen, doch ritt er noch wieder zurück, stieg vom Pferde, umarmte ihn und sagte: „Bald hätt ich vergessen, Ihm Seine Instruktion zu geben; sie ist kurz: Erhalte Er sich mir!“ Um eine Woche nachher traf die Nachricht ein, daß bei einem in der Nähe des Dorfes Moys von Daun mit großer Truppenmehrzahl ausgeführten Überfall Winterfeldt, an der Spitze seiner Leute gegen

die Feinde ansprengend, von der Kugel eines im Busch versteckten Kroaten durch die Brust geschossen, tot aus dem Sattel gestürzt war. Als dem König die Meldung zuging, entflog ihm mit bitterlicher Wehklage vom Mund: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich niemals wieder!“

Gelassener nahm er eine Nachricht auf, daß aus dem Norden Schlesiens ein starker Haufen ungarischer Husaren unter Führung des Generals Haddik aufgebrochen sei, um in windschnellem Flug Berlin zu überfallen; rasch erteilte er nur dem Prinzen Moritz von Dessau Auftrag, mit einem Korps der Hauptstadt zur Hilfe zu eilen. Dagegen versetzte die Nachricht, als sie sich in Dresden ausbreitete, Ralf Quade so sehr in Unruhe, daß er Detmar Kampen bei seinem Regiment aufsuchte, um zu erfahren, ob ihm vielleicht eine nähere Kunde davon zu Gehör gekommen sei. Aber als die beiden Freunde erst eben zusammengetroffen, erhob sich ein Gelärm, Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter durchhallten die Straßen, beriefen schleunigst alle Offiziere und Soldaten zu ihren Truppenteilen. Was es bedeute, wußte niemand, erst der nächste Morgen brachte eine Erklärung. Der König brach plötzlich mit den ihm um Dresden zu Gebot stehenden Regimentern, ungefähr zwanzigtausend Mann stark, auf. Doch gegen wen, ahnte auch jetzt niemand. Einem im Käfig eingeschlossenen Löwen gleichend, stand er in Sachsen; Schritt um Schritt, ihn enger umsperrend, drangen aus Süden und Osten die Österreicher heran; das gewaltige russische Heer hielt die Provinz Preußen besetzt, hatte

dort bei Groß-Jägerndorf mit vierfacher Übermacht ein Verteidigungskorps zersprengt und rückte gegen die Mark Brandenburg vor; von Stettin her bedrohten die Schweden ebenfalls Berlin.

Wohin ging der jähe Aufbruch von Dresden? Nicht süd-, ost- oder nordwärts richtete er sich, sondern im Eilmarsch nach Westen. Aber gegen wen vermochten sogar von den obersten Offizieren nur wenige zu sagen, selbstverständlich auch der Leutnant Detmar Kampen nicht, dessen Dragonerregiment mit an dem Auszug teilgenommen.

Und völlig verständnislos beließ ihn, was in den nächsten Tagen mit diesem und ihm selbst vorging. Er schwenkte plötzlich unter dem Oberbefehl des nach der Schlacht bei Prag zum General aufgerückten Oberst von Seydlitz von der kleinen Armee des Königs ab und stürmte zwischen fünfzehn Dragoner- und Husarenschwadronen in tollem Jagen vorwärts, den Tag hindurch, bis tief in die Nacht hinein. Nur ein paar Stunden unumgänglich nötigster Rast, und im Morgengrauen ging's ebenso weiter. Da tauchten vor seinem Blick noch nie gesehene fremdartige Reiteruniformen auf, und schon war er hart vor ihnen, zwischen ihnen, waren sie zersprengt, niedergemacht, gefangen genommen, der Überrest zu wilder Flucht davongetrieben.

Was hatte er mit vollbracht? Jetzt ward es ihm kund: Durch Thüringen nahte sich unter dem Prinzen von Soubise die französische Heermacht, und von Süden, um sich mit ihr zu verbinden, zog, vom Prinzen Joseph von Hildburghausen befehligt, die Reichsarmee heran. Die Vereinigung beider hatte

der König unterbrochen, bis über die Saale nach Sachsen hinein voraufgeschwärmte französische Kavallerie durch die Seydlitzschen Schwadronen jählings über den Haufen werfen lassen; wie ein Wirbelsturm brausten diese den Fliehenden weiter nach. Detmar kam zu keinem Denken, keiner Besinnung; er wußte nicht, daß er bei Weißenfels über die Saale geritten sei, Dörfer und Städte flogen an ihm vorbei, waldige Berggelände tauchten aus der Ebene auf, waren schon um ihn. Nun gab's einmal Halt, und er sah in einiger Entfernung eine mehrfach betürmte Stadt vor sich, aus den Dächern ragte ein hoher Schloßbau hervor. Fast zugleich schlug ihm nahher ein Ruf des Generals von Seydlitz ans Ohr: „Wir brauchen einen Deserteur! Wer meldet sich dazu?“

„Einen Deserteur?“ Verständnislos hat Detmar es unwillkürlich wiederholt, doch danach fliegt ihm mit einem lauten Auflachen vom Mund: „Der bin ich! Was soll er? Darauf stand's mir, Deserteur zu werden! Kann ich's jetzt endlich?“

Närrisch klingt's, wie von einem ausgestoßen, dessen Kopf der tolle Ritt aus den Fugen gebracht, aber Seydlitz hört nur das Angebot auf seine Frage drin und erwidert rasch mit ein paar kurzen Worten. Da schlägt der junge Leutnant seinem Pferde die Sporen ein und jagt blitzschnell vorwärts, allein auf die Stadt Gotha zu.

In der waren viele Gäste zum Besuch eingekehrt, an zehntausend Mann französischer Infanterie und Kavallerie, die Avantgarde der Armee des Prinzen Charles Rohan von Soubise, der mit ihr voraufgeritten und als vornehmster Gast in dem herzog-

lichen Schlosse, Friedenstein genannt, an der Mittagstafel saß. Die hatte mit innerstem Widerstreben der Herzog Friedrich der Dritte von Sachsen-Gotha für die ungebetenen Ankömmlinge herrichten lassen, noch widerwilliger indes seine Gemahlin Luise Dorothea, eine begeisterte Anhängerin und Verehrerin König Friedrichs. Doch der Zwangsnot sich fügend, machte sie mit ihren Damen die Honneurs an dem von goldstrotzenden und ordenbesternten französischen Uniformen umringten Tische; mitgebrachte Köche aus Paris hatten vermöge ihrer unvergleichbaren Kunst das Diner zubereitet. Alle Räume des Schlosses erfüllte ein Gewimmel von gleichfalls als unentbehrliche Gefolgschaft des französischen Feldherrn versammelten hohen und niederen Lakaien, Kammerdienern, Friseuren, Feldpatern, Komödianten, Schauspielerinnen, eleganten und galanten Damen.

Draußen vor der Stadt aber verstärkte Seydlitz seine kleine Reiterschar auf sonderbare Weise durch Infanterie, ließ einige seiner zu weiter Linie auseinandergezogenen Schwadronen absitzen und, als seien auch sie zur Darstellung eines Schauspielstückes berufen, wie Fußvolk aufmarschieren.

Da klingt plötzlich drunten vorm Schloß von hundert französischen Lippen ein Schreckruf auf: „Un deserteur prussien!“ Warum der allgemeine Bestürzung verursacht, erscheint zunächst nicht begreiflich, doch wird's rasch dadurch, daß hinterdrein von Mund zu Mund läuft: der preußische König steht mit seiner ganzen Armee vor Gotha! Ein Deserteur hat die Nachricht gebracht!

Ein junger Dragoner ist's, eilig wird er vom

Pferd gehoben und ins Schloß hinauf, in den Speisesaal hineingedrängt. Dort steht er, einem begabten Schauspieler gleich vom hastigen Ritt mühsam nach Luft schöpfend, und ringt atemlos auch hier seine Meldung hervor. Draußen aber brüllt zugleich tausendfältiges Geschrei auf: Der König dringt schon in die Stadttore ein! Ein französischer Wachtposten ist schlotternden Knies mit der Botschaft herangelaufen.

Jählings fahren von der festlichen Mittagstafel der Prinz Charles Rohan von Soubise und seine goldbestickten und besternten Generäle in die Höhe, eilen die Treppe hinunter, werfen sich auf ihre Pferde, jagen blindlings nach Westen aus Gotha davon. Ihnen nach stürzt die ganze, zehntausend Mann starke französische Heermenge, verwickelt sich, staut sich, und in die geballten Knäuel hinein stürmen die fünfzehn Seydlitzschen Schwadronen, reiten und hauen die Fliehenden zu Boden, machen alle, die kopflos ihre Waffen von sich werfen, zu Gefangenen. Die plötzlich ihrer auserlesenen Gäste beraubten deutschen Schloßbewohner aber umringen aufjubelnd den jungen Freudenstörer, der Herzog und die Herzogin bestürmen ihn, noch verständnislos, mit der Frage: „Wo ist der König?“ Nur lachend kann er Antwort herausbringen: „Weit hinter uns — wir sind bloß ein Schock Dragoner und Husaren!“ Doch auf der Schloßtreppe dröhnt's schon wieder von heraufkommenden Fußtritten, der General Friedrich Wilhelm von Seydlitz mit einem halben Dutzend von Offizieren erscheint unter der Tür; auch ungeladene Gäste sind's statt der verloren gegangenen, aber die köstlichen Gerichte

der Pariser Kochkunst dampfen noch warm auf der Tafel, und ob die neuen Ankömmlinge den Verschwundenen auch in ihren staubüberdeckten Monturen sehr weit an Eleganz nachstehen, bittet die fürstliche Hausherrin sie mit freudestrahlendem Blick hurtig an den verlassenen Tisch. Ihre Kriegsbagage indes haben die französischen Feldherren in ihrer Hast nicht mitnehmen können, und drunten auf dem Schloßplatz unterhalten sich Husaren und Dragoner damit, große Kisten aufzubrechen, aus denen ein wundervoller Duft von wohlriechenden Essenzen, Pomaden, Schminken und Salben hervorquillt. Durcheinander ziehen zugreifende Hände aus den Gepäckstücken Haarbeutel, seidene Schlafröcke, Pudermäntel, Sonnenschirme, Damenhauben, Negligéröcke, Korsetts, hundertfältige Putzartikel der neuesten Pariser Mode, selbst lebendige Papageien ans Licht. Unter unbändigem Gelächter stülpen sich die preußischen Reiter die Hüte und Hauben auf die Köpfe, werfen die Pudermäntel um, ziehen die Negligékleider an, treiben Faschingspossen am Herbsttag.

Oben an der Tafel fragt der General von Seydlitz einmal: „Wo ist denn mein Deserteur? Er hat seine Sache gut gemacht, scheint's.“ Doch der Vermißte sitzt nicht mit am Tisch, hat sich wohl bescheiden vor den höheren Offizieren zurückgezogen. In Wirklichkeit weiß er's selbst nicht, was ihn aus dem lauten Saal fortgezogen; etwas ihm nur einen Augenblick wie eine Traumerscheinung vor dem Gesicht Aufgetauchtes ist's gewesen, eine täuschende Einbildung, von der er willen- und gedankenlos in einen Nebenraum geführt worden. Hier ist es völlig

leer und still um ihn; er kommt zum Bewußtwerden seiner Sinnbetörung und will wieder zurück, öffnet aufs Geratewohl eine Tür.

Da entstürzt ihm ein Ruf von den Lippen: „Daphne!"

Das ist keine Vision, sie steht in wirklicher leibhaftiger Gestalt in einem gleichfalls leeren Gemach vor ihm da. Aus ihren Augen läßt sich lesen, sie hat ihn schon gesehen, weiß, daß er hier im Schloß ist. Und ein freudiger Glanz leuchtet dazu zwischen ihren Lidern, während ihren Körper zugleich ein sichtbares Zittern überläuft. Nun antwortet sie, leicht stotternd: „Ja — ich bin hier — schon länger zum Besuch in Gotha."

Detmar Kampen weiß nicht, was ihm vom Munde kommt. Er spricht von einer Rose — die sein höchstes Besitztum ist — die er auf seiner Brust trägt — verwelkt — aber in ihm blüht und duftet sie fort wie vor einem Jahr über den Wassern der Eremitage — als sie vom Himmel zu ihm herabgekommen — ein Himmelsglück wie kein zweites auf der Erde —

Vor dem Jahr hat Daphne einer lieblichen Knospe geglichen, doch jetzt ist sie selbst zu einer Rose aufgeblüht oder tut's in diesem Augenblick, der ihr Antlitz mit blühender Röte überdeckt. Ihre Lippen aber verfügen nicht wie in Bayreuth über eine schalkhafte Begabung zum Erwidern; sie steht ohne Laut, doch nur einen Atemzug lang, denn die Knie scheinen ihr zu versagen, so daß sie sich auf einen Sessel niederlassen muß. Auch da hat ihr Mund keine Entgegnung auf die Worte des jungen Offiziers, aus ihren ihn stumm anblickenden Augen allein spricht etwas, daß

sie sein abgebrochen sonderbares Reden von einer Rose vernommen und verstanden hat. Drunten unter den Fenstern aber ertönen jetzt schmetternde Trompetensignale, rufen den ums Schloß aus den Sätteln gestiegenen Husaren und Dragonern zu, daß die kurz vergönnten Rastminuten abgelaufen sind und ihr Führer von der hastig eingenommenen Mahlzeit wieder aufbricht.

Kaum auch mehr als eine Minute mag vergangen sein, seitdem die beiden in dem einsamen Schloßgemach beieinander sind. Wie von einem jähen Stoß getroffen, fährt Detmar bei dem gebieterischen Trompetenschall zusammen, und die Besinnung verläßt ihn. Oder kommt er vielmehr zu der Besinnung, daß ihm hier an dieser Stelle nur noch ein paar Augenblicke angehören? Er wirft sich vor dem Sessel auf die Knie, faßt nach einer der vornehm-schönen Hände Daphnes und schließt seine Lippen darauf. Ihre linke Hand ist's, sie zieht sie nicht fort, bleibt reglos, wie er sie mit Küssen bedeckt, doch ihre Genossin, die rechte, hebt sich vom Schoß auf und legt sich weich um seine Wange. Da gellen die Trompeten, als wollten sie ins Mark schneiden, auf dem Schloßplatz donnert Hufschlag, reißt den jungen Leutnant in die Höhe. Mit einem Jubelton stößt er aus: „Lebwohl Daphne — meine Rose — auf Wiedersehen!“ und die Treppe hinabstürzend, sich auf sein Pferd schwingend, fliegt er als der letzte seiner schon abgerittenen Schwadron nach. Einen Augenblick durchschießt ihm den Kopf: Sie heißt natürlich nicht Daphne, er hat nicht gefragt, nicht Zeit gehabt, zu fragen, welchen wirklichen Namen sie führt. Aber das ist gleichgültig,

er wird sie wiederfinden, wo immer es sein mag, und ihre Hand wird sie nicht fortziehen, wenn seine Lippen sich selig wieder auf sie schließen. Nun hat er seine Dragoner erreicht und jagt mit ihnen hinter den verschwundenen Schloßgästen drein. In atemloser Flucht wälzen sich die französischen Regimenter und mit diesen in Gotha zusammengetroffene Reichstruppen westwärts davon, wie eine stiebende Schafherde von den Seydlitzschen Schwadronen getrieben. Noch meilenweit folgen die preußischen Reiter ihnen nach, erst vor den Toren von Eisenach wenden sie lachend um.

Ein paar Tage nachher ritt wirklich der preußische König in Gotha ein, um die Gelegenheit seines Aufenthaltes in der Nähe zur Abstattung eines Besuches bei seiner ihm persönlich bisher unbekannt gebliebenen Freundin, der Herzogin Luise Dorothea, zu benützen. Sein Fußvolk hatte es den Reitern an Geschwindigkeit nicht gleichtun können, so kam er jetzt mit der kleinen Heerschar aus Kursachsen auf Erfurt zu nachgerückt und unternahm den Abstecher nach Gotha nur im Geleit von wenigen Offizieren. Hier erst erfuhr er Genaueres über das unterbrochene Diner des Prinzen von Soubise, und zum erstenmal seit dem Tage von Kollin umspielte ihm ein lachender Zug den Mund bei seiner Erwiderung: „Wenn ich's dem Seydlitz ordonierte, so chassierte er den Teufel aus der Höllenküche heraus, setzte sich an seinen Tisch und ließe sich's de bon goût schmecken."

Auch für diesen, vorher angekündigten flüchtigen Besuch stand eine Mittagstafel bereit, und wie die an ihr Teilnehmenden sich im Speisesaal einfanden,

trat König Friedrich auf eine junge Dame zu, die er, sichtlich angenehm überrascht, auf französisch begrüßte: „Es ist mir ein Vergnügen, Sie unvermutet hier anzutreffen, liebe Cousine; Ihr Bruder läßt mir freilich seine Schwaben mit zu Leibe rücken, obgleich ich ihm das in meinem für ihn verfaßten Fürstenspiegel nicht grade anempfohlen habe. Aber ich denke, darum besteht zwischen Ihnen und mir keine Animosität; das täte mir leid, denn mir macht's aufrichtige Freude, zu sehen, wie favorable Sie sich seit unsrer letzten Begegnung aus der Knospe developpiert haben. Wahrhaftig, ohne Kompliment, wenn ich Zeit hätte, Verse zu reimen, würde ich Sie darin als eine Frühlingsrose besingen. Ihr Bruder Friedrich ist ja auch mein guter Freund, und Sie tragen dazu einen so hübschen griechischen Namen, der Frieden bedeutet. Ich hoffe, Sie im Winter bei uns in Berlin zu sehen, liebe Cousine, daß Sie dort Ihren guten Namen als Friedensstifterin zwischen Ihrem kriegsüchtigen Bruder und mir bewähren. Vielleicht kann ich in den nächsten Wochen dazu beitragen, Ihnen das etwas zu erleichtern."

König Friedrich war augenscheinlich in der Tat von der unerwarteten Begegnung im Gothaer Schlosse erfreulich berührt und küßte mit galanter Beflissenheit die Hand der jungen, sich stumm ehrerbietig verneigenden Prinzessin Irene von Württemberg. Dann bot er in heiterer Stimmung der Herzogin Luise Dorothea den Arm, sich von ihr an den Tafelsitz führen zu lassen, den vor einigen Tagen der Feldherr des Königs Louis des Fünfzehnten und der Marquise von Pompadour eingenommen hatte.

* * *

Der Monat Oktober brachte unerwartet günstige Wendungen mit sich. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland ward von plötzlicher schwerer Erkrankung befallen, die ihren Tod besorgen ließ; ihr Sohn, der Großfürst Paul, aber war ein glühender Bewunderer König Friedrichs, und um sich der Gunst des Thronfolgers zu versichern, nützte der russische Oberbefehlshaber seinen Sieg bei Groß-Jägerndorf nicht weiter aus, wandte sich im Gegenteil um und zog sein Heer über die preußische Grenze zurück. In Pommern hatte sich aus freien Stücken eine „Landmiliz“ erhoben, dem belagerten Stettin Beistand zu leisten, durch ihre Tapferkeit die Schweden nicht nur vom Vormarsch auf Berlin abgehalten, sondern sie sogar auf ihre Flotte und nach der Insel Rügen hinübergedrängt. Allerdings war die Hauptstadt trotzdem in Feindeshand geraten, aber nur für einen Tag, um den der General Hadik mit seinen ungarischen Reitern dort früher eingetroffen als der vom König zur Hilfe abgesandte Prinz Moritz von Dessau. Der erstere vermochte in der kurzen Zwischenzeit nur, eine Kontributionssumme von Berlin einzutreiben und zum Beweise, daß er in diesem gewesen sei, sich für die Kaiserin Maria Theresia zwei Dutzend Paare feinster Damenhandschuhe überliefern zu lassen. Dann entwich er eiligst vor den herannahenden preußischen Kürassieren wieder nach Schlesien davon; doch als seine mitgebrachte Beute in der Wiener Hofburg anlangte, hatte Berliner Witz mit ihr seinen Spott betrieben, denn die schönen Handschuhe waren sämtlich nur für die linke Hand.

Vor Grimm aber kochte der Prinz Charles Rohan

von Soubise, als ihm kund wurde, daß er sich und seine achtfache Übermacht in Gotha von einer Handvoll Seydlitzscher Dragoner und Husaren schimpflich habe ins Bockshorn jagen lassen. Nun mit der Reichsarmee zu einer großen Heermacht vereinigt, drang er durch Thüringen vor, seinen Weg, gleich den früheren ruhmgekrönten französischen Helden Turenne und Melac in Baden und in der Pfalz, durch verwüstete Städte, Marktflecken, Dörfer und Edelsitze, Plünderung, Raub, Mißhandlung, Schändung, Brand und Mord kennzeichnend; zertrümmerte Altäre, Kanzeln und Kirchenornamente, verkohlte Häuserreste, zerschlagene Geräte und Geschirre, zerhauene Tische, Stühle und Weinfässer, zerrissene Gemälde und Tapeten bildeten die Spuren der Beschützer des Deutschen Reiches, seiner Befreier aus den ruchlosen Händen des glaubenslosen preußischen Königs. Der Prinz von Soubise wußte, daß dieser sich jetzt mit seiner „Potsdamer Wachtparade“ ihm nah gegenüber befinde, und hegte nur die einzige Furcht, der „Marquis de Brandebourg“ könne ihm in Nacht und Nebel durch Flucht entrinnen. Daneben freilich beunruhigte ihn, wie alle seine hinsichtlich des Ehrgefühls ebenso aufs peinlichste empfindsamen Generäle die Frage, ob es „honorable“ und vor der Reputation des erhabenen Königs Louis des Fünfzehnten verstattet sei, mit einer so gewaltigen Armee einen so kleinen Truppenhaufen zu vernichten. Doch der Gothaer Ingrimm des Prinzen überwand diesen feinfühligen Zweifel, und er setzte seinen von Feuersbrünsten umloderten Vormarsch gegen die Saale auf Weißenfels und Merseburg zu fort.

Novemberanfang war's geworden, trüb und nebelfeucht lag sein vierter Tag über dem Umkreis der Einmündung der Unstrut in die Saale; im Osten hob sich kaum unterscheidbar am Himmelsrande der Kirchturm des Städtchens Lützen empor, auf dessen blutigem Schlachtfelde vor fünf Vierteljahrhunderten auch an solchem Novembertag, fast dem nämlichen, der König Gustavus Adolphus gefallen und mit ihm der Siegesflug des Protestantismus in Deutschland zu Boden gestürzt war. Hier, an der andern Seite der Saale, ein wenig westwärts von ihr, hatten die verbündeten Armeen das kleine, bei dem Dorf Roßbach stehende preußische Heer erreicht und seine Umschließung vollzogen. Keine Möglichkeit war ihm mehr gegeben, noch zu entrinnen, unfehlbar brachte der nächste Tag die völlige Niederlage, die Gefangennahme der ganzen Potsdamer Wachtparade, das von den glorreichen Waffen Frankreichs spielend herbeigeführte Ende des Krieges. Im französischen Lager feierten beim Nachteinbruch brausender Jubel und Festmusik, klirrender Becherschall und Geschützdonner im voraus den morgigen Sieg; der Prinz von Soubise wird sein der Marquise de Pompadour gegebenes Versprechen erfüllen, ihr einen König, den, der in französischen Versen sie als eine feile Metze verspottet hat, als Gefangenen nach Versailles zu bringen.

Dann bricht der Morgen des fünften Novembertages an, und mit dem ersten von Osten her aufblitzenden Sonnenstrahl vermag der Prinz Charles Rohan von Soubise seine Ungeduld nicht länger zu zügeln. Da zuckt's auch wie ein Blitzstrahl aus den Augen König Friedrichs: Die Feinde verlassen ihre

unangreifbare Stellung und setzen sich selbst zum Angriff in Bewegung. Ganz reglos verharrt er in seinem zur Rechten und Linken durch Moräste und sumpfige Wiesen gedeckten Lager, läßt sich vollständig umzingeln, den einzigen Rettungsweg nach Merseburg von der Reichsarmee versperren.

So kommt die Mittagsstunde heran, und immer enger schließt sich um ihn das unabwendbare Verderben strategisch zusammen. Aber er scheint völlig verblendet, wie bei Kollin, gibt Befehl: „Die Soldaten sollen zu Mittag essen und sich in ihrem Appetit nicht inquietieren lassen!“ Er selbst setzt sich gleichfalls zu seinen Generalen an den Tisch und ißt mit gesundem Hunger. Überall klirren die Feldkessel, Löffel und Messer; ein Gegenstück von Gotha bereitet sich vor, heute wird das preußische Heer bei der Mahlzeit vernichtet. Zwar ganz begreiflich ist's nicht und heischt andre Deutung: In stumpfsinniger Verzweiflung harrt es auf sein besiegeltes Geschick.

Nun beginnt der Prinz von Soubise unter klingender, einen Siegesmarsch aufspielender Musik den Angriff; ein blechern-matter Schall mischt sich drein, denn die Kirchturmglocke des Dorfes Roßbach verkündet mit dünner Stimme die zweite Nachmittagsstunde. Aber mit starr verwunderten Augen sehen plötzlich die französischen Offiziere vor sich hinaus; blitzschnell, wie in die Erde versunken oder von einem Zauberschlag weggerafft, sind alle preußischen Zelte verschwunden, und gleich hundert Wetterstößen schmettern dicht vor ihnen Trompeten durch die Luft.

Doch ihren Sinnen bleibt nicht Zeit, zu staunen, das Wunder zu fassen. Von einem Hügel herab

schleudern schon Batterien einen Haubitzenhagel in ihre wie umsinkende Ährenhalme niederstürzenden Reihen; ein jauchzender Ruf: „Drauf, Seydlitz!“ übergellt noch aus Tausenden von Kehlen den Kanonendonner, und um den Eichenhang eines alten Hünengrabes her, von dem sie verborgen gewesen, brechen wie Sturmwind dreitausend preußische Husaren, Dragoner, Kürassiere mitten in die Flanke der Gegner hinein. Französische Regimenter eilen in dichten Massen zur Unterstützung, aber ihnen fällt von der andern Seite her Prinz Heinrich von Preußen mit gleichfalls bisher unsichtbar gewesenen Grenadier- und Füsilierbataillonen in den Rücken. Zwei unvorgesehene furchtbare Stöße haben die Hälfte der Armee des Prinzen von Soubise getroffen, sie wie zwischen Riesenschraubstöcken zusammengepreßt; jetzt schleudert der General von Seydlitz seine bisher dampfend im Mund gehaltene Tabakspfeife von sich, schwingt den Säbel über den Kopf und jagt mit der andern Hälfte seiner Reiter in die wehrlos gestaute und gefesselte, regungsunfähige fünffache Überzahl der Feinde. Von Säbeln getroffen und Hufen zertreten, sinken diese in der ungeheuren Verwirrung zu Tausenden tot und verwundet zu Boden, klammern sich in Verzweiflung an die Steigbügel der Sieger, um lebend aus der Erdrückung herausgeschleift zu werden. Um sie ist's, als stürze Himmel und Erde zusammen; König Friedrich braucht an diesem Tage nicht selbst sein Leben einzusetzen, seine sichere Berechnung, sein Feldherrngenie hat in der ersten Viertelstunde die Schlacht bei Roßbach entschieden. Noch anderthalb Stunden dauert da und dort der Kampf an,

doch wie die dünne Stimme der Dorfglocke zu vier Schlägen ausholt, ist er ringsum beendigt. Der Überrest des französischen Heeres stiebt in wahnsinniger Flucht nach allen Richtungen auseinander, läßt zehntausend Tote und ebensoviel Gefangene auf dem Schlachtfeld zurück. Kaum glaublich erscheint's, aber der Verlust der Sieger beträgt noch nicht hundert Gefallene.

Ein Teil der großen verbündeten Heermacht hat überhaupt nicht an dem Kampf teilgenommen, die Reichsarmee der Bayern, Württemberger, süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten unter dem Oberbefehl des Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen. Sie ist ihrem Auftrag nachgekommen, den Preußen ihre einzige Rettungsmöglichkeit, die Straße nach Merseburg, zu versperren, doch wie sie in ihrer Nähe die Zertrümmerung eines französischen Korps gewahrt, gibt sie blindlings eine Gewehrsalve zwischen Freund und Feind hinein ab und wendet sich danach mit Sack und Pack, ihrem endlosen Troß von Offiziers- und Proviantwagen, Munitions- und Marketenderkarren, hochbeladenen Lastpferden zur Flucht. Siebenundzwanzigtausend Köpfe sind's, doch in jedem schießt gleicherweise jäh die Erkenntnis auf, daß er nur ein Leben besitzt und höchste Gefahr läuft, dies einzubüßen. Und wofür? Für das Reich — aber was geht ihn das Reich denn an? Welchen Nutzen hat es ihm je eingetragen? Wird es seine Frau und Kinder mit Brot versorgen, wenn er sie hier bei Roßbach zur Witwe und zu Waisen werden läßt? Er ist ein reichsgräflicher, reichsfreiherrlicher, reichsstädtischer, reichsdörflicher Untertan oder Bürger —

dorthin gehört er, in seine Heimat, sein Haus, seine Werkstube, auf seine Felder. Wenn die preußischen „blauen Teufel“ ihm hier seine Gliedmaßen zerlöchern und abhacken, kann er nicht mehr pflügen, säen und ernten, Kleider nähen, Schuhe flicken und Brot backen; Heimat, Haus und Hof, Acker und Weinberg, Weib und Kind, Gewerk und Beruf, das ganze Gemeinwesen, die Lebenswohlfahrt aller gehen durch seinen unverantwortlichen, tollhäuslerischen Heldenmut hier bei dem Dorfe Roßbach zugrunde. Und alle Siebenundzwanzigtausend werden gleichmäßig von ihrer obersten Pflichterkenntnis gepackt, durchdrungen, retten sich für ihre Lebensaufgaben, an der Spitze ihre Offiziere, Obersten, Generäle. Die Troßknechte hauen die Wagenstränge ab, um sich auf die abgelösten Pferde werfen zu können; Fuhrwerke und Karren stürzen um, schütten ihren Inhalt an Feldtischen, -stühlen, -betten, Krippen, Eimern, Kochgeschirren, Putzzeug, Proviant, Offizierskoffern buntscheckig und sperrend auf die jetzt vom frühen Nachtdunkel befallenen Wege. Dazwischen und darüber wälzt sich die fliehende Masse fort, tritt sich nieder, strauchelt, fällt, schreit, stöhnt, wimmert um Gnade, wo kein Feind weit und breit ihnen nachfolgt. Der bösartige Druckfehler hat das Richtige getroffen: Eine „elende“ Armee ist's, doch zugleich bewährt sie sich heute in Wirklichkeit als eine „eilende“ Reichsarmee.

Es ist keine Schlacht bei Lützen gewesen, sondern eigentlich nur ein blutig-furchtbares Possenspiel, über das sich ein unauslöschliches Gelächter im ganzen Reich, in ganz Europa erhebt. Man lacht in allen Städten, Dörfern, jedem Gehöft, wohin die „Helden

von Roßbach", nicht blutbedeckt, sondern schmutzüberkrustet, nach Haus kommen; überall werden Spottlieder auf sie gesungen, Spottbilder von der „Reißausarmee" verfertigt. Dagegen scharen sich in Thüringen die Landbewohner zusammen, deren Dörfer und Höfe das durchmarschierende Heer des Prinzen von Soubise verheert, zertrümmert, in Asche gelegt hat, und üben mit Heugabeln, Hacken, Sensen, Dreschflegeln unerbittliche Rache an den aufgelöst dem Rhein zu fliehenden Franzosen. In namenloser, lächerlichster Panik durchirren diese zu vielen Tausenden Berge und Wälder, um aus dem Bereich des auf so ignoble und illoyale Art Krieg führenden preußischen Königs in das gesittete Frankreich zurückzukommen.

Was ist eine Schlacht? Ein Ringkampf roher Leibeskräfte, die von der größeren oder geringeren Begabung ihrer Führer für das Kriegshandwerk geleitet werden. Die bessere Benutzung der Umstände, die Überzahl, der im rechten Augenblick entfachte Mut der gemeinen Soldaten, oft ein Zufallsglück entscheiden den Sieg. Körper haben wider Körper gerungen, fühllose Vernichtungswaffen gegeneinander. Die Unterlegenen waren vielleicht Streiter für eine gute, gerechte Sache, die Überwinder Bannerträger gewalttätigen Unrechts, der Ruchlosigkeit. Doch kein geistiges, edleres Walten hat sein Gewicht in die Wagschalen gelegt; blind sind die Würfel gefallen, die über das Schicksal von Völkern verfügten.

Aber der Tag bei Roßbach ist etwas andres gewesen. An ihm hat der Sieger nicht nur vollbracht, was schon Feldherren vor ihm gelungen, durch sein strategisches Geschick gegen mehr als dreifache

Übermacht das Schlachtfeld behauptet, die triumphgewisse feindliche Armee in windzerstiebende Spreu verwandelt, sondern er hat Millionen Herzen erobert. Das ganze deutsche Volk jauchzt ihm zu, am lautesten, in der höchsten Begeisterung dort, wo es genötigt worden, seine Söhne gegen ihn zum Kampf auszusenden. Ein Blitz ist bei Roßbach heruntergefahren und hat vor den Augen Aller mit grellfunkelndem Strahl die Zerrissenheit, Ohnmacht, Schmach, das Elend des Reiches erhellt. Seit Jahrhunderten zum erstenmal sehen sie in blendendem Licht einen Mann vor sich, der sie übermächtig aus dumpfer Selbstverachtung emporreißt, in jeder Brust das langentfremdete Gefühl des Stolzes aufweckt, ein Deutscher zu sein. Denn ob er nur für die Erhaltung Preußens zu kämpfen scheint, dient jeder Streich seines Schwertes zur Aufrichtung Deutschlands, ist wider dessen Verderber, vom freien Gedanken gegen die Knechtung deutschen Geistes geführt. Er hat den alten Todfeind, den blutigen Bedrücker und Schänder des Reiches, dem es Jahrhunderte lang ohnmächtig zu Füßen gelegen, um von ihm zertreten zu werden, über den Rhein zurückgepeitscht; er hat die Reichsfürsten, die als Trabanten um die Sonne von Versailles kreisen und deutsche Ehre, das Leben ihrer Untertanen für Geld an Frankreich verraten und verkaufen, in ihr hohles, schimpfliches Nichts hinuntergestürzt. Und von einem Manne ist das vollbracht worden, der fast nur französisch spricht und schreibt, nur französische Dichter und Philosophen bewundert, mit ihnen zu wetteifern sucht. Bei Lützen ist Gustav Adolph als Vorkämpfer für den Protestantismus

gefallen, doch bei Roßbach hat ein Größerer für diesen Höheres getan, und er lebt. Ein Jubel bricht aus dem ganzen deutschen Volk auf, denn es beginnt auch wieder zu leben, zu atmen. Die noch Gegner, eingewurzelte Feinde des Preußenkönigs gewesen, werden zu seinen begeisterten Freunden; von den Meeresküsten bis zu den Alpen hin dringt in die Wohnstube jedes Stadtbürgers, jedes Dorfhauses ein Bild des „großen“ Friedrich, das, mit den redenden Augen von der Wand auf die Insassen niederblickend, fragt: „Haben eure Köpfe konzipiert, was ich auch für euch tue? So respektiert mich, souteniere jeder mich auf seine Fasson und informiere seine Kinder in gleicher Manier!“ Mit den Fängen eines Adlers hat er bei Roßbach Deutschland gepackt und an sich gerissen.

Und nicht dies allein, in allen Ländern, unter allen Völkern Europas flammte gleiche Bewunderung für ihn auf; jenseits des Mittelmeeres in den afrikanischen Wüsten redeten die Beduinen von dem „großen Scheik“ im ewig winterdunklen Nordland. In allen Straßen Londons ward sein Bildnis zu Kauf angeboten, sein Geburtstag als Volksfest gefeiert; jeden seiner Siege begrüßten Freudenilluminationen. Selbst in Paris sang man Spottverse auf die bei Roßbach geschlagene Armee, die Damen trugen bemalte Fächer, auf denen ein preußischer Adler die französische Lilie zerhackte; das Volk taufte den Namen Soubise zum „prince de Sottise“ um, der als einzigen Trost aus den Händen der Marquise von Pompadour den seltsam verdienten Marschallsstab empfing. Im Dresdener Schlosse aber ertrug König Friedrichs am tiefsten von Haß erfüllte Feindin den furchtbaren

Schlag nicht. Kurz nach dem Eintreffen der Botschaft von Roßbach fand man die Kaisertochter und Königin Maria Josepha von Sachsen-Polen an einem Morgen tot in ihrem Bett liegend.

* * *

Nicht als ein Wunder konnt's diesmal erscheinen, daß Detmar Kampen unverletzt aus der Schlacht hervorgegangen; so schwer die Verluste seines Dragonerregimentes bei Prag und Kollin gewesen, hatte es bei Roßbach nur eine geringfügige Zahl von Verwundeten ins Feldhospital zu entlassen gehabt. Am nächsten Morgen nahm er an der Verfolgung des zerstobenen französischen Heeres teil, und Tausende von Gefangenen fielen noch in die Hände der nachbrausenden preußischen Reiter, bei deren Anblick sie die Waffen von sich warfen. Wieder westwärts ins thüringische Land hinein ging's, und gleich einem wunderbaren Stern tauchte vor ihm die Hoffnung auf, nochmals bis nach Gotha zu gelangen. Wenn das geschah und sein Fuß wieder die Schloßtreppe hinanflog — eine Vorstellung war's, die sich nicht in Gedanken kleiden ließ, nur eine selige Empfindung umwogte sie wie ein goldenes Schleiergewebe, hinter dem die Sonne wartete, mit zauberhaftem Strahl hervorzubrechen —

Da mit einem Schlage fiel der Novembernebel drüber. Plötzlich ward die Weiterverfolgung aufgegeben, und in gleicher fliegender Hast ging's nach Osten zurück. Fast noch schneller — warum? wohin? Detmar begriff's nicht, und niemand wußte es zu sagen. Nur eins konnte nicht in Zweifel bleiben,

Zuges. Dann stob weißes Geflatter aus den Wolken herunter, und sein Dreispitz bedeckte sich mit Schnee; der Dezember begann.

In der kleinen Armee aber ward jetzt mählich kund, was sich an schwerem Unheil in Schlesien zugetragen. Die Festungen Schweidnitz und Breslau hatten sich mit ihren Besatzungen an die Österreicher übergeben, die Heermacht des Herzogs von Braunschweig-Bevern war völlig geschlagen, ihr Überrest nur durch die Umsicht des Generals Zieten gerettet worden. In festem Lager vor Breslau stand der Feldmarschall von Daun mit einer neunzigtausend Mann starken Armee, der die preußische kaum mehr als den dritten Teil entgegensetzen konnte.

Durch ihre Reihen lief jetzt ein Wort, das der König gesprochen: Er werde den Feind angreifen, und wenn er auf dem Zobtenberg stände. Ungeheuerlich klang's, doch die Hörer zuckten nicht mit den Wimpern; sie kamen von Roßbach.

Dann brach der Morgen des fünften Dezembertags an. Mit winterlicher Todestraurigkeit umgab die Natur einige Meilen westwärts von Breslau das Dorf Leuthen; kahl entlaubt standen die Bäume von weißem Gerinnsel bedeckt, den Boden hielten Schneelachen überzogen oder in graue Sümpfe verwandelt; alles Leben lag unter einem Bahrtuch begraben, darüber eine nebelnde sterbensmüde Luft. Drüben aber im feindlichen Heerlager war der Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen vom gleichen feinen Ehrgefühl überkommen, das der Prinz von Soubise bei Roßbach bewiesen. Er hat es für nicht anständig erachtet, in seinen Verschanzungen einen Angriff der

„Potsdamer Wachtparade" abzuwarten, sondern gegen das Widerstreben Dauns seine festgesicherte Stellung verlassen. König Friedrich sieht's und äußert kurz: „Der Fuchs ist aus dem Loch."

Danach hält er eine Anrede an seine versammelten Oberoffiziere, heute müsse eine Schlacht gewagt werden oder alles sei verloren. Niemand möge an die dreifache Überlegenheit des Feindes denken, sondern ihn schlagen oder alle sich vor seinen Batterien begraben lassen. So denke er selbst und werde er handeln.

Die von Zieten geretteten Truppen sind zu ihm gestoßen; von ihnen ruft er einen Rittmeister mit fünfzig Husaren heran und sagt: „Heut werde ich mich mehr in Gefahr begeben müssen als sonst. Er deckt mich mit Seinen Leuten, verläßt mich nicht, gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände gerate. Falle ich, bedeckt Er gleich meinen Leichnam mit Seinem Mantel, läßt einen Wagen holen, legt ihn drauf und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht muß fortgehn, der Feind geschlagen werden."

Die gleiche Übermacht steht gegen ihn wie bei Roßbach, doch dazu die eines völlig andersartigen Gegners mit unerschrockenen, ofterprobten Truppen. Die machen unbegreiflich, was sich an diesem Tage begibt, und wie es geschieht, ist nicht erklärbar. Nur eines kann keinem Zweifel unterliegen: Drei höchste Kräfte müssen sich vereinigen, zusammenwirken, der allen überlegene, im Nu alles beherrschende Feldherrngeist Königs Friedrich, das Pflichtbewußtsein, die Ehrbegier, Tüchtigkeit und begeisterte Hingabe seiner Offiziere, der todverhöhnende Heldensinn jedes gemeinen, nicht für Sold, für den König kämpfenden

Soldaten. Im Schlachtgemenge hascht sein Krückstock nach dem Monturkragen eines mit lodernden Augensternen an ihm vorbeirennenden Grenadiers, hält ihn, und er ruft: „Was willst du? Bist du toll geworden?“ Doch der Angehaltene stößt wie in sinnloser Trunkenheit aus: „Laß mich, Fritz, und mach deine Sache!“ reißt sich los und stürzt mit gefälltem Bajonett allein gegen ein Dutzend Feinde an. Wie bei Roßbach hat am Nachmittag um zwei Uhr die Schlacht bei Leuthen begonnen, und wie bei Roßbach ist sie um vier Uhr beendigt, die ungeheure österreichische Armee auf der ganzen Kampflinie geschlagen, zersprengt, niedergeworfen, gefangen, fast zur Hälfte vernichtet. Nicht den Waffen des preußischen Heeres, dem Geist, der sie in der Hand jedes einzelnen geführt, hat nichts Widerstand zu leisten vermocht; der größte, folgenreichste Sieg ist's, den König Friedrich noch je errungen. Kein Possenspiel mit Theatersoldaten wie bei Roßbach, eine furchtbare Tragödie für Österreich. Es hat in zwei Stunden fast dreißigtausend Mann verloren, weit über hundert Geschütze, Fahnen, Tausende von Vorrats- und Munitionswagen.

Die frühe Dezembernacht brach ein, schützte die Fliehenden für heute vor nachdrücklicher Verfolgung, doch der König hielt keinen Augenblick lang Rast. Mit einem schnell zusammengerafften Reiterhaufen sprengte er selbst durch die tiefe Dämmerung nach dem eine Stunde weit entfernten Kirchdorfe Lissa an der Weistritz, um sich der dortigen Brücke über den Fluß zu versichern. Schwarzes Dunkel umgab alles, ehe sie erreicht wurde, nur mit Hilfe einer aus einem

Hause geholten Laterne gelang ihre Auffindung. Österreichische Mannschaften hatten bereits Auftrag erhalten, die wichtige Brücke abzubrennen, und kamen mit Stroh beladen herbei. Sie entliefen nach der Abgabe einiger Schüsse, doch erkennbar war der Ort von einer stärkeren Feindesanzahl besetzt, die ein heftiges Gewehrfeuer aus den Fenstern der Häuser begann, das von der preußischen Seite erwidert wurde; lautes Getöse durchhallte die Dorfgasse. Der König sandte einen Reiter gegen Leuthen zurück, um Infanterie herbeizuholen, sagte, mit der Örtlichkeit bekannt, zu seinen nächsten Begleitern: „Kommen Sie mir nach, ich weiß hier Bescheid", und ritt nur von einigen Adjutanten begleitet, ruhig durch die Finsternis nach dem herrschaftlichen Schlosse von Lissa. Aus diesem fiel Lichtschein her, und wie die Ankömmlinge vor der Tür eintrafen, ward sie hastig aufgerissen; mit Kerzen in den Händen stürzte, durch den Lärm des Schießens erschreckt, ein Dutzend österreichischer Generale und Obersten, die sich hier in Sicherheit geglaubt und bei einer Abendmahlzeit gesessen, von der Treppe herunter.

Eine vollständige Überraschung auf beiden Seiten ist's, doch im nächsten Augenblick sagt König Friedrich, höflich seinen Dreispitz lüftend: „Bon soir, messieurs! Sie haben mich hier wohl nicht erwartet, exkusieren Sie, daß ich so spät noch inkommodiere."

Ruhig steigt er vom Pferde ab, und seine Adjutanten tun das gleiche. Die Österreicher sind in großer Überzahl, können sich mit schnellem Zugriff des Königs bemächtigen, ihn als Gefangenen fort-

bringen, ihre Niederlage bei Leuthen zum höchsten Sieg umwandeln. Aber sie stehen völlig besinnungsverlassen, wie betäubt und erstarrt, ihnen kommt kein andrer Gedanke, als ihm respektvoll die Treppe zum Eßzimmer hinaufzuleuchten. Hier setzt er sich an den mit gebackenen Hühnern bedeckten Tisch, spricht diesen, augenscheinlich von vortrefflichem Appetit erfüllt, zu und führt dabei eine liebenswürdig-heitre Unterhaltung mit den noch immer starr-verdutzt neben ihm Sitzenden. Dann aber drängen andre preußische Offiziere durch die Tür herein, häufen sich dichter an, füllen fast den ganzen Raum aus, und er fragt zuletzt verwundert, woher sie denn alle kommen und was sie hier suchen. Da wird ihm Antwort: Seine ganze Armee ist durch die Nacht auf dem Weg nach Lissa und sucht ihren König.

Nun steht er auf und dankt den österreichischen Generalen für ihre obligeante Bewirtung, die er für diesen Abend nicht so schmackhaft mehr erhofft habe. „Ich habe bis jetzt darüber vergessen, die Herren um ihre Degen zu bitten.“

König Friedrich blickt dabei um, und seine Augen treffen auf ein Gesicht, das er kurz anschaut; dann spricht er zu dem weiter: „Ich wundere mich, Ihn hier zu sehen, Leutnant von Kampen; man hatte mir gesagt, Er wäre bei Gotha wieder zum Deserteur geworden. Solche Leute kann ich bei meinen Dragonern nicht gebrauchen, habe aber gehört, der General Zieten braucht einen Rittmeister. Melde Er sich bei dem und sage ihm: Wenn er es riskieren will, einen Dragonerdeserteur bei seinen Husaren

aufzunehmen, so soll er's von meinetwegen tun. Ließe ihm für heute mein Kompliment machen. Nehme Er die Degen der Herren in Empfang."

— — — —

Schwer, mit eisiger Kälte legte sich der Winter nach seinem Brauch auf die schlesischen Lande, doch das preußische Heer bekümmerte sich diesmal nicht um seinen Einspruch gegen die Fortsetzung des Krieges. Im Verlauf der nächsten drei Wochen wurden Liegnitz und Breslau zurückerobert; um die Mitternacht des letzten Dezembertages hörte der Husarenrittmeister Detmar Kampen im Winterquartier die Breslauer Turmglocken mit wogendem Geläut den Beginn des Jahres 1758 verkündigen. So hatte er's vor einem Jahre in Blasewitz von den Dresdener Türmen her vernommen; der Klang weckte ihm die Erinnerung daran, aber eine unausdenkbare Weite lag zwischen diesen beiden Mitternächten. Aus vier ungeheuren Schlachten war er seitdem lebend und unversehrt hervorgegangen, stand hier mit einundzwanzig Jahren als Rittmeister an der Spitze einer Schwadron. Doch er trug kein Gefühl in sich, zu jung dafür zu sein, ihm war's, als ob seit dem Dresdener Winterquartier ein Jahrzehnt über ihn hingebraust sei. Darin hatte er mit an dem geholfen, was heute wie ein Zauberwerk die Augen der Welt blendete. Über den Rhein davongestoben war das französische Heer, unter unauslöschlichem Gelächter und Spott ganz Deutschlands die Reichsarmee begraben, weniger als die Hälfte der gewaltigen österreichischen Streitmacht nach Böhmen zurückgeflüchtet; mit Ausnahme der Festung Schweid-

nitz befand sich Schlesien wieder in preußischer Hand. Er hatte mitgeholfen, daß König Friedrich als Sieger über halb Europa dastand — wie in einem märchenhaft wunderbaren Traum wogte das Neujahrsgeläut der Breslauer Glocken um die Sinne des jungen Rittmeisters. Sie wiegten ihn in Schlaf, und ein wirklicher Traum kam über ihn; darin gab sein Regimentsoberst die sonderbare Parole „Friedrich und Daphne“ aus, und mit ihr eilte er fliegenden Fußes wieder die Treppe im Schloß zu Gotha hinan. Aber hier wußte er die richtige Tür nicht zu finden, irrte durch endlose Räume umher, bis er zuletzt dennoch an das aufgesuchte Zimmer gelangte. Doch wie er mit einem Freudenruf hineinstürzte, war es lautlos und leer, und mit irrklopfendem Herzen fuhr er aus dem Traum in die Höhe. Draußen hallten die Glocken noch fort, doch verwandelten Tones, wie ein spöttisches Lachen umklangen sie sein Ohr.

13.

Wie König Friedrich jede Angelegenheit von Bedeutung und daneben vielfach auch geringfügigst erscheinende selbst in die Hand nahm, so hatte er seit dem Kriegsbeginn große Achtsamkeit auf die Feldpost verwandt und wichtige Verbesserungen an ihr getroffen. Besonders fand er regelmäßige und schnelle Briefbeförderung zwischen seinem Hauptquartier und Berlin erforderlich; es gingen deshalb nach diesem von Breslau täglich zwei uniformierte und wohlbewaffnete „Feldpostillone“, zu denen die tüchtigsten Reiter ausgewählt wurden, hin und wider. Da-

durch sah Detmar Kampen sich zu einem Grußaustausch mit seiner Schwester instand gesetzt, in dem beide sich ab und zu wechselseitig Mitteilungen über ihr Ergehen machten. Davon konnte freilich er, der Lage der Dinge nach, erheblich mehr berichten, als sie von ihrer gleichmäßigen stillen Lebensführung; sein wunderbar rasches Aufsteigen zum Rittmeister, seine Beteiligung an den vier großen Schlachten des letzten Jahres und Erzählungen von seinem Zusammentreffen mit dem König bei Kollin und Leuthen gaben ihm Anlaß zum Beschreiben mancher Bogen. Auch sein Deserteurspiel in Gotha schilderte er, das jenem Spaß gemacht zu haben scheine und dem er wohl seine neueste Beförderung verdanke; übermütig fügte seine Feder hinzu, er begreife nicht mehr, daß er sich einmal so vor den Augen des Königs gefürchtet habe. Wenn er's drauf absehen wolle, koste es ihn nicht viel Mühe, den um den Finger zu wickeln, daß er noch bis zum Feldmarschall hinaufkomme. Dem Brief war anzumerken, er sei in einer ausgelassenen, rauschartigen Gemütsstimmung verfaßt, die nicht allein von der letzten Rangerhöhung des Schreibers herrühren könne. Dessen, was ihm im Gothaer Schlosse begegnet war, tat er nicht Erwähnung, nur daß er dort in einem Zimmer eine wundervolle Rose gefunden habe, die er mitgenommen und wohlverwahrt auf dem Herzen trage; eine schönere blühe nirgendwo in der Welt, und ihr Duft sei um ihn bei Tag und Nacht. Phantastisch-unverständlich, eigentlich ein bißchen närrisch klang's aus dem Munde eines Mitkämpfers in so viel blutigen Schlachten.

Darauf ging Ulrike in ihrem Rückschreiben nicht

ein, fand es jedenfalls unnötig, sich über eine so sonderbare Rose den Kopf zu zerbrechen. Ihre Entgegnung enthielt überhaupt keine eigentliche Antwort auf den Brief des Bruders, doch sie war länger als sonst, begann mit einer Nachricht, die ihr aus Soest von der Mutter zugegangen. Der Jähzorn und lodernde Ingrimm des Vaters hatte sich nach der Schlacht bei Roßbach noch höher gesteigert; von seinen weggelaufenen Kindern wolle er nichts mehr wisse, ihre Namen nicht mehr hören, habe sie aus seinem Gedächtnis und seiner Familie ausgestoßen. Das einzige, was seine Gedanken bei Tag und Nacht beschäftige, sei, der atheistische preußische König, das über Deutschland hereingebrochene grauenvolle Ungeheuer der Apokalypse, werde in diesem Jahre, von seinen gottesfürchtigen Gegnern zermalmt, am Boden liegen. Dafür erhoffe und erwarte er mit brennendem Verlangen im Frühling die Wiederkehr einer ums Doppelte verstärkten französischen Heermacht, die sich des preußischen Westfalens bemächtige, das Ketzertum allerorten drin ausrotte und die alten cleveschen Lande für immer unter dem glaubenstreuen Szepter des Königs Louis des Fünfzehnten in Sicherheit bringe. Denn in Wirklichkeit handle es sich wieder um den erhabenen Kampf der heiligen katholischen Lehre gegen die Teufelsausgeburt des Protestantismus, der hoffentlich zum letztenmal seinen giftgeschwollenen Schlangenkopf von der deutschen Erde aufrecke. Der heilige Vater Clemens der Dreizehnte wisse dies genau, segne täglich die Waffen der zur höheren Ehre Gottes streitenden verbündeten Heerscharen, und ebenso halte sein getreuer Statt-

halter am Rhein, der Erzbischof Clemens August von Cöln, der ja auch Bischof von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim sei, achtsam alles für den Tag des großen Sieges über den von der Hölle ausgesandten brandenburgischen Schlächter bereit. Schändliche Abgötterei mit diesem, vom Pöbel durch Gesänge auf den Straßen und Verbreitung von Bildnissen betrieben, habe er bereits in seinen Landen mit der Exkommunizierung belegt, während in dem verruchten Soest fast jedes Haus von solchem neuesten Greuel Pestgeruch zum Himmel aufsteigen lasse.

Diese Äußerungen ihres Vaters berichtete Ulrike Kampen ohne irgendwelche Anmerkungen mit gelassener Gleichgültigkeit, fügte nur nach, daß auch sie, wenngleich aus anderm Grunde, ein tiefes Widergefühl gegen den König Friedrich in sich trage. Er möge ein großer König und Feldherr sein, das gehe sie nicht an, liege außerhalb ihres Beurteilungsvermögens; aber in seinem Innern müsse ihm etwas fehlen, was als Notwendigstes zu einem guten Menschen gehöre. Nach jeder Schlacht des letzten Jahres habe er ausführlich und liebevoll an Frau von Camas geschrieben, sie rückhaltlos zur Vertrauten seiner Hoffnungen, Sorgen und Leiden gemacht. Doch kein Wort habe er jemals für die beste, edelsinnigste Frau beigefügt, die *seine* Frau sei, deren Herz in verschwiegener tiefer Liebe nur an ihm hänge, die um ihn bange, ihr Leben in ruhloser Angst vor den ihn beständig umdrohenden Gefahren verbringe. Niemals habe sie ihm Unehre bereitet, niemals etwas Übles angetan, dulde lautlos das Unrecht, welches er an ihr begehe, das unwürdige

trübe Dasein, dem er sie seit bald zwei Jahrzehnten anheimgegeben. Wer dazu kaltsinnig fähig sei, dem mangle das Wichtigste, was Bürgschaft für das innerste Wesen eines Menschen verleihe, und Detmar möge sich in acht nehmen, zu sicher auf eine Gunst zu vertrauen, die sich plötzlich einmal zum Tatzenschlag eines Raubtieres umwandeln könne.

Im Weitergang des Briefes indes zeigte sich die Schreiberin darüber erfreut, daß die stille Gleichförmigkeit der winterlichen Tage im Schloß Schönhausen in der letzten Zeit für die einsame Königin ein wenig durch einen jugendlichen weiblichen Besuch umgestaltet worden, dessen Anwesenheit auf jene eine belebende und erheiternde Wirkung übe; auch Ulrike selbst stehe in freundlichem Verhältnis zu der jungen Dame, deren einfach-natürliches Benehmen nichts von ihrem hohen fürstlichen Range vermuten lasse, sondern in seiner Liebenswürdigkeit und Anmut dem eines schalkhaft-frohsinnigen Kindes gleiche. Überhaupt habe sie erfahren, vor allem durch die Königin Elisabeth, daß die Höchstgestellten keineswegs immer mit eitler Überhebung und hochmütigem Stolz auf niedriger Stehende herabsähen. Das treffe wohl nicht selten bei dem Hofadel zu, der ja nur höhere und obendrein meistens ungebildete Lakaien vorstelle; unter den Fürsten dagegen trügen manche ihren Titel mit wirklicher Berechtigung als Menschen von innerlichem Wert an Geist und Gemüt. Mit solchen öfter zusammen zu sein, sei ein Glück, höher als in der zweifelhaften Gunst eines selbstsüchtigen, gewalttätigen Königs zu stehen.

In der letzten Zeile hatte Ulrike sich verschrieben,

ihr war „Bruders“ statt „Königs“ aus der Feder geflossen, und sie hatte den Fehler nachträglich durch ein Durchstreichen des ersteren Wortes und Darübersetzen des andern verbessert. Detmar aber las den Brief mit oftmaligem Staunen. War das seine Schwester, die sich derartig auszudrücken vermochte, solche Beobachtungen, Gedanken und Empfindungen in sich hegte? Allerdings war sie in seltsame Umgebung versetzt worden, die sie in täglichen Verkehr mit fürstlichen Persönlichkeiten brachte. Doch wie hätte sie denen vor noch nicht zwei Jahren als ein begriffloses Kind gegenübergestanden, ohne jede Kenntnis von Menschen und den Dingen der Welt in dem dumpfen Soester Hause „zum ewigen Licht“ aufgewachsen. Das Schloß Schönhausen mußte einen eigentümlichen Nährboden für schnelle geistige Entwicklung einer vorhandenen Anlage besitzen; freilich hatte die kurze Zeit den Leser des Briefes ja auch zu einem vollständig andern umgewandelt, der gleicherweise sich selbst nicht wieder erkannte. Welcher ungeahnt wundersamen Zukunft waren sie beide in ihrer hilflosen Not nach Berlin entgegengegangen, dort mit dem König und der Königin derartig zusammenzutreffen.

Allerdings, wie er an ihre gemeinsame Kindheit zurückdachte, war Ulrike ihm in ihrem kühlen Wesen wohl von jeher an verschwiegen bedachtsamer Klugheit überlegen gewesen, in der Stille für sich schon selbständig denkend, als sein Kopf nur noch zu einem Tummelplatz knabenhafter Phantastereien gedient. Aus jener kühlen Naturmitgift entsprang ihre frühgereifte Sicherheit; sie ließ sich zu keinem unbesonnenen

Wollen und Handeln fortreißen. Um so mehr setzte der Schlußteil ihres Briefes Detmar in Verwunderung, so daß er sich wieder halb ungläubig fragte, ob seine Schwester das geschrieben habe. Ein völlig andrer Ton trat darin an die Stelle des bisherigen, eine Kundgabe innerlicher Empfindungen, deren er sie nicht für fähig gehalten. In poetischen Ausdrücken sprach sie davon, wie schön und wundervoll es sei, zu leben; dem Anhauch eines aufblühenden Frühlings gleichend, mutete es aus ihren Worten an. Freudigste, fast übermütige Stimmung mußte bei der Beendigung des Schreibens über sie geraten sein; dem Lesenden tauchte unwillkürlich der Gedanke auf, daß Ulrike den Schluß in einer leichten Kopfberauschung hinzugefügt habe, vielleicht nach einer Mahlzeit, bei der sie ein Glas perlenden Schaumweines genossen und die Königin sich ihr besonders gütig erwiesen hatte. Ihm kam ins Gedächtnis, er habe in seinem Brief ähnlich von der merkwürdigen Rose im Gothaer Schlosse geschrieben, und ihn erfreute, daß seine kühle Schwester doch auch etwas in sich berge, derartig von einer Gemütserregung, wenngleich anderm Ursprung entstammt, überwältigt zu werden. Sie schloß mit einem Gruß an den Hauptmann von Quade; der sei ein, ob auch ein bißchen komischer, doch zweifellos vortrefflicher Mensch, und ihr diene zur Beruhigung, daß Detmar an ihm einen echten Freund habe, auf den er sich unter allen Umständen sicher verlassen könne.

Auch das Füsilierregiment Ralf Quades lag in der Nähe Breslaus im Winterquartier, so daß den Freunden die Möglichkeit geboten worden, wie in

Dresden dann und wann zusammenzukommen; die Versetzung Detmars hatte ihn zum zweiten, unter dem direkten Oberbefehl des Generals von Zieten stehenden Husarenregiment gebracht. Die Zugehörigkeit zu diesem enthielt schon in sich eine Auszeichnung, da es den Namen der „Leibhusaren“ führte und seit dem ersten schlesischen Kriege aus zahlreichen Schlachten stets mit besonderem Ruhm hervorgegangen war. Noch weit kleidsamer, als die Dragonermontur, stand dem jungen Rittmeister seine jetzige Uniform, der goldbesetzte rote Dolman und blaue Pelzrock mit reiherbuschverzierter brauner Pelzmütze auf dem Kopf und gelben Stulpstiefeln; Zieten hatte ihn allerdings zunächst auf seine Jugend hin mit einiger Verwunderung angesehen, doch etwas in seinen Hängebart vom „Alleswisser, der dafür gut stehen müsse“, brummend, bereitwillig aufgenommen und ihm ein vorzügliches Pferd zugewiesen. Detmar Kampen aber ward an einem Februartage bei einer zwischen ihm und Ralf Quade verabredeten Zusammenkunft eigenartig an den Brief Ulrikes erinnert. Am Tisch der Weinwirtschaft fand er den Freund in Gesellschaft eines jungen Obersten, in dem er den Prinzen Friedrich von Württemberg wieder erkannte, der ihn freundlich damit empfing, daß er hierher gekommen sei, um ihm einen Gruß von seiner Schwester aus Schönhausen zu überbringen; er habe seine eigene Schwester, die sich in Berlin aufhalte, besucht, bei dieser Gelegenheit Ulrike kennen gelernt und sich aufs angenehmste mit ihr unterhalten. An dem Abend hatte auch der jüngste Bruder des Königs im ganzen Glanz seiner Johanniteruniform teilgenommen und

die Königin sich heiterer als seit langem gezeigt; unverkennbar hege sie eine große Zuneigung zu ihrer jungen Vorleserin. Die Art, wie der Prinz Friedrich davon sprach, und sein Benehmen, als sitze er einem ihm Gleichstehenden gegenüber, war von so einfacher Natürlichkeit, jeglichen Rangstolzes bar, daß sein ganzes Wesen die Äußerungen Ulrikes über das Liebenswerte, echt Menschliche mancher fürstlichen Persönlichkeiten ins Gedächtnis rief. Es konnte den Eindruck regen, wie wenn er ihr dabei als Beispiel vorgeschwebt habe, und andrerseits erweckte das Zusammensein Detmar ein merkwürdiges Täuschungsgefühl, als hätte er den jungen Prinzen bereits öfter gesehen und gehört; nicht nur sein Äußeres, die Gesichtszüge und der Blick der Augen, auch die Stimme und ein leicht schalkhafter Zug um die Lippen beim Sprechen muteten ihn wie etwas schon länger Bekanntes an. Zu Ralf Quade stand er offenbar auf freundschaftlichem Fuße, und Detmar verließ die Weinstube mit dem stillen Wunsch, wieder mit ihm zusammenkommen zu dürfen.

Eines erfüllte ihn jetzt in der ruhigen Gleichförmigkeit der Wintermonate nachträglich doch manchmal mit einem Mißmut über sich selbst, sein unbegreifliches Versäumnis in dem Gothaer Schloßgemach, daß er dies, ohne den wirklichen Namen Daphnes erfahren zu haben, verlassen hatte. Zwar war die Zeit dort nur minutenkurz und der beseligte Zustand, in den die plötzliche Überraschung ihn versetzt, nicht danach angetan gewesen, ihm solche Frage in den Sinn und vom Munde kommen zu lassen, aber er fühlte, Ulrike würde in einem gleichen Falle

zweifellos dennoch dem Trompetensignal nicht gefolgt sein, ohne sich die Namenskenntnis vorher verschafft zu haben. Und ebenso auch hörte er die Stimme des Königs Friedrich, wenn der davon vernähme, sagen: „Einen, der seine Gedanken so wenig bei der Hand hat und sich noch wie ein junger Esel aufführt, kann ich nicht als Rittmeister in meiner Armee gebrauchen.“ Doch trotzdem war's so geschehen, und alles Umherdenken verhalf zu keinem Mittel, die Unterlassung in jenen überherrlichen Augenblicken zu verbessern. Nur eines gab's, nach Bayreuth zu schreiben, wie Daphne heiße, indes an wen? Er kannte niemand dort als die Frau Markgräfin, und an die solche Frage zu richten, lag außer der Möglichkeit. So blieb ihm nichts, als sich mit seiner inneren Gewißheit zu begnügen, er müsse und werde Daphne irgendwo wieder finden, wie's ein Glück vom Himmel ihm in Gotha unerwartet beschieden, und dann stehe er in Wahrheit als das, wofür sie ihn in ihrer Unerfahrenheit angesehen, als Hauptmann, vor ihr. Aus dieser Vorstellung kam allmal etwas Schwindelerregendes, von dem er sich nur dadurch freimachen konnte, daß er seinen angesammelten Gedichten „an die Rose“ ein neues hinzufügte.

Beim Aufsuchen eines ihm näher bekannten Offiziers seines früheren Dragonerregiments geriet er einmal zufällig zu dessen Versorgerin der durstigen Kehlen, in den Raum, darin die alte Machetanz ihre Winterwirtschaft hergerichtet hatte. Obgleich er nur ein einziges Mal in Dresden bei ihr vorgekehrt war, trug sie „ihre“ Leute doch fest im Kopf, erkannte ihn auch in der Husarenmontur wieder und setzte sich

wißbegierig zu ihm, um zu erfahren, warum er von ihren Dragonern weggekommen sei. Sie erinnerte sich noch, daß es Neujahrsabend gewesen, an dem er in ihrer Schenke gesessen und auf jemand gewartet hätte, der aber nicht gekommen wäre, damals als Fähnrich, und sie war hoch erstaunt, ihn jetzt, nach kaum mehr als einem Jahre als Husarenrittmeister zu sehen. Ihm kam ebenfalls das Gedächtnis an den Abend zurück, und beim Hin- und Hersprechen fragte er einmal, wie's mit ihrer Gehilfin stehe, die er ihr damals unwissentlich von Bayreuth her zugebracht habe, ob sie schon Generalfeldmarschallin geworden sei. Dazu jedoch verzog die Alte verdrossen den Mund und gab Antwort: „Die Gretel meint der Herr Rittmeister, die dumme Gans mit dem Silberschopf? Mit der war's nicht richtig, wie ich's gleich gedacht; ich kenn mich aus bei dem Vogelzeug, und mir macht keine davon ein X für ein U vor, wenn sie auch noch so jümferlich und zümpferlich tut, ein Mannsbild steckt doch bei allen drunter. Bald nach der Leuthener Schlacht ist sie mir aus dem Zelt weggelaufen, jedenfalls dahin, worauf sie's abgesehen gehabt. Meine Leute meinten alle, sie müßt Fischblut oder Eiswasser im Leib haben; jawohl, die Stillen, die kein Auge herumdrehen, sind die Ärgsten, bei denen brennt in den Pulsadern lauter Aquavit von oben bis unten. Was in dem Jahr sonst aus ihr geworden war, sagt ich vorher, dadrauf versteht sich, wer ein Gesicht am Kopf hat. Nicht zum wiederkennen, und fein dazu, beinah wie was Vornehmes, das kann ihr ja vielleicht auch im Blut drin stecken. Feldmarschallin hätt ich gesagt? Da hab ich Feld-

scherin gemeint, eine, die den Soldaten um den Bart geht, bis sie vom Feldweibel mit dem Stecken aus dem Lager gejagt wird. Sie soll irgendwo im Marketenderzelt bei einem Husarenregiment sein; zu dem gehört der natürlich, dem sie an den Schnauzbart und an die Tasche will; aber wenn er nicht aus einem Gimpelnest gefallen ist, denk ich, wird er's ihr eintränken. Davon haben Männer gar keine Vorstellung, was sich solcher Dirn im Kopf und Blut einnisten kann, daß sie keinen andern Gedanken hat und alles dransetzt, wie eine tollgewordene Kuh, die blind hinter etwas dreinrennt. Da geht's über Stock und Stein, ohne Besinnen und Denken, bloß immer auf das eine los. So unklug können Männer gar nicht werden, die behalten doch immer noch ein Korn Verstand unterm Kopfhaar und rennen gegen keine Mauern damit, wenn sie nicht zu viel in die Kehle geschüttet haben. Aber so ein Geschöpf, dem's einmal von einem Schluck Brandwasser in die Glieder gefahren ist, bleibt immer wie betrunken —"

Die Redseligkeit der Mutter Machetanz, die bei der Schilderung der weggelaufenen Gretel aus reichhaltiger eigner Lebenserfahrung geschöpft zu haben schien, ward vom Anruf eines Gastes unterbrochen. Sie stand mit der tröstlichen Äußerung auf: „Ich bin gleich wieder hier, Herr Rittmeister"; allein Detmar Kampen trug kein Begehren nach weiteren Kundgebungen ihres Unwillens über die, welche sie zum Zukunftsrange einer Feldmarschallin bestimmt gehabt, und verließ, ehe die Alte von ihrer Besorgung zurückkam, den Schenkraum.

* * *

Der König des kleinen Preußenstaates hatte im Jahre 1758 mit einer der Herkulesarbeiten gewetteifert, eine sechsköpfige lernäische Hydra, die ihn umwinden und zerdrücken gewollt, von sich abgeschleudert; Österreich, Rußland und Frankreich, Schweden, Sachsen-Polen und die Reichsarmee im Verein waren nicht fähig gewesen, ihn zu überwältigen. Aber die Schlange war damit nicht ertötet; sie besaß gleicherweise auch die Kraft, ihre abgeschlagenen Glieder zu ergänzen, und König Friedrich wußte, daß ihre sämtlichen Köpfe sich, nachgewachsen, im Frühling wiederum gegen ihn aufrecken würden. Die gleiche Übermacht, sogar eine noch stärkere, drohte ihm im neuen Jahre; in Petersburg war die Kaiserin Elisabeth unerwartet von ihrer schweren Erkrankung genesen und ließ die über den Memel zurückgegangene russische Armee bereits im Januar wieder vorrücken, ganz Ostpreußen mit der Stadt Königsberg besetzen. So bot der König während der Wintermonate alles auf, seine von den Schlachten und Krankheiten auf ein Dritteil herabgeminderte Heermacht durch Aushebungen unter den Landessöhnen und Neuanwerbungen in ihren vorigen Stand zurückzusetzen, zum Sommer zweihunderttausend Soldaten ins Feld stellen zu können; zugleich war er sorglich bemüht, die Zahl seiner Gegner zu verringern, suchte brieflich durch Vorstellung des Frevels der Fortsetzung eines so ungeheuren Blutvergießens die Kaiserin Maria Theresia zum Friedensschluß zu veranlassen. Doch erhielt er von dieser nicht einmal eine Antwort; man hatte ihr das letzte Kriegsereignis in Schlesien in völlig umgedrehter Weise dargestellt, die Schlacht bei Leuthen sei keine

zerschmetternde Niederlage, sondern eigentlich ein großer Sieg der österreichischen Waffen gewesen, und triumphierend rüstete ihr Rachedurst eine stärkere Armee denn je, um sich den Segen des heiligen Vaters zu gewinnen und den bis jetzt noch verloren gebliebenen „Unterrock“ wieder zu erlangen.

Auch von preußischer Seite ward der Feldzug weit früher als sonst wieder eröffnet. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen hatten einen völligen Umschwung in England verursacht, das den Grafen von Chatham, William Pitt, zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten berufen, und von diesem, einem eifrigen Anhänger König Friedrichs, war der abgeschlossene treubrüchig-schimpfliche Vertrag mit Frankreich aufgehoben, statt dessen das Bündnis mit Preußen erneuert worden. Demzufolge leistete England nicht nur die frühere Geldunterstützung wieder, sondern sein König Georg der Zweite verband als Kurfürst von Hannover auch aufs neue seine Truppen mit dem im nordwestlichen Deutschland stehenden Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, eines der vorzüglichsten preußischen Generale, dem der Sieg bei Prag hauptsächlich zu verdanken gewesen. So brach er, beträchtlich verstärkt, schon am Schluß des Februars aus seinem Winterquartier auf, zog durch noch schneebedeckte Felder einer unter dem Befehl des Prinzen von Clermont abermals über die Reichsgrenze vorgedrungenen großen französischen Armee entgegen, verdrängte diese aus den westfälischen Landen bis hinter den Rhein zurück und zerschlug sie in einer Schlacht bei Krefeld zu aufgelösten Trümmern. König Friedrich dagegen schien im rauhen schlesischen Lande den

Frühlingsbeginn zur Wiedererneuerung der Krieg-führung gegen Österreich abwarten zu wollen, doch täuschte er wie schon öfter seine Gegner durch ein regloses Verhalten, schickte sie diesmal im wörtlichen Sinne in den April. Denn am ersten April tauchte er jählings vor Schweidnitz auf, nahm die Festung nach kurzer Belagerung ein und tat unmittelbar darauf, im Eilmarsch gegen Süden weiterrückend, das am wenigsten Erwartete, durchkreuzte die Bergzüge des „Mährischen Gesenkes“, nahte schon in der ersten Maiwoche der Festung Olmütz und bedrohte aus nicht mehr weiter Entfernung Wien mit einem Überfall. Dadurch, wiederum dem Feinde plötzlich zuvorgekommen, nötigte er den Feldmarschall von Daun, der jetzt an Stelle des Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl über die österreichische Armee erhalten, von seinem Vorhaben des Eindringens in Sachsen abzulassen und sich aus Nordböhmen schleunigst mit seiner Hauptmacht nach Mähren zurück zu wenden. Im Feldlager bei dem Städtchen Littau, dem tschechischen Littovel, einige Stunden von Olmütz, fand aber König Friedrich inmitten von tausend Anordnungen Zeit, einen Brief zu beantworten, darin sein Freund d'Argens sich vor kurzem über ein körperliches Mißbefinden beklagt hatte. Zunächst den Ort seiner Erwiderung erklärend, schrieb er: „Wir ziehen auf große Abenteuer aus, lieber Marquis. Ich habe Herrn Daun aus Böhmen nach Mähren auf den Trab gebracht, und wir werden uns so lange herumschlagen, bis unsre verdammten Feinde genug haben und Frieden machen.“ Danach indes fuhr die Antwort fort: „Ihr Brief, mein Lieber, roch nach Cassia und

Sennesblättern, daß ich Abweichen bekam, sobald ich ihn öffnete. Großer Gott, so machen Sie doch aus Ihrem armen Körper keine Apotheke! Wie? ein Brief bewahrt bloß durch Ihre Berührung auf 60 deutsche Meilen Wegs genug medizinische Kraft, um nach acht Tagen noch auf mich zu wirken? Da haben wir eine neue Erfindung in der Medizin. Ohne Zweifel wird man in Zukunft die Kranken einzig und allein durch die mitteilende Kraft der Mittel, welche andre genommen haben, vielleicht durch bloße Briefe purgieren, und dergleichen Abführungsbriefe werden von einem Ende Europas zum andern laufen und ihre Wirkung haben, wie die Wechselbriefe, die au porteur zahlbar sind. In der Tat, lieber Marquis, Sie sind ein sonderbarer Sterblicher. Ich beschwöre Sie, töten Sie sich doch nicht durch die Sorgfalt für Ihre Gesundheit."

Nicht allein an Flötenspiel und Dichtung richtete sich der Geist König Friedrichs vor dem Zusammenbruch unter erdrückenden Lasten und Sorgen auf, auch die Kraft seines Humors verhalf ihm dazu, und inmitten von Tod und Verderben, dem Untergang ins Gesicht blickend, sandte er Briefe mit launig-geistvoller Betrachtung großer wie kleiner Erdendinge an seine Freunde ab.

An dem Zuge nach Mähren nahm eine Anzahl der acht Zietenschen Husarenregimenter teil, doch das zweite nicht, dem unter dem Oberkommando des bei Freiberg in Sachsen verbliebenen Korpsbefehlshabers Prinz Heinrich von Preußen im Verband mit andern Reiterscharen die Bewachung der schlesischen Grenze gegen einen Einbruch von Böhmen anbefohlen

worden. Eine lange Strecke war's von den Kleinen Sudeten dem Riesen- und Isergebirge entlang bis zum Ostrande des Erzgebirges hin, und eine verhältnismäßig nur geringe Truppenzahl stand für die Aufgabe zu Gebot. So ward unablässig wachsame Anspannung von ihnen erfordert, sie zerteilten sich vielfältig hierhin und dorthin, versetzten oft auch die Offiziere niedrigeren Grades als Führer kleiner, abgetrennter Einzelhaufen in die Nötigung selbständigen Handelns. Besonders häufig geriet Detmar Kampen in solche Lage, sah sich mit seiner Schwadron allein auf die eigne rasche Entscheidung angewiesen. Gewissermaßen kommandierte er ein Heer im Miniaturformat, für dessen Obliegenheit und Sicherung manchmal wochenlang nur ihm die Verantwortung zufiel. Er mußte in dem fremden, nicht selten schwierigen, unübersichtlichen Berggelände alle Verhaltungsmaßregeln bestimmen, die bereitbaren Wege auskunden, für genügende Nahrungsmittel vorsorgen, ebenso auch mit ständiger Umsicht drohenden Gefahren begegnen, abschätzen, ob ihm beim Auftauchen von Feinden nur eine angreifbare Plänklerschar oder eine nicht bemeßbar überlegene Macht entgegenstehe, die Zurückweichen und Herbeiholen von Unterstützungskräften gebiete. Das alles heischte besonnene Erwägungen, sicheren Blick, oft schnelle Geistesgegenwart, bildete, sich durch lange Dauer hinziehend, Selbständigkeit und Selbstvertrauen in ihm aus. Beim Wiederzusammentreffen mit den andern Schwadronen des Regiments zeigte der Oberst sich stets durch die Ausführung seines Auftrages befriedigt, und der junge Rittmeister vernahm in den anerkennen-

den Worten einen Klang, als ob sie von der Stimme des Königs gesprochen seien. Monate vergingen so, die heißeste Sommerzeit legte sich über das Land; zuweilen schwirrten Nachrichten oder mehr nur Gerüchte von den Vorgängen in Mähren um. Allmählich aber verdichteten sie sich zu einer üblen Gewißheit; es war dem Feldmarschall Daun gelungen, in den Gebirgsengen des „Gesenkes“ die nachgerückte Zufuhr des preußischen Heeres, viele Hunderte von Wagen mit Munition und Proviant überfallen und zum größten Teil vernichten zu lassen, so daß die Zietenschen Husaren unter starken Verlusten nur einen geringfügigen Rest zu behüten vermocht. Diese schwere Einbuße hatte den König genötigt, aus Mangel die Belagerung von Olmütz aufzugeben, den Rückzug nach Norden anzutreten.

Der erschien unter solchen Umständen fast hoffnungslos, alle beurteilungsfähigen Hörer erfüllte die Botschaft mit heftigem Schreck. Das kleine Heer befand sich mittellos im fremden Lande, von weit mehr als doppelter Feindesüberzahl bedroht, die ihm ohne Zweifel durch Besetzung der Gebirgspässe alle Rückwege nach Schlesien versperren, es der bittersten Not an Lebensmitteln überliefern konnten. In atemloser Bangnis harrten die im Norden stehenden Truppenführer eine lautlose Woche hindurch auf die Nachricht eines furchtbaren, alles entscheidenden Unheils.

Da traf plötzlich Meldung ein: Der König rücke durch Böhmen heran.

Er hatte den Gegner durch Klugheit getäuscht, einen Feldjäger mit schriftlichem Befehl nach Neiße

geschickt, ihm schleunigst Brot und Pferdefutter nach Oberschlesien entgegen zu senden, doch zugleich den Boten beauftragt, sich gefangen nehmen zu lassen. Dadurch irregeführt, war Daun eilig mit seiner Armee ostwärts aufgebrochen, sich der schlesischen Pässe zu versichern; der König aber hatte seinen Abzug rasch in entgegengesetzter Richtung nach Westen gewandt, einen Vorsprung von mehreren Tagen vor den Österreichern gewonnen und durch das Einschlagen eines weiten, anscheinend gefährlichsten Umwegs sich in Wirklichkeit jeder ernsten Bedrängnis entzogen. Von höchster Feldherrnbegabung eingegeben, ebenso scharfsinnig berechnet als mit kühnem Entschluß blitzschnell ins Werk gesetzt, war's ein glanzvoller Rückzug, der starr bewunderndes Erstaunen in ganz Europa hervorrufen sollte. Man hatte die Waffenstreckung oder vollständige Vernichtung des preußischen Heeres als unabwendbar angesehen, statt dessen erreichte es durch die Breite des mährischen und böhmischen Landes ohne Verluste den oberen Lauf der Elbe, nahm dort bei Königgrätz eine Stellung ein, welche Daun, zu spät zur Erkenntnis seines Fehlgriffes gelangt, mit seinen nachgefolgten überlegenen Kräften nicht anzugreifen wagte. Vielmehr vermied er, seiner Natur gemäß, jede Schlacht, die nicht sicheren Gewinn verhieß; in Wien gab man ihm dafür den ehrenvollen Namen eines deutschen Quintus Fabius Cunctator, des römischen Heerführers, der einst durch sein zögernd abwartendes Verhalten schließlich den Sieg über Hannibal davongetragen, und prägte eine Gedenkmünze auf ihn, deren Umschrift sein behutsames Zaudern lobpries. In Wirklichkeit indes hatte dies

unzweifelhaft die preußische Streitmacht vor dem Untergang bewahrt.

Ihrer jetzt gesicherten Rückkehr nach dem mittleren Schlesien flog eine von Mund zu Mund weiterlaufende Erzählung von einer nahdrohenden Todesgefahr, der König Friedrich entgangen, voraus. Er war an einem Buschwerk vorübergeritten, wo ihm plötzlich der Warnruf eines seiner Begleiter ans Ohr geschlagen, hinter dem Strauch versteckt lege ein österreichischer Pandur, nur wenige Schritte entfernt, sein Gewehr auf ihn an. Da hatte er nichts weiter getan, als drohend seinen Krückstock aufgehoben und dazu mit scheltender Stimme gesagt: „Du! Du!" und die zielende Muskete war jäh heruntergesunken; zu Tod erschrocken hatte der Pandur hastig seine Pelzmütze vom Kopf gerissen und ehrfurchtsvoll regungslos gestanden, bis der König ihm aus dem Gesicht entschwunden. Eine Macht seines Wesens, seiner anblickenden Augen ging von ihm aus, der niemand Widerstand zu leisten vermochte.

Im Anfang des August überschritt er die schlesische Grenze, und zugleich ward das zweite Husarenregiment Detmar Kampens wie von einem Wirbelsturm erfaßt und fortgerissen. Mit den andern, aus Mähren zurückgekehrten wieder vereinigt, brach es schon im Augenblick der Befehlerteilung auf, doch seltsam, nach Norden. In unbegreiflicher Weise ließ der König Schlesien und Breslau fast schutzlos gegen den von Böhmen her drohenden Anzug Dauns, führte sein heimgebrachtes kleines Heer in atemlosem Geschwindmarsch über Liegnitz auf Frankfurt an der Oder zu. Wieder einmal war der Beweggrund und

Zweck dieser jähen Hast für die große Mehrzahl auch der Offiziere ein nicht lösbares Rätsel.

Doch bald erhellte sich's. Aus Ostpreußen her war die gewaltige, hunderttausend Mann starke russische Armee unter dem Feldmarschall Grafen von Fermor jetzt in schwerfälliger Langsamkeit, auf ihrem Wege alle Ortschaften mit tartarisch tierischer Wildheit verwüstend und niederbrennend, die Bewohner mordend und schändend, gegen die Mark Brandenburg vorgedrungen, und der preußische General Graf Christoph von Dohna hatte mit seiner schwachen Verteidigungsmacht vor der ungeheuren Überzahl bis zur Festung Küstrin an der Oder zurückweichen müssen. Ihm kam der König, mit sofortigem Entschluß Schlesien preisgebend, zum Beistand herzu; schon aus der Nähe bedrohten die russischen Horden, dem ehemaligen Einbruch der Hunnen vergleichbar, Berlin. Bei Küstrin übermusterte König Friedrich mit scharfem Blick die Lagertruppen Dohnas, sagte nichts weiter nach der Besichtigung, als: „Ihre Leute sind hübsch geputzt. Die ich mitgebracht habe, sehen wie Grasteufel aus, aber sie beißen."

Nun wandten seine Augen sich auf Küstrin hinüber. Dort hatte er als Kronprinz vor bald dreißig Jahren nach seinem mißlungenen Fluchtversuch in harter Gefangenschaft, nachdem sein Freund Katte vor seinem Fenster hingerichtet worden, selbst auch das gleiche Todeslos erwartet. Doch die Erinnerungszeichen daran waren ihm vor dem Gesicht weggelöscht; die Stadt lag durch eine tagelange Beschießung mit russischen Brandkugeln vollständig in Asche gelegt, in unsäglichem Elend irrten Tausende

schutzsuchend hinter ihre Wälle geflüchtete Umwohner, dem Verhungern nah, zwischen den Schutthaufen. Aber die Festung hatte trotzdem standgehalten, ihr tapferer Kommandant, ungeschreckt von der Androhung Fermors, die ganze Besatzung abschlachten zu lassen, die Übergabe verweigert.

Am Morgen des 25. August sah sich Detmar Kampen ein wenig nördlich von Küstrin vor dem in Flammen auflodernden Dorfe Zorndorf wiederum einmal fast plötzlich inmitten eines wütenden Kampfes. Er wußte nicht, in welchem Verhältnis die beiden Heere zueinander standen, trug nur ein Gefühl in sich, das preußische müsse ungefähr um die Hälfte geringer an Zahl sein. Bald aber ward ihm unverkennbar, jedenfalls sei es die furchtbarste Schlacht, an der er bis jetzt teilgenommen, und ihre Entscheidung schwanke von Stunde zu Stunde auf und nieder. Den gewaltigsten Anstürmen gegenüber wichen und wankten die asiatischen Feinde nicht, standen wie Mauern, bis sie von Bajonetten und Säbeln niedergemacht worden; in zahlloser Menge bedeckten mehr und mehr auch preußische Truppen das Feld. Die Reitergeschwader des Generals von Seydlitz zeichneten sich unter seiner persönlichen Anführung mehrfach durch kaum glaubhaften Heldenmut aus, um den König selbst fielen seine Adjutanten, Staub und Pulverdampf überlagerte alles, schwärzte die Gesichter zur Unkenntlichkeit, nur seine Stimme ließ ihn noch unterscheiden. Zu unentwirrbaren Knäueln ballten sich die Gegner, Fußvolk und Reiter zusammen, Mann gegen Mann, Brust an Brust kämpfend; das unablässige Gebrüll der Geschütze verschlang jeden

Befehlsruf. So tobte die Schlacht unter glutheißer Sonne bis weit über den Mittag hin, niemand wußte, wie sie stehe, selbst der König nicht mehr. Da warf Seydlitz einmal wieder eine Infanteriemasse der Feinde zurück, sie prallte auf eine Reihe von Fuhrwerken ihres Lagers, und den russischen Soldaten ward kund, die Wagen seien mit Branntweinfässern beladen. Das brach zuerst ihren Widerstand, riß eine Lücke in sie hinein, denn blindlings stürzten sie sich auf die Fässer, um sie anzustechen und draus zu trinken. Von allen Seiten liefen andre zum gleichen Zweck hinzu; umsonst fluchten, donnerten und hieben ihre Offiziere drein, zerschlugen die Fässer. Die wilden Horden warfen sich auf die Erde, schlürften gierig von ihr nach dem herausgesprudelten Schnaps, sanken sinnlos betrunken zu Tausenden um. Nur ein grotesker Zwischenfall in dem ungeheuren Blutbadgemenge war's, doch er reichte hin, an einer wichtigen Stelle die Festigkeit der russischen Haltung zu lockern, ihre Erschütterung von preußischer Seite ausnutzen zu lassen. Zwar machte erst das Abenddunkel der Schlacht bei Zorndorf ein Ende und ließ nicht erkennen, wer in ihr die Oberhand behauptet habe; aber der andre Tag zeigte, daß der Feldmarschall von Fermor sich unfähig zu einer Fortsetzung fühlte. Der Überrest seiner Armee zog sich zurück; so wie er mit doppelter Stärke gefochten, hatte er auch den doppelten Verlust erlitten, über zwanzigtausend Mann und hundert Geschütze eingebüßt; eine große Anzahl seiner Generale war in Gefangenschaft gefallen. Baronet Mitchell, der mit ins Feldlager gekommene englische Gesandte,

beglückwünschte unter fromm-dankbarem Augenaufschlag den König: „Der Himmel hat Eurer Majestät wieder einen schönen Sieg verliehen.“ Den Kopf nach dem daneben stehenden General von Seydlitz umwendend, sagte der Angesprochene: „Ohne diesen hier säh es heut schlecht mit uns aus“. Dazu reichte er Seydlitz die Hand, der indes bescheiden das Verdienst von sich ablehnte, allen Reitern überhaupt und besonders dem Rittmeister von Wachnitz zumaß, der wahrhafte Wunder an todverachtender Tapferkeit verrichtet habe. König Friedrich schien dies, von anderm in Anspruch genommen, nicht mehr zu hören, doch am Abend fand der junge Rittmeister in seinem Zelt die Ernennung zum Oberstleutnant.

In der Schlacht selbst waren die preußischen Soldaten von so ingrimmiger Erbitterung gegen die tierischen Verheerer des Landes erfüllt gewesen, daß sie keinem Pardon gegeben, kaum Gefangene gemacht hatten, aber die nächsten Tage brachten noch viele in die Hand der Verfolger. Sie mitzuführen, fiel nicht möglich, es mußte eine sichere Unterkunftsstätte für sie gesucht werden. Die Hälfte des zweiten Husarenregiments erhielt Auftrag, mehrere Hunderte von gefangenen Offizieren und Tausende von Gemeinen nach Berlin zu verbringen. Völlig unerwartet sah Detmar Kampen sich plötzlich auf dem Weg dorthin; sein Pferd war bei Zorndorf tot unter ihm niedergestürzt, doch auch dort hatte ihn keine Kugel getroffen, kein Bajonett und Säbel verwundet.

* * *

Nicht weit war's von Küstrin nach Berlin, dessen Beschützung vor den russischen Mordbrennern dem König fast in letzter Stunde noch gelungen. Nun lag die Hauptstadt in ruhiger Beschwichtigung, als die Gefangenen dort eintrafen; alle, die sich in ihr gerüstet hatten, vor der nah herangekommenen Bedrohung nach Westen in Sicherheit zu entweichen, waren durch die Schlacht bei Zorndorf von der Ausführung ihrer Absicht zurückgehalten worden, auch die Königin Elisabeth mit ihrem stillen Hofhalt im Schloß Schönhausen verblieben.

In seinen Parkwegen ging jetzt an einem der letzten Augustnachmittage Ulrike Kampen für sich allein, wie sie's gern und oftmals tat; freie Stunden standen ihr täglich genug zur Verfügung, sie war keine Dienerin, sondern, ob auch ohne Geburtsrang und vornehmen Namen, eine Zugehörige des Hauses, beinah einem angenommenen Kinde gleich. Und eigentümlich, doch begreifbar räumte ihr jeder dies willig ein; wer sich an dem von der Welt kaum beachteten Hofe befand, ehrte und liebte die Königin und wußte, sie sei dem Mädchen von einfacher Herkunft überaus freundlich gesinnt, stehe zu ihm in einem menschlich-herzlichen Verhältnis. Ulrike aber tat das ihrige, keine Mißgunst gegen sich zu erwecken; sie benahm sich allen gegenüber mit sicherem Feingefühl, ohne höfische Formen und Redewendungen, doch ebenso ohne jede Anmaßung, ruhig-bescheiden, trachtete unverkennbar nach keiner Gewinnausnutzung ihrer bevorzugten Stellung. Sie folgte ihrer Natur, nahm dadurch mehr ein, als strenge Beobachtung der in hohen Kreisen geltenden Vorschriften es ge-

konnt hätte; was sie sprach, zeugte von eigenem Denken, klugem Sinn und einer geistigen Bildung, für die in ihr eine überraschend schnell entwickelte Anlage verborgen gewesen sein mußte. Im Äußeren wies sie eigentlich seit ihrer Hierherkunft wenig Veränderung auf, nur hatten sich aus dem halb Kindlichen, das ihr Gesicht damals noch besessen, die ihm eigenartigen Züge deutlicher entwickelt, zugleich fein und ausdrucksvoll. Sie besaß nichts von einer auf den ersten Blick augenfälligen Schönheit, die auch in einem Widerspruch zu ihrem inneren Wesen gestanden haben würde; es galt gewissermaßen, die anmutige Bildung des Antlitzes wie der Gestalt erst zu entdecken, um davon gefesselt zu werden. Anfänglich, als sie nach Schönhausen gekommen, hatte dies ein unjugendlicher Ernst erschwert, der gleich einem vom Vaterhause aus Soest mitgebrachten Schatten um ihren Mund und in den Augen gelegen; doch mählich war der abgeschwunden, den Lippen die unbekannte Fähigkeit des Lächelns zuteil geworden, in die verschleierten Augen eine sternartige Helle gekommen. Und seltsamer Weise seit dem letzten Sommer am meisten, wenn sie allein war; dann ging sie wie ein verkörpertes Bild stillheiterer Freudigkeit unter den alten Baumwipfeln, die ihr in der Stunde hoffnungsloser Not eine schützende Zuflucht geboten.

Wie sie heut so durch die einsame Stille hinging, traf ihr Blick einmal an einer Wegbiegung auf etwas rot zwischen hängendem Laubwerk ihr entgegen Schimmerndes. Kein überraschend ungewohnter Anblick war's; es geschah nicht selten, daß der junge Prinz Ferdinand sich zum Besuch bei der Königin

Elisabeth einstellte, in seiner Johanniteruniform an einem Gebüschrand hier erschien und Ulrike irgendwo begegnete, denn er liebte es auch, allein einen Spaziergang durch den Park zu machen. Einen Augenblick hielt ihr Fuß an, und ihre Brust atmete einmal tiefer, danach indes schritt sie gleichmäßig weiter; sie wußte, es bereite ihm keine Mißstimmung, so auf seinem Gang mit ihr zusammenzutreffen, ein leises Lächeln ihrer Lippen begleitete diese Vorstellung. Doch dann erkannte sie, sich getäuscht zu haben. Der rote Schein war von einem Husarendolman ausgegangen, und ein hochgewachsener junger Offizier in blauem Pelzrock mit reiherbuschverzierter brauner Pelzmütze trat um das Gezweig. Ihm entgegen zu gehen, war ihr nicht genehm; sie bewegte sich, in einen neben ihr einmündenden Seitenweg abzubiegen, aber da rief der Fremde plötzlich laut ihren Namen: „Ulrike!" Stutzend blieb sie stehen; mit raschen Schritten kam er auf sie zu, faßte nach ihrer Hand und sagte lachend: „Mir scheint, du kennst mich nicht mehr." Ungewiß hafteten ihre Augen auf einem jugendlich schönen, doch zugleich kraftvoll männlichen Gesicht, dann flog ihr von den Lippen: „Detmar — du mußt es sein — bist du's wirklich?"

Fast drittehalb Jahre waren vergangen, seitdem die Geschwister sich, auch hier in diesem Park, zum letztenmal gesehen, und der noch fortdauernde Zweifel, mit dem das Mädchen den Bruder anblickte, tat beredt kund, wie sehr seine äußere Erscheinung sich umgewandelt haben müsse. Nicht viel anders als wie ein großaufgeschossener Knabe hatte er in ihrer Vorstellung gestanden, wenn sie an ihn geschrieben; ihre

Hand hielt gegenwärtig ein in soldatischer Straffheit festgedrungener junger Mann, dessen sicher und kühn ausgebildete Züge ihre Augen immer noch staunend betrachteten. Er dagegen konnte sprechen: „Ich erkannte dich auf den ersten Blick, du hast dich nicht verändert — nur — ja, fröhlicher und — nimm's nicht übel, liebe Schwester — mädchenhaft liebenswürdiger sieht dein Gesicht mich an. Als wir unter diesen Bäumen voneinandergingen, lag die Welt schlimm um uns, konnte keine Freudigkeit in deinen Augen sein — wie anders stehen wir heut hier zusammen. Es war doch gut, daß wir Hand in Hand aus Soest in die Nacht hinausliefen, sonst wäre kein heller Tag für uns gekommen, und ich hielte an diesem nicht so deine Hand. Wenn auch nur für ein paar Stunden, aber sie werden schön sein —"

Erklärend fuhr er fort, daß ihm mit übertragen worden sei, russische Gefangene von Zorndorf nach Berlin zu bringen. So habe er Verstattung von seinem Oberst erhalten, an diesem Nachmittag hierheraus zu reiten; doch in der Morgenfrühe rufe der Befehl ihn wieder ins Hauptquartier nach Küstrin zurück. Bei dem letzten Wort fuhr der Sprecher zusammen, denn hinein erscholl über eine Heckenwandung her der Klang einer hellen Stimme, die gleichfalls „Ulrike!" rief. Detmar stand wie von einer Sinnbetäubung überkommen da, brachte nur mühsam vom Mund: „Wer ruft nach dir?" Seine Schwester antwortete: „Sie scheint mich zu suchen, unsre junge vornehme Hausgenossin ist's, von der ich dir im letzten Briefe schrieb, sie sei mir eine Freundin geworden." Hinterdrein erwiderte sie, ebenfalls rufend:

„Ja, Irene, hier!“ und danach tönte es nochmals: „Wo haben Sie sich denn versteckt, Ulrike?“ Nun stieß der junge Rittmeister aus: „Das ist Daphnes Stimme!“ und er stürzte besinnungslos fort, um die Wand der Hecke. Da erklang einen Augenblick später unweit vor ihm ein halb verhaltener Aufschrei, und kaum eine Sekunde lang nahm er über einem weiblichen Gewande ein sich jäh mit blühender Röte überdeckendes Antlitz gewahr, dann war es, einem erschreckt in hastigem Flug davonschießenden Vogel gleich, hinter dichtem Gebüsch verschwunden. Wie durch einen vor seinen Augen niedergefallenen Schleier nachblickend, stand er, unfähig den Fuß weiter zu regen und zu denken; hinter seinem Rücken fragte jetzt Ulrike, die ihm gefolgt, verwundert: „Weshalb bist du fortgelaufen, was wolltest du?“ Den Kopf drehend, sah er sie verworren an und erwiderte: „Ist es ein Traum, daß ich hier bin, und träume ich auch nur, mit dir beisammen zu sein? Wer war das, die da eben vor mir ins Gebüsch — die nach dir rief?“ Die Befragte antwortete verständnislos: „Warum ist sie fort? Die mich rief, war die Prinzessin Irene von Würtemberg, eine Schwester des Herzogs. Sie ist schon seit dem Frühling zum Besuch bei der Königin, ich schrieb's dir ja, obgleich ihr Bruder gegen Preußen mit Krieg führt, aber, wie's scheint, doch mit seiner Einwilligung, ein andrer Bruder von ihr ist ja auch bei unsrer Armee. Weshalb siehst du mich so sonderbar an? Ich verstehe dein Gesicht und dein Tun nicht.“

Nun flog Detmar in ebenso unverständlichen, sich überstürzenden Worten vom Mund: „Mein Vor-

beer ist's — meine Rose vom Himmel herab zwischen den springenden Wassern — aus dem Schloß in Gotha — mein Brief sagte dir's auch. Ich mußte sie wieder finden, wußt es gewiß — aber daß es hier geschehen sollte — und als deine Freundin — und eine Prinzessin ist Daphne — wo waren meine Augen, daß sie's nicht erkannten — daß sie's nicht aus den Gesichtszügen ihres Bruders gelesen haben. Nein, du kannst es ja nicht verstehen, Schwester — das Glück macht die Lippen trunken — komm, ich sag's dir so, daß du's begreifst —"

Er zog Ulrike hastig mit sich nach einer nahen Bank und erzählte ihr, sich dicht neben sie setzend, gedämpften Tones jetzt in zusammenhängend aufklärender Sprache von seinem Antreffen der jungen „Wirtschaftsbediensteten" im Bayreuther Schloß, seiner Wanderung mit ihr durch den Park der Eremitage, dem märchenhaften Vorgang, wie sie ihn zwischen den plötzlich ringsum aufsprühenden Wassergarben als Gefangenen eingeschlossen, doch ihm von oben her eine rote Rose gleichsam als Befreierin zugesandt habe, und von der wunderbaren, nur minutenkurzen Wiederbegegnung in Gotha. Unglaublich töricht hatte er auch bei dieser versäumt, den wirklichen Namen Daphnes zu erkunden — und nun fand er sie hier als das, was jeder Zug an ihr ihm hätte kundtun müssen, eine Prinzessin.

Dem hörte Ulrike Kampen stumm zu, wiederholte nur, wie er innehielt, seine letzten Worte: „Ja, eine Prinzessin." Danach saß sie einige Atemzüge lang schweigsam vor sich zu Boden blickend, doch schlug sie dann die Lider auf, sah ihrem Bruder mit Augen

ins Gesicht, aus deren Grunde ein eigentümliches Aufleuchten hervorkam, und sagte: „Warum sollte sie auch keine Prinzessin sein? Ist sie deshalb kein menschliches Wesen wie du und ich? Ich kenne sie und weiß, daß sie's ist, ein Mensch, der Verlangen nach Lebensglück in sich trägt, das er nicht im hohen Stande und fürstlichen Namen findet. Und ich weiß auch, daß die Königin ebenso denkt — warum sollte sie keine Prinzessin sein?"

Mehr vor sich hin als zu ihrem Bruder hatte sie das letzte gesprochen; kaum waren nach der langen Trennung ein paar Worte zwischen den wieder zusammengelangten Geschwistern ausgetauscht worden, als ihre Begrüßung eine so unerwartete und seltsame Unterbrechung erfahren. Deutlich erkennbar indes lag für Ulrike wohl noch Überraschendes, doch nicht mehr Unverstandenes darin; auch sie war kein Kind geblieben und begriff augenscheinlich vollkommen die Hoffnung und das Glückverlangen, die sich ihr aus der Mitteilung Detmars anvertraut. Bei ihrer Wiederholung seiner Worte: „eine Prinzessin" hatte es ihn einen Augenblick schreckhaft angerührt, daß seine kühlbesonnene Schwester damit eine Scheidewand zwischen ihm und der Geliebten errichten wolle, aber, was sie danach gesprochen, trat in vollsten Gegensatz zu solcher Absicht. Sie drückte nicht nur Zustimmung aus, ihr Gesicht gab dabei auch eine stille Freudigkeit über das Glück des Bruders kund. Kurz saß sie jetzt nochmals in Schweigen verfallen, legte dann ihre Hand auf die seinige und sagte: „Ein schöner Tag, meintest du, werde es heute für uns sein — ja, schön ist's, wenn Bruder und Schwester sich Hilfe leisten können. Weißt

du's noch, wie du an einem Abend in meine Stube kamst — ich war noch ein Kind damals —, da nanntest du mich zum erstenmal Schwester und sagtest, du wollest mir helfen, einen Schatz suchen, damit ich nicht hungern müsse, wenn ich aus dem Hause fortginge. Den fandest du nicht, und wir haben bitterlich miteinander gehungert, aber geholfen hast du mir, mich aus der Gewalt unsres Vaters, von dem Manne befreit, dem ich angehören sollte, und durch deinen Beistand bin ich hierher gekommen, doch einen höheren Schatz zu finden, als du ihn damals für mich gesucht. Nun kann ich dir beistehen, Pflicht der Dankbarkeit ist's, und ich verschweige es nicht, noch andres drängt mich dazu, das will ich dir schreiben, wenn du wieder fort bist. Wir wollen uns weiter helfen, heut fühl ich's deutlich, dafür erschafft und bestimmt die Natur zwei Geschwister. Du erschrakst, wie du unvermutet Irene vor dir sahst, so tat sie's auch bei deinem Anblick, ist vor ihm weggeflüchtet; das spricht beredter, als wenn sie dich ruhig erwartet hätte. Ich will gehen, deine schöne Rose aufzusuchen, mit ihr zu verabreden, wo du sie allein antreffen kannst, wie im Schloß zu Gotha. An einem Anlaß, einer Nötigung dazu fehlt es nicht, denn du kennst ihren Bruder, und er hat dir ja Grüße an sie aufgetragen, wenn du hierher kämest."

Ulrike stand auf, die Ausfindung der letzten Begründung entsprach der klugen Bedachtsamkeit ihres Wesens, doch ein Lächeln umspielte dabei ihre Lippen. Das hatte Detmar noch nie bei seiner Schwester gesehen; sie war doch verändert, die früher kühl anrührende Teilnahmlosigkeit von ihr abgeschwunden;

ob auch verhaltener, leuchtete sein eignes Glück ihm aus ihren Augen zurück. An dem Abend, von dem sie gesprochen, hatte ihn zum erstenmal im Leben eine dunkle Empfindung überkommen, seine Schwester sei etwas Schönes; jetzt erkannte er klar, mit den freudig erhellten Zügen sei sie von einer still-verschwiegenen, doch wundersam zum Blick und zum Herzen redenden weiblichen Anmut und wohlbegreiflich, daß ein feinsinniger Mann wie Ralf Quade von hoher Liebe zu ihr erfaßt worden. In Bayreuth hatte er plötzlich kennen gelernt, wonach die höchste Sehnsucht des Menschenlebens trachte, was das bis dahin nicht von ihm verstandene Wort „Liebe“ in sich enthalte; es mußte auch für das Leben Ulrikes gleiche Bedeutung haben wie für seines. Kurz fügte sie ihren Worten noch nach: „Warte auf mich, ich komme wieder hierher.“ Dann ging sie, und mit stürmisch klopfendem Herzen harrte er auf der Bank ihrer Rückkehr.

Und da stand sie wieder vor ihm; wieviel Zeit seit ihrem Weggang verflossen sei, wußte er nicht, faßte kaum ihre Mitteilung auf, daß sie der Königin von seinem Hiersein gesprochen und von ihr den Auftrag erhalten habe, ihn zur Teilnahme am Abendtisch einzuladen. Er fühlte nur, die Hand der Schwester halte die seinige und führe ihn durch den Park, dann die Treppe im Innern eines Gebäudes hinauf und vor eine Tür, die sie öffnete. Dazu sagte sie: „Tritt ein, dies ist mein Zimmer“, und sein Fuß folgte mechanisch dem Geheiß. Hinter ihm schloß sich die Tür wieder, doch hatte sie Ulrike nicht mit hereingelassen; er stand allein, gedankenverworren, wußte nicht, was er hier solle. Nur war's ihm im Gefühl, als sei er

in das Schloßgemach zu Gotha eingetreten; das täuschte in begreiflicher Weise, er befand sich hier ja auch in einem fürstlichen Schlosse, und die Einrichtung des Zimmers mochte wohl der dortigen ähneln. Aber nun — er war von draußen aus der blendend hellen Sonne gekommen und in dem Raum lag ein mattes abgedämpftes Licht — nun, wie seine Augen sich gewöhnten, stand er doch in dem Gothaer Schloßgemach, denn wie dort saß in einem Sessel jemand vor ihm, und wie dort auch war's die gleiche Gestalt und zugleich auch in dem nämlichen Gewande, das er vorhin im Park nur in der Kürze eines am nächtlichen Himmel niederfallenden Sternes vor sich gesehen. Reglos und lautlos saß die Gestalt da, nur ihre Augen sahen ihm ebenfalls zwei Sternen ähnlich entgegen. Und ohne sein Wissen geriet ihm jetzt vom Mund: „Daphne — Prinzessin Irene —"

Da klang durch die Stille des Raumes eine Antwort: „Ja, — Ulrike hat mir gesagt, — daß Sie Grüße für mich von meinem Bruder Friedrich bringen —"

Wiederum war bald ein Jahr vergangen, seitdem er zuletzt so vor ihr gestanden, und dies Jahr hatte die damals sich entfaltende Knospe zu noch schönerem Erblühen aufgeschlossen. Sonst aber war alles völlig wie im Schloß zu Gotha, auch die feine schmale Hand lag ebenso unbewegt auf dem Knie. Und im nächsten Augenblick bot das Zimmer ebenfalls das nämliche Bild wie dort zur Schau, denn der junge Rittmeister kniete am Boden, und seine Lippen hielten sich auf die Hand gedrückt. Von der hatte er bei seinem damaligen hastigen Aufbruch die

selige Gewißheit mitgenommen, wenn es irgendwo wieder so geschehe, werde sie sich nicht fortziehen, und sie tat's auch nicht, verharrte ohne Regung bei dem, was ihr geschah. Nur über dem Knienden ertönte nach einem Weilchen eine Frage: „Sind das die Grüße von meinem Bruder?"

Die Stimme der jungen Prinzessin war's und doch auch nicht. Oder nicht die zitternd befangene, die in Gotha ein paar ungewiß stotternde Worte hervorgebracht, sondern es war die Stimme Daphnes aus der Eremitage, von leiser Schalkhaftigkeit durchklungen, und ließ hören, ein Lächeln müsse um den sprechenden Mund spielen.

Was bedeutete die Frage? Detmar wußte sich's nicht zu sagen, fühlte sie nur wie einen Wunderton zauberhaft durch Leib und Seele fließen, beide mit einem aufstürmenden siegesgewissen Mut erfüllen. Und jählings emporspringend, gab er Antwort: „Nein, sein Grußauftrag war anders!" und sich rasch vorbeugend, küßte er die Lippen Irenes.

Fast im selben Augenblick aber ließ er den Arm von ihrem Nacken niedergleiten, und auch sie flog vom Sessel in die Höhe. Ein Geräusch hatte angezeigt, daß sich draußen eine Hand auf den Drücker der Tür lege, die nun aufging. Ulrike mußte es sein, doch war sie's nicht, denn hinter seinem Rücken hörte Detmar eine fremde Stimme fragen: „Bist du nicht hier, Ulrike?" Dann schloß die Tür sich wieder zu, und ihm kam vom Munde: „Wer sprach da?" Die junge Prinzessin stand verwirrt und erschreckt, antwortete flüsternd: „Die Königin — sie hat uns —"

Um einige Augenblicke später trat Ulrike wirk-

lich herein, sprach ihren Bruder mit der Frage an: „Hast du deinen Auftrag ausgerichtet? Ihre Majestät begegnete mir auf dem Flur, hat sie hier nach mir gesucht? Ich glaube, am besten ist's, daß wir einen Gang durch den Park miteinander machen; ich möchte gern die kurze Zeit benutzen, mit meinem Bruder zusammen zu sein, habe ihn kaum noch gesehen, und er muß ja so bald wieder fort."

Fröhlich-unbefangen hatte sie's gesprochen, als ahne sie nichts von dem, was sich in ihrem Zimmer zugetragen habe. Doch Irene schloß sie jetzt zärtlich in die Arme und raunte: „Haben Sie Dank — hab Dank, du Gute — ja, die Königin blickte herein und hat uns hier beisammen gesehen —"

„Warum sollte sie das nicht? Ich habe ihr gesagt, daß Detmar Ihnen einen Gruß von Ihrem Bruder überbringe. Kommt, die Tage sind schon kürzer, es wird bald Abend."

So begaben sie sich zu dritt in den Park, Ulrike führte die beiden, schlug die am stillsten abgelegenen Wege ein. Zwischen sich und Irene nahm sie ihren Bruder in die Mitte, der Hand in Hand mit jener ging, regte ihn an, von seinen Feldzugerlebnissen im letzten Jahre zu erzählen. Doch eine Scheu lastete auf ihm, brachte seine Zunge oftmals zum Stocken; gegenwärtig besaß er nichts von einem sicheren Manne, ähnelte in seinem Behaben wieder dem ehemaligen großen Knaben. Unter den dichten Baumwipfeln spann die Dämmerung bald ihr graues Netz aus, und er brach einmal plötzlich von einem Bericht ab: „Die Dunkelheit kommt, ich muß zur Stadt zurück." Seine Schwester entgegnete: „Du vergißt,

daß die Königin dich am Tisch erwartet, aber du hast recht, es ist Zeit, daß wir dazu hineingehen." Aus beklemmter Brust versetzte er: „Ich fürchte mich vor ihren Augen." — „Warum? Die sehen niemand unfreundlich an. Und sicher kannst du auf ihr Ohr vertrauen, das auch gern deinem Erzählen zuhören wird; sie erfährt selten etwas von den Dingen draußen. Glauben Sie's nicht auch, Irene?"

Die Befragte blieb zunächst stumm, erwiderte erst nach einem Atemzug: „Ich weiß es nicht — ich kenne sie nicht genug." Eine scheue Bangnis vor dem Abendtisch lag merkbar auch auf ihr, doch folgten beide jetzt willenlos der Führung Ulrikes ins Schloß. Dann standen sie auseinandergetrennt, die junge Prinzessin für sich allein an einer Seite in dem kerzenhellen Speisesaal, als die Königin Elisabeth, von ihrer weißhaarigen Oberhofmeisterin begleitet, eintrat. Sie schritt auf Detmar zu und sagte: „Ihre Schwester braucht Sie mir nicht vorzustellen, ich sah Sie schon einmal, zwar nur für einen Augenblick, doch ich kenne Sie genugsam durch Ulrike, aus ihrem Munde und ihrem Wesen, und freue mich, ihren Bruder einen Abend bei mir zu haben."

Der Angesprochene verneigte sich tief, um ihr nicht ins Gesicht blicken zu müssen. Ihre Worte klangen ihm doppelt zu deuten; war der Augenblick, dessen sie Erwähnung getan, jener gewesen, wie er sich mit seiner Schwester in den Park von Schönhausen verirrt gehabt, oder der andre von vorhin, als die Königin ihn, wohl noch halb aufgehobenen Armes, allein mit der Prinzessin Irene im Zimmer stehend gesehen? Nun begrüßte ihn auch die weiß-

haarige Dame, die ihm damals einen Ratschlag auf seine Weiterwanderung nach Berlin mitgegeben. Hörbar gedachte auch sie noch dran, denn Frau von Camas redete ihn an: „Sie haben Ihren Weg tapfer und mit gutem Glück fortgesetzt, Herr Rittmeister, wie ich's Ihnen gewünscht; nur etwas längere Zeit hat's gedauert, bis Sie wieder hierher gekommen sind, nach Ihrer Schwester zu sehen, aber um so schöner ist dann solcher Tag."

Die Tafel trug nur fünf Gedecke; die sonst gemeiniglich noch an ihr teilnehmenden Hofdamen und Kavaliere fehlten heute. Eine Zeitlang saß Detmar Kampen fast wortlos am Tisch, nur mit unsicherer Stimme kurz auf Fragen erwidernd, regte den Eindruck, daß er sich in solcher Umgebung, der Königin gegenüber, nicht zu benehmen wisse. Doch allmählich schwand die Zaghaftigkeit aus seinem Innern fort, wie von einer unsichtbar beschwichtenden Hand niedergedämpft; als er einmal den Blick aufzuheben wagte, begegnete er dem auf ihn hingerichteten der Königin Elisabeth. Waren das die Augen, vor denen er sich gefürchtet, ohne der Einladung zu folgen, Schönhausen verlassen gewollt hatte? Kein leisester Schatten eines Unwillens lag in ihnen, ihr Ausdruck war nicht nur freundlich, wie Ulrike gesagt, sondern gütig, als suche sie den Gast von seiner Befangenheit frei zu machen, zu ruhiger Hingabe an eine freudige Stunde des Beisammenseins mit seiner Schwester aufzufordern. Und wundersam fühlte er plötzlich jede Scheu von sich absinken, wie wenn er nicht der preußischen Königin, nur einer ranglos einfachen, schlicht menschlich denkenden und empfindenden Frau

gegenübersitze. Sie hatte noch von niemandem nähere Auskunft über den Verlauf der Schlacht bei Zorndorf erhalten, bat ihn jetzt, ihr davon zu berichten, und er konnte auf einmal nun mit gelöster Zunge dem Geheiß nachkommen. Eine Verwandlung ging mit ihm vor im Gesicht, Augen und Stimme, in seiner ganzen Erscheinung; ein unschreckbar-mutiger, kühner Reiteroffizier rief seine Erinnerung an das, was er vor erst wenigen Tagen durchlebt, zurück. Er sprach frei, anschaulich, mit steigender Lebhaftigkeit, schilderte den furchtbarsten Kampf, den der dreijährige Krieg bisher mit sich gebracht; fast atemlos hingen die Zuhörerinnen sämtlich an der Darstellung der bis zum Abend unentschieden schwankenden ungeheuren Schlacht. Von sich selbst redete er nicht, so, als erzähle sein Mund von andern Vernommenes wieder; nur einmal bei der Erwähnung, daß sein Pferd inmitten des Ringens Mann gegen Mann zu Tod getroffen unter ihm niedergestürzt sei, fügte er bei, er habe den letzten Atemzug seines Lebens zu tun geglaubt. Bei den Worten wandte die Königin den Blick zur Seite nach Irene von Würtemberg, die zusammengefahren war, mit farblos erblaßtem Antlitz saß, und sagte: „Ihre Schilderung ist schrecklich und nicht für das Ohr von Frauen, wenigstens nicht die Ihrer Schwester und unsrer jungen Freundin, die wohl zum erstenmal von so Furchtbarem hören. Wissen Sie uns danach nicht etwas Heiteres zu erzählen, auch ein Dessert aufzutischen, das jugendlichem Geschmack besser zusagt?"

Die Sprecherin lächelte leicht, Diener hatten ein wirkliches Dessert von Konfekten und Früchten auf-

getragen, und sie fügte nach: „Unser Gast verdient wohl zum Lohn die beste von unsern Frühbirnen, aber ich glaube, sein Säbel versteht sich nicht besonders auf das Abschälen von Früchten. Dazu sind Frauenhände mit dem Messer geschickter — will's euch nicht auch so scheinen?"

Die Frage richtete sich an die beiden jungen Mädchen, von denen jede, der Aufforderung folgend, eine Birne nahm, sie mit dem goldnen Dessertmesser zu schälen begann. In gleicher Weise aber kam Detmar dem Wunsche der Königin nach, teilte jetzt einige muntere Erlebnisse aus den Monaten mit, während deren er mit seiner Schwadron zur Überwachung der schlesisch-sächsischen Grenze gegen einen Einbruch österreichischer Truppen beigetragen. Dazwischen führte er von den ihm hingereichten beiden Tellern die zerschnittenen Birnenviertel an den Mund; ein wonnevolles Gefühl durchfloß ihn, wenn er eines der von Irene zubereiteten nahm, denn ihre Hand hatte es gehalten. Aber schreckvoll rührte es ihn zugleich daraus an, der einzige, schweigsam-arme Gruß war's, den er von ihr vor seinem Weggang noch empfangen konnte. Und für den rückte der Augenblick nah und näher heran; spät ward's schon, vor Sonnenaufgang heischte der Befehl ihn bereits von Berlin davon, und auch der Takt gebot seinen Aufbruch, bevor ihm ein Zeichen dazu gegeben werde. Noch verschob er's, von Minute zu Minute zögernd, doch dann schlug die Uhr im Saal die zehnte Stunde, und nun stand er auf, sich mit dem Hinweis auf seine Dienstpflicht von der Königin zu verabschieden. Ehrerbietig, doch ohne höfische Redewendung sprach

er aus aufklingender innerster Empfindung seinen Dank für den Abend, den sie ihm gewährt habe, aus, bot, wie er vor ihr stand, ein schönes Bild freier männlicher Natürlichkeit. Sie reichte ihm, nicht huldvoll herablassend, sondern schlicht menschlich die Hand und antwortete: „Sie haben mir einen guten Abend bereitet, ich hoffe, Sie wieder hier zu sehen.“ Auch die weißhaarige Dame reichte ihm die Hand mit den Abschiedsworten entgegen: „Ja, ich denke, daß Sie nicht zum andernmal so lange ausbleiben werden, Ihre Schwester wird Verlangen danach tragen. Nehmen Sie wieder meine guten Wünsche mit, sie sind ja in Erfüllung gegangen, mögen sie's aufs neue ebenso tun. Mir kommt ins Gedächtnis, daß ich damals gesagt, Ihre Art sei mir bekannt; das war wohl ein wenig vorschnell gesprochen, doch heut habe ich Sie kennen gelernt und knüpfe gern daran, Sie lassen ein freundliches Gedenken bei mir zurück. Leben Sie wohl, und die Hand einer schützenden Macht sei weiter über Ihnen, solange der unselige Krieg noch andauert.“

Die Stimme der alten Dame klang Detmar wieder, wie bei seiner ersten Begegnung mit ihr, ins Herz hinein, tief bewegt bückte er sich nieder und küßte ihre Hand. Danach stand er einen Augenblick unschlüssig, verneigte sich dann stumm vor der jungen Prinzessin und ging der Tür zu. Ulrike hatte die Königin um die Erlaubnis gebeten, ihren Bruder auf den Schloßhof hinausbegleiten zu dürfen, so folgte sie ihm nach; ein paar Sekunden blieb's jetzt still im Saal, dann klang die Stimme der Königin Elisabeth: „Liebe Irene —“

Die Angesprochene fuhr leicht zusammen. „Ja, geliebte Königin —“

Ungewiß sah diese ihr ins Gesicht, als ob ihr entfallen sei, was sie sagen gewollt, und sie sich drauf erst besinnen müsse. Aber dann brachte sie's vor: „Ulrike ist mir nicht zur Hand und der Mama Camas mag ich nicht unnötiges Treppensteigen zumuten. Ich hätte gern ein Buch, drin ich vorhin gelesen, es liegt aufgeschlagen auf dem Tischchen in meinem Boudoir. Du bist jung, wenn du die Freundlichkeit haben wolltest, es mir zu holen; ich meine wenigstens, daß es auf dem Tisch geblieben.“

Draußen auf dem Schloßhof ward das Pferd des jungen Rittmeisters von einem Stallknecht herbeigeführt. Detmar sprach hastig mit gedämpftem Ton zu seiner Schwester, was, wußte er selbst nicht recht. Doch sie bejahte darauf, und nun den Fuß in den Bügel hebend, sagte er als letztes: „Bringe ihr den Gruß von mir, den mein Mund nicht mehr sprechen konnte.“

Da faßte eine Hand nach der seinigen, denn Irene stand plötzlich neben ihm. Sie sagte flüsternd: „Leb wohl und komm so wieder, wie du von mir gehst.“

Glückvoll entflog ihm: „Wie kommst du hierher —?“ Doch ohne auf die Frage zu antworten, versetzte sie: „Wenn du wieder in eine Schlacht mußt, sei nicht — gedenk an mich — dein Leben zu erhalten — gelob's mir — ich habe nur einen Augenblick —“

Ihr Antlitz hob sich zu ihm auf, und als stummes Zeichen des Gelöbnisses küßte er sie noch einmal, oder

sie ihn, ihre Lippen und die seinigen waren sich entgegengekommen. Danach hatte kein Wort mehr Bedeutung; nun saß er im Sattel und sprengte davon.

Ihm nachblickend, schlang die junge Prinzessin ungestüm ihren Arm in den Ulrike Kampens und rang aus atemverengter Brust: „Er ist fort, aber du bleibst bei mir — hab Dank für diesen Tag — heiße mich auch du — dir ergeht's wie mir — wir müssen uns einander als Schwestern beistehen. Ja, ich weiß — ob du's verhehlst — du bist in gleicher Lage wie ich — hilf mir, ich helfe dir auch. Morgen wollen wir — jetzt muß ich schnell fort."

Sie flog ins Schloß und die Treppe hinan, dann kam sie mit einem Buch in der Hand nach unten zum Saal zurück. Die Königin Elisabeth blickte aus einem Gespräch mit Frau von Camas auf und sagte: „Ich danke dir, liebe Irene, hätte ich gewußt, daß Ulrike so rasch wiederkäme, würde ich dich nicht bemüht haben. Mir ist's leid, du hast wohl suchen müssen; mir fällt ein, daß ich das Buch doch vermutlich an eine andre Stelle gelegt hatte."

Unter dem sternenglitzernden Himmel ritt Detmar Kampen vom Dorfe Pankow durch einen langen Baumgang der Hauptstadt zu. Derselbe Weg war's, auf dem er sich vor drittehalb Jahren, fast verhungert und verdurstet, zu Fuß kaum noch bis nach Berlin hingeschleppt hatte, aber gegenwärtig kam ihm kein Gedächtnis daran. Ein unermeßlicher Jubel in seiner Brust überdrängte alles, noch kaum Glaubhaftes war ihm von diesem Tag beschert worden. Und in seiner Schwester besaß er eine Vertraute, durch deren Hand er Briefe an Daphne gelangen

lassen konnte, wo diese immer sein mochte. An die Prinzessin Irene von Würtemberg — er mußte laut vor sich in die Nacht hinauslachen. Die war sie schon ebenso gewesen, als sie im Park der Eremitage mit ihm gegangen, die rote Rose zu ihm herabgeworfen, als ihre Hand sich nicht fortgezogen, wie er sie im Gothaer Schloß, vor dem Sessel kniend, mit den Lippen berührt hatte.

Wie er vor dem Stadttor eintraf, war es vorschriftmäßig nächtlich geschlossen, doch auf die Worte „Husarenrittmeister des Königs" öffnete der mit einer Leuchte herankommende Wächter diesmal, nur einen kurzen Blick auf die Montur des Einlaßfordernden werfend, sofort die Schranke und lüftete respektvoll vor dem Hindurchreitenden die Mütze vom Kopf.

* * *

Die russische Gefahr war bei Zorndorf für dieses Jahr in der Hauptsache abgewendet, was der Feldmarschall Fermor von seinem geschlagenen Heere gesammelt hatte, zog sich nordwärts gegen die Ostsee zurück, um in Pommern, mit den schwedischen Truppen vereinigt, eine Belagerung der Festung Kolberg anzustellen. Im Süden dagegen drohten jetzt österreichische Streitkräfte Schlesien und Sachsen einzunehmen, wo König Friedrich nur unzureichende preußische Truppen zur Verteidigung hinterlassen. Das nötigte ihn, schon am zweiten Septembertage von Küstrin wieder mit ebenso großer Hast aufzubrechen, wie er den Geschwindmarsch dorthin unternommen; die Zietenschen Husarenschwadronen, welche die Gefangenen nach Berlin gebracht, gelangten nicht

an die Oder zurück, sondern erhielten unterwegs durch einen Boten Weisung, sich geradezu zur Vereinigung mit ihrem Regiment nach Sachsen zu wenden. Hier befand sich der Prinz Heinrich, einer der jüngeren Brüder des Königs, der schon mannigfach Beweise seiner kriegerischen Tüchtigkeit abgelegt, als Befehlshaber eines Armeekorps bei der Stadt Freiberg in bedrängtester Lage. Von Osten her rückte der Feldmarschall Daun mit überlegenen Kräften gegen ihn vor, im Süden drang eine neu aufgestellte, hauptsächlich aus Bayern und Würtembergern zusammengesetzte Reichsarmee über die böhmische Grenze herüber. Diese Gefahr eines gegen den Prinzen Heinrich von zwei, sogar von drei Seiten zu befürchtenden Angriffs, da noch eine andre kaiserliche Truppenmacht unter dem General Laudon in Betracht fiel, ließ den König so windschnell eilen, daß er von Küstrin her auch mit seiner Infanterie schon nach acht Tagen wieder vor Dresden eintraf, wo er alle ihm zu Gebot stehenden Verstärkungen an sich zog. Sein Wunsch richtete sich auf möglichst rasche Herbeiführung einer Entscheidungsschlacht, doch der stets behutsame Daun, durch die unerwartet geschwinde Rückkehr des Siegers von Zorndorf überrascht, vermied jetzt den Kampf, nahm zwischen den Felsen des sächsischen Elbgebirges eine gesicherte Stellung ein. Gleiches tat die Reichsarmee, entzog sich in dem unerstürmbaren Hochlager bei Pirna, wohin einst im ersten Beginn des dreijährigen Krieges der König August von Polen-Sachsen mit seinen Truppen geflüchtet war, jeder Angriffsmöglichkeit.

So standen sich südlich von Dresden eigentüm-

lich in nur geringer Entfernung vier Heermengen gegenüber, doch umsonst suchte König Friedrich den Monat September hindurch seine Gegner vermittelst taktischer Bewegungen zum Hervorgehen aus ihrem festen Schutz zu veranlassen; mehrere Wochen lang fand nur ein Hin- und Hermanövrieren statt, das allmählich fast zu einem untätigen Stillstand der preußischen Armee überging. Hochwillkommen aber fiel diese Ruhe für Detmar Kampen, denn sie ermöglichte ihm das Schreiben eines langen Briefes, dem er nach der Beendigung seine angesammelten Verse „An die Rose“ beifügte und den er mit diesen einem nach Berlin abgehenden Feldpostreiter übergab. Die Adresse der Sendung war an seine Schwester im Schloß Schönhausen gerichtet, doch ihr Inhalt gelangte, einer im letzten Augenblick vor der Trennung mit Ulrike getroffenen Abrede gemäß, in die Hände Irenes.

Da indes durchfuhr es im Anfang des Oktober alle Regimenter doch mit einer jener plötzlichen Stoßbewegungen, die oftmals von einem unvorgesehenen Befehl des Königs ausgingen, in kurzen Stunden die scheinbare Lässigkeit zu eilfertiger Hast umwandelten. Üble Botschaften aus Schlesien hatten ihn den Entschluß fassen lassen, aus seiner Untätigkeit hastig dorthin aufzubrechen. Vier Jahre lang war der frühere intime Briefwechsel zwischen ihm und Voltaire unterbrochen gewesen, vom letzteren erst im Herbst des vorigen auf Veranlassung durch die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth wieder angeknüpft worden; jetzt hatte der ehemalige Freund den König zum Siege bei Zorndorf beglückwünscht und dieser ihm

an einem der letzten Septembertage aus dem Feldlager im sächsischen Dorf Rammenau erwidert: „Ich bin dem Einsiedler der Délices (dem Landgute Voltaires vor den Toren von Genf) für die Teilnahme, die er dem nordischen Don Quixote bezeigt, sehr verbunden. Dieser Don Quixote führt ein Leben wie Landschauspieler, die bald auf diesem, bald auf jenem Theater spielen, bald ausgepfiffen, bald beklatscht werden. Das letzte Stück (die Schlacht bei Zorndorf), welches er gegeben hat, war die Thébaide (ein Trauerspiel Racines, in dem alle Hauptpersonen sterben) wo kaum der Lampenputzer am Leben blieb. Ich weiß nicht, was aus dem allen werden soll; aber ich hege mit allen Epikuräern die Überzeugung, daß diejenigen, welche im Amphitheater sitzen, besser daran sind, als die auf den Brettern.“

Nun befand König Friedrich sich in der Lausitz wieder auf einem neuen Schauplatz der großen Kriegsbühne, hatte in schnellem Anlauf die von Österreichern besetzte Stadt Bautzen eingenommen und stand im Begriff, über das Dorf Hochkirch sein Heer weiter ostwärts vorrücken zu lassen. Doch der Feldmarschall Daun war gleichfalls schleunig aus seinem Felsenhort an der Elbe aufgebrochen, um dem Gegner den Weg nach Schlesien zu versperren, nahm seitwärts von Hochkirch eine überaus feste, mehreren der preußischen Generale so bedrohlich erscheinende Lagerstellung ein, daß sie zu dem beabsichtigten Weitermarsch dem an Zahl doppelt überlegenen Feinde gegenüber bedenklich dreinsahen. Der vielerfahrene, bejahrte Feldmarschall Jacob Keith konnte sich bei einer Ratschlagung der Oberbefehlshaber nicht der

Äußerung enthalten: „Wenn die Österreicher uns hier nicht angreifen, so verdienen ihre Generale gehängt zu werden.“ Doch der König erwiderte darauf nur achtlos: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“

Es lag etwas Verändertes in seinem Wesen, seitdem er am Tag zuvor einen von einem Kurier überbrachten Brief empfangen; man sah's ihm an und hörte es in seiner Stimme, auch bei der Beratung erschien er fast wie abwesenden Geistes. Die Nacht hindurch hatte er beinah bis zum Morgengrauen geschrieben und fuhr am Tag noch weiter damit fort. Nicht leicht wie sonst fiel's ihm, seine Hand führte langsam und mühsam die Feder. Oft entglitt sie mehr seinen Fingern, als daß er sie niederlegte, und er saß geraume Zeit, mit reglosen Augen auf das Blatt hinblickend.

Auch der General Zieten gehörte zu den mit dem Vorhaben des Königs Unzufriedenen und konnte seine Mißstimmung nicht verhehlen. Am Nachmittag ließ er den Rittmeister in seinem zweiten Husarenregiment, Detmar Kampen, zu sich ins Zelt rufen und empfing den Eintretenden mit den verdrossenen Tons herausgebrachten Worten: „Ihr sollt zur Majestät kommen. Wird auch was rechts sein. Laßt Euch nur auf keinen Unsinn ein.“

Bald danach stand Detmar vor dem König, zum erstenmal wieder seit dem Abend der Schlacht bei Leuthen. Der sah ihn an, als wisse er nicht, was der junge Husarenrittmeister wolle, so daß diesem unwillkürlich vom Munde kam: „Eure Majestät hat mich befohlen.“

Nun ward ihm Antwort: „Ja — ich kenne Ihn und ich weiß, Er kennt die Wege, ist schon einmal geritten. Darum habe ich Ihn rufen lassen, wieder einen Brief an meine Schwester nach Bayreuth zu bringen. Nehme Er zwei Leute mit sich, mehr kann ich Ihm diesmal nicht geben, und schone Er die Pferde nicht, damit ich Antwort bekomme, so schnell als es möglich ist.“

Die letzte Weisung trat in eigentümlichen Gegensatz zu der, welche Detmar vor zwei Jahren nach der Schlacht bei Lowositz erhalten; damals war ihm eingeschärft worden, die Pferde zu schonen, das heutige Gebot lief auffällig der sparsam bedachten Art des Königs zuwider. Doch auch sonst war sein Wesen nicht so wie an jenem Tage, die Worte kamen ihm anders über die Lippen, nicht kurz und knapp befehlend; der Hinweis, daß er so schnell als möglich Antwort bekommen wolle, klang beinah wie in einem bittenden Tone gesprochen. Er nahm den Brief von einem Tische und reichte ihn hin, ohne weitere Vorschriften über die einzuschlagenden Wege hinzuzusetzen; es schien, daß diese ihm gegenwärtig nicht klar vor den Augen lagen. Nur eins kam ihm noch zur Vorstellung und ließ ihn nachfügen: „Er wird unterwegs Gefahr laufen, auf Truppen der Reichsarmee zu stoßen und muß deshalb mit den beiden Leuten die Montur ablegen, eine Bürgertracht anziehen — danach stand Ihm ja wohl schon früher einmal der Sinn. Aber gut bewaffnet halte Er sich und schlage sich, wenn Er angegriffen würde, auf Leben und Tod durch. Er muß lebendig nach Bayreuth und wieder zu mir zurückkommen.“

Jetzt hatte der junge Rittmeister offenbar seine Instruktion empfangen, war entlassen, verneigte sich und schritt zur Tür. Doch eh er diese erreichte, klang ein Fußtritt hinter seinem Rücken, vernehmbar kam der König ihm nach, so daß er sich unwillkürlich nochmals umwandte. Da stand König Friedrich, auf den Krückstock gestützt, blickte ihn schweigend einen Atemzug lang sonderbar an und sagte dann, ihm die rechte Hand auf die Schulter legend: „Aber diesmal lasse Er sich nichts auftragen, sondern richte mir aus, wie nach Seinen Augen meine Schwester aussieht. Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er mir bei Seiner Wiederkunft die Wahrheit sagt. Darum schicke ich Ihn hin. Reite Er mit einem guten Stern! Au revoir!“

14.

Völlig unerwartet war Detmar mit der Botschaft betraut worden, und nicht leicht fiel's ihm, im Feldlager rasch die als erforderlich vorgeschriebenen Kleidungsstücke für sich und seine beiden Begleiter aufzutreiben. Doch für einen Offizier der preußischen Armee konnten sich Schwierigkeiten einem Gebot des Königs nur zu schneller Überwindung entgegensetzen; nicht mehr als die unerläßlichste Zeit verrann, bis der junge Rittmeister seine Montur mit einem Anzug vertauscht hatte, wie ihn reisende Kaufleute zu tragen pflegten, die sich bei der Unsicherheit der Straßen stets auch gut mit Waffen versahen, und die zwei von ihm mit sorglicher Auswahl seiner Schwadron entnommenen Husaren boten den Anblick ihn zum Schutz geleitender Knechte dar. Davon, daß er so

zu einem langen Ritt aufbrechen werde, hatte ihn vor kaum einer Stunde noch keine Ahnung angerührt; mit seltsamer Plötzlichkeit kam oft das am wenigsten Vermutete. Der Brief mußte besonders Wichtiges enthalten, und sein Träger fühlte sich stolz darauf, zu seiner sicheren und schnellen Überbringung auserlesen zu sein. Das kundgegebene Vertrauen des Königs, sein Gedenken dran, daß er ihn schon einmal nach dem gleichen Ziel abgesandt habe, erfüllte Detmar mit hoher Freudigkeit; sogar das hatte jener im Gedächtnis bewahrt, daß auf die Frage nach dem Aussehen seiner Schwester der zurückgekehrte Bote: „Gut“ geantwortet und auf die herausgestoßene Entgegnung: „Er spricht nicht die Wahrheit, ihre Handschrift spricht anders!“ versetzt hatte: „Die Frau Markgräfin hat mich beauftragt, wenn Eure Majestät mich befrage, so zu erwidern.“ Doch dieser stolzfreudigen Stimmung mischte sich ein andres Gefühl in Detmar Kampen bei, drängte sie nieder. So sonderbar verändert war der große König Friedrich ihm nie erschienen, selbst am Abend des Tages von Kollin nicht. Etwas Unsicheres, wie nach einer Stütze, an die er sich anklammern könne, Suchendes hatte in seiner Haltung gelegen, aus seinen Worten gesprochen, den Eindruck erregt, daß er schwer leidend sei. Nicht an seinem alten, vom Vater auf ihn vererbten Übel, dem Podagra, sondern an einer ihn innerlich marternden und ihm den Geist trübenden Krankheit. Detmar suchte diese Empfindung als eine Täuschung aus seinem Kopf zu verscheuchen, aber sie kehrte wieder, einer ihn begleitenden dunklen Wolke gleich Schatten über den Weg vor ihm hinwerfend.

Noch beträchtlich weiter, als von Lowositz, war's von Bautzen nach Bayreuth, doch fiel diesmal die Nötigung, das Erzgebirge zu überqueren, fort, und auf den Straßen im ebneren Lande gelangten die Reiter in ein paar Tagen an Dresden vorüber nach Chemnitz hin. Im mittleren, da und dort von kleinen preußischen Truppenteilen besetzten Sachsen erschien ihre Verkleidung überflüssig; dann indes bei der größeren Annäherung an die böhmische Grenze ward die Gefahr erkennbar, Nachschüben der Reichsarmee in die Hände zu geraten, und erheischte ständige Behutsamkeit. Aber Detmar Kampen war nicht mehr der plötzlich vom gemeinen Dragoner aufgerückte unerfahrene Fähnrich, hatte in fünf gewaltigen Schlachten mitgekämpft und vor allem während des letzten Sommers als selbständiger Führer seiner Schwadron Vorsicht, Scharfblick und Geistesgegenwart erlernt. Diese Errungenschaften bewährte er jetzt im vollsten Maße bei auftauchenden Bedrohungen und der Wahl der Nachtrasten, so daß ihm die Vermeidung jedes Zusammenstoßes mit feindlichen Soldaten gelang, wenn auch ein paarmal erst im letzten Augenblick. Erschwert, doch zugleich auch begünstigt ward dies durch nebeltrübe Witterung; von Ölsnitz an erkannte er die vor zwei Jahren von ihm eingeschlagenen Wege wieder. Fast genau um dieselbe Jahreszeit war er damals hier geritten, aber der Oktober verlieh jetzt den Landschaften einen völlig andern, traurigen Anstrich. Die Sonne breitete kein noch sommerliches Goldnetz drüber hin, Wind wirbelte schon eine Fülle gelber Blätter von den Bäumen, und aus eilig treibenden Wolken rieselte feuchter

Niederschlag herab. Frühzeitiger und schwermütiger Herbst war's, von den Höhen des Fichtelgebirges kaum eine Andeutung zu gewahren, als der junge Bote glücklich sein Ziel erreichte, am Schluß des dreizehnten Oktobertags in die Stadt Bayreuth einritt.

Schon vor einer Stunde hatte die Dämmerung begonnen, doch das große markgräfliche Schloß strahlte diesmal nicht ringsum von Lichtglanz; offenbar ward drin heute kein Fest begangen, nur da und dort zeigten sich einige Fenster erhellt. Der Ankömmling verlor nicht Zeit mit der Einkehr in einer Herberge, sondern stieg zur sofortigen Überreichung seines Briefes vor dem Schloßportal vom Sattel, wo die beiden Wachtposten des markgräflichen Leibgrenadierbataillons ihm in seiner einfachen Bürgertracht den Eintritt verwehren wollten, doch ihn auf seine kurzfordernde Entgegnung: „Rittmeister des Königs, Bote Seiner Majestät an die Frau Markgräfin," mit scheuer Willfährigkeit hindurchließen. So gelangte er auf die Flurhalle, die fast unbeleuchtet lag, und niemand zum Auskunfterteilen befand sich in ihr, ihm blieb nur übrig, im Dunkel die breite Treppe hinanzusteigen. Auch oben empfing ihn ebenso leere Stille; indes seiner Erinnerung tauchte auf, er sei bei der Ankunft vor zwei Jahren durch einen langen Korridor rechtshin nach einer Flügelseite des Schlosses zum Arbeitskabinett der Markgräfin geführt worden, und unwillkürlich schritt er einen nach dieser Richtung abbiegenden Gang entlang. Endlich blinkte ihm ein matter Lichtschein entgegen, bei dem eine Domestikin auf einem Tischchen mit Porzellangefäßen hantierte. Ihn hatte die Mutmaßung erfaßt, daß er umsonst

hierhergekommen sei, die Gesuchte halte sich wahrscheinlich nicht im Stadtschloß, sondern noch in der Eremitage auf, und er wandte sich um Aufschluß darüber an die Dienerin. Diese sah ihm verwundert antwortlos ins Gesicht, doch gleichzeitig öffnete sich neben ihr eine Tür, aus der eine höhere Bedienstete mit der Frage hervortrat, ob die Tisane für die Frau Markgräfin fertig sei. Detmar erkannte in ihr die alte Kammerfrau derselben wieder und richtete nun an sie eine Erklärung, wer er sei, und was er überbringe. Doch auch sie blickte ihn achtlos an, entgegnete nur kurz, er möge den Brief auf den Tisch legen, und wollte, nach einer Tasse fassend, ins Zimmer zurückgehen. Aber jetzt drang durch die offene Tür eine Stimme heraus: „Mit wem sprichst du, Mala?“ Eigentümlich hochtönig klang's, indes nicht Zweifel lassend, die Fragende sei die Markgräfin Wilhelmine; die Angerufene erschrak, flüsterte rasch: „Geht zurück — leise,“ und setzte den Fuß wieder über die Schwelle. Zugleich jedoch erscholl die hohe Stimme abermals: „Der König — ich habe von ihm sprechen hören — was ist mit dem König?“ Danach traten zwei Herren aus dem Zimmer hervor, der Markgraf Friedrich und sein Leibarzt, der raunend sprach: „Ihr Geist und ihre Sinne sind noch völlig ungeschwächt, ihr Ohr, scheint es, hört sogar noch schärfer als unsres.“ Ebenso gedämpften Tones befragte der Markgraf Detmar nach dem Anlaß seiner Hierherkunft, dessen Antwort wieder ein Ruf folgte: „Er soll zu mir ans Bett kommen, ich will ihn sehen.“ Nun flüsterte der Arzt: „Ich glaube, es ist ratsam, daß Eure fürstliche Gnaden ihrem Verlangen will-

fahrt, sonst schadet ihr die Aufregung und läßt befürchten —.“ Markgraf Friedrich wandte sich dem Boten zu: „Meine Gemahlin ist sehr krank — aber so kommt, damit sie sich beschwichtigt, und sprecht ihr selbst Euren Auftrag.“ Mechanisch nahm Detmar den Brief wieder vom Tisch und folgte hinter den beiden vorangehenden Herren drein.

Sie führten ihn in das Schlafgemach der Markgräfin, in dem nur Dämmerhelle lag; zwar brannten auf einem Tisch die Wachskerzen eines Armleuchters, doch umgab diesen eine hohe Schirmwandung, den Lichtwurf völlig abblendend. Daneben saß auf einem Stuhl eine noch jugendliche Dame, die einzige Tochter des markgräflichen Paares, die Herzogin Friederike von Würtemberg. Kaum sechzehnjährig war sie auf das Betreiben, richtiger auf das Gebot ihres Oheims, des Königs Friedrich, vermählt worden, der für den unter seiner Vormundschaft stehenden jungen Herzog Carl Eugen den „Fürstenspiegel“ verfaßt und aus vorausschauenden Gründen der Politik alles aufgeboten hatte, das würtembergische Fürstenhaus fest mit dem seinigen zu verknüpfen. Doch erfolglos, denn seit drei Jahren standen ihm jetzt die Truppen des Herzogs mit in der Reichsarmee gegenüber, und die Ehe Friederikes von Bayreuth war, gleich der ihrer Mutter, zu einer tiefunglücklichen geworden. Schon mehrmals hatte sie sich von ihrem tyrannenhaft-rohen und zügellos ausschweifenden Gemahl fort in das Haus ihrer Eltern zurückgeflüchtet, hielt sich gegenwärtig wieder bereits seit einigen Wochen hier auf. In ihren Zügen, soweit das verschleierte Licht sie unterscheiden ließ, lagen Trübsinn und eine

müde Traurigkeit; sie saß regungslos, aber erkennbar horchte ihr Ohr angespannt nach dem Bett ihrer Mutter hinüber.

Bei dieser mußte der Gehörsinn in der Tat ausnehmend scharf sein, denn er brachte ihr zum Vernehmen, daß statt zweier Fußtritte drei vom Flur zurückkehrten, und sie sagte jetzt: „Kommt er mit euch? Wo ist er? Tut den Schirm fort! Ich will ihn sehen.“

Amalie von Butler, die alte Kammerfrau, zögerte, doch auf einen Wink des Leibarztes entfernte sie die Umhüllung des Armleuchters, so daß jetzt der Kerzenschein hell nach allen Seiten durch den Raum fiel. Zum jähen Erschrecken Detmar Kampens geschah's, denn er gewahrte plötzlich die Markgräfin Wilhelmine ausgestreckt unter einer seidenen Decke vor sich liegen. Das Gesicht bot noch im ganzen die Ähnlichkeit mit dem ihres königlichen Bruders, auch seine großen Augen sahen daraus hervor, aber von hohl abgezehrten, tief eingesunkenen Zügen umgeben; trotzdem waren die Wangen nicht blaß, sondern fast dunkel, offenbar von Fieber gerötet, dessen Einwirkung wohl eine krankhafte Schärfung ihres Gehörs erklärte. Die Hände und Finger dagegen zeigten sich stark angeschwollen, zeugten unverkennbar von Wassersucht, an der ihr Vater gestorben, mutmaßlich der Begleiterscheinung eines schweren, schon mehrjährigen Herzleidens, und ebenso darauf hinweisend, rang auch die Brust der Markgräfin mühsam nach Luft.

Nun stützte sie sich zu halbsitzender Haltung auf und sprach Detmar an: „Komm zu mir her.“ Auch ihr Gesichtssinn erwies sich als ungetrübt, denn den

zum Bett Hintretenden anblickend, fügte sie nach: „Ja, du kommst von ihm — ich habe dich schon gesehen. Du trägst andre Kleider heute, aber ich kenne dich — du heißt —“

Sichtbar mühte ihr Kopf sich, seinen Namen aufzufinden, doch umsonst, denn nach einem kurzen Innehalten fuhr sie fort: „Ich schrieb Ihm, wenn er mir wieder solche freudige Nachricht wie damals schicke, möge er dich wieder zu ihrem Boten wählen. Nicht wahr, du bist's — die Lichter brennen dunkel —“

Der Angesprochene stand mit versetztem Atem, nur mühsam kam ihm vom Munde: „Ja, ich brachte Eurer Königlichen Hoheit nach dem Sieg bei Lowositz einen Brief von Seiner Majestät und bringe heut wiederum einen von ihm aus Bautzen.“

Nach einem Halt suchend, sank der Nacken der Markgräfin gegen das Kissen zurück, und sie wiederholte sonderbar: „Königliche Hoheit? Wem sollst du's bringen? Hier ist keine Königliche Hoheit —“

Als ob sie nicht bei deutlicher Besinnung sei, klang's, doch hinterdrein folgten Worte, die vollkommen klares Bewußtsein bekundeten: „Du bringst den Brief eines Bruders an seine Schwester, leg ihn mir hierher auf den Tisch. Die Kerzen brennen zu dunkel, ich kann ihn jetzt nicht lesen, muß bis morgen warten, wenn die Sonne scheint. Aber ich weiß, daß er da neben mir liegt, das wird mich gut einschlafen lassen und die ganze Nacht lang. Noch nicht, noch ist nicht die Zeit dazu. Setz dich an mein Bett und sprich mir von Ihm, alles was du zu sagen weißt. Immer weiter, auch wenn ich die Augen zumache — ich höre dich.“

Draußen fuhren jetzt Windstöße ums Schloß und schlugen klirrenden Regen an die Fenster des Zimmers. In diesem saßen seitwärts an der Wand der Markgraf Friedrich und der Leibarzt, ihnen gegenüber die junge Herzogin von Würtemberg und die alte Kammerfrau, alle lautlos, merkbar bedacht, die Kranke durch nichts in Erregung zu versetzen; nur war auf einen Wink des Arztes die Schirmwandung um den Armleuchter zurückgestellt worden, so daß wieder das vorherige Dämmerlicht den Raum durchwob. Ohne Einspruch hatte die Markgräfin Wilhelmine es geschehen lassen, sie lag unbeweglich; in der Stille vernahm man jeden ihrer Atemzüge sich schwer aufheben.

Detmar Kampen war ihrem Geheiß nachgekommen, sich auf einen Stuhl neben dem Bett zu setzen. In jähem Übergang von dem langen Tagesritt hierhergebracht, wußte er sich nicht zu sagen, was seit seinem Eintritt in dies Zimmer in ihm vorgegangen sei, vermochte nichts zu denken, als das eine, der König habe ihn mit dem Brief hergesandt, weil er Kunde von einer Erkrankung seiner Schwester erhalten. Weiter reichte das Fassungsvermögen des jungen Boten nicht, und sein Kopf war ratlos, wie er das ausführen solle, was von ihm verlangt ward. Doch er begann vom König Friedrich zu sprechen, ohne zu wissen, wie er fortfahren, was er berichten wolle, und als er den Anfang gemacht, floß ihm in wunderbarer Fülle von selbst weiteres zu. Bewunderung und Ehrfurcht legten es auf seine Zunge; er schilderte, was er selbst gesehen, und was er vernommen, den König in der Schlacht bei Zorndorf, seinen unschreck-

baren Todesmut, die furchtlose Bereitschaft jedes Soldaten seiner Armee, für ihn zu siegen oder zu sterben. Die Markgräfin lag mit geschlossenen Lidern und ohne Laut, nur wenn er, nach einer Fortsetzung suchend, anhielt, kam ihr vom Munde: „Ich höre dich.“ Ab und zu erklang von draußen her durch die vorschreitende Nacht ein Schlag der großen Schloßuhr.

Plötzlich durchfuhr einmal Detmar, einem jäh flammenden Blitzstrahl gleich, die Erkenntnis, er sitze am Bett einer Sterbenden.

Aber nur sekundenlang ließ es ihm den Atemzug und die Sprache stocken, dann setzte er sein Erzählen fort. Eine tief erschütternde Empfindung, weshalb und wozu er sich hier befinde, durchbebte sein Innerstes. In ihrer letzten Stunde wollte die Markgräfin nur von „Ihm“, dem Einzigen hören, der ihr Leben erfüllt hatte, mit seinem Bilde vor den geistigen Augen in den ewigen Schlaf versinken. Ihr das zu gewähren, war Detmar so schnell, als es denkbar gewesen, hier eingetroffen, und zugleich mit der schreckensvollen Erkenntnis klopfte ein Herzschlag in ihm auf, von einer hohen, erhabenen Freude erfüllt, daß er nicht zu spät gekommen sei. Was er jetzt weiter sprach, kam ohne Besinnung von seinen Lippen, doch als ein Strom der Begeisterung und der Liebe für den großen König, den größten Fürsten, Feldherrn und Denker, nicht seiner Zeit nur, sondern aller gewesenen. So werde er in der Menschengeschichte dastehen, ein Kämpfer für Licht und Freiheit des Gedankens gegen finstere Pfaffenherrschaft, für die Größe, Macht und den Geist des deutschen Volkes, als Sieger

in dem ungeheuren Kriege wider die gewaltige Macht-überlegenheit, seiner ränkevollen, eigensüchtigen Feinde. Dieser schließliche Sieg war für den Sprecher allem Zweifel entrückt; er suchte und wählte seine Worte nicht, sie stellten sich ihm unberufen zu Gebot, hoben seine Gedanken und sein Gefühl durch überzeugende Kraft und Schönheit ihres Ausdrucks noch über sich empor. Ihm war von einer Bestimmung zugewiesen worden, die letzten Stunden einer Sterbenden, der Nächsten des großen Königs, noch mit einem goldnen Schein zu umweben, und die Mitgift seiner Natur hatte die Fähigkeit zur Erfüllung dieser hohen Aufgabe in ihn gelegt. Wie eine Begnadung vom Schicksal empfand er sie; wenn er einen Augenblick verstummte, klang von der scheinbar schlafend oder bewußtlos Liegenden her: „Ich höre dich."

Wie viel an Zeit schon seit seiner Ankunft vergangen sei, vermochte er sich nicht vorzustellen, aber manche Stunde mußte es sein, und nun bestätigten dies einmal elf Schläge der Uhr. Als der letzte verhallt war, richtete sich die Markgräfin Wilhelmine mit plötzlicher Bewegung etwas auf und fragte: „Ist der Markgraf hier?"

Der antwortete, von seinem Sitz emporfahrend und zum Bett hintretend: „Ja, ich bin hier."

Sie rang einmal tief nach Luft und sprach danach: „Ich habe dir in mir längst vergeben. Das Leben ist ein wirrer Traum, und die ihn träumen, können's nicht anders, als wie er ist, und wie er es will. Aber mein Mund will's dir auch laut noch sagen. Deine Natur war anders als meine und hatte nicht selbst Gewalt über sich; da ist nicht Schuld, nur

Zwang. Du wirst noch weiter träumen, wohl mit einer andern, die besser deinen Wünschen entgegenkommt. Dann bewahre ihr Treue, wenn du's kannst, um deiner selbst willen. Meine Vergebung geleitet dich auf deinem neuen Weg, ich gehe gern auf dem meinigen. — Wo ist Friederike?"

Jedes Wort zeugte von klarstem Bewußtsein, war verständlich, wenn auch nur mit halblauter Stimme hervorgebracht; doch vom Sprechen erschöpft, schwieg sie jetzt. Auf die letzte Frage war die junge Herzogin von Würtemberg herangekommen und kniete stumm vor dem Bett ihrer Mutter. Die blieb, mühvoll atmend, eine Zeitlang wortlos, und durch tote Stille vernahm man nur das Fauchen des Windes und Klirren des Regens an den Scheiben. Aber dann klang leise die Stimme der Markgräfin wieder: „Bist du bei mir, Kind? Dein Leben und meines waren gleich; Frauen sind nur schwache Halme im Wind, ihr Los ist, sich unter seiner Macht zu biegen. Ich habe meinem Vater verziehen, was er mir angetan, zürne du deinem Oheim nicht. Du hast viel gelitten und mußt noch weiter leiden, doch wenn es dich in Bitternis begräbt, gedenke dran, Er leidet am schwersten. Frauen sind nur Werkzeuge seiner Hand, seines Geistes, einzig geschaffen, zur Erringung seines großen Zieles zu dienen, ihr Leben dafür zu opfern, wie er seines opfert. Er kennt sie nicht, hat keine geliebt, und was unser Dasein ohne Liebe an Qual erduldet, weiß er nicht. Auf seiner stolzen Höhe ist er ein einsam Glückloser, mehr noch als wir. Mich allein hat er im Herzen getragen, das war meines Tages Sonne und nehme ich mit mir in die Nacht.

Vergib ihm das Unglück deines Lebens für das, was er deiner Mutter gewesen. Ich habe in Stunden des Unmuts auch über ihn zürnende Worte niedergeschrieben — Mala soll dir meine Memoiren aushändigen, sie gehören dir — vernichte nichts drin, auch nicht, was sie ihm, ob mit Recht oder Unrecht, vorwerfen. Als ich's schrieb, empfand ich es als wahr, und er stellt die Wahrheit über alles, fordert sie von sich selbst wie von jedem andern, so wird er sie auch von mir vernehmen wollen. — Lebe wohl, kann ich nicht hoffen, dir sagen zu dürfen — aber gute Nacht, mein Kind, wenn du dich zum Schlafen legst. Ich bin sehr müde —"

Das hatte die Sprechende merkbar nur noch mit höchster Anstrengung, dem Aufgebot aller Willenskraft über die Lippen gebracht, nun sank ihr Kopf haltlos auf die Kissen zurück, und sie lag ohne Regung, wie von Ohnmacht überkommen. Das Leben schien in ihr auszulöschen; wohl eine Viertelstunde lang horchten alle Anwesenden lautlos auf ihren kaum mehr hörbaren Atemzug. Doch in ihr dauerte das Bewußtsein noch an, denn dann ertönte ihre Stimme doch noch wieder: „Was tut er in dieser Stunde? Sprich mir von ihm. Sag mir, wie du ihn vor dir siehst."

Zweifellos galt die Forderung dem jungen Boten, ihre letzte Vorstellung wollte mit „Ihm" zusammen sein, und Detmar Kampen kam ihrem Geheiß wieder nach. Sich das Bild des Königs lebendig vor den Gesichtssinn rufend — doch nicht so, wie er es zuletzt gesehen — schilderte er ihn in jedem Zug; die Empfindung konnt es erwecken, sein Antlitz tauche in Wirklichkeit aus dem ungewissen Dämmer des Zimmers

auf, komme, von hellem Tageslicht angestrahlt heran und beuge die großen Kristallaugen über das Bett seiner Schwester nieder.

Da holte die Uhr draußen wieder zum Schlag aus, und plötzlich stieß die Sterbende noch einmal hervor: „Da ist er — legt mir seinen Brief mit auf die Brust — gib mir deine Hand — keinem andern mehr, bis du zu ihm kommst — dann bringe ihm meine —“

Ihre Hand suchte tastend, fand die Hand Detmars, die sich ihr, von einem Zittern durchlaufen, entgegen bewegte, faßte sie und versuchte, sie zu umschließen. Jetzt mochte ihr die Besinnung so weit entschwunden sein, daß sie glaubte, es sei die ihres Bruders.

Heulend umfuhr der Wind das Schloß von Bayreuth, und dumpf-langsam hallten zwölf Schläge der Uhr. Nach dem letzten war kein Atemzug der Markgräfin Wilhelmine mehr vernehmbar; eine halbe Stunde verging noch, dann blieb Detmar Kampen kein Zweifel, daß er die Hand einer Toten halte. Um drittehalb Jahre älter als ihr Bruder, mit dem sie sich als Kind oft vor dem Regensturm und den Wutausbrüchen des Vaters eng zusammengeduckt, hatte sie fern von ihm neunundvierzigjährig in der ersten Morgenstunde des vierzehnten Oktobertages ihr Leben beendet.

— — — — —

Über das Fichtel- und Erzgebirge weithin in der Ferne erschollen durch die düstere Nacht nur ein paar Meilen ostwärts von Bautzen gleichfalls zwölf Mitter-

nachtsschläge. Sie hallten vom Kirchturm des Dorfes Hochkirch herab, neben dem König Friedrich wider die Warnung seiner sämtlichen Generale, die Zieten mit besonderem Nachdruck vorgebracht, dem überlegenen Heere des Feldmarschalls Daun unmittelbar gegenüber unter ungünstig-bedrohlichsten Umständen ein Lager bezogen hatte. Keinem in seiner Umgebung war diese Vermessenheit faßbar, der sonst unfehlbare Scharfblick, die Gedankenklarheit des Königs mußten umdunkelt sein. Begrifflos sahen auch, schon seit mehreren Tagen, die österreichischen Truppenführer drein, drängten dazu, die unhaltbare preußische Stellung für einen vernichtenden Angriff auszunutzen. Trotzdem indes zauderte Dauns immer gleiche Vorsicht; er hatte zu oft Beweise von dem richtig berechnenden Feldherrngenie seines großen Gegners empfangen und befürchtete hier ebenfalls einen unter dem Anschein der Sorglosigkeit und Preisgebung verborgenen, tief angelegten Plan.

Auch bei Hochkirch überlagerten in der Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten Oktober schwere Nebelmassen, aus denen Regen niederschlug, die Bodeneinsenkung um das preußische Lager wie die im Halbkreise sich umherziehenden, von den Kaiserlichen besetzten waldigen Anhöhen, und der Wind fuhr in Stößen drein. Sein Gebrause übertönte und die Finsternis verbarg eine um Mitternacht beginnende, mit größter Geräuschlosigkeit vollzogene Bewegung des feindlichen Fußvolks und zahlreicher Geschütze; in den preußischen Zelten herrschte tiefes Schweigen, außer den Vorposten hatten alle Mannschaften sich, sogar die Montur ablegend, zur Ruhe begeben; auch

der König war in Schlaf gefallen. So begannen die ersten Stunden des neuen Tags.

Da knatterten einmal Flintenschüsse durch die Stille, doch nichts Ungewohntes war der Schall; umherstreifende Panduren und Kroaten versuchten fast allnächtlich Angriffe auf weiter vorgeschobene Wachtposten. Aber nur kurze Zeit verging, und von nah her brüllten beinah ringsum Kanonen auf. König Friedrich fuhr aus dem Schlaf, warf sich hastig in die Kleider, niemand wußte noch, was vorging.

Doch dann ward's erkennbar, unzweifelhaft. Daun hatte sich zu einem nächtlichen Überfall entschlossen und führte ihn aus. Fast seine ganze Streitmacht brach mit wildem Ungestüm auf das preußische Lager herein.

Ein schwarze Nacht war's, kaum die Hand vor den Augen zu sehen, nur das Aufblitzen der Geschütze warf da und dort augenblickskurz einen wetterleuchtenden Schein durch die nebelverhängte Luft. Die jäh emporgeschreckten Soldaten stürzten, zum großen Teil halbbekleidet und unbeschuht im Dunkel nach den Waffen greifend, hinaus; Haufen von Feinden waren schon ins Lager gedrungen, und zwischen den Zelten erhob sich ein ungeheueres, noch niemals so vollführtes Handgemenge. Jeder hieb und stach blindlings drein, niemand konnte Freund und Feind unterscheiden; Brust an Brust gedrängt griffen viele nach der Kopfbedeckung der Grenadiere, mit denen sie rangen, um zu fühlen, ob ihre Hände auf eine österreichische Bärenmütze oder preußische Blechhaube trafen. Ebensowenig vermochte der König selbst etwas zu erkennen; er war am Tage durch kluge Maßnahmen

Dauns getäuscht worden, die auf Vorbereitung zu einem Rückzug hinzuweisen geschienen, mehr noch durch gefälschte Berichte eines das gleiche Vorhaben des Feldmarschalls meldenden Kundschafters.

Dann jedoch durchbrach eine Helle die Finsternis, ein blutigroter Lichtwurf; die Häuser und Scheunen des Dorfes Hochkirch loderten in Flammen auf, und König Friedrich sah sich zum erstenmal instand gesetzt, Anordnungen zu treffen, Befehle zu erteilen. Um jeden Preis gebot er, das aufgehöht liegende Dorf als Stützpunkt und Halt seiner Stellung zu behaupten; Feldmarschall Keith, der ungehörte Warner, warf sich an der Spitze einiger zusammengeraffter Bataillone den dort schon eingedrungenen Feinden entgegen; doch um wenige Minuten später sank er, von einer ihm die Stirn zerschmetternden Kugel getroffen, vom Pferde. Mit unglaublicher Ausdauer und Todesverachtung verteidigten Grenadiere und Füsiliere geraume Zeitlang den mauerumgürteten Kirchhof gegen fünffache Überzahl, aber umsonst. Als ihre Munition verschossen war, versuchten sie, sich unter dem Kommando des tapferen Majors von Lange mit dem Bajonett einen Durchweg zu bahnen, doch fielen alle bis auf den letzten Mann. Der König selbst führte, die Bitten seiner Umgebung unbeachtet lassend, ein halbes Dutzend von andern Bataillonen in den dichtesten Kugelregen hinein, sein Pferd stürzte tot zu Boden, und er schwang sich auf ein andres; allein auch sein Versuch, die verhängnisvolle Schlacht noch zu wenden, war ebenso erfolglos; auf allen Seiten begegnete dem Widerstand mindestens doppelte Übermacht. Ihm blieb nur, den Rückzug zu befehlen, diesen von dem

Teil seiner Armee unterstützen zu lassen, der, in weiterer Entfernung stehend, an dem plötzlich im Dunkel entbrannten Kampfe nicht teilgenommen hatte. Der nächtliche, mit gleicher Besonnenheit und Energie ausgeführte Überfall Dauns war in vollstem Maße gelungen, wenn auch sein Verlust an Soldaten dem des preußischen Heeres ungefähr gleichkam.

Als das Morgengrau zu dämmern begann, deckten vom letzteren gegen neuntausend Tote und Verwundete das Feld, gefallen außer Jakob Keith waren auch die Feldmarschälle Prinz Moritz von Dessau, Prinz Franz von Braunschweig, drei andre Generale und drittehalbhundert unterer Offiziere, in die Hände des Feindes hundert Geschütze, alle Lagerzelte und die sämtliche Bagage geraten. Wie zum Hohn fiel jetzt der Nebel, und die hell aufgehende Sonne überstrahlte weitum bluttriefenden Boden. Wie am Tage von Kollin trug König Friedrich die Schuld an dem schweren Unheil der Seinigen, und jetzt verschloß sein Geist sich nicht mehr dieser Erkenntnis. Dagegen, was in der gleichen Nacht im Schloß zu Bayreuth geschehen sei, wußte er nicht, und gut war's, daß er nicht in die Ferne dorthin zu blicken vermochte, vielleicht hätte er sonst in dieser Schreckensnacht das Heilmittel angewandt, das er „zur Beschließung des Trauerspiels und sicheren Freimachung von allen Sorgen und Leiden“ in der kleinen Kapsel auf seiner Brust trug. Doch besser noch war's, daß die Markgräfin Wilhelmine aus dem Leben weggeschieden, ohne mehr zu erfahren, was in ihrer Sterbenacht das Heulen des Windes bei dem Dorfe Hochkirch umbraust hatte.

* * *

In der ersten Morgenfrühe schlug Detmar Kampen mit seinen beiden Begleitern von Bayreuth den Rückweg ein; in sich fühlte er das drängende Gebot, keinen Augenblick zu verlieren, womöglich noch geschwinder, als er gekommen, den Aufenthaltsort des Königs wieder zu erreichen. Deutlich erkannt stand jetzt vor ihm, der Gesichtsausdruck desselben, jedes seiner Worte habe kundgegeben, daß seine Gedanken nicht bei dem, was ihn umgab, sondern bangend und suchend in die Weite, in ein schreckvoll ungewisses Dunkel hinausgerichtet gewesen; er mußte Kenntnis von etwas Furchtbarem besessen haben, das ihn nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in seinem Innern bedrohe, vor dem alle Kunst der Heerführung, alle Waffengewalt ohnmächtig erliege. Der junge Rittmeister konnte sich nicht vorstellen, wie er seine Botschaft vom Mund bringen werde, aber das lag noch in manchtägiger Ferne, und als einziges erfüllte ihn der Drang, die Schnelligkeit seines Pferdes noch mehr zu beschleunigen, es zur höchsten Kraftanstrengung zu treiben. Gleiche Gefahren umlauerten die Reiter wie auf dem Herweg, doch fast achtlos schlug er stets die nächste Richtung nach seinem Ziel ein, nur eins in zwiefachem Sinne sorglich im Auge haltend, das beim Reiten zumeist auf seiner rechten Hand haftete, als müsse er diese, einem Kleinod gleich, vor einer Gefährdung behüten. Und hauptsächlich bei der unerläßlichen Nachtrast gab er beinah ängstlich acht, nichts Niedriges, Beschmutzendes, vor allem keine andre Hand mit ihr zu berühren, führte sogar die Nahrungsmittel mit der Linken zum Munde.

Dann aber, als die sächsische Grenze hinter ihm

lag, traf er doch einmal so unvorgesehen auf eine der Reichsarmee angehörige Streifschar von Reitern, daß kein Ausweichen mehr möglich blieb, und sie witterten in den scheinbaren reisenden Bürgern Verdächtiges, riefen ihnen ein gebieterisches Halt zu. Indes nur für die Dauer eines Atemzugs bedachte Detmar sich, dann befahl er: „Vorwärts!“ sprengte mit geschwungenem Säbel gradaus zwischen die dreifache Feindesanzahl hinein. Von der tollen Verwegenheit überrascht, wichen die Gegner im ersten Augenblick vor dem Ansturm auseinander, danach jedoch blitzten ihre Karabiner auf, und einer seiner Leute stürzte tödlich getroffen vom Sattel. Aber ohne den Blick zu wenden, jagte er durch die Lücke auf der frei gewordenen Bahn fort; er mußte lebendig zum König gelangen — mit einem Herzschlag klopfte es daneben in ihm auf, auch für Irene — und nach blitzschneller Vergeltung, die sein Säbel an zweien der Feinde geübt, ließ er sie verdutzt hinter sich. Nachgesandte Kugeln trafen weder ihn noch seinen ihm gebliebenen Begleiter, und die stiebende Hast ihrer Pferde sicherte sie vor der Verfolgung.

Dieser Vorgang aber brachte Detmar zur Erkenntnis, daß er, um sein Ziel zu erreichen, von dem Innehalten der gradesten Richtung ablassen, sich weiter nordwärts nach der von preußischen Truppen besetzten Mitte Sachsens wenden müsse. Schwer fiel's ihm, sich zu dem Umweg zu entschließen, doch seine wichtigste Obliegenheit gebot diesen unabweisbar; denn zweifellos ward's, daß ihm sonst der Tod oder Gefangennahme ihre Vollbringung unmöglich machen werde. So umbog er nun in einem Halbkreis die

Abdachung des Erzgebirges, schlug erst, als er dem Bereich ausschwärmender Reiterhaufen der Reichsarmee entkommen, wieder die nächste, auf Dresden zuführende Straße ein. In diesem traf ihn die Schreckensnachricht von dem nächtlichen Überfall bei Hochkirch an.

Zugleich jedoch vereinigte sich mit ihr eine Beschwichtigung. Der König hatte beim Tagesanbruch nach der mörderischen Nacht seine ganze Geistesgegenwart wieder gefunden, den Überrest seines zersprengten Heeres gesammelt und mit staunenerregender Umsicht, Ruhe und Sicherheit den Rückzug geordnet, den die Behutsamkeit Dauns wieder, zumal da auch er schwere Verluste erlitten, nicht für eine weitere Ausnutzung des Sieges zu verhindern gewagt. König Friedrich hatte sprechen können: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verloren;“ eine höchste Auszeichnung zur Belohnung seines neuesten Verdienstes um die römische Kirche erhielt aber der Feldmarschall vom Heiligen Vater Clemens dem Dreizehnten, der ihm einen geweihten Degen und mit Hermelin gefütterten Hut aus karmoisinfarbigem Sammet übersandte, an dessen Vorderseite das Symbol des Heiligen Geistes, eine aus weißen Perlen gestickte Taube ihre Flügel ausbreitete; den gleichen, vom väterlichen Segen begleiteten Lohn hatte ehedem ein Vorgänger des Papstes dem spanischen Herzog von Alba für seine Hinrichtungen der protestantischen Niederländer zuteil werden lassen. Nach dem öffentlichen Bekanntwerden dieser frommen Sendung erschien ein gedrucktes Flugblatt, das unter der Überschrift „Apostolisches Breve“ ein Schreiben mitteilte,

das Clemens der Dreizehnte gleichzeitig an den Feldmarschall Daun gerichtet habe: „Wir haben mit lebhaftester Empfindung des Vergnügens die Nachricht von Deinen im Kriege gegen die Ketzer verrichteten Heldentaten, vornehmlich von dem bewunderungswürdigen Siege vernommen, welchen Du am 14. Oktober dieses Jahres über die Preußen davongetragen. Wir haben deshalb als Vater der Rechtgläubigen Unseres Amtes gemäß erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit durch die Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, den Wir Dir dahin erteilen, daß Du vermittelst des anbeifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Der Würgeengel soll Dir zur Seite fechten, er wird das schändliche Geschlecht der Anhänger Luthers und Calvins umbringen, und der höchste Rächer aller Verbrechen wird sich Deines Armes bedienen, um das gottlose Volk der Moabiter und Amalekiter bis auf den Grund auszurotten. Dein Arm rauche stets von dem Blute dieser Gottlosen, und es bete für Dich aufs inbrünstigste der Heilige Nepomuk!" Neben dem noch beträchtlich umfangreicheren, in französischer Sprache veröffentlichten Schreiben stand scheinbar das Original in lateinischer abgedruckt; doch in allen deutschen Landen ward rasch bekannt, daß es kein solches wiedergebe, sondern der Verfasser des Briefes König Friedrich sei, dessen Schriftwerk sein Freund d'Argens in die Sprache Roms übertragen habe. Jeder Leser aber empfand auch, welche Absicht des Königs daraus spreche: Dem deutschen Volke klar vor die Augen zu stellen, gegen wen und wofür er seit drei Jahren in

dem endlosen Kriege die Waffen Preußens und des freien Gedankens führe.

Als Detmar Kampen in Dresden eintraf, erfuhr er auch, daß der Prinz Heinrich sogleich nach der Unheilsnacht bei Hochkirch Befehl erhalten habe, eiligst von hier mit seiner Heermacht, Geschützen, Munition und möglichst reichhaltigem Nahrungsvorrat aufzubrechen, um sich mit der Armee des Königs, die eine feste Stellung um das Dorf Dobraschütz bei Bautzen eingenommen, zu vereinigen. So überholte der junge Rittmeister auf seinem schleunigen Weiterritt dorthin fast unablässig marschierende Truppen, die dem in Bürgerkleidung Vorbeijagenden, wo die Straße von ihnen versperrt war, nebenher über Felder Hinsprengenden verwundert nachblickten. Durch seine Entsendung nach Bayreuth war er mit höchster Wahrscheinlichkeit sicherem Tode entgangen, denn während der kurzen Nachtrast in Dresden hatte er auch vernommen, daß seine Husarenschwadron bei Hochkirch beinah bis auf den letzten Mann vernichtet worden sei; doch nur flüchtig war diese Vorstellung ihm beim Hören aufgetaucht und rasch wie etwas Bedeutungsloses wieder weggeschwunden. Andres hielt seltsam sein Gefühl erfaßt und ließ es nicht los; als Knaben hatte ihn in den einsamen Gefilden um seine Vaterstadt, auf den „grünen Brandstätten“ manchmal ein plötzlicher Schauer angerührt, dessen Anlaß er sich nicht mit Worten benennen und erklären gekonnt, und so war's ihm wieder bei der Nachricht geschehen, daß in derselben Nacht zur selben Stunde die Schwester des Königs aus dem Leben abgeschieden sei und ihr Bruder vom Donner der feindlichen Ge-

schütze aus dem Schlaf aufgerissen worden. Beide waren sich die Nächsten auf der Erde gewesen, doch keinen hatte eine Ahnung berührt, was in weiter Ferne der andre in dieser Stunde durchkämpfe. Ein poetisches Schauerempfinden war's, für das Detmar Kampen auch jetzt die Benennung fehlte, doch als Naturmitgift lag es in ihm, davon erfaßt zu werden, und erklärte vielleicht manches in seinem Wesen und Leben. So hatte es ihn auch mit namenloser Übergewalt ergriffen, als zum erstenmal die Augen König Friedrichs ihn getroffen, sich in seine hineingebohrt, wie mit einer Allmacht den Haß und Abscheu in seinem Innern ausgelöscht, zu einer hochaufschlagenden Flamme völliger willensberaubter Hingebung verwandelt. Selbst in Heinz Morgenbeßer mußte ein Funken solcher Mitgift verborgen gelegen haben, von dem Blick und den Worten des Königs zu jähem Emporlodern angefacht worden sein.

Mannigfach durchwogten Erinnerungen und Vorstellungen die Empfindung Detmars, kehrten an ihren Ausgangspunkt zurück, die Schlacht bei Hochkirch und das, was er in Dresden über diese, die unfaßbare Blindheit und Taubheit des Königs allen Warnungen gegenüber sprechen gehört. Aber in ihm ward zur Überzeugung, nicht blinder Trotz halsstarriger Rechthaberei desselben habe dies Verderben heraufbeschworen, sondern etwas, wovon noch niemand wußte, als er allein. Nur der Körper König Friedrichs war auf dem verhängnisvollen Lagerplatz zugegen gewesen, doch sein Geist, sein Sorgen und Bangen in Bayreuth, unablässig dem Feind ins Angesicht blickend, der ihn dort bedrohte, vor dem alle

Anspannung der Denkkraft, alle Waffen ohnmächtig zu Boden sanken.

Da stieg der in den letzten Jahren schon öfter von ihm gesehene, bekannte Petrikirchturm der alten Wendenstadt Bautzen aus der Ebene auf, und sonderbar überlief ihn bei dem Anblick wieder ein Schauergefühl, er verstand's nicht, warum. Oder doch — sein Ziel lag nah vor ihm, in einer Stunde konnte er vor dem König stehen. Das Feldlager ankündigend, erhoben sich zur Rechten und Linken Zelte vom Grund, dichtes Gewimmel von Fußvolk und Reiterei zeigte an, daß ein großer Teil der Armee des Prinzen Heinrich bereits eingetroffen war; befremdlich erschollen aus der Menge vielfach, auf einen bedrohlichen Mangel hindeutende Rufe, ob Brot mitgekommen sei. Auf Detmars Frage ward ihm Antwort, der König befinde sich in Dobraschütz, so nahm er die Richtung nach dem Dorfe hin. Doch jetzt beim Näherkommen entfiel ihm der Mut, sein Mund fühlte sich wie von einem Riegel verschlossen, unfähig ein Wort hervorzubringen. Er ritt langsamer, hielt zuletzt mechanisch an, wie Husaren seines Regimentes um ihn auftauchten. Dann nahm er nah vor sich den General Zieten gewahr, der aus einem Zelt heraustrat, die unsoldatische Erscheinung mißfällig ansah, doch rasch in ihr einen seiner Offiziere erkennend, unter dem grauen Schnauzbart hervorstieß: „Wie seht Ihr aus, Rittmeister von Kampen? Treibt Ihr Mummenschanz? Wie seid Ihr in der Nacht lebendig geblieben? Eure Schwadron vermodert bei Hochkirch. Dahin hättet Ihr auch gehört."

Unmut klang aus den Worten des leicht knurrigen

Alten, aber sein Blick gab das Gegenteil kund, Freudigkeit, den Totgeglaubten noch am Leben zu sehen; aus seinen Augen sprach eine besondere Schätzung des jungen Rittmeisters. Dieser erklärte schnell den Grund seiner Kleidung und Abwesenheit bei Hochkirch; Zieten antwortete brummend: „Da hat Er damals doch etwas Vernünftiges getan. Was bringt Ihr ihm denn mit? Wenn's kein Zuckerwerk ist, behaltet's besser für Euch. Er könnt sich sonst wieder den Magen und Kopf dran verderben."

Hörbar mußte er einem noch in ihm fortgärenden Grimm Luft machen, dem indes ebenso merklich eine Wißbegier beigemischt war; der Träger des Schwarzen-Adlerordens und des pour le mérite hielt bei übler Laune seine Zunge nicht an der Kandare, hatte ihr schon öfter dem König selbst ins Gesicht ungezügelten Lauf gelassen. Doch Detmar ließ das vernehmbare Ansinnen seines Chefs unbeachtet und versetzte: „Eure Exzellenz erlauben mir, dem Befehl Seiner Majestät gemäß mich sofort nach meiner Rückkunft zu melden." Der kurze Vorgang hatte den ihm immer schwerer die Brust belastenden Druck um ein weniges erleichtert; er hörte den Alten noch hinterdrein murren: „Exzellenz ist ein Distelfraß für einen hungrigen Gaul. Brot haben wir nötig. Wenn Seine Majestät von mir Räson angenommen hätte, lägen meine Husaren nicht da drüben in der hundsföttischen Grube." Er war der Treueste der Getreuen, nach dem ungeheuren Verlust an Generalen in den letzten Jahren eine der unwankbar festesten Stützen der preußischen Armee, bei Hochkirch ihr Retter vor dem völligen Untergang gewesen. Denn er hatte in der Nacht seine Regimenter

dem ergangenen Befehl gemäß absatteln, doch nach einer Stunde in der Stille wieder aufsatteln und sich bereit halten lassen, so daß sie sich als erste dem Überfall entgegen zu werfen vermocht, dem Fußvolk eine Spanne Zeit verschafft, aus dem Schlaf auffahrend, nach den Waffen zu greifen. Nur dadurch war die Niedermachung des gesamten Heeres in den Zelten abgewandt worden, und wie er als der erste den furchtbaren Kampf aufgenommen, hatte er beim Rückzug mit seinen Husaren als der letzte im Morgengrau die Geschlagenen vor der Verfolgung gedeckt.

Der Tag ging jetzt dem Abend zu, da stand Detmar Kampen in der niedrigen Bauernstube eines Hauses von Dobraschütz, wo König Friedrich allein über Kartenpläne vorgebückt saß. Der Hereingetretene war angemeldet worden, doch jener hatte es nicht vernommen oder nicht beachtet, wandte sich nicht um. Stumm und reglos blieb der junge Rittmeister wartend stehen, wie noch gewährte Gnadenfrist eines zum Tode Verurteilten erschienen ihm die Minuten. Dann hob der König einmal den Kopf und fragte: „Wen hat Er gemeldet?“ Danach drehte er sein Gesicht und flog vom Sitz auf. „Er — Er kommt von Bayreuth — aber kann von dort noch nicht zurück sein. Wo hat Er die — die Antwort —?“

Seine Augen blickten angstvoll auf die leere Hand des wiedergekehrten Boten, der von einem Zittern durchrüttelt keinen Laut über die Lippen zu bringen vermochte. Erst als der König ihm ins Gesicht starrend, aus nicht mehr atmender Brust einen Aufschrei herausstieß: „Meine Schwester ist tot!“ rang Detmar nur halb vernehmbar mühsam hervor: „Ja.“

„Tot —“ wiederholte Friedrich noch einmal. Dann fiel er umschwankend auf den Stuhl zurück, sein Kopf schlug auf die Kartenpläne nieder, und ein herzzerreißendes stöhnendes Schluchzen brach unhemmbar aus seiner Brust. So lag er, kein König, kein von der Welt bestaunter Feldherr, kein seine Zeit hochüberragender Denker, nur ein armer, hilfloser Mensch, der den Halt, das Liebste, das einzige Glück seines Lebens verloren, einsam auf der Erde zurückgeblieben war. Immer gleich tönte das krampfhafte Schluchzen durch den Raum fort, in den die Dämmerung einzufallen begann. Detmar wußte nicht, was er tun solle; er wollte die Stube verlassen, doch empfand, sein Fuß werde ihn nicht an die Tür zurücktragen; um sich stehend zu erhalten, mußte er mit der Hand nach einem Stück des ärmlichen Hausrats als Stütze fassen. Alles Denken in ihm verging unter ungeheurer Erschütterung menschlichen Mitleidens, das nur von einem wogengleichen Gefühl durchstürmt ward, er würde ohne Zaudern sein Leben hingeben, wenn es diese Stunde ungeschehen machen, die Tote aus ihrer Gruft zurückrufen könne. Denn wie mit einem Glutstrom durchdrang es ihn, alles Leben in ihm gehöre nur diesem Manne, der wie ein hilflos schluchzendes Kind dalag. Ihm allein mit jedem Herzschlag, was immer kommen möge, unerschütterlich in Not und Tod.

Da hatte König Friedrich sich aufgerichtet, trat wieder zu ihm, sah ihn an und sagte: „Du weinst —“

Das wiederholte er nach einem Schweigen nochmals: „Du weinst — du auch — warum tust du's? Was geht die tote Frau dich an?“

Fragen waren's, die keine Antwort erwarteten, nur einer unbewußten Selbsthilfe der Menschennatur entsprangen, durch ihr lautes Hervorbringen die Brust von der schweigsamen Verschnürung zu erlösen, vor Erstickung zu bewahren. Aber sein allumfassendes Gedächtnis hatte ihn auch jetzt nicht verlassen, denn nach kurzem Verstummen gab er sich selbst eine Antwort, murmelte: „Du hast auch eine Schwester.“ Sein Vermögen, länger aufrecht zu stehen, mußte erschöpft sein, er setzte sich wieder auf den Stuhl zurück.

Doch der erstickende Verschluß seiner Lippen war aufgesprengt worden, nun sprachen sie weiter. Nicht für einen Hörer, nur lautwerdende Gedanken, Erinnerungen klangen abgebrochen von ihnen durch das dämmernde Licht. „Wir saßen unter dem Baum im Garten — vor Angst fortgelaufen aus dem Schloß — der kalte Wind ging über uns, und der Regen rauschte. Da schlangen wir die Arme umeinander — ganz dicht, ganz fest — wir fühlten's beide zum erstenmal, daß wir nichts auf der Welt hätten als uns. Wir haben nichts andres auf ihr gehabt — nur uns hatten wir immer — daran hielt unser Leben sich in jeder Stunde, in jeder Not. Ich sehe sie vor dem Vater — wie sein Zorn den Gedanken wälzte, mich als Deserteur erschießen zu lassen. Sie warf sich vor seine Füße hin — wie zwei Quellen stürzten die Tränen aus ihren Augen, und sie flehte um Gnade für mich. Mein Herz war bei ihr, wo wir waren, und ich fühlte, ihres war bei mir. Sie hat für mich gelebt und ich für sie —“

Plötzlich fuhr König Friedrich auf, er hatte die

Kraft gesammelt, sich wieder auf den Füßen halten zu können, trat abermals gegen Detmar Kampen hinan und sagte: „Hast du sie noch lebend gesehen?“

Dem Befragten war jetzt auch die Fähigkeit zum Erwidern gekommen. „Sie wollte mich noch sehen. Ich saß neben ihr in ihrer Todesstunde.“

„Wann starb sie?“

„Um Mitternacht vom dreizehnten auf den vierzehnten.“

„In der Stunde, als ich bei Hochkirch aus dem Schlaf fuhr — warum sie statt meiner? Warum, wenn ihr Leben verloren war, traf mich in der Stunde keine Kugel, mit ihr zu sterben!“

Als bittere Anklage eines grausamen Schicksals hallte der Ausruf des Königs von den Wänden zurück. Einige schwere Atemzüge lang schwieg er, fragte dann weiter: „Hat sie meinen Brief noch gelesen?“

„Sie fühlte schon, daß sie's nicht mehr könne, und verlangte, er solle ihr auf der Brust mitgegeben werden. Ihre letzten Worte waren es — danach nur —“

Der Sprecher hielt stockend inne; dem König geriet vom Munde: „Der letzte Brief von Tausenden, und keine Antwort mehr auf ihn —“

Wieder fiel er in Schweigen, aber dann klang seine Stimme nochmals auf: „Was — wolltest du sagen — was noch danach?“

Nun hatte Detmar den Mut gewonnen, es hervorzubringen. „Danach sprach sie nur noch zu mir: Gib mir deine Hand — keinem andern mehr, bis du zu ihm kommst — dann bringe ihm meine.“

König Friedrichs große Augen senkten mit einem Ruck ihren Blick nach der Rechten des vor ihm Stehenden hinab, und er stieß aus: „Diese Hand — ihre Hand hat sie als letztes gehalten? Und sie hat keine andre seitdem berührt — ich weiß, daß aus deinem Mund Wahrheit kommt. Es ist ihre Hand, die du mir bringst —"

Und plötzlich griffen seine beiden Hände nach der Detmar Kampens, preßten sich um sie zusammen. So stand er ohne Regung und ohne Laut, er hielt noch einmal die Hand der toten Schwester lebenswarm in seinen.

Da ging die Tür auf, und ein Adjutant meldete: „Generalleutnant von Seydlitz bittet um Vorlaß. Er hat eine Proviantkolonne von Bautzen hereskortiert."

Auffahrend, schnellte der König aus seiner gebückten Haltung jählings in die Höh. Vom Mund entflog ihm: „Die Lebenden fordern ihr Recht — die Toten brauchen nichts mehr — aber die Lebenden hungern nach Brot. Seydlitz soll kommen, ich will hören und sehen, ob er genug bringt."

Er faßte nach seinem am Tisch lehnenden Krückstock, dann kehrte er sich noch einmal gegen Detmar zurück. „Dir dank ich und lasse dich rufen, wenn das Leben mir Zeit läßt. Dann sprichst du mir alles, was ihre Hand nicht sagen konnte. Jetzt geh, tu meinen Generalen die Nachricht kund, und wenn ich dich wieder sehe, sage mir, ob einer von ihnen dabei geweint hat."

General von Seydlitz trat über die Schwelle

herein, und der junge Rittmeister schritt schwankenden Fußes an ihm vorüber ins Freie hinaus.

— — — —

Das Leben verstattete in den nächsten Tagen König Friedrich nicht die Zeit, Detmar Kampen rufen zu lassen. Das ganze Lager mit dem gesamten Inhalt war bei Hochkirch in Feindeshand gefallen, sein Heer hatte, aller Nahrungsmittel beraubt, zum großen Teil von Kleidern entblößt, vor Bautzen haltgemacht, und als schwerste Gefahr drohte der Hunger. So gab's nichts von höherer Wichtigkeit als das Eintreffen der Proviantzufuhr aus Dresden, zumal da auch immer mehr vom Prinzen Heinrich gesandte Truppen herbeikamen. Der König überließ den sehnlich erwarteten Vorrat nicht der Obsorge andrer, besichtigte ihn zu genauer Berechnung seines Ausreichens selbst, ordnete bis ins einzelne hinein die Verteilung an; in gleicher Weise betrieb er die notwendige Heranschaffung neuer Monturen und Fußzeuge zum Ersatz der zahlreich verlorenen. Seine Tätigkeit dauerte ununterbrochen und unermüdlich vom Morgen bis zum späten Abend; er wußte, das Große hänge von umsichtigster Fürsorge für das Kleine, oft scheinbar Unbedeutende ab. Mit Gesichtszügen, in denen nichts zu lesen stand als scharfe Achtgabe auf die richtige Ausführung der von ihm getroffenen Maßnahmen, betrieb er alle Vorkehrungen; nur dann und wann blickten seine Augen einmal, als werde er plötzlich vom Denkvermögen verlassen, starr auf ein Blatt nieder, über das er die Feder zu schriftlichen Anweisungen hingehen ließ. Im Lager aber ging da und dort ein Raunen von Mund zu

Mund, es gerate jetzt erst zum Vorschein, daß „der Fritz“ seit der Nacht bei Hochkirch wie auf einmal um zehn Jahre älter geworden aussehe; in den ersten Tagen habe man's nicht so bemerkt, aber nun komme es nach und stehe ihm im Gesicht, was er in sich durchgemacht habe.

Auch Detmars zurückgelassene Montur mit allem ihm sonst Zugehörigen war bei dem Überfall verloren gegangen, nur seine Verse „An die Rose“ waren dadurch, daß er sie vorher nach Schönhausen abgesandt hatte, nicht mit vernichtet worden. Freudig, soweit seine gegenwärtige Gemütsstimmung dies zuließ, empfand er's, doch über sein eignes Leben zu denken, ward ihm kaum Zeit vergönnt; unterlaßlos begleitete ihn nur überall ein Gefühl, daß seine Hand von den Händen des großen Königs umfaßt gewesen sei, zwischen ihnen gelegen habe. Eine neue Uniform hatte er schon am folgenden Tage erhalten, doch von seiner Schwadron nichts mehr vorgefunden; von Zieten war ihm das Kommando über eine des Husarenregiments Schöneich zugewiesen worden, deren Rittmeister gefallen war. So befand er sich gleich wieder im Dienst, der ihn unausgesetzt in Anspruch nahm. Unweit gen Osten hielt der Feldmarschall Daun sich in einem verschanzten Lager, sah mit Besorgnis auf die tägliche Verstärkung des preußischen Heeres und sandte, für seine in der Lausitz angelegten Magazine fürchtend, beständig Kundschafterpatrouillen ringshin aus, um sich zu vergewissern, daß keine heimliche Vorbewegung von seiten des Königs ins Werk gesetzt werde. Diese ausforschenden Streifscharen nicht nahe herankommen

zu lassen, war ein Teil der Zietenschen Husaren beauftragt und auch Detmar Kampen mit dazu befohlen worden. Eine anspannende, doch offenbar wichtige Aufgabe war's, ihm wohl wegen seiner schon mannigfach bewährten Umsicht zugeteilt; er vermochte sich kaum für einige Stunden bei Nacht zur Ruhe zu legen, mußte schon vor Tagesanbruch wieder auf den Sattel und bis zum Abend drin ausharren. Auch am vierten Tage nach seiner Rückkunft von Bayreuth lag ihm ein solcher, langandauernder Umritt ob, der den Tag hindurch zwecklos erschien, doch sich beim Einfall der Dämmerung als nötig herausstellte. Denn in einer vielfältig von Gebüsch bedeckten, nicht übersehbaren Niederung traf er plötzlich mit seiner nur geringen Reiterzahl auf einen feindlichen Kundschaftertrupp, der augenscheinlich in der Deckung auf die Dunkelheit wartete, um sich nah an das preußische Heerlager hinanzuschleichen. Ohne Zaudern gebot der junge Rittmeister den Angriff, sprengte an der Spitze der Seinigen vor, aber hier in einem winzigen Gefecht war für den aus so vielen ungeheuren Schlachten unversehrt Hervorgegangenen die Verhängnisstunde gekommen. Im nächsten Augenblick krachten Schüsse hinter einem Busch auf, er griff einmal mit der Hand über sich und stürzte aus den Bügeln zur Erde. Zugleich ward erkennbar, daß die verborgen Gewesenen mindestens von dreifach überlegener Stärke seien, ein Kampf mit ihnen war sichere, sinnlose Selbstaufopferung, und die Husaren wendeten hurtig ihre Rosse zum Entkommen um; das reiterlos gewordene Pferd ihres Führers galoppierte hinterdrein. Die Flüch-

tigen wurden verfolgt, doch nicht lang und ohne sonstigen Verlust; nicht weit bis zu der starken Vorpostenkette des Lagers war's, vor deren Feuerbereich die nachsetzenden österreichischen Dragoner die Einholung aufgaben.

Ein unbedeutender, nicht einmal Scharmützel zu nennender Vorgang war es gewesen, von dem im eingebrochenen Abenddunkel niemand mehr Kenntnis erhielt, zumal da die Zurückgekehrten von der Mitteilung empfangen wurden, es sei strenger Befehl ergangen, heut jedes laute und unnötige Treiben im Lager zu unterlassen. So wandten sich die vom langen Umritt durstig gewordenen Reiter nach der Absattlung ihrer Pferde geräuschlos dem Marketendergezelt der Zietenschen Husarenregimenter zu, und nur hier brachte das Antreffen noch einiger andrer die kleine Begegnung mit den feindlichen Dragonern dadurch zur Sprache, daß einer sagte: „Vorhin sind wir unsern neuen Rittmeister wieder los geworden." Fragen kurz beantwortend, entgegnete er auf eine von ihnen: „Und ihr habt ihn im Busch liegen lassen, nicht mitgebracht?" gleichmütig achselzuckend: „Konnten wir nicht, mußten unsre eigne Haut heil halten. Das war nötiger, als sie für einen Toten zum Sieb zu machen; wenigstens drei Kugeln aufs mal hatten ihn durchgepfiffen, und er rührte an der Erde keinen Finger mehr."

Nach der Schreckensnacht bei Hochkirch fiel der Verlust eines einzelnen Offiziers auch für das Gefühl der Zuhörenden nicht weiter ins Gewicht, nur einer fragte noch gleichgültig: „Wer war euer Neuer?" und erhielt die Antwort: „Rittmeister von Kampen

hieß er, wir hatten ihn kaum erst kennen gelernt! auch einer von den noch grün Jungen, die so schnell in die Höh gekommen, wie die Eichkatzen am Baum hinaufspringen. Aber Not sieht nicht aufs Futter, bald werden wir Generäle von dreißig Jahren haben."

Damit ging das Gespräch auf andres über, aus dem indes nach kurzem Weiterverlauf einmal einer verwundert aufsah und sagte: „Was tust du denn mit der Laterne, Gretel? Willst du Mäuse fangen?" Vor ihn hin, eine angezündete Leuchte in der Hand haltend, war die Gehilfin der Marketenderin getreten, die Grete, die vor einem Jahre nach der Schlacht bei Leuthen plötzlich aus dem Zelt der für den Durst ihrer Dragoner sorgenden alten Machetanz davongegangen und Dienst bei der „Husarenmutter" genommen hatte. Ärger über ihren Verlust mußte jene dazu gestachelt haben, dem Mädchen unbegründet einen üblen Leumund nachzureden, denn die Gretel stand auch bei den Husaren in gleichem Ruf und Ansehen wie vordem bei den Dragonern. Niemand nahm sich je eine Keckheit gegen sie heraus, brachte ihr gegenüber auch nur ein grobes oder zweideutiges Wort vom Mund, weder Offiziere noch Gemeine; die Art ihres Benehmens, mehr noch etwas nicht benennbar aus ihrem Wesen Abweisendes übte auf alle die nämliche Wirkung. Wie sie bei der alten Machetanz noch in Gunst gestanden, hatte die von ihr gesagt, man könne sie unter die Soldaten hineinschicken, als wär's zwischen Holz und Stein, denn sie trage Fischblut oder Eiswasser im Leib. Solchen Eindruck erregte sie auch jetzt noch unverändert, ob-

wohl auch die Voraussagung in Erfüllung gegangen war, nach zwei Jahren werde es Funken wie aus dem Flintstein geben, wohin ihre Augen sich drehten. Unverkennbar ging von diesen trotz ihrer kalten Gleichgültigkeit eine Macht über jeden aus, den sie ansah, ließ sie unter den zumeist roh verwilderten Besuchern der Schenke in ihrer niedrigen Dienststellung einer jungen Herrin ähnlich erscheinen. Etwa siebzehnjährig mochte sie nunmehr sein, und noch mehr als früher traf auch die Bemerkung der Machetanz bei ihr zu, sie habe etwas Feines, wie was Vornehmes an sich, das ja vielleicht auch in ihrem Blut drin stecken könne; eigenartig, wie bei keiner andern, war der silberartige Scheinwurf ihres Haares. Jetzt hielten ihre Augen sich mit einem zugleich funkelnden und mißächtlichen Blick geradeaus in das Gesicht dessen verwandt, der gefragt hatte, was sie mit der Laterne wolle, und von ihren Lippen klang die Antwort: „Ich will nach eurem Rittmeister suchen, den ihr schimpflich draußen liegen gelassen habt.“

Dem Angesprochenen entfuhr: „Bist du närrisch geworden? Der ist mausetot und rührt kein Glied mehr.“

„Woher wißt ihr's? Ihr seid feige davongeritten und habt nicht nach ihm umgesehen.“

Der Husar wollte bei dem Vorwurf der Feigheit auffahren, doch wie von den Augen des Mädchens niedergezwungen, murmelte er nur: „Konnten wir's? Uns ging's ebenso ans Leben.“

„Jetzt nicht mehr. Ich mache eure Schande gut und suche ihn, ob er tot ist oder noch lebt. Er gehört zu unserm Regiment und soll nicht unbegraben

bleiben. Habt ihr eure Pflicht nicht getan, so tue ich sie."

„In der Nacht willst du — warte, bis Tag wird — wie willst du ihn finden?"

„Ihr werdet mir den Weg zeigen, auf dem ihr zurückgekommen seid. Wer mit mir geht, dem lohn ich's; wer seinen Rittmeister treulos verläßt, dem reicht meine Hand keinen Trunk mehr."

Merkbar war die Grete sich ihrer Macht auch über die rohen Gemüter bewußt; sie hatte mit ruhiger Sicherheit, fast in einem gebietenden Ton gesprochen, nur das Licht der Laterne in ihrer Hand schwankte ein wenig unruhig, wie von einem Windzug zitternd, leise hin und her. Die Husaren blickten sich an, und einem kam vom Mund: „Toll ist's, ohne Sinn, aber man kann die Dirn nicht allein gehen lassen." Er stand auf, und nun taten's noch ein paar andre ebenso mit den Worten: „Weit kann's nicht sein wir kamen bald an die Vorposten." — „Da, wo der Busch anfängt, war's."

Um eine Minute später schritten sie beim Schein der Leuchte durchs Lager. In dem herrschte, wie's der Befehl geboten, Stille, doch keine Reglosigkeit, sondern ihr Gegensatz. Ohne Geräusch ordneten sich überall dunkle Truppenmassen zusammen, obwohl keine Trommel und kein Kommandoruf erklang; es bedurfte offenbar für ihr Tun nicht lauter Anweisungen. König Friedrich war während der letzten Tage nicht nur auf die Beschaffung ausreichender Nahrungsmittel und Bekleidungsstücke für sein Heer bedacht gewesen, hatte in der Stille noch andres,

Gewichtigeres erwogen und sich dazu in Bereitschaft gesetzt.

Bei dem Gewahrnehmen der sonderbaren nächtlichen Bewegung im Lager stutzten die Begleiter der Grete und wollten anhalten, aber sie erfaßte einen am Arm und flüsterte: „Macht rasch, es ist nicht weit, sagt ihr, und bleibt genug Zeit für euch. Ihr habt Pferde, die bringen euch nach, wohin es gehen mag. Ihr wolltet mich nicht allein suchen lassen, habt eingesehen, daß ihr mir helfen müßt — ich weiß, euch ist's nicht gleich, wofür ich euch halte, ihr laßt mich nicht im Stich."

Nur kurz hatten sie gezaudert, setzten nun eilig den Weg fort. Eine Vorhut der vereinigten Armeen des Königs und des Prinzen Heinrich war bereits aufgebrochen, und um zwei Stunden vor Mitternacht befand sich die gesamte Heermacht auf dem Abmarsch, umging unbemerkt bis zur Morgenfrühe die feste österreichische Stellung, erreichte Görlitz und hatte dies besetzt, ehe der Feldmarschall Daun Kunde von der nächtlichen Umänderung der Lage erhielt, um in höchster Bestürzung Hals über Kopf zur Beschützung seiner großen Vorratsmagazine an die schlesische Grenze nachzurücken.



Altenburg,
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Werke von Hans Hoffmann:

Im Lande der Phäaken.
Novellen. 2. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Landsturm.
Erzählung. 3. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5. M.

Unter blauem Himmel.
Novellen. 2. Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Geschichten aus Hinterpommern.
4 Novellen. 4. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Das Gymnasium zu Stolpenburg.
Novellen. 5. Auflage. Geh. 4 M, geb. 5 M.

Der Hexenprediger
und andere Novellen. 3. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Von Frühling zu Frühling.
Bilder und Skizzen. 4. Auflage. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Tante Fritzchen.
Skizzen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Neue Korfu-Geschichten.
Geh. 5 M., geb. 6,50 M.

Wider den Kurfürsten.
Roman. 2. Auflage. 3 Bde. Geh. 12 M., geb. 15 M.

Aus der Sommerfrische.
Kleine Geschichten. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Der eiserne Rittmeister.
Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Ruhm.
Novelle. Geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Allerlei Gelehrte.
Humoresken. 2. Auflage. Geh. 5 M., geb. 6,50 M.

Irrende Mutterliebe.
2 Novellen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Von Haff und Hafen.
Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Modellgeschichten. Von Helene Raff. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Jugend. Novellen. Von Dora Duncker. Neue durchgesehene und vermehrte Ausgabe. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Das Hennendirndl. Roman vom Kiemsee. Von Arthur Achleitner. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.,

Die Schule der Leidenschaft. Roman von Fritz Marti. 8°. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Sport bei Hof. Roman von Arthur Achleitner. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Sechste Auflage. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan-Akunian. Dritte Auflage. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Vom Markte der Liebe. Von Anselma Heine. 8°. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Sünder und Entsühnte. Erzählungen und Skizzen. Von Helene Raff. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Novellen und Märchen. Von Otto Frommel. 8°. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Heimweh. Roman von Anna Sommer. Zwei Bände. 8°. Geh. 7 M., geb. 9 M.

Neue Dorf- u. Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

König Friedrich.

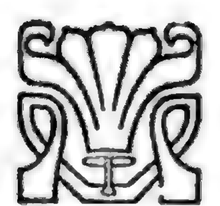
Ein geschichtlicher Roman.

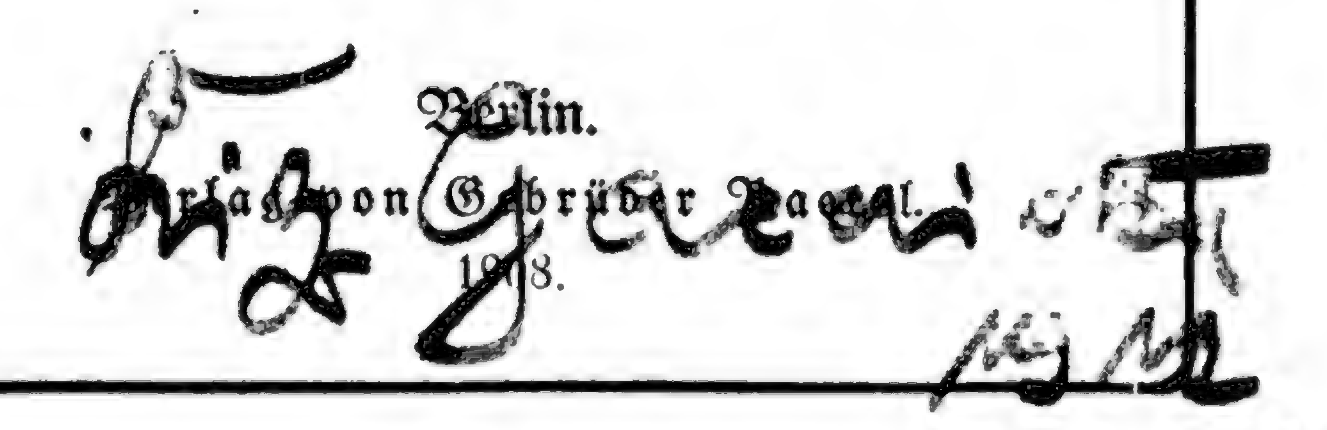
Von

Wilhelm Jensen.



Dritter Band.





Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

Dritter Band.

ꝓ

König Friedrich.

Ein geschichtlicher Roman.

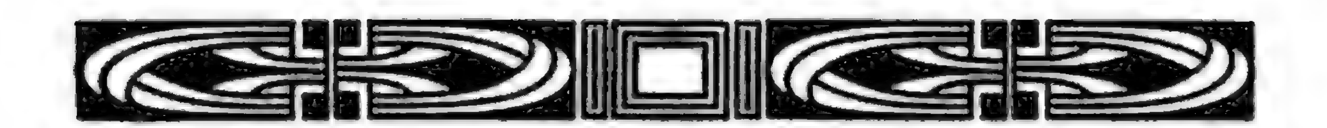
Von

Wilhelm Jensen.

Dritter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.



15.

Die Mehrzahl aller großen Schlachten der letzten Jahre war im Herbst geschlagen worden, und alljährlich verlor der altfeststehende Brauch krieg-führender Heere, mit dem Beginn der strengen Kälte die Waffen ruhen zu lassen, mehr von seiner Geltung. So schob sich auch jetzt das Beziehen der Winterquartiere noch beträchtliche Zeit hinaus; ohne daß mehr bedeutende Zusammenstöße erfolgten, wechselten den November hindurch Märsche und Operationen der preußischen und österreichischen Armeen in Niederschlesien, der Lausitz und Sachsen. Da der König das letztere zeitweilig von Truppen entblößen mußte, gebot er die Hinüberschaffung der zahlreichen nach Bautzen gebrachten Verwundeten von Hochkirch in die starke Festung Glogau an der Oder, um sie vor der Gefahr eines Überfalls durch umstreifende Pandurenschwärme zu sichern; die Dezembermitte kam, ehe er sich mit seiner Hauptmacht in und um Dresden niederließ, das wochenlang von Daun vergeblich belagert worden, bis dieser mit seinen Truppen nach Böhmen zurückgegangen. Die Reichsarmee war wieder in die fränkischen Lande gezogen, die Franzosen nahmen im Westen, Russen und Schweden im Norden gleichfalls Quartiere ein. Überall traten die Waffen in

Stillstand; König Friedrich hatte sich in dem blutigen Jahre 1758 wiederum fast ohne Einbuße an Gebiet gegen seine sämtlichen Gegner behauptet. Aber sein Truppenverlust belief sich auf eine erschreckende Zahlenhöhe, ließ keinen entsprechenden Ersatz durch Werbung und Aushebung hoffen, vor allem keinen gleichwertigen, da die alten erprobten Soldaten sich mehr und mehr verminderten. Und auch er selbst schloß das Jahr nicht so, wie er es begonnen. Wohl war seine militärische und diplomatische Tätigkeit zur Beschaffung der Hilfsmittel für den Wiederbeginn des Krieges im Frühling ebenso unermüdlich wie bisher, und mit ihr wetteiferte er an alles überblickender Fürsorge zur Aufrichtung seines vielfach schwer betroffenen Landes aus Not und Verwüstung. Doch über Antlitz und Gemüt hatten die Nebel des Herbstes ihm einen trüben Schatten geworfen, den kein Sonnenstrahl zum Wegschwinden brachte. Alles, was er tat, nahm den Ursprung nur aus dem einen Gebot der Pflicht, dem „attachement religieux à ses devoirs“, wie er sie sich benannt hatte. Unerbittlich mußte jeder einzelne das Begehren seines eigenen Lebens dem Dienst der Wohlfahrt des Staates unterwerfen; er ging mit dem Beispiel voran, übte zuweilen harten Zwang bei solchen, die sich dieser Forderung nicht unbedingt willfährig erwiesen; ein despotischer Zug, seiner Überzeugung entstammend, daß er stets das Nötige, Zweckdienliche und Gute verlange, allein dies richtig erkenne und bemesse, trat schärfer aus ihm zutage. Seiner täglichen Umgebung gegenüber suchte er, wenn auch nicht heiter, doch gelassen und zuversichtlich zu erscheinen, dagegen taten Stellen eines von ihm aus dem Dres-

dener Schloß an d'Argens gerichteten Briefes kund, was sich in seinem Innern barg: „Ich bin dieses Lebens sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin- und hergezogen als ich; ich habe alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe, sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den Eindrücken der Ruinen aus meinen besten Provinzen und den Schrecken, welchen eine Horde mehr von unvernünftigen Tieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig heruntergekommen, Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht so reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. Nichts tröstet mich, als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert; solange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen. Aber ach, wenn die Arbeit geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig wie vorher." — — —

Am späten Abend während des Aufbruches der preußischen Armee zur nächtlichen Umgehung des Daunschen Lagers war ins Feldlazarett von Bautzen ein regungslos auf einer Tragbahre ausgestreckter Husarenrittmeister gebracht worden, dessen Träger, Zugehörige seiner Schwadron, sich sogleich eiligst davon begaben, um ihre Pferde zu satteln und mit ihrem Regiment abzureiten. Ein schon ältlicher Feldarzt hatte, kurz umsonst nach dem Pulsschlag des Eingelieferten fühlend und auf den Atemzug horchend, gesagt: „Den hättet ihr bis morgen liegen lassen können und da einschaufeln, wo ihn die Kugeln hingelegt haben." Doch er sprach's ins Leere, denn die

Husaren befanden sich schon außer Hörweite, nur eine weibliche Stimme versetzte drauf: „Nein, er lebt, seine Hand ist noch nicht kalt.“ Der Arzt drehte den Kopf, er hatte bei der kargen Beleuchtung die Sprecherin bisher nicht wahrgenommen, sah sie jetzt flüchtig an und erwiderte: „Da wird sie in einer Stunde kalt sein. Gehört Ihr zu dem Offizier, seid seine Frau oder —?“ Was er nicht aussprach, war so deutlich, als ob er's hinzugesetzt hätte; unverständlich dagegen klang die Antwort der Befragten: „Ja, mein Leben gehört ihm, ich habe es von ihm.“ Wenn das im wörtlichen Sinn genommen werden sollte, war's offenbar ein Irrereden; der Arzt entgegnete mit einem Ton aufgeweckter Teilnahme: „Ich verstehe Euch nicht, aber sein Tod scheint Euch nah zu gehen.“ Das Gesicht der vor ihm Stehenden ward im Augenblick etwas deutlicher angehellt, das ließ ihn sie genauer anblicken und hörbar überrascht nachfügen: „Dich habe ich schon gesehen, kommt's mir — bist du nicht die Grete bei der Husaren-Marketenderin? Da nimm's nicht für ungut, was ich gemeint, ich weiß, bei dir trifft's nicht zu, du stehst in einem Ruf, wie ihn sonst nicht viel Mädchen im Lager haben. Um die Lebendigen, heißt's, kümmerst du dich nicht; warum bist du denn mit dem hierher gekommen?“

Sie antwortete: „Er ist mein Landsmann, und seine Hand ist noch warm.“ Um sich wieder davon zu vergewissern, faßte sie nach der Hand des anscheinend leblos Daliegenden und sagte mit dem Kopf nickend: „Sie ist noch warm, erst wenn sie kalt wird, kommt der Tod. Ich habe auf diesen Tag gewartet,

ob ich von meiner Schuld frei werden kann. Heute ist er da; nun ist es gut.“

Unverständlich war's wohl, doch erkennbar kein irres Reden, nur wunderlich ernst kamen die Worte von dem jungen Munde, und ebenso sahen die Augen drein. Vertrauen und Mitgefühl Einflößendes, daneben auch etwas Wißbegier Anregendes lag drin, ließ den Arzt erwidern: „Von welcher Schuld du sprichst, kann ich mir nicht vorstellen, Kind, jedenfalls ist es keine, wie das Wort sie sonst bedeutet. Aber daß die Wärme seiner Hand noch Hoffnung läßt, ist trügerisch; die Löcher im Monturrock zeigen, ihn haben mehrere Kugeln getroffen, eine auch hier mitten in die Brust. Untersuchen kann ich die Wunden bei diesem trüben Lichte nicht, das ginge erst am Tag, bis dahin müssen wir ihn so liegen lassen. Aber dann wird es nicht mehr nötig sein; geh und lege dich schlafen. Wenn du wieder kommst, wollen wir deinem Landsmann die letzte Ehre antun.“

Doch Grete verneinte mit einer kurzentschiedenen Kopfbewegung. „Ich bleibe hier. Heute ist der Tag gekommen, und die Nacht gehört zu ihm. Wenn seine Hand bis morgen in der Frühe nicht kalt geworden ist, rufe ich Euch, daß Ihr seine Wunden untersucht.“

Ein fester Wille der Sprecherin klang aus ihrer Erwiderung; sie mußte in Beziehung zu dem jungen Offizier stehen, doch in einer unerklärbar seltsamen, jedenfalls in keinem Liebesverhältnis. Alles an ihr war ruhig-ernst, ohne ein Anzeichen innerer banger Erregung noch des Schmerzes; sie zitterte nicht, und in ihren Augen schimmerte nichts von einer Träne. So machte sie den Eindruck, gelassen eine Pflicht zu

erfüllen, die ihr von dem, was sie „Schuld“ benannt, auferlegt sei, der sie aus einem Zwang gehorche, aber ohne Beteiligung eines eignen warmen Gefühlsdranges. Man hatte den draußen beim Laternenschein am Buschrand Aufgefundenen im Verbandraum des Lazaretts auf ein von einem Matratzenpfühl bedecktes breites Holzgestell niedergelegt; das Mädchen zog jetzt einen Schemel heran und setzte sich drauf, augenscheinlich wollte sie die Nacht so zubringen. Der Arzt wandte nichts mehr gegen ihr mit solcher Bestimmtheit ausgesprochenes Vorhaben ein; sie war ihm zufällig ein paarmal zu Gesicht geraten und durch etwas Auffallendes im Gedächtnis verblieben; was er von ihrem ungewöhnlichen guten Ruf wußte, stammte aus Äußerungen einiger Offiziere in seiner Gegenwart her. Im Begriff, das Gemach zu verlassen, drehte er noch einmal den Kopf nach ihr um und erkannte jetzt, was sie in seiner Erinnerung bewahrt habe, sei ihre eigenartige helle Haarfarbe. Doch gleicherweise lag auch in ihrem Wesen für ein derartig junges Geschöpf etwas besonderes; ihr ernst-freundlich zunickend, sagte er noch: „Für einen jungen Mann ist es besser, zu sterben, Kind, als lebenslang ein kümmerlicher Krüppel zu bleiben. Das mußt du dir vorhalten; du wirst selbst schon mehr als zuviel Trauriges der Art gesehen haben.“

Nun saß sie in dem Raum allein, faßte nach der rechten Hand Detmar Kampens und hielt sie in der ihrigen. Die Hand fühlte sich noch ebenso an, war nicht kühler geworden. Ihr Blick ging einmal suchend um und blieb auf einem kleinen Polster haften, das

sie herbeiholte und, den Kopf des wagrecht Liegenden vorsichtig ein wenig aufhebend, unter jenen hinschob. Danach horchte sie, das Ohr dicht über seinen Mund beugend; aber es war kein Atemzug vernehmbar, und sich auf den Schemel zurücksetzend, nahm sie wieder seine Hand.

So saß sie ebenso regungslos, wie er lag. Vom Petrikirchturm her schlug's volle und halbe Stunden, doch an ihrer Haltung veränderte sich nichts. Die einzige Erhellung des Gelasses entfloß einem an der Wand befestigten, nur trübseligen Schimmer verbreitenden Lämpchen, und bei dem mattungewissen Schein konnte die Sitzende durch die Farbe ihres Haares an ein aus dem Boden aufgeschossenes seltsames Märchengebild erinnern. In der unbeweglichen Mädchengestalt lag etwas, als sei sie die stumme Hüterin eines in dämmernder Waldtiefe ihr zur Bewachung vertrauten Gutes, auf das sich unverwandt ihre Augen hingerichtet hielten. Die Lider blieben immer gleichweit geöffnet, kein Schlafverlangen gewann Macht über sie, so oft der Glockenschlag sich auch wiederholte. Sonst herrschte draußen auf den Straßen von Bautzen lautlose Stille; fern schon vollzog das preußische Heer hinter dem Vorhang tiefen Nachtdunkels seine Umgehung des österreichischen Lagers. Nach diesem mit angespanntem Ohr hinüberhorchend, ritt König Friedrich unter den Vordersten, doch in der Finsternis verhielt er sich ebenso regungslos, wie Detmar Kampen auf dem beim allmählichen Verlöschen der Lampe kaum noch wahrzunehmenden, dann völlig unsichtbar werdenden Gestell lag. Von dem, was sich mit dem jungen Rittmeister zugetragen,

wußte der König nichts und hätte, wenn er's vernommen, gegenwärtig keinen Gedanken darauf hinrichten können. Erst nach Wochen, als er einmal kurz zur Ruhe kommend, seinen aus Bayreuth zurückgekehrten Boten berufen lassen wollte, ward ihm die Nachricht überbracht, der führe seine Schwadron nicht mehr, sondern sei vor Bautzen bei einem Zusammentreffen mit feindlichen Kundschaftern gefallen. Zieten hatte die Auskunft erteilt und hinterdrein geknurrt: „Wär's noch mit in der Hochkircher Nacht gewesen, aber Kroaten-Niedertracht war's, mir bei solcher lumpigen Gelegenheit meinen besten Rittmeister wie einen Ziegenpeter vom Ast wegzuschießen."

Als in das Lazarett der erste Morgenschein hineinfiel, fuhr der Arzt in seiner kleinen Kammer aus dem Schlaf; es pochte an die Tür, und eine Stimme rief: „Seine Hand ist noch warm." Rasch danach stand der Aufgeweckte in dem Verbandgemach, prüfte selbst und sagte: „Die Hand ist nicht warm, sie ist heiß; das Fieber hat sich erst spät eingestellt, nun steigt es an. Wer fiebert, lebt noch, wenn er auch nah vor dem Tode stehen mag. Ich will die Wunden jetzt untersuchen; geh so lange hinaus, Kind, bis ich dich zurückrufe."

Sein Gesichtsausdruck zeugte von einer Anteilnahme; das Mädchen antwortete: „Warum soll ich hinausgehen?"

„Weil ich ihn zur Untersuchung auskleiden muß."

„Dabei braucht Ihr Hilfe, und ich muß bleiben, um Euch zu helfen."

„Du?" Der Arzt blickte ihr fragend ungläubig ins Gesicht; sie versetzte: „Haltet Ihr mich für un-

geschickt? Meine Hand wird's sorglicher tun als eine fremde."

Ebenso wie im Klang der Worte lag etwas in ihren ihm mit ruhiger Festigkeit zugewandten Augen, das keine Abweisung mehr von seinem Munde kommen ließ, sondern er entgegnete jetzt: „Du hast recht, ich sah's nicht richtig an. So hilf mir, hebe behutsam seinen Kopf so weit auf, daß ich die Montur von den Schultern abziehen kann."

Mit einer sogleich volles Vertrauen in ihre Beihilfe einflößenden vorsichtigen Sicherheit vollzog sie das Geheiß und in gleicher Weise jedes weiter folgende; dann lag der Verwundete mit entkleidetem Oberkörper, nur einmal hatte sich ein leis stöhnender Laut aus seiner Brust aufgerungen, eine Kundgabe des Schmerzes, doch auch des Lebens. Es war so hell geworden, den Sachverhalt klar erkennen zu lassen; nach einer Weile faßte der Arzt ihn kurz zusammen: „Drei Kugeln, zwei in den Oberarmen, eine grade gegen das Herz, aber wie's scheint, davon durch diese Münze abgelenkt, sonst wär's augenblicklicher Tod gewesen."

Er hatte die Schnüren der beiden von dem jungen Offizier auf der Brust getragenen Silbermünzen durchschnitten; die größere zeigte deutlich durch Verkrümmung an einer Seite den Aufschlag des Geschosses. Weiter sprechend sagte der Arzt: „Die Schüsse müssen ganz aus der Nähe abgegeben sein, die Kugeln sind mit großer Gewalt eingedrungen, haben die Arme bis zur andern Seite vollständig durchschlagen. Das sind zwei Wunden, die heilen können; wie es mit der dritten steht, läßt sich jetzt nicht untersuchen. Viel-

leicht — zu hoffen ist's nicht — das Fieber nimmt immer stärker zu. Doch noch lebt er, so muß versucht werden, was möglich ist. Ich habe eine Kammer leer, in die will ich ihn bringen lassen, damit er in völliger Ruhe, nicht zwischen den andern liegt. So geh jetzt, Kind, beim Tragen können deine Arme nicht helfen, ich rufe Leute dazu. Du hast deine Sache gut gemacht und meinen Dank verdient. Was willst du noch?"

Die Befragte erwiderte: „Ist nicht besondere Sorge für ihn nötig?"

„Gewiß — wenn sie nicht bald unnötig wird — für lange Zeit, Obacht bei Tag und Nacht, vielleicht ein halbes Jahr."

„So bleibe ich so lange zur Pflege bei ihm."

„Du?"

„Ich habe sonst jetzt nichts mehr zu tun, die Marketenderin, bei der ich im Dienst war, ist heute nacht den Regimentern nach. Erlaubt's mir."

Der Arzt maß sie mit einem erstaunten Blick. „Du junges Ding willst eine so anstrengende, freudlose Sorge auf dich nehmen? Bedenk dir's erst, Grete — nicht wahr, so heißt du?"

„Ja."

„Und mit deinem Zunamen?"

Sie besann sich einen Augenblick und antwortete dann: „Sprekast."

„Von woher bist du?"

„Aus Westfalen."

Die Erwiderung des Arztes ließ merken, daß ihr Anerbieten ihm willkommen sei. „Er braucht jemand bei sich am Bett, der beständig nur auf ihn achtet

und darin erfahren ist. Nach der Art, wie du mir Beistand geleistet hast, mußt du schon früher bei Kranken mitgeholfen haben."

„Nein, noch niemals."

„Wie konntest du's denn so?"

„Das weiß ich nicht. Kann man es anders?"

„Dann hat die Natur dir vor andern Gaben verliehen."

Der Sprecher schwieg kurz, ehe er hinzusetzte: „Du sagtest gestern abend, dein Landsmann sei's — steht er dir in keiner andern Weise nahe? Als ein Verwandter oder sonst — mir kannst du's vertrauen."

„Nein, in keiner. Er kennt mich nicht, ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen."

„Was treibt dich dann, solche Beschwerde für ihn auf dich zu bürden?"

„Meine Pflicht."

„Welche Pflicht?"

„Ihm sein Leben zu erhalten, wenn es möglich ist."

Wieder nach einem kurzen Schweigen versetzte der Arzt: „Nun gut, Grete. Ich glaube dir und nehme dich als Pflegerin für ihn an. Was für eine Pflicht dich treibt, verstehe ich nicht, aber deine Augen bezeugen, daß dein Mund Wahrheit spricht. Du gleichst keinem der Mädchen sonst im Lager, weder an Aussehen noch am Wesen, mußt von der Natur etwas mitbekommen haben, dich aus dir selbst werden zu lassen, was du bist. Ich rufe die Träger; wenn wir ihn in der Kammer zu Bett gebracht, hole ich dich, deinen Dienst zu beginnen."

Er ging hinaus, doch kehrte er gleich mit zwei

Lazarettgehilfen zurück, die den kaum eine Hoffnung zulassenden Verwundeten aufhoben und fortbrachten. Grete Sprekast nahm die beiden auf einem Tisch liegenden Silbermünzen, sah drauf nieder und ließ, leicht mit dem Kopf nickend, ihre Hand einmal über eine von ihnen hingleiten. Nach einer Weile trat der Arzt wieder zu ihr herein und sagte: „Wir haben ihn ins Bett gelegt, so komm jetzt“, und sie folgte dem Vorangehenden nach.

— — — —

Tage und Nächte hindurch lag Detmar Kampen bewußtlos mit geschlossenen Lidern, und Grete Sprekast saß neben seinem Bett. Der Arzt hatte ihm die Wunden verbunden, stellte sich zur Erkundigung in der Kammer ein, so oft seine andern Obliegenheiten im Lazarett es gestatteten. Er war kein gewöhnlicher Regimentsfeldscher, sondern auf der vom König Friedrich Wilhelm in Berlin begründeten ärztlichen Schulanstalt, „Charité“ unterrichtet und besonders zum Chirurgen ausgebildet worden, so daß er beim Beginn des Krieges auf Empfehlung des Generalstabsmedikus und Leibarztes König Friedrichs, Christoph Cothenius, eine Stelle als Oberarzt und Vorstand eines Feldspitals erhalten hatte. Sichtlich indes nahm er an der Lagerstatt Detmars nicht nur als Beflissener der Heilung eines besonders schweren Falles, vielmehr auch mit menschlicher Empfindung Anteil und erstreckte in gleicher Weise seine Vorsorge ebenfalls auf die eigentümliche junge Pflegerin des Verwundeten. Damit sie die eigne Lebenskraft nicht aufreibe, schrieb er ihr als Gebot das unverbrüchliche Innehalten einer Zahl von Ruhestunden auf der

Bettstatt eines nahbelegenen kleinen Raumes vor und ordnete während dieser Zeit ihre Ersetzung durch einen kundigen Wärter an, dem er auch die Vornahme solcher Dienstleistungen, die einen männlichen Beihelfer erforderten, übertrug. Ohne Widerrede gehorchte das Mädchen jeder Bestimmung des bedachtsamen Arztes, um zu verhüten, daß er seine Gestattung ihres Verbleibens bei dem Verwundeten rückgängig mache. Nur bat sie und erhielt die Bewilligung dazu, die ihr zugemessenen notwendigen Schlafstunden auf den Tag verlegen zu dürfen, denn sie wolle während der Nacht keinen andern für sich wachen lassen.

Mit geschlossenen Augen, ohne Anzeichen eines Bewußtseins lag Detmar, und er war sich auch nicht bewußt, was ihm geschehen und wo er sei. Aber gleich leise fließender Bewegung unter einer scheinbar reglosen Wasserfläche fand doch dann und wann eine traumartige Tätigkeit in seinem Gehirn statt. Sie erzeugte keine wirklichen Gedanken drin, nur Empfindungen, Vorstellungen, Bilder, die auftauchten, kürzer oder länger dastanden, dann zergingen oder sich verdrängten. Doch einige kehrten wieder, dazu gehörte ein von weitem grau hersehender Kirchturm, bei dessen Anblick ihn jedesmal ein fröstelnder Schauer durchlief, als drohe etwas geisterhaft Ungewisses daraus herüber. Vor allem aber immer wieder kam ein gleiches Gefühl, daß jemand seine Hand gefaßt halte. Dabei wechselte die begleitende Bilderscheinung ab; seine geschlossenen Augen bemühten sich, zu unterscheiden, wer es sei, und erkannten auch, er sitze in einem dämmernd verhängten Raum am Bett der

Markgräfin von Bayreuth, deren Hand sich im Sterben auf die seinige gelegt habe. Dann jedoch war's eine Täuschung, denn vor ihm stehend ergriff König Friedrich sie mit seinen beiden Händen und verwandelte sich wieder in die Königin Elisabeth, die ihm zur Verabschiedung schlichtmenschlich ihre Hand reichte. Oder tat's seine Schwester Ulrike — oder auch die nicht, sondern abermals eine andre, plötzlich aus einem Dunkel Hervortauchende? Darüber konnten seine Augen keine Gewißheit erlangen, weil die undeutlich verschwimmenden Gesichter sich fortwährend veränderten. Nur das Eine blieb beständig, das Gefühl, jemand halte immer seine Hand.

Wohl ein halbes dutzendmal am Tag trat der Arzt in die Kammer, richtete leise stets die nämliche Frage an die junge Wärterin und versetzte kopfschüttelnd auf ihre Antwort, daß er noch in gleicher Weise ohne Regung und Laut liege: „Ich wollte lieber, er phantasierte laut und wild, wie es sonst Kranke in solchem Fieber tun. So ist Gefahr, daß es ihn im Innern verbrennt, wie die Flamme einen Lichtdocht, der still auslischt, wenn nichts mehr von ihm übriggeblieben."

Dann saß Grete Sprekast wieder allein bei dem Besinnungslosen und hielt seine Hand. Sie tat's jetzt nicht mehr wie in der ersten Nacht, sich zu vergewissern, daß die Hand noch warm bleibe, sondern um zu prüfen, ob ihre Hitze sich mindere, einen Nachlaß des heftigen Fiebers kundgebe. Davon hingen Leben oder Tod ab, und ihr Verweilen an dem Bett hatte bis jetzt keine andre Aufgabe.

So kam der dritte Tag und brachte zum ersten-

mal eine Veränderung. Der Fiebernde fühlte nicht nur eine Hand, die nach seiner gefaßt, er hörte auch eine Stimme dazu etwas sagen. Worte, deren Sinn er nicht verstand, doch wie Wellen gingen sie durch seinen Kopf, senkten sich herab und bewegten seine Lippen auseinander, so daß sie halblaut über diese hervorkamen: „Wenn du wieder in eine Schlacht mußt — gedenk an mich — dein Leben zu erhalten — gelob's mir —"

Hatte er das gelobt und gehalten? Aber ein Denken darüber, was die Worte meinten, war nicht möglich, sank in ein stummes, leeres Nichts zurück.

Als der Arzt erschien, empfing Grete ihn mit der Benachrichtigung: „Die Hitze ist etwas geringer, und er hat gesprochen."

„Was?"

„Zu verstehen war's nicht."

Selbst die Hand des Kranken fassend, versetzte der Arzt: „Dein Gefühl ist feiner als meines, ich spüre keinen Unterschied. Aber er ist da, der Puls geht um einige Schläge weniger schnell."

Der Sprecher sah innehaltend nachdenklich auf das Bett nieder, eh er hinzusetzte: „Vom König ist ein Befehl gekommen, er befürchtet, daß die Verwundeten hier vor den Panduren nicht sicher sind. Ob es möglich sein wird, ihn auch — ich will bis morgen mit der Entscheidung warten."

Im Gehirn Detmars mußte sich etwas fortgesponnen haben, denn um eine Stunde später kamen ihm plötzlich wieder ein paar Worte vom Mund: „Ja, ich dachte an dich, Irene." Danach lag er wie

zuvor, nur sein Atemzug regte den Eindruck, ein wenig an Kraft gewonnen zu haben.

Grauer Herbstnebel überdeckte am nächsten Morgen die Oberlausitzer Ebene, durch die sich eine lange Reihe von Fuhrwerken fast kriechend langsam von Bautzen gegen Nordosten fortbewegte. In einem der offenen ländlichen Bretterwagen ruhte Detmar Kampen, vermittelst einer Fülle weicher Unterlagen so sorgfältig, als es möglich war, gegen die Erschütterungen durch das Stoßen der Räder auf der verwahrlosten Straße gesichert; neben ihm, auf Schemeln hockend, saßen Grete Sprekast und der Arzt. Dieser sagte: „Wir mußten's versuchen, ob er die Fahrt übersteht, ich wollte ihn und Euch nicht ohne Beistand zurücklassen, das bedünkte mich noch gefährlicher."

Mit einem Ausdruck von Verwunderung hob das Mädchen den Kopf und fragte: „Warum sprecht Ihr mich anders an als bisher?"

„Mir war's nur im Anfang so von der Zunge gekommen und geblieben. Aber Ihr seid kein Kind mehr und gehört keinem Stande an, zu dem man so redet. Was hat Euch zu einer Marketenderin ins Feldlager gebracht? Sind Eure Eltern gestorben und steht Ihr allein in der Welt?"

„Ich habe keine Eltern gehabt."

„Von wem tragt Ihr denn Euren Namen?"

„Man hieß mich so im Dorf nach dem einer alten Frau, bei der ich aufgewachsen bin."

„Und mit wem sonst seid Ihr dort zusammen gewesen?"

„Mit Ziegen im Wald, zwischen zerfallenen Mauern, die einmal ein Schloß waren.“

„Und dort seid Ihr so —? Gingt Ihr in eine Schule?“

„Eine Schule gab's nicht im Dorf.“

„Von wem habt Ihr denn lesen und schreiben gelernt?“

„Ich kann nicht lesen und schreiben.“

Der Arzt sah sie ungläubig staunend an. „So hat der Wald Euch gegeben, was Ihr habt. Das klingt als ständ's in dem Buch vom Simplicissimus geschrieben. Warum aber seid Ihr aus Eurem Dorf fortgegangen? Was wolltet Ihr?“

„Ich wollte nicht. Weil ich's mußte.“

Das war eine ihrer Antworten, die sich dem Verständnis entzogen und zugleich wie ein Riegel ihren Mund dem Weiterfragen gegenüber verschlossen, als wisse sie selbst keine Begründung dafür. Doch konnte der Arzt gegenwärtig auch nichts mehr drauf erwidern, denn ein Gehilfe kam mit der Meldung heran, daß seine Anweisung bei einem der andern, mit Verwundeten gefüllten Wagen erforderlich sei. So stieg er ab, sich dorthin zu begeben; Detmar lag wie immer mit geschlossenen Augen, aber die kühle Luft schien ihm nicht zu schaden, eher eine kräftigende Wirkung auf ihn zu üben, denn seine Hand regte zum erstenmal leise die Finger, wie wenn sie nach etwas suche. Das Schüttern des Fuhrwerks setzte sich in seiner Empfindung zur trabenden Bewegung eines Pferdes um, und er sagte einmal, als der Arzt zurückgekehrt war: „Schneller — schneller — der König wartet — ich bin tot und muß ihm die

Nachricht bringen — daß er wieder meine Hand nimmt —“

Ein irres Traumsprechen war's, doch lauter, als ihm bisher etwas über die Lippen geraten, und die Miene des Arztes ließ Zufriedenheit damit erkennen. Schritt um Schritt nur zogen die Pferde behutsam die lange Wagenreihe mit den noch halblebend geretteten Opfern von Hochkirch weiter, und es mußte zweimal Nachtrast gehalten werden, ehe gegen Abend des dritten Tages am Oderufer die Kirchtürme der Festung Glogau auftauchten, deren sicherem Schutz die Fürsorge König Friedrichs die Verwundeten übergeben.

* * *

In Glogau erwiesen sich die Verhältnisse zur Unterbringung der von Bautzen her Überführten als erheblich günstiger. Die ansehnliche Hauptstadt des ehemaligen souveränen Herzogtums Glogau stellte auf einer Oderinsel neben dem Dom einen schon seit längerem nicht mehr benutzten umfänglichen alten Klosterbau als Spital zur Verfügung, und der Arzt konnte zu seiner Befriedigung Detmar Kampen ein luftig geräumiges Zimmer zuteilen, neben dem sich auch eine Schlafkammer für Grete Sprekast fand. Der Verwundete hatte offenbar die lange Fahrt ohne Schädigung überstanden, ließ sogar einen Schimmer von Hoffnung aufkommen, daß sein Leben nicht in der Bewußtlosigkeit einem niederbrennenden Lichte gleich verlöschen werde. Das Fieber mäßigte sich weiter, er führte dann und wann eine leichte Regung aus und schlug zuweilen die Augen auf. Denen war

freilich anzumerken, daß sie nichts erkannten, nur in eine Leere hineinsahen, aus der sie keine Eindrücke empfingen; manchmal taten zwar abgebrochen ausgestoßene Worte kund, daß in ihm Bilder und Vorstellungen wechselten, doch nicht durch den Gesichtssinn von außen zugebracht, sondern sie entsprangen noch immer allein Vorgängen in seinem Gehirn. Nach mehreren erfolglosen Versuchen aber gelang es, ihn zu mechanischem Öffnen der Lippen für die Aufnahme einer flüssigen Nahrung zu bewegen; darin bestand jetzt die Hauptobliegenheit seiner Pflegerin. Ohne Beistand war's allerdings für sie nicht ausführbar, ein Lazarettgehilfe mußte ihn soweit emporrichten, daß der Löffel von ihr an seinen Mund gesetzt werden konnte; dann wartete sie oft minutenlang geduldig, bis er eine Schluckbewegung machte und ihr die Möglichkeit eines gleichen Wiederholens gab, um ihm die vom Arzt bestimmte Menge einzuflößen. Wenn dies geschehen und er mit zurückgebettetem Kopf wie vorher lag, nahm sie ihren Sitz am Bett wieder ein. Kein Geräusch von den Stadtstraßen drang nach der stillen Insel herüber, nur gleichmäßig klang dicht unter dem Fenster das Wasserrauschen der Oder, und in Zwischenräumen hallten vom nahen Domturm die Stundenschläge der Uhr.

Der Arzt hatte jetzt vorsichtig auch die Brustwunde untersucht und als Ergebnis gefunden, daß die Kugel bis fast zum Rücken hindurchgedrungen sei; dort ließ sie sich unter dem Schulterblatt fühlen. An ihre Herausnahme war jedoch bei dem Zustande des Kranken nicht zu denken, von der Ausforschung nur Sicherheit erlangt worden, die Wirbelsäule habe

keine Verletzung erlitten. Das diente der Besorgnis des Chirurgen in der Hinsicht zu einer gewissen Beruhigung, daß wenigstens die Gefahr eines lebenslänglichen Verkrüppeltbleibens dadurch verringert ward. Ob die Erhaltung des Lebens selbst möglich fallen werde, mußte abgewartet werden; wahrscheinlich führten Zerstörungen in der Lunge rasch oder langsamer doch einen tödlichen Ausgang herbei. Der Arzt schloß sein Gutachten: „Darauf müssen wir lange Zeit gefaßt sein, auch bei einer anscheinenden Besserung. Ich sage ‚wir‘, denn nach Eurem Sprechen und Tun bedünkt's mich, daß Ihr nicht von ihm fortgehen werdet, ehe er, so oder so, keine Pflege mehr nötig hat.“

Das bestätigte Grete ihrer Art gemäß nur durch eine kurze Bejahung, die fast ein Gefühl erwecken konnte, als belasse es sie gleichgültig, welcher Ausgang stattfinden werde, nur bis zu seinem Eintritt liege ihr ob, bei dem, was sie eine Pflichterfüllung genannt hatte, zu beharren. In gleichmäßiger Ruhe versah sie Nacht für Nacht und den halben Tag lang den Wärterdienst, auf jedes Lebenszeichen des Kranken achtend, um dem Arzt davon zu berichten. Nach dessen Vorschrift verbrachte sie die andre Tageshälfte in ihrer Kammer; manchmal schien's, daß sie sich dort dem Schlaf nicht lange genug zur Erholung hingäbe, denn nach der Rückkehr auf ihren Sitz am Bett schlossen sich dann und wann ihre Augen zu. Aber nur Schein war's, daß dies aus Ermüdung geschehe, die leiseste Regung, jeder Laut von der Lagerstätte her ließ ihre Lider sich aufheben. Sie blieb immer völlig wach, schloß die Augen nur zu-

weilen, um so auf das Rauschen des Flusses drunten zu hören. Dann war's ihr, besonders bei Nacht, als sitze sie im Wald und über ihr gehe der Wind durch die Baumwipfel.

So aber kam ein Tag, an dem der junge Offizier seinerseits einmal die Augen aufschlug und sie groß ansah. Mit einem andern Ausdruck als bisher tat er's und fragte nach einem langsam tiefen Atemzug: „Bist du Irene oder Ulrike?"

Zum erstenmal dämmerte daraus ein in ihm erwachendes Bewußtwerden hervor, doch nur halb erst und ihn gleich wieder verlassend. Die Anstrengung, sich zu besinnen, war noch zu stark für ihn gewesen, er vermochte die Lider nicht länger offen zu halten, sie sanken nieder, und er lag ohne Regung und Laut. Aber seine Brust atmete nicht mehr fieberhaftig in kurzen Stößen, sondern ruhiger und aus tieferem Grunde herauf wie die eines Schlafenden.

Zur Nachschau gekommen, sagte der Arzt: „Sein Puls ist regelrecht geworden, scheint noch darunter herabgehen zu wollen; gebt ihm die doppelte Nahrungsmenge, ihn mit der nötigen Widerstandskraft auszurüsten. Wenn die Kugel ein größeres Blutgefäß in der Brust verletzt hätte, würde das Fieber nicht nachgelassen haben und müßte schon Übles eingetreten sein. Seine Körperbeschaffenheit ist kräftig, vielleicht überwindet die Lunge ihre Zerreißung; ob zum Guten, ohne Nachfolge schleichender Zehrsucht, kann niemand vorhersagen. Wenn er zur Besinnung gelangt und fragt, was mit ihm geschehen sei, so gebt ihm Antwort; ihre Verweigerung könnte ihn in

schädliche Aufregung versetzen. Doch er soll nur hören, nicht selbst sprechen, darauf achtet gut."

— — — —

Noch für zwei Tage geriet die letzte Vorschrift des Arztes nicht in betracht, aber dann fragte Detmar Kampen einmal, nachdem er eine Weile mit geöffneten Augen gelegen und die neben ihm Sitzende stumm angeblickt hatte: „Warum bin ich hier — und wo bin ich?"

Sichtlich war er fähig geworden, eine erklärende Antwort mit Verständnis aufzunehmen, und Grete Sprekast faßte kurz zusammen, was sich mit ihm zugetragen habe und wo er sich befinde. Er hörte ohne Regung zu, murmelte nur, als sie schwieg: „Ja — Schüsse — das war das letzte." Danach indes fragte er mit lautrer Stimme: „Wer hat mich in der Nacht — an dem Busch — gefunden?"

Aber nun wehrte sie ihm. „Der Arzt hat's verboten, du sollst noch nicht sprechen, nur hören."

Die Anrede war ihr unbewußt vom Munde gekommen, wie wenn ein krankes Kind, das sie zu behüten habe, vor ihr daliege. Er war jedoch merkbar auch zum Hören noch zu schwach, das Begreifen des Wenigen, was sie gesprochen, hatte sein rückkehrendes geistiges Auffassungsvermögen erschöpft, und die Augen sanken ihm wieder zu.

— — — —

Ein Besserungsfortschritt aber, eine Kraftzunahme gab sich in den nächsten Tagen zu erkennen; es fiel leichter, ihn aufzurichten, er trug selbst etwas mit dazu bei, seine Hände waren zwar durch die schweren Wunden an den beiden Oberarmen zu jeder Be-

nutzung unfähig, doch es bedurfte keines Zuwartens mehr, um ihn zur Einnahme der flüssigen Speisen zu veranlassen; nur ähnelte er in der Tat so einem hilflosen Kinde, das von andrer Hand gefüttert werden mußte. Die Mitteilungen Gretes schienen dagegen nicht in ihm haften geblieben zu sein, er richtete keine Frage mehr an sie, blieb überhaupt völlig stumm. Dann indes trat einmal zutage, daß doch in seinem Innern Gedanken sich an dem Vernommenen fortgesponnen haben mußten, denn er brachte unerwartet über die Lippen: „Warum sitzt du immer hier bei mir? Wer bist du?"

Sie antwortete: „Weil du Pflege nötig hast. Der Arzt hat sie mir übertragen."

Nun erwiderte er: „Du bist gut." Danach hafteten seine Augen auf ihrem Gesicht, und er sprach weiter: „Mir ist, als hätte ich dich —", aber zugleich horchte merkbar sein Ohr auf, und er fuhr abbrechend fort: „Geht draußen der Wind im Wald?"

„Nein, der Oderfluß rauscht unterm Fenster vorbei."

„Ich glaubte, der Wind im Wald wär's." Er schwieg ein paar Augenblicke und wiederholte dann: „Ja, als hätte ich dich schon — warst du einmal ein Wolf?"

Wie Rückkehr irrer Fiebervorstellung klang's; sie fiel jetzt ein: „Ich darf nicht leiden, daß du so viel sprichst, es schadet dir." Er leistete dem Geheiß Folge, oder fühlte wohl selbst, daß die Sinnesklarheit ihn noch wieder verlasse, sein Mund verstummte, und seine Augen schlossen sich.

— — — —

Doch am Morgen danach fragte er: „Wo ist der König? Ist der Krieg für dies Jahr vorbei?“ Darin gab sich deutlich eine Zunahme seines Denkvermögens kund, und Grete berichtete ihm das wenige, was sie zu erwidern wußte. Er lag scheinbar achtsam zuhörend, aber seine Gedanken mußten sich auf etwas andres abgewandt haben, denn als sie innehielt, sagte er: „Dein Haar ist's, was ich schon gesehen — du bist — nein, die kannst du nicht sein.“

„Wer kann ich nicht sein?“

Er mußte sich besinnen. „Die — sie kam vom Baum herunter und nachher brachte sie mir — wie nannten die Leute sie? Nein, Grille nicht — aber beinah — Gritt sagten sie — die Gritt.“

Das Mädchen nickte leicht mit dem Kopf. „Ja, die bin ich.“

Er murmelte vor sich hin: „Darum glaubte ich, der Wind im Wald sei's.“ Aber hinterdrein kam ihm vom Mund: „Nein, die kannst du nicht sein, nur das Haar ist's.“ Und nach einem Schweigen setzte er hinzu: „Wenn du die wärest, wüßtest du, was du mir damals in die Hand gabst.“

Sie faßte seitwärts nach einem Tisch und erwiderte, ihm eine Silbermünze vor die Augen haltend: „Das“.

Großstaunend sah er draufhin: „Ja, die war's — nein, eine andre — ich trug sie am Hals.“

„Der Arzt hat sie dir abgenommen, als er deine Wunde untersuchte.“

Er mußte erst wieder nachdenken, um fragen zu können: „Warum gabst du sie mir denn damals?“

„Weil deine Hand den Schuß abgewendet hatte,

der mich treffen sollte. Ich war töricht und glaubte, die Münze hätte Wunderkraft, dich auch zu behüten, wenn dein Leben in Gefahr käme. Die Alte hatte mir's wohl so vorgeredet."

Der Kranke ließ den Blick betrachtend auf dem haften, was sie für ein Schutzmittel gehalten, aber nun verneinte er wieder. „Es ist's doch nicht — was ich an der Schnur getragen, war glatt und rund, nicht so."

Erklärend versetzte das Mädchen: „Die Kugel ist hier draufgeschlagen und hat den Rand umgekrümmt."

Detmar wiederholte: „Draufgeschlagen — die Kugel —". Wahrnehmbar suchte er nach etwas, um es noch beizufügen, fand's jedoch nicht oder konnte sich's nicht zur Vorstellung gestalten. Nur um seine Lippen ging's mit einer Regung, als ob sie zum erstenmal leise zu lächeln versuchten, und dann klang's kaum noch verständlich von ihnen her: „Da hat es ja doch — die Wunderkraft —"

Was die Worte meinten, ward nicht mehr klar, denn Bewußtlosigkeit überkam ihn. Seine junge Wärterin hatte vergessen, der Vorschrift eingedenk zu sein, daß er nicht sprechen solle, versäumt, ihn rechtzeitig daran zu mahnen. So war er von zu langer Anstrengung erschöpft worden, nur sein Gehörssinn trug ihm noch einen Eindruck zu. Denn offenbar gab das Rauschen der Oder seinem Munde noch einmal zu einem leisen Murmeln Anlaß: „Ja, der Wind im Wald —".

* * *

Im winterkalten schlesischen Lande wandelte schon der November das graue Gewand des Herbstes zu einem weißen um. Frühzeitig, wie am Tage der Schlacht bei Leuthen, bedeckte Schnee die weite Ebene, durch die sich nur die Oder als ein breitdunkles, im Gegensatz fast schwarz erscheinendes Band hinzog; das hohe Dach des Glogauer Domes glich einem winterlich aufragenden Berggrat, und über die Fenster des zum Lazarett hergerichteten alten Klosters schoben sich vorkragend vom Flockenfall angehäufte Massen herab.

In der Stube aber, die Detmar Kampen als noch völlig Besinnungslosen aufgenommen, war langsam von Tag zu Tag und Woche zu Woche auch eine Wandlung vorgeschritten, bot sich sogleich dem Blick unverkennbar entgegen. Zwar hielt der Arzt noch in gleicher Weise bedachtsam mit einer günstigen Voraussagung zurück, verharrte unter vier Augen Grete gegenüber dabei, daß sich noch für lange Dauer nicht beurteilen lasse, welche Folge die schwere Schädigung der Lunge nach sich ziehen werde; man müsse stets auf das Beginnen eines Unheil ankündenden Hustens gefaßt sein. Doch der Gebrauch, den der Kranke, wenn auch behutsam, von seinen Händen machen konnte, zeigte guten Heilungsvorgang der beiden Armwunden an; er war imstande, sich selbst im Bett zu sitzender Stellung aufzurichten, kräftigere Nahrungseinnahme hob seine Gesichtsfarbe, und das Verbot des Sprechens besaß keine Geltung mehr. Eines Tages nahm der Arzt ohne Schwierigkeit vermittelst eines nur geringfügigen Einschnittes die bis dicht unter die Rückenhaut vorgerückte Kugel heraus

und äußerte, sie auf den Tisch legend: „Das ist ein Gedenkstück wie die alte Münze, die ihr den Weg vom Herzen abgebogen hat; unsre Soldaten würden sich nicht ausreden lassen, die sei ein schußfest machendes Amulett gewesen. Aber worauf es ankommt, ist nur, daß sie den Dienst getan hat, als wäre sie wirklich eins, und der König würde sagen, wenn einer sich einmal auf den Glauben dran kapriziere, solle man ihn in Gottes Namen damit nach seiner Fasson selig werden lassen."

Er schlug am Bett seines Patienten jetzt einen leichten Ton an, in dem sich Zuversicht auf weiteren günstigen Verlauf kundgab, ermahnte dagegen Grete Sprekast, sich nicht von einem zu leicht trügerischen Schein zu einer Abschwächung ihrer Vorsicht und Achtsamkeit verleiten zu lassen; sie möge nicht nur auf den körperlichen Zustand des Kranken Sorge verwenden, sondern auch bedacht sein, soweit es ihr möglich falle, ihn geistig anzuregen und in heitere Stimmung zu versetzen, die nicht unwesentlich mit zur Heilungsförderung beitrage. Dazu erschien sie zwar von ihrer ernst-wortkargen Natur nicht sonderlich befähigt, doch zeigte sie sich beflissen, dem Geheiß nachzukommen. Detmars Verwunderung darüber, daß sie „die Gritt" sei, erhielt sich noch andauernd fort; ihm war's, als ob er das nur sinnlos geträumt oder in der Fieberphantasie erfunden habe, und er kam öfter darauf zurück, verlangte noch wieder zu hören, wie es geschehen sei, daß sie hier als Wärterin an seinem Bett sitze. Dies erklärte sich in natürlicher und doch auch wunderlicher Weise. Am andern Tage nach dem, an welchem sie ihn zwischen dem alten

Mauernrest vom „Haus Mark“ gesehen, war er wieder dorthin gekommen mit einem Mädchen zusammen, das nach der Ähnlichkeit seine Schwester sein gemußt. Da war's plötzlich über sie geraten, ihm unvermerkt in ihrem Fellrock nachzugehen. Das tat sie ein paar Tage lang und nährte sich von Dingen, die sie unterwegs auf den Feldern antraf; viel anders war sie's auch im Dorf nicht gewohnt. An einem Morgen aber hatte sie seine Spur verloren, weil er wohl schon vor dem Taglicht fortgegangen, als der Schlaf noch auf ihr gelegen; sie suchte umsonst, ihn wieder zu entdecken, nahm, wie er's bisher getan, weiter die Richtung dem Sonnenaufgang entgegen und dachte, so werde es ihr gelingen. Doch statt dessen fiel sie einem Trupp umfahrender wilder Gesellen in die Hände, wollte sich im Busch verstecken, ward aber von ihnen unter Geschrei: „Ein Wolf! Ein Wolf!“ herausgeholt, über Weg und Wildnis mitgeschleppt und mußte abends am Feuer im Wald für sie gar machen, was sie bei Tag gestohlen und geraubt hatten. Das dauerte manche Wochen lang, bis ihr's einmal möglich ward, eine Gelegenheit zum Weglaufen von der Rotte zu nutzen, und vom Berg herunter sah sie eine Stadt vor sich, kam in die hinein. Auf der Straße wandten sich verwundert die Augen der Leute nach ihrer Bekleidung, und jemand fragte, wer sie sei und wohin sie wolle. Dadurch gelangte sie, ohne zu wissen wie, in ein gewaltig großes Haus, erhielt für ihren Hunger zu essen, auch Kleider dazu und durfte drin bleiben, um mit noch andern Mädchen zusammen in der Küche allerhand niedrige Hilfsleistungen zu tun. Dabei stellte sie sich wohl nicht ungeschickt an, denn

als der Herbst kam, ward ihr übertragen, auch oben in den großen Sälen mit beizuhelfen; die Mägdeoberin sagte, Gritt wäre kein Name, sondern Grete, und sie wurde so gerufen.

„Da sah ich an einem Abend dich im Bayreuther Schloß wieder, anders als damals zwischen den Steintrümmern, denn du trugst eine Soldatenmontur. Zuerst traute ich meinen Augen nicht, obgleich ich immer das Gefühl in mir gehabt hatte, es müßte einmal so geschehen; du sahst mich auch einen Augenblick an, ohne mich zu kennen. Ich aber erfuhr nun deinen Namen und wer du seiest, und wußte schnell, was ich tun müsse, damit du mir nicht wieder aus den Augen kämest. Als du aus Bayreuth davonrittest, hatte wohl die Frau Markgräfin Leute dazu gebracht, daß sie hinter dir drein folgten, um Sold im preußischen Heer zu nehmen; mit denen ging ich fort und richtete ihnen zu, was sie unterwegs für ihren Hunger brauchten. Noch andre Frauen waren dabei, die wollten bei Marketenderinnen Dienst suchen; davon hörte ich zum erstenmal, und weil ich erfahren hatte, zu welchem Regiment du gehörtest, fragte ich in Dresden in der Wirtschaft der alten Machetanz, ob sie mich als Gehilfin brauchen könnte. Du kamst freilich fast nie zu ihr, nur einmal, aber wir würden immer da sein, wo dein Regiment wäre, wußte ich, und auch, daß du nicht weit von uns im Quartier lagst, denn ich ging dir damals durch den Schnee nach und sah's. Bei unsrer alten Scheune in Blasewitz stand ein Baum, um den rundherum Efeu mit großen, beinah ganz runden Blättern wuchs; dadurch sah er fast ebenso aus, wie der Baum, auf den ich

im „Haus Mark“ vor euch hinaufgeklettert war. Davon kam's mir, aus den Blättern einen Kranz zu machen und ihn in deine Stube zu legen, als du nicht drin warst; töricht war's, denn dich erinnerte der runde Efeu an nichts. Dann ward's Sommer, wir zogen auch in den Krieg nach, waren mit bei Prag; ich sah dich nie, wußte aber immer, wenn eine Schlacht gewesen, ob du noch lebtest. Nur einmal brachte der Durst dich noch wieder in unser Zelt, am Abend nach dem Unglück bei Kollin; ich gab dir einen Trunk, und wie in Blasewitz kanntest du mich nicht. Doch wie ich's dort getan, folgte ich dir, als du fortgingst und dich neben deinem Pferd auf die Erde legtest; du schliefst fest, atmetest ruhig und tief, warst unverwundet. Am Sommerausgang verschwandest du plötzlich, deine Schwadron machte den Ritt nach Thüringen mit, so schnell konnten wir nicht nach, mußten in Schlesien bei der andern Regimentshälfte zurückbleiben. Aber von Roßbach kamst du wieder zu ihr, und es ging nach Leuthen; dort bliebst du nicht länger bei unsern Dragonern, wurdest Husarenrittmeister, und ich verließ deshalb die alte Machetanz, suchte den Gehilfendienst bei der Marketenderin deines neuen Regiments. Seitdem war ich überall, wo das war, und wußte immer von dir, auch daß du in der Nacht von Hochkirch nicht mit gewesen, aus der von deiner ganzen Schwadron fast keiner lebend nach Bautzen weggekommen. Alle großen Schlachten hatten dir nichts angetan, aber da kam der Tag, auf den ich immer gewartet; in einem kleinen Gefecht warst du gefallen, von deinen Leuten für tot im Stich gelassen worden. Als ich's aus

ihrem Mund hörte, ging ich mit ihnen durch die Nacht, suchte nach dir und fand dich am Buschrand liegen. Der Arzt, zu dem wir dich brachten, sagte auch, du wärest tot. Aber ich antwortete ihm: Nein, er lebt. Denn du durftest nicht tot sein, mußtest noch leben, sonst hätte ich umsonst gewartet. Und deine Hand war noch warm und blieb's bis zum Morgen."

— — — —

So hatte Grete Sprekast dem ihrer Pflege Übergebenen auf sein erstes Fragen berichtet und erklärt, wie es geschehen sei, daß er beim rückgekehrten Bewußtsein die Gritt aus den Ruinen des „Haus Mark" an seinem Bett sitzend gefunden, und in gleicher Weise hatte sie's seitdem auf sein Verlangen ihm öfter wiederholt. Begreifbar aufgehellt war's ihm, von dem, was sie gewollt und getan, so herbeigeführt, und doch auch wunderlich-seltsam. Als er zum erstenmal davon vernommen, war ihm vom Mund geraten: „Warum denn hast du das alles getan? Was ging ich dich an?"

Sie antwortete: „Du hattest mir das Leben erhalten, und ich mußte dir's ebenso vergelten, wenn es mir möglich würde."

„Darum gingst du, von deinen Ziegen weg, mir nach?"

„Ja, darum ging ich dir nach."

So blieb's ihre Entgegnung, wenn er noch manchmal wieder die nämliche Frage an sie richtete. Stets gleich versetzte sie: „Du hattest mir das Leben erhalten."

Ein sonderbares Gefühl rührte ihn daraus an,

verging nicht, folgte ihm zuweilen sogar in den Traum. Ohne daß er eine Ahnung davon besessen, war jemand immer mit den Gedanken bei ihm, für sein Leben besorgt gewesen. Das bezeichnete es zwar nicht richtig, denn eine Sorge klang nicht aus den Worten und dem Ton der Gritt hervor. Es hatte sie nur seltsam getrieben, ihm die Rettung ihres Lebens an seinem vergelten zu können, wie zur Abtragung einer sie bedrückenden Schuld. Und nach dem langen Warten war die ihr gelungen; wenn sie nicht nach ihm gesucht hätte, wäre er jedenfalls hilflos liegen geblieben, in der Verlassenheit gestorben.

Aus der Zeit seiner Besinnungslosigkeit tauchten ihm nach und nach einige dunkle Erinnerungen auf, besonders eine, daß er die Empfindung gehabt, es halte jemand immer seine Hand, und daß er wechselnd gemeint habe, Irene oder Ulrike sei's, König Friedrich und die Markgräfin von Bayreuth. Jetzt wußte er zwar schon seit langem, von denen könne es niemand gewesen sein, doch erst ein zufälliges Verharren seines Blicks auf der Hand Gretes brachte ihn einmal zu der Frage: „Warst du's?"

Sie verstand's nicht, bis er nachgefügt, was er meine; darauf antwortete sie kopfnickend: „Ja, ich hielt deine Hand, um zu fühlen, ob sie warm bleibe, und nachher, als das Fieber gekommen, ob sie kühler werde."

„So geschah's wirklich und war keine Täuschung. Warum tatest du denn das?"

„Ich wußte, wenn die Hand kalt werde, komme der Tod, und der Arzt hatte gesagt, ebenso, wenn sie noch heißer würde."

„Und du hattest vor beidem Furcht?“

„Dann hätte ich dein Leben nicht erhalten.“

Ihn überlief's fröstelnd dabei; so dicht war der Tod an ihn herangekommen. Aber eigentlich ging dies anschauernde Gefühl von dem Stimmenklang der zu ihm Sprechenden aus, der so gleichmütig, so gleichgültig über ihre Lippen kam. Sie hatte das vollbracht, was ihr Wille sich vorgesetzt, doch ohne eine eigne Teilnahme daran, nur eine Schuld abgetragen, wie man ein Darlehen zurückgab; damit tat sie sich selbst genug, ward von dem, was sie sonderbar als eine ihr aufgeladene Pflicht empfunden, frei. Grete Sprekast befolgte die Vorschrift des Arztes, nicht allein für den körperlichen Zustand des immer noch von der Todesgefahr Bedrohten Fürsorge zu tragen, ihn auch, soweit es ihr möglich sei, geistig anzuregen, und sie willfahrte seinen Wünschen, gab auf jede seiner Fragen Antwort. Aber gegen ihr inneres Wesen, über dies hinaus konnte sie's nicht, das Geheiß, ihn in heitere Stimmung zu versetzen, nicht erfüllen; dazu hätte sie selbst von andrer Art sein müssen. Schon seit Wochen hatte sie Detmar zuweilen an seine Schwester erinnert, Ähnliches an kühler, verschlossen zurückgezogener Natur sprach aus ihr, sah aus ihren Augen; nur barg Ulrike doch eine heimliche Kammer im Innern, der Wärme entfloß, wenn sie sich auftat. Eine solche war dagegen bei Grete Sprekast nicht vorhanden, nichts an ihr deutete je auf die Fähigkeit zu einer warmen Gemütsregung hin. Mit gleichmäßiger Achtsamkeit den Aufgaben ihres Wärterdienstes nachkommend, saß sie als ein rätselhaftes Geschöpf da, ließ eine Vorstellung entstehen, in ihren

Adern fließe kaltes Blut und sie täusche nur durch die äußere Erscheinung ein Menschenwesen vor, trage kein Herz und keine Seele in sich. Dafür gab's auch eine Erklärung, denn sie war „die Gritt", ohne Zusammenhang mit menschlichem Tun und Treiben, Denken und Fühlen allein im Wald aufgewachsen, gleichsam sein Kind, ein Wurzelauftrieb seiner einsamen Wildnis, dem er nicht Pflanzen- oder Tiergestalt, sondern die eines Mädchens verliehen. Mit solcher Vorstellung stimmte auch ihre damalige Bekleidung zusammen, darin sie gewissermaßen als ein Mittelding zwischen Mensch und Tier erschienen war; in dem Wolfsfellrock hatte der nach ihr Zielende sie für einen Luchs oder eine Wildkatze angesehen.

So gestaltete die Phantasie Detmar Kampens sich ihren Ursprung und ihr inneres Wesen, aber dazwischen sah er manchmal plötzlich mit großstaunenden Augen auf die vor ihm Sitzende hin, als gewahre er sie zum erstenmal. Lag er denn nicht immer noch in einem einbildnerischen Traum, und konnte das wirklich die Gritt sein? Ein schlank hochaufgewachsenes Mädchen saß da, mit edelgebildeten Zügen von eigenartiger Schönheit, die das Gerede der alten Machetanz begreifen ließ, es werde noch einmal eine Generalfeldmarschallin aus ihrer Gehilfin werden. Und sie anblickend, fragte er: „Wie bist du denn so anders geworden?"

Sie erwiderte: „Wie anders?", verstand offenbar nicht, was er damit meine. Ihm lag auf der Zunge, zu entgegnen: „Du sahst damals verwildert aus, einem häßlichen Tier ähnlich." Doch er besann sich und gab Antwort: „Ich meine — du brachtest auf

die Fragen an dich nichts vom Mund als ‚Gritt‘, wie wenn er kein andres Wort wisse. Wovon hast du die Worte — hast du so sprechen gelernt, wie du's jetzt tust?"

„Spreche ich anders? Das weiß ich nicht. Ich bin älter seitdem geworden, da lernt man's wohl, unter den Menschen. Im Wald mit den Ziegen konnt ich's nicht."

Wie sie's in ihrer kühl-gleichgültigen Weise sagte, gemahnte auch das ihn an seine Schwester. Von der war er gleichfalls durch die Veränderung, die im Schloß Schönhausen mit ihr vorgegangen, überrascht worden, dem seltsam schnellen geistigen Fortschritt, von dem ihre Briefe und bei seiner Anwesenheit dort ebenso ihr Sprechen Zeugnis gegeben. Eine Vorbildung dazu hatte auch Ulrike im Elternhause nicht empfangen; es mußte wohl in der Menschennatur, vielleicht besonders in der von Mädchen, im Keim verborgen liegen können, der regungslos verharrte, bis er durch eine belebende Einwirkung plötzlich aus dem Schlaf geweckt und zu rascher Entwicklung gebracht wurde; so geschah's ja ingleichem mit dem Saatkorn, das während des Winters unsichtbar in der Erde auf Licht und Wärme der Frühlingssonne wartete. Daraus ward's begreiflich; eine Trägerin solcher Keimmitgift war auch die Gritt gewesen. Als sie aus der Waldeseinsamkeit hinaus in das Getriebe von Menschen geraten, hatte jene Anlage den Boden zu schneller Ausbildung gefunden, eine erweckte geistige Begabung zum Auffassen der neuen Dinge um sie her solche Umwandlung an ihr bewirkt. Sie war lernfähig und ihr Verstand hurtig gereift; doch nur

dieser allein, eine Seele und ein Herz hatte sie aus ihrer Wildnis nicht mitgebracht.

Detmars Zustand schritt so weit in der Besserung vor, daß die langen Tagesstunden des untätigen Liegens schwer ertragbar wurden; Verlangen nach einer geistigen Beschäftigung wuchs in ihm an, ohne daß er es anders als notdürftig hin und wieder durch das Anknüpfen eines Gespräches mit seiner Pflegerin befriedigen konnte. Eines Tags fragte er, wo sein Monturrock sei, in dessen Brusttasche müsse sich ein kleiner Behälter aus Pappe befinden; er wünsche nachzusehen, ob die Kugel den auch getroffen habe. Das Mäppchen war herausgenommen und in ein Schubfach gelegt worden; Grete Sprekast holte es herbei, keine Verletzung zeigte sich dran, und seine wieder gebrauchsfähigen Hände nahmen daraus das Blatt mit der Handschrift des Königs und die gepreßte Rose zum Betrachten hervor. Noch ein Inhaltsstück, dessen er sich nicht mehr erinnert hatte, lag daneben, und durch den Anblick ward ihm etwas von dem Mädchen Erzähltes ins Gedächtnis gerufen, so daß er äußerte: „Du sprachst von dem Kranz, den du mir in Blasewitz auf den Tisch gelegt hast; ich glaubte, die Tochter meiner Hauswirtin hätt's getan. Aber mir fiel die runde Form seiner Efeublätter auf, daß ich die sonst noch nirgendwo gesehen hätte als damals an dem Baum, auf den du hinaufgeklettert warst, und deshalb bewahrte ich eines davon. Die andern sind jedenfalls alle lange verdorrt, während dies noch frisch und grün aussieht."

Unwillkürlich wandte bei dem letzten Wort sein Blick sich nach dem Fenster, durch das es heut von

klarem Winterhimmel wie eine Goldflut hereinwogte. Das Mädchen hatte auf das Efeublatt hingesehen und dabei Detmar einen Gesichtseindruck erweckt, es müsse ein Strahl zwischen ihre Lider hineingefallen sein und aus ihnen wieder zurückgeleuchtet haben. Der Umblick indes ließ ihn erkennen, das sei nicht möglich, ihr Gesicht befinde sich voll im Schatten. Aber einem vorüberhuschenden Phantasiespiel gleich, war's ihm einen Moment sonderbar gewesen, als sehe er die Gritt unter dichtem Laubgehänge sitzen, und aus ihren Augen flimmere ein Sonnenstrahl über den dämmernden Grund einer Waldtiefe hin.

* * *

Als das Jahr sein Ende erreichte, ohne daß bei Detmar Kampen ein bösartiger Husten oder sonstiges Anzeichen einer Lungenerkrankung auftraten, schwand merkbar auch bei dem Arzte allmählich die lange gehegte Besorgnis vor solcher Folge der schweren Verwundung mehr hin. Doch beharrte er fest auf dem Gebot, noch mindestens bis zum Frühlingsbeginn nicht von der sorglichsten Schonung abzulassen; deutlich ging daraus hervor, wie viel ihm dran liege, den glücklichen Ausgange des im Anfang so hoffnungslos erschienenen Falles nicht durch Unvorsicht noch zu gefährden. Besonders ließ er sich jetzt angelegen sein, dem Genesung Verheißenden die Einförmigkeit der fortdauernd anbefohlenen Bettruhe durch geistige Anregung zu erleichtern, schaffte mancherlei Bücher für ihn herbei, und Detmar ward so instand gesetzt, sich zeitweilig über den langsam schleichenden Stundengang hinwegzubringen. Seine Gedanken richteten

sich darauf hin, in einem Brief an Ulrike Irene Nachricht von dem, was ihn betroffen, zu geben, doch verschob er dies Vorhaben noch, bis seine Wiederherstellung sich mit Bestimmtheit als völlig gesichert verkünden lasse; außerdem war er selbst zum Führen der Feder noch unfähig und wußte nicht, wem er das Schreiben übertragen könne. So fand er einstweilen an den Büchern Genüge, ließ indes dann und wann vom Lesen ab und sprach zur Abwechslung mit Grete Sprekast. Obgleich sie ihm zweifellos das Leben gerettet und seit Monaten Tag und Nacht als Wärterin für ihn gesorgt hatte, empfand er keine Zuneigung zu ihr, eigentlich kaum Dankbarkeit; das von ihrem Wesen ausgehende Kältegefühl brachte diese im Entstehen gleichsam zum Erfrieren. Aber sie war ihm merkwürdig als die Gritt, das Waldkind, das von einem so rätselhaften Trieb erfaßt worden, blindlings in die weite Fremde hinaus hinter jemand dreinzulaufen, weil der zufällig verhindert hatte, daß sie von einem ihr drohenden Schuß getroffen wurde. Das regte ihn doch wieder an oder reizte ihn, sich von ihr erzählen zu lassen, durch ihre Beantwortung von Fragen zu erfahren, wie sie aufgewachsen sei, was sie gedacht und sich vorgestellt habe, wenn sie so allein mit ihren Ziegen in der Wildnis gesessen. Freilich gaben ihre Erwiderungen darüber nur wenig Auskunft; von ihrer Abkunft, einem Vater und einer Mutter wußte sie nichts, nur von der armseligen Kotte der alten Sprekast, drin sie groß geworden. Am liebsten war ihr der Aufenthalt im „Haus Mark“ gewesen, so daß sie oft auch im Mondschein, wenn die Alte geschlafen, weggelaufen, um dort zwischen

den Mauerresten zu sitzen; dann hatten Eulen und Unken mit den weiß wie Silber aussehenden Steinen geredet. Doch sie selbst hatte nichts gedacht, als daß es schön wäre, dort so bei Nacht zu sein, und noch schöner um Mittag, wenn kein Blatt und kein Grashalm sich gerührt, nur ab und zu ein Schmetterling drüber hingeflogen, in der Gold herunterschüttenden Sonne. In die war sie zuweilen herausgetreten, wo die Strahlen am heißesten hinfielen, um einmal recht warm zu werden; danach trug sie immer und am meisten Verlangen. Das begriff der Zuhörende; die Gritt hatte gefühlt, daß sie kein richtiges Menschengeschöpf sei, sondern kaltes Blut in sich habe. Diese Erläuterung ihrer Sonderart fiel nur ihm allein möglich; der Arzt und seine Gehilfen im Spital sahen sie merklich mit andern Augen an, erkannten nicht, woran es ihr innerlich fehle, denn niemand sonst wußte, daß sie die Gritt sei.

Nachtwache an seinem Bett war jetzt nicht länger erforderlich, und das Mädchen versah den Dienst bei ihm nur noch am Tage, beschäftigte sich, wenn er las, meistens mit den Herrichtungen für seine Mahlzeiten. Dabei traten ihre Füße so leise, beinah völlig ohne einen Klang auf, daß er bisweilen unwillkürlich den Blick vom Buch emporhob, sich über ihre Anwesenheit und ihr Hin- und Hergehen in der Stube zu vergewissern; auch das Unhörbare des Schrittes erinnerte ihn eigentümlich an die Geräuschlosigkeit eines Waldtieres. Doch verglich dies Gleichnis sie mit keinem bösartigen; vielmehr war sie von der Natur gutartig, ohne häßliche Eigenschaften veranlagt, nur den Mangel an einem Menschengemüt hatte auch die über-

raschende Entwicklung des in ihr verborgen gewesenen Keimes nicht ersetzen können.

Eines Tages mußte er über etwas in seinem Buche lachen; das schien sie zu verwundern, ließ ihr die Frage vom Mund kommen, warum er's tue. Er erwiderte: „Lies dies selbst, dann wirst du's begreifen“; doch sie entgegnete darauf mit der gleichen Antwort, die sie dem Arzt gegeben: „Ich habe nicht lesen gelernt.“

Das hätte er sich eigentlich selbst sagen können, denn wo und wie wäre ihr das möglich geworden, im Marketenderzelt so wenig wie in ihrem Dorfe. So war's voll bedachtlos, daß ihm entflog: „Also wohl auch nicht schreiben?“ Dazu schüttelte sie bloß verneinend den Kopf, und er fuhr in seinem Lesen fort.

Doch hatte ihn mechanisch zu der sinnwidrigen Frage etwas veranlaßt, womit seine Gedanken in den letzten Tagen umgegangen, er könne ihr vielleicht den Brief an Ulrike vorsprechen, daß sie ihn zu Papier bringe. Das war eine törichte Vorstellung gewesen, allein statt dieser tauchte jetzt eine andre in ihm auf. Er trug immer stärkeres Verlangen nach einer Beschäftigung, um sich den Tag damit zu kürzen; das ließ ihn einmal plötzlich fragen: „Möchtest du lesen lernen?“

Sie sah ihn erst wortlos, wie ohne Verständnis der Frage an, eh ihr ein kurzes „Ja“ vom Munde kam, auf das er versetzte: „Dann will ich versuchen, dir es zu lehren, mir wird die Zeit lang. Das heißt, wenn's noch hilft; das muß sich zeigen, sonst ist's für uns beide ein unnützes Betreiben, und ich glaube kaum, daß es noch gehen wird.“

Diesen Zweifel benahm ihm indes schon der erste Tag. Er war kein Lehrer, der nach Regeln zu unterrichten verstand, tat dies so, wie es ihm zweckdienlich erschien, aber die Auffassung seiner Schülerin erweckte den Eindruck, als ob er die vorzüglichste Lehrmethode zur Anwendung bringe. Mit unterlaßloser gespannter Aufmerksamkeit gab sie acht und brachte sofort allem volles Verständnis entgegen. Nur die Buchstaben in den Büchern Detmars dienten als Hilfsmittel zur Unterweisung, doch es bedurfte für Grete Sprekast keiner nach und nach anleitenden Fibel. Seltsam rührte es an, als erlerne sie nichts Fremdes und Neues, sondern hole aus ihrem Innern etwas herauf, was dort verschüttet gelegen habe und wie ein von Sonnenwärme belebter Saatkeim zum Licht empordrängend, ihr ins Gedächtnis zurückkehre. So schnell begriff und so sicher behielt sie das einmal gehörte; der junge Lehrmeister staunte über diese kaum glaubhafte Begabung; bis ihm als Erklärung dafür aufging: Das Lesenlernen war eine Verstandessache und zu solcher war die Gritt außergewöhnlich befähigt. Ihre unerwarteten Fortschritte aber regten in ihm selbst ein lebhaftes Interesse an seiner neuen Tätigkeit an, so daß er sich auf seine Lehrstunden freute; nach Ablauf einer Woche war sie imstande, längere Sätze fehlerlos und ohne Stocken zu lesen; daß sie auch den Sinn verstand, nahm ihn bei ihrem oft zutage getretenen geistigen Begriffsvermögen nicht mehr wunder. Mehrfach kam ihm ein Anreiz, im Buche Stellen mit schwierigen Wortzusammensetzungen aufzusuchen, um sie darüber stolpern zu lassen, ohne daß es gelang. Sie schien seine Absicht dabei zu

merken, denn als er ihr einmal eine solche Falle besonderer Art wiederum erfolglos gelegt hatte und sagte: „Ich dachte, darüber würdest du noch nicht wegkommen," antwortete sie: „Das ist doch leicht; glaubtest du wirklich, daß ich's nicht könne?" Bei den Worten stutzte er, sah sie ungläubig an und erwiderte: „Nein, daß dein Mund das könnte, hielt ich nicht für möglich." — „Was?" fragte sie. Um ihre Lippen war zum erstenmal, seitdem sie sich bei ihm befand, ein leicht lachender Zug hingegangen, und er versetzte: „Lachen." Unglaubhaft bedünkte es ihn noch, doch ließ es nicht Zweifel, die Gritt konnte lachen, und einen Augenblick war's ihm wieder gewesen, wie wenn er irgendwo im Wald sitze und ein Sonnenstrahl vor ihm in dämmernden Laubschatten hineinfalle.

Klarschöne, wenn auch frostkalte Wochen gingen jetzt über das schlesische Land hin, und König Friedrich, dessen Hand nicht am Führen der Feder behindert war, schrieb nach Berlin an d'Argens: „Werden Sie wohl, nachdem Sie acht Monate im Bett zugebracht und sich nun ausgeruht haben müssen, den Winter bei mir in Schlesien zubringen? Ich sehe Ihrer Antwort mit Ungeduld entgegen. In der Tat, Sie tun ein Werk der Liebe, wenn Sie mich besuchen, denn ich bin ohne Gesellschaft und Beistand. Können Sie sich zu einem Ihrer schönen Seele so würdigen Entschlusse ermannen, so werde ich Ihnen die Reiseroute schicken und Sie so lange in Glogau lassen, bis ich Ihnen eine Wohnung bei mir in Breslau anweisen kann. Es soll Ihnen angerechnet werden, als hätten Sie den ganzen schweren Feldzug

mitgemacht, und ich will vor aller Welt gestehen, daß Ihre Anstrengung mehr wert ist, als wenn Sie sechs Schlachten gewonnen hätten. Also frisch auf, fassen Sie Mut! Wir werden alle Zugluft verbannen und Baumwolle, Pelze, Überröcke, kurz alles bereit halten, um Sie wohl einzupacken. Ich erwarte Ihre Antwort wie ein Verbrecher sein Urteil oder seine Begnadigung."

Infolge dieses Briefes sah ein Januartag den häufig kränkelnden, doch mehr noch etwas verzärtelten Marquis d'Argens „wohleingepackt" in einer bequemen Kutsche in Glogau eintreffen, um hier nach der Anweisung seines königlichen Freundes auf weitere Nachricht zu warten. Unvermutet aber erhielt er diese nicht schriftlich, sondern mündlich; wie es des Königs Brauch war, seinen Feinden überraschend zuvorzukommen, so tat er's diesmal auch dem Freunde, stand plötzlich, ihm entgegengeritten, im alten Glogauer Dynastenschloß da. Ein erstes Wiedersehen seit der Trennung in Sanssouci war's, und seine Augen bezeugten durch freudigen Aufglanz, er habe einer Hoffnung und einem Gefühl tiefinneren Bedürfnisses in der Einladung Ausdruck gegeben. Allerorten indes war er stets auch auf das bedacht, was ein Aufenthaltsplatz ihm auszuführen ermöglichte, und so kurz nur sein Verbleiben in Glogau dauern konnte, kehrte er am nächsten Morgen im Spital zur Besichtigung vor, ging, von d'Argens begleitet, fragende und freundlich tröstende Worte an die Verwundeten richtend, von Lager zu Lager. Die meisten befanden sich in erfreulichem Genesungsstand, so daß er den letzten Lazarettraum mit dem Gruße ver-

lassen konnte: „Macht gut weiter, Kinder! Ich denke, wir sehen uns bald wieder und an hellem Tag wie bei Roßbach und Leuthen, besser als in der Nacht bei Hochkirch!" Der ihn führende Oberarzt tat zum Schluß eines jungen Rittmeisters Erwähnung, dessen Wiederherstellung noch ungewiß sei, jedenfalls noch längerer Zeit bedürfe, und berichtete kurz über die Schwere seiner Verwundung. Obgleich schon im Fortgang begriffen, verlangte der König doch noch, zu ihm gebracht zu werden, stutzte aber beim Eintritt in die Stube mit einem Ruck vor dem halbaufrecht im Bett Sitzenden zurück. Dann flog ihm vom Mund: „Er? Ist Er von den Schatten wiedergekommen? Ich schickte einmal nach Ihm, aber die Antwort kam, Er könne das nicht mehr. Nun kann ich doch wenigstens noch zu Ihm."

Freudige Überraschung tat sich in den Zügen König Friedrichs kund, er nahm die Hand Detmar Kampens und, sich auf den Stuhl am Bett niedersetzend, befragte er ihn eingehend nach allem ihm Widerfahrenen; etwas seit dem Herbst nicht häufig mehr aus seinem Munde Vernommenes, ein Ton von innen kommender Anteilnahme klang aus seiner Stimme hervor. Der Arzt nutzte eine Gelegenheit, auf Grete Sprekast deutend, zu äußern, daß ihr Landsmann, der für tot ins Lazarett gebracht worden, seine Lebensrettung zweifellos nur ihrer Nachsuche und Fürsorge für ihn bei Nacht und Tag verdanke, und der König sagte, das Mädchen anblickend mit einem Kopfnicken: „Das war brav von Ihr, ich mache Ihr mein Kompliment. Sie hat da auch einen braven Landsmann, für dessen Leben ich Ihr dank-

bar bin. Womit vertreibt Er sich denn hier die lange Zeit in Seinem Bettarrest?"

Er bückte das Gesicht über ein auf dem Tisch liegendes Buch, las: „Fabeln von Christian Fürchtegott Gellert" und sprach, abermals mit dem Kopf nickend: „Das ist eine gute Lektüre. Ich kenne den Mann, habe einmal eine Unterredung mit ihm gehabt. Er ist der einzige deutsche Schriftsteller, der etwas taugt, schade, daß er seine Sachen nicht französisch schreiben kann; einige davon wären wert, lieber Marquis, von Ihnen in Ihre Sprache übertragen zu werden."

Das Wiederzusammensein mit dem Freunde hatte offenbar auf die Gemütsstimmung des Königs eine anregende Wirkung geübt, denn er fuhr, zu d'Argens gewandt, wie beim letzten Satz französisch weitersprechend, noch fort: „Den monsieur Gottsched habe ich auch kennen gelernt, er las mir ein Stück von seiner Übersetzung der Iphigenie von Racine vor und ich hatte das französische Original dabei, aber verstand kein Wort von ihm. Dagegen der Gellert hat etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich alles. Mit einer von seinen Fabeln hat er mich sehr amüsiert, sie heißt ‚Die beiden Wächter'. Davon ruft einer in der Nacht immer: ‚Verwahrt das Feuer und das Licht!' und der andre: ‚Bewahrt das Feuer und das Licht!' Über den Unterschied in dem ersten Wort aber werden sie sich spinnenbös, verachten, verspotten und beschimpfen sich, lassen kein gutes Haar aneinander und heißen sich gegenseitig die größten Lumpe, Mißgeburten, Menschenverderber und Bösewichte auf der Welt. Mir scheint, obgleich

der Gellert den Namen Fürchtegott mitbekommen hat, hält er von den Herren Pastoren nicht übermäßig viel, sondern stellt die lutherischen und reformierten Kanzelschreihälse als das hin, was sie sind und wie sie selbst sich gern nennen, als „Diener des Worts"; denn das Wort von jedem bedeutet gleich viel wie das vom andern, und sie sind gleich große Narren. Wir sitzen hier ja in einem alten Kloster, darin fliegen wohl noch Überreste von solchen Gehirnspinnweben in der Luft und legen sich einem auf die Zunge. Das Papsttum ist freilich immer der Hauptverderber des deutschen Volkes gewesen und wird's immer bleiben, und mit den andern Konfessionen läßt sich wenigstens auskommen, wenn man selbst keinen zugenagelten Kopf auf dem Hals herumträgt. Die beiden Nachtwächter von dem Gellert aber sollten Sie doch einmal vermittels Ihrer kleidsamen Sprache für den gebildeten bon goût geschmackvoller anziehen, lieber Marquis."

Wiedererlangte gute Laune hatte aus den Äußerungen König Friedrichs gesprochen; er stand jetzt auf und verabschiedete sich von Detmar: „Ich hoffe, Ihn im Frühling wieder fest im Sattel bei Seinem Regiment zu finden, Major von Kampen. Aber würde es nicht wieder so — Er weiß, gegen die Schattenhände von da unten können wir nicht auf, ich so wenig wie Er —"

Der König hielt einen Moment, dem Angesprochenen in die Augen sehend, inne, eh er fortfuhr: „Ich meine, wenn nicht alles mit Seiner Brust wieder in volle Richtigkeit käme, da suche Er sich eine Frau aus, die für Ihn paßt — vielleicht hat

Er das schon getan —“ ein kurzer Blick des Sprechers ging nach Grete Sprekast hinüber — „und verhelfe sich so zu guter Zufriedenheit mit Seinem Weiterleben. Dazu gehört auch Mut, aber Er hat genug Kurage gezeigt, so brauch ich Ihm dann nur noch auch das nötige Glück zu wünschen. Was sonst noch not tun würde, dafür lasse Er mich sorgen. Ich sage das nur nach dem klugen Rat, daß man die Götter nicht zum Neid bringen soll; Er wird schon zur restitutio in integrum, auf so guten Fuß kommen, daß Er ihn wie früher in den Bügel setzen kann. Ich weiß es meiner Festung Glogau zu Dank, daß sie mir auch Ihn wiederbeschert hat. Gehabe Er sich wohl. Au revoir!“

Nun verließ König Friedrich die Krankenstube. Merkbar hatte der Zustand des Verwundeten ihm nicht rechte Zuversicht völliger Wiederherstellung eingeflößt, und er war bedacht gewesen, Detmar für den Eintritt dieses Falles einen tröstlichen Ausblick in die Zukunft zu hinterlassen. Der Arzt begleitete die Fortgehenden hinaus, doch kehrte er ins Zimmer zurück und sagte: „Ihr müßt unter einem besonderen Stern zur Welt gekommen sein, Herr Rittmeister — entschuldigt, ich meine Herr Major — so hat der König an keinem andern Bett aus den Augen gesehen und gesprochen, und einen Major von Eurer Jugend gibt's wohl nicht zum zweitenmal in der Armee. Gewiß habt Ihr's verdient, sonst wär's Euch nicht so geschehen, aber der gute Stern gehörte doch auch dazu. Den wollen wir gleichfalls bei Eurer Weitergenesung mit zu Hilfe nehmen, daß er die Besorgnis für Eure Zukunft unnötig macht.“

Grete Sprekast war jedenfalls zum erstenmal dem König so nah gewesen und sogar von ihm angeredet worden, doch die Natur der Gritt bei ihr deutlich darin hervorgetreten, daß dies Ereignis sie eindrucklos in ganz gleichmütiger Ruhe belassen zu haben schien. So wie sonst ordnete sie während der Äußerung des Arztes, hin und her gehend, an einigen Gegenständen im Zimmer, nur als sie einmal abgewendet neben dem Fenster stand, umhuschte flüchtig und geräuschlos gleich dem Auftreten ihrer Füße sonnenlichtähnlich ein Lächeln ihr die Lippen.

* * *

Allerdings fühlte Detmar Kampen auch selbst, daß es noch geraumer Zeit bedürfe, ehe sich mit Sicherheit entscheide, ob er wirklich zu der „restitutio in integrum“ gelangen könne oder das Spital als zu weiterem Soldatendienst unfähig verlassen werde, und eine wunderliche, nicht günstige Wirkung hatte der Besuch König Friedrichs auf ihn ausgeübt. Geistig war er völlig zu normaler Verfassung zurückgekehrt, doch seine körperlichen Kräfte blieben schwach, nahmen nur kaum merklich zu; gleich einem Damoklesschwert hing die vom kundigen Blick des Königs erkannte Gefahr über ihm, daß doch nicht alles in seiner Brust wieder so weit in volle Richtigkeit komme, ihn wie vorher in den Bügel steigen zu lassen. Was er dann mit seinem erhalten gebliebenen Leben beginnen solle, wußte er sich nicht zu sagen und denken; solche Weiterdauer erschien ihm zwecklos und wertlos, und diese Vorstellung legte sich manchmal wie ein Albdruck auf ihn. Langsam stieg die Sonne nun aus

ihrem tiefsten Winterstande wieder an, blickte schon früher in sein Fenster herein und schwand später draus fort, aber seine Gedanken wandten sich mit einer Scheu von allem, was auf das Herannahen des Frühlings hinwies, ab. Allmählich verließ die Mehrzahl der übrigen bei Hochkirch Verwundeten das Lazarett, die meisten, um sich als geheilt zu ihren Regimentern zurückzubegeben. Verhältnismäßig hatten nur wenige nicht wieder dazu instand gesetzt werden können; doch bei der gemütlichen Herabstimmung, die sich Detmars bemächtigte, sah er in ihrem Geschick das auch ihm bevorstehende. Der König war ihm wohlgesinnt, aber selbst der konnte einen dienstuntüchtig Verbleibenden nicht wieder tauglich machen. Fast wie Hohn erschien's, in so jungen Jahren zum Major ernannt worden zu sein, ohne andre Bedeutung des Wortes, als mit dieser Rangerhöhung den Abschied nehmen zu müssen.

Was ihn am meisten als hauptsächliches Schwergewicht so niederdrückte, wollte er sich nicht deutlich zum Bewußtsein kommen lassen, suchte überhaupt seine Gedanken so viel als möglich von dem erwachten Zweifel an seiner völligen Wiederherstellung abzulenken. Dazu boten sich ihm als Hilfsmittel nur die Bücher und die Fortsetzung seines Bestrebens, Grete Sprekast weiter im Lesen zu unterrichten; doch das letztere verhalf wenig mehr zu dem eigentlich damit beabsichtigten Zweck. Im Verlauf kurzer Wochen war sie in der ihr unbekannt gewesenen Fertigkeit so weit vorgeschritten wie ein Schulkind in einer Reihe von Jahren, so daß ihr kaum noch etwas zum Erlernen übrig blieb; sie vermochte jede

Prüfung im Vorlesen tadellos zu bestehen. Dagegen hatte sich an Detmars Gefühlsabneigung gegen sie eine Änderung vollzogen, er empfand sich nicht mehr angekältet von ihr, war unvermerkt in ein halbvertrauliches Verhältnis zu der Gritt geraten, sprach gern mit ihr und hörte ebenso auch gern ihrer schönklingenden Stimme zu. Nicht er hatte sich geändert, oder hielt's so dafür, sondern sie; doch in der Tat waren ihr Gesichtsausdruck und Wesen auch anders geworden. Vielleicht davon ausgegangen, daß sie zu lachen gelernt hatte, denn ein fast heiterer Sinn schien seitdem in ihr eingezogen zu sein, im Gegensatz zum getrübten Zustande des seinigen. Der entging merkbar ihrer Beobachtung nicht, ohne daß sie ihn sich erklären konnte, eh ihr aus einem kleinen Vorgang ein erhellendes Licht darüber fiel. Er bat sie einmal, ihm die vom Arzt herausgenommene Kugel zu reichen, betrachtete diese eine Zeitlang und sagte dann: „Es wäre besser gewesen, dein Amulett hätte sie nicht von ihrem graden Weg nach dem Herzen abgeleitet, oder da es so geschehen, wenn du in der Nacht nicht nach mir gesucht hättest.“ Das offenbarte, ob auch nicht den Grund seiner Gemütsbedrückung, doch welchen Gedanken er in sich nachhänge, und das Mädchen fragte, ihn groß anblickend: „Warum?“ Er versetzte: „Weil —“, doch hielt inne, und es dauerte eine Minute, bis ihm weiter vom Munde kam: „Wenn ich ein Halbkrüppel bleibe, der den Abschied nehmen muß, glaubst du, daß mich dann —?“ Da er wieder stockte, fragte sie: „Was dann?“ — „Daß mich noch jemand liebhaben kann, um bei mir zu bleiben und sein Leben mit mir zu

teilen?“ Einen Augenblick schwieg Grete Sprekast, als müsse sie erst darüber nachdenken, dann indes flog ihr helltönig ein Lachen von den Lippen, und sie antwortete: „Was für törichte Dinge sind in dich gekommen? Du wirst ja grad so wieder werden wie vorher, der Arzt hält's jetzt auch für gewiß, nur braucht es bei dir noch längere Zeit dazu als bei den andern. Aber wenn's nicht so geschähe, glaubst du, dich könnte darum jemand, der dich wirklich liebhat, weniger lieb behalten? An einem solchen Menschen müßte dir nichts gelegen sein, und an den Mann würde ich an deiner Stelle nicht weiter denken.“

Bei dem Worte „den Mann“ hatte es ihren Mund überfallen, daß er nochmals lachen gemußt. Detmar hielt verwundert die Augen auf ihr Gesicht verwandt, so verändert war die Gritt ihm noch niemals vorgekommen; fast zu einem übermütigen Geschöpf, das ihn an eine blühende Waldwiese auf der Soester Börde erinnert, in deren reglose Stille einmal plötzlich ein Windstoß hineingefahren, so daß alle Blumenköpfe im Sonnenglanz wie zu einem märchenhaft buntfarbigen Reigen umeinander gewirbelt waren. Doch ihre Antwort hatte ihm wohlgetan, sein herabgesunkenes Selbstvertrauen wieder etwas gehoben, und er entgegnete, unwillkürlich zum erstenmal nach ihrer Hand fassend: „Habe Dank dafür, das gibt mir Mut zurück; ich war undankbar für das, was du mir getan. Von einem Manne sprach ich freilich nicht, sondern —“. Aber sie ließ ihn nicht weiterreden, fiel ihm fröhlich ins Wort: „Von wem du gesprochen hast, darauf kommt's ja nicht

an; ein Mensch war's, den du lieb hast, und von dem du dir so Törichtes einbilden konntest.“ — — —

Ja, das war das treffende Wort, die Gritt hatte es gefunden und genannt. Er litt an einer Einbildung, nicht so sehr unter der seiner Dienstuntüchtigkeit, sondern vor allem an der Vorstellung, daß die Liebe Irenes sich von einem, dem ein körperliches Gebrest anhaften bleibe, abwenden könne; daraus war der auf ihm lastende schwermütige Druck erwachsen. Zur Aufrichtung aus seiner Bangnis hatte es für ihn eines Beistandes bedurft, ohne den er aus eigner Kraft nicht Herr über die Mutlosigkeit zu werden vermocht hätte. Doch ihre Bezeichnung als Einbildung übte eine Zauberwirkung auf ihn aus, bewährte sich ihm als ein nach jeder Richtung erlösendes Wort; er erkannte, töricht gewesen zu sein, das Erreichen der völligen Heilung zu ungeduldig erwartet zu haben, und seine Gedanken verloren die Scheu, sich nach Irene hinüber zu richten. So befand er sich wieder mit ihr im Schlosse von Schönhausen zusammen, doch gedachte er ihrer nicht als einer dort zum Besuch verweilenden würtembergischen Prinzessin, sondern immer nur als Daphnes im Park der Eremitage; um ihn rauschten die Wassergarben, und durch ihr glitzerndes Staubsprühen schwebte die rote Rose als ein Sinnbild des höchsten Lebensglückes zu ihm herab. Eine freudige Zuversicht hielt sich seiner wieder bemächtigt, Gewißheit, Daphne begreife sein langes Schweigen nicht, harre mit Verlangen auf eine Nachricht von ihm. Eine andre Ungeduld, ihr diese geben zu können, erfaßte ihn jetzt, drängte sich einmal mit einer an Grete Sprekast gerichteten Äuße-

rung aus seinem Munde hervor: „Mir ist's leid, daß du nicht schreiben kannst.“ Sie sah ihn an, durch ihre Augen flog's wie ein Goldstrahl, und lachend gab sie Antwort: „Du kannst mir's ja auch lehren; da es mit dem Lesen noch gegangen ist, bin ich vielleicht auch dazu nicht zu dumm.“ Der in den letzten Wochen über sie geratene Frohsinn erhielt sich gleichmäßig fort, umgab ihn im Zimmer einer linden Frühlingsluft ähnlich; er empfand, sich doch geirrt zu haben, die Gritt trug kein kaltes Blut in sich, war nicht als ein Wesen ohne Herz und Seele zur Welt gekommen; beide hatten nur erst wie aus einem Schlaf in ihr aufwachen müssen. Und eigentlich dankte er ihr allein alles, daß er noch lebte, und daß er zu solcher Zukunftshoffnung wieder aufgelebt war. Dafür schuldete er ihr auch einen Danklohn, und unverkennbar sprach aus ihr ein Begehren, schreiben zu lernen. Er sagte: „Ich freue mich, daß du so heiter geworden bist, früher schien's mir, als könntest du es nie werden. Würde es dich noch heiterer machen, wenn du auch schreiben lerntest?“ Hörbar aus innerlichem Drang herauf erwiderte sie: „Ja“, und er antwortete: „Dann wollen wir damit anfangen, sobald ich aufstehen darf.“

Denn so weit war er jetzt, zweifellos wesentlich durch die Erweckung des neuen Lebensmutes in seinem Innern, vorgeschritten, daß der Arzt ihm erlaubt hatte, nächstens das Bett zu verlassen. Das bildete ein bedeutungsvoll großes Ereignis für ihn; das Mädchen verblieb dabei nicht in der Stube, sondern ging hinaus, doch kehrte sie zurück, sobald der Wärter, der ihm beim Ankleiden behilflich gewesen, ihr Nach-

richt gab. Als sie wieder eintrat, saß Detmar in seiner Montur auf dem Stuhl am Tisch, bot ein so andres Bild, als seit vier Monaten, daß Grete, ihn wortlos anblickend, stehen blieb; nur ihr Gesicht rötete sich zu freudiger Färbung. Dann brachte sie hervor: „Ich fürchtete — aber du siehst nicht so aus — bist du nicht schwach beim Aufstehen geworden?“ Er versetzte: „Das wird man wohl nicht, wenn man glücklich ist.“ Dazu erhob er sich vom Sitz, stand fest auf den Füßen und atmete aus tiefer Brust herauf. „Du siehst, ich kann's — mir ist ja gar nichts geschehen, nur Einbildung war's. Aber ich sehe dir an, du freust dich auch, daß ich wieder so weit bin.“ Auch der Arzt kam jetzt, ließ ihn ein paarmal gleich tiefe Atemzüge ausführen und sagte danach: „Ich beglückwünsche Euch und mich, Herr Major. Die lange Bettruhe hat Wunderdienste geleistet; ich hätte Euch vielleicht schon eher herauslassen können, aber mir lag daran, sicher zu gehen, daß Ihr im Frühling zu Eurem Regiment zurückkämet. Der läßt noch ein paar Monate auf sich warten, und so lange behalte ich Euch noch hier unter meiner Aufsicht, eh ich dem König auf seinen hinterlassenen Befehl Meldung mache, daß Ihr ohne Gefahr wieder in den Bügel steigen könnt.“

— — — —

Nun war das Krankenzimmer abermals zur Unterrichtsstube geworden, und die hereinblickende Vorfrühlingssonne gewahrte oft Lehrer und Schülerin nebeneinander am Tisch sitzen, oder diese saß allein, eifrig mit der Feder auf einem Papierblatt von ihm vorgeschriebene Buchstaben nachahmend, während er

hin und her ging, ab und zu stehen blieb und über ihre Schulter niedersehend begutachtete, was sie zustande gebracht habe. Bei dieser Vorbeugung fiel jedesmal sein Blick auch in unmittelbarer Nähe auf ihr eigenartig gefärbtes Haar, unter dem der Nacken mit schlanken Umrissen und weiß wie aus Marmor aufschimmerte, und er mußte ihr zuerkennen, sie sei eigentlich ein von der Natur zwar ungewöhnlich ausgestattetes, doch auch außergewöhnlich schön gebildetes Geschöpf. Das ließ ihn einmal sagen: „So hab ich's bei niemand sonst gesehen, wie bist du dazu gekommen?“ Sie verstand nicht, was er meine, und fragte: „Wozu?“ — „Zu dem Haar; es sieht aus wie eine Quelle im Wald, die mit lichtspiegelndem Wasser über einen Grund von weißen Quarzkieseln hinrieselt.“ Den Kopf schüttelnd, so daß durch die Bewegung dies Gleichnis noch mehr Zutreffendes gewann, erwiderte sie: „Ich kann nichts dafür, hab's mir nicht gegeben; wenn es dir so mißfällig ist, mußt du die Augen davon abkehren.“ Eine wechselseitige Scherzlust hatte sich zwischen ihnen ausgebildet, er antwortete: „Weißt du, was die alte Machetanz mir einmal von dir gesagt hat, ohne daß ich ahnte, es sei von der Gritt die Rede?“ — „Nein, aber gewiß nichts Gutes, sonst hättest du's wohl nicht behalten.“ — „Sie meinte, aus dir würde noch eine Generalfeldmarschallin.“ Das Mädchen lachte: „Ich glaube nicht, daß der General von Zieten ans Heiraten denkt, und sonst wüßte ich keinen, der mich dazu machen könnte. Bist du mit meinen Buchstaben zufrieden?“

Auf die Frage konnte er jedesmal nur die gleiche Antwort geben; sie erlernte das Schreiben ebenso

wie zuvor das Lesen, nur ein Spiel schien's ihr zu sein, oder wie ein Heraufholen von etwas Vergessenem aus dem Gedächtnis. Als Pflegerin Detmars war sie schon seit längerem völlig unnötig geworden, er bedurfte keinerlei Hilfsleistungen mehr, durfte sogar in der Mittagssonne einen Gang ins Freie hinaus machen, der sich augenscheinlich für den Fortschritt seiner Kräftigung äußerst zuträglich erwies, und von dem er ohne geringste Ermüdung zurückkehrte; nur beharrte der Arzt dabei, ihn vor dem Mai noch nicht aus seiner Aufsicht zu entlassen. So hatte das Verbleiben Gretes eigentlich keinen weiteren Zweck mehr, als ihm zur Gesellschaft zu dienen und durch Unterhaltung über den einförmigen Gang der Tage wegzuhelfen; doch waren beide an ihr Zusammensein derartig gewöhnt, daß offenbar keinem von ihnen in den Sinn geriet, eine Notwendigkeit dazu sei nicht mehr vorhanden. Bald mit heiterem, bald mit ernsthaftem Sprechen füllten sie die Stunden aus, sahen in gleicher Weise die Weiterdauer ihrer täglichen Stubengenossenschaft als etwas Selbstverständliches an.

Wie er an einem fast sommerlichen Apriltage von seinem Ausgang zu ihr heimkehrte, fühlte er sich so leicht, so vollkommen wieder hergestellt, daß er beim Eintritt ins Zimmer freudig ausrief: „Jetzt kann ich's selbst und darf ich's tun.“ Das Mädchen hatte am Tisch sitzend, Sätze auf ein Blatt geschrieben, hob den Kopf und fragte: „Was darfst du tun?“ — „Den Brief für sie an meine Schwester schicken.“ — „An wen willst du schreiben?“

Sichtlich mit vollgewonnenem Selbstvertrauen gab er Antwort: „Ich sagte dir von jemand, ob der

mich noch liebhaben könnte, wenn etwas Übles bei mir in der Brust bliebe, daß ich den Abschied nehmen müßte. Da hast du mir Trost gesprochen, hätte sie mich wirklich lieb, so wär's nur eine Einbildung, als würde sie's darum weniger tun; das Wort von dir tat mir an dem Tage not und hat mir mehr aufgeholfen als irgend etwas sonst. Jetzt weiß ich's gewiß, daß meine Vorstellung Torheit war; ich könnte schon morgen wieder zu Pferd, ihr beweisen, daß sie nicht fürchten muß, ihr Leben mit einem halben Krüppel zu teilen. Du warst dabei, als der König sprach, ich sollte mir eine Frau aussuchen, die für mich paßte; vielleicht hätte ich das schon getan, aber damals fehlte mir das nötigste, die Zuversicht, daß ich noch zu ihr passen würde. Wir sind ja so gute Freunde geworden, du und ich, das treibt mich, dir zu sagen, was sonst niemand weiß als meine Schwester, denn dich wird's ja auch freuen. Und weißt du" — um den Mund des Sprechers ging's mit einem schalkhaft lächelnden Zug — „eigentlich war ein bißchen Hinterhalt dabei, als ich auf den Gedanken kam, dich zu fragen, ob du schreiben lernen möchtest. Für meine Hand schien's mir noch lange nicht möglich, und mich rührte an, vielleicht brächte ich dich so weit, daß ich dir einen Brief an Irene vorsprechen und du ihn schreiben könntest. Aber nun kann's meine Hand selbst, und die Sonne draußen hat mir geheißen, daß ich es heute noch tun soll."

Detmars Sprechen regte den Eindruck, als habe die Frühlingsluft, aus der er zurückgekommen, ihn in einen leicht rauschartigen Zustand versetzt; Grete Sprekast hatte ihm regungslos zugehört und blieb,

als er innegehalten, noch einen Augenblick so sitzen. Dann stand sie auf, nahm das Blatt, auf dem sie ihre Übung angestellt, und wandte sich der Tür zu. Er fragte: „Gehst du fort, wohin willst du?“ Sie antwortete: „Du willst ja schreiben, da mache ich dir Platz am Tisch“, und sie verließ die Stube.

— — — —

Mit seiner zum andauernden Führen der Feder wieder fähig gewordenen Hand und im Glückgefühl der Gewißheit vollständiger Herstellung schrieb Detmar Kampen einen langausführlichen, für Irene bestimmten Brief an Ulrike. Doch genügte dieser allein seinem Drange nicht, auch der Trieb, was er dachte und hoffte, in Versen auszusprechen, war lebhaft in ihm aufgewacht, ließ ihn in den nächsten Tagen eine Anzahl neuer Gedichte „an die Rose“ hinzufügen. Das erforderte möglichst unbehinderte geistige Sammlung, und ihm war lieb, diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Er befand sich fast immer allein in der Stube; Grete mochte wohl erkennen, ihre Gegenwart störe ihn in seiner Beschäftigung, sie kam nur, Vorkehrungen für die Mahlzeiten zu treffen und ihm die Speisen auf den Tisch zu setzen. So gelangte er ohne Unterbrechungen aufs beste dahin, alle seine Niederschriften zu beendigen, versah die angesammelten Blätter mit einem Umschlag und überbrachte die Sendung an den Botenmeister, der wöchentlich einen Postreiter von Glogau nach Berlin abgehen ließ. Als er von daher zurückkam, war's Mittagstunde und Grete Sprekast zu der Herrichtung dafür im Zimmer anwesend; eintretend sagte er frohgemut: „Nun bin ich fertig und störst du mich nicht mehr, so daß wir heut nach-

mittag mit dem Schreibunterricht fortfahren können.“ Doch die Angeredete versetzte darauf: „Ich lerne es doch nicht, und ich brauch’s ja auch nicht; da ist’s besser, nicht wieder anzufangen.“

Verwundert blickte er der Hinausgehenden nach; der Ton ihrer Stimme hatte anders als sonst geklungen, an den erinnert, wie sie in den ersten Monaten ihres Wärterindienstes gesprochen. Auch die Antwort selbst war widersinnig, denn eine leichter gelehrige und besser befähigte Schülerin konnte es nicht geben. Aber als Detmar darauf zurückkam, fragte, warum sie ihre Übungen nicht weiter fortsetzen wolle, wiederholte sie nur in gleicher Weise: „Weil ich’s doch nicht lerne und dir nicht zwecklose Mühe machen will.“

Er bedurfte keines Hilfsmittels mehr, sich die Stunden zu verkürzen; seine in die Zukunft voraus-gerichteten Gedanken erfüllten ihn beständig wie mit einem freudigen Gewoge, unter dem ihm zumeist das ihn gegenwärtig Umgebende völlig wegschwand. Zuweilen indes drängte sich doch seiner Empfindung auf, es sei etwas anders geworden und diese Veränderung von seiner Stubengenossin ausgegangen; so konnte er sie zwar kaum mehr benennen, denn ihre Anwesenheit im Zimmer beschränkte sich auf die kurz erforderliche Zeit zur Besorgung ihrer Obliegenheiten. Auf eine Frage, weshalb sie nicht wie früher bei ihm bleibe, hatte sie entgegnet: „Du hast mich nicht mehr nötig, aber es sind noch Verwundete im Spital, die Hilfe brauchen.“

Einem kühlen Luftstrom ähnlich rührte die Antwort ihn an; doch einige Zeit verging noch, ehe ihm

zur Erkenntnis kam, daß er sich über die innere Beschaffenheit des Mädchens nicht im Anfang, sondern nachher getäuscht habe. Sie lachte und scherzte nicht mehr, vollbrachte ihre Verrichtungen mit schweigsamer Gleichgültigkeit; er hatte gemeint, eine Unlust, von einer vorübergehenden Herabstimmung veranlaßt, spreche daraus, aber es blieb so. Offenbar veränderte sich ihr Wesen nach unberechenbaren Launen, oder vielmehr, sie war doch die Gritt, das, wozu ihr Ursprung und ihr Aufwachsen im Wald sie gemacht, ein Geschöpf mit kaltem Blut, ohne seelische Regung und Gefühlsanteilnahme an dem, was sie umgab; in Märchen kamen derartige Truggebilde vor, äußerlich mit schöner Menschengestalt begabt, zuweilen auch aus den Augen blickend und mit dem Munde sprechend, als trügen sie warmes Leben in sich, doch nur ein Gaukelschein war's, der frostiges von ihnen ausgehen ließ, wenn eine Hand sie anrührte. Es tat Detmar leid, sich unliebsam in ihr geirrt zu haben, denn so, wie seine Vorstellung sie sich nach und nach umgeschaffen hatte, war dies Zusammensein ihm allmählich zu einer wohltuend vertrauten Gewohnheit geworden. Aber die jetzt wieder aus ihr hervorgekommene Grittnatur konnte er nicht anders machen, und seine Gedanken wurden auch so reich von Bildern der Zukunft in Anspruch genommen, daß sie nur selten bei der einbildnerischen Täuschung, die Grete Sprekast in ihm verursacht und eine Zeitlang fort erhalten, verweilten. In seinem Reichtum fühlte er keine Entbehrung, bekümmerte sich nicht um sie, wie sie sich nicht mehr um ihn, tauschte nur noch dann und wann ein paar gleichgültige Worte mit

ihr aus. Einmal veranlaßte ihn die Kugel dazu, nach der er im Schubfach umsonst gesucht hatte, und er fragte, wohin sie gekommen sei. Grete stand einen Augenblick antwortlos, nur eine Röte stieg ihr in die Schläfen; dann jedoch besann sie sich und erwiderte, vielleicht habe sie die Kugel gedankenlos in ihre Kleidtasche getan. Ihre Hand suchte in dieser nach, fand die vermißte auch drin vor und legte sie an den Platz in der Schublade zurück.

Am folgenden Tag dagegen sprach sie, zu ungewohnter Vormittagsstunde in die Stube tretend, und wie es kaum mehr geschehen, plötzlich ihn an: „Jetzt ist dein Leben sicher erhalten, Detmar Kampen, und wir sind wett. So habe ich keinen Grund mehr, länger hier zu bleiben."

Völlig unerwartet kam's ihm und er fragte, wie halb erschreckt: „Du willst fort? Wohin?"

Mit einer leichten Schulterbewegung antwortete sie: „Irgendwohin zu einer Marketenderin als Gehilfin zurück."

Wie sie so in ihrer eigenartig schönen und feinen äußeren Erscheinung vor ihm stand, stieß er unwillkürlich aus: „Nein, das darfst du nicht wieder, das ist keine Stellung, die für dich paßt."

Kurz nachdenkend, fuhr er fort: „Mein Leben ist in deiner Schuld, Grete; du hast es mir zwiefach gerettet, und du weißt, weshalb ich dir dafür dankbar bin. Den Gedanken, dich in einer Marketenderwirtschaft zwischen rohen Soldaten zu wissen, könnt ich nicht ertragen. Sie, für die du mir das Leben erhalten hast, die meine Frau wird, dankt es dir sicherlich ebenso wie ich. Eine Prinzessin ist's, ich

will an sie schreiben, daß sie Sorge für dich trägt, dich bei sich als Zofe aufnimmt, damit ich dich keiner Gefahr im Feldlager ausgesetzt weiß."

Eine nicht mit der Gritt vereinbare Vorstellung war's, doch die Aufrichtung ihres Kopfes erweckte den Eindruck, als sehe sie, noch emporwachsend, dem vor ihr Stehenden mit hochstolzen Augen ins Gesicht. Einen Atemzug lang blieb sie stumm und versetzte dann: „Deine Fürsorge für mich verdient mehr Dank, als das, was ein Zufall mich für dich tun ließ, um mich von meiner Schuld freizumachen. Ich will deinen Vorschlag, Zofe bei der Prinzessin zu werden, bedenken und dir Antwort drauf geben, wenn du von deinem Ausgang zurückkommst."

Sie verließ die Stube, und Detmar begab sich in den warm-sonnigen Frühlingstag hinaus. Der Gedanke, ihr bei Irene eine gute Sicherung zu verschaffen, war ihm plötzlich gekommen, begleitete ihn gleich einem angenehmen Weggefährten auf seinem Gange. Ob die Gritt ihn auch durch das Zurückfallen in ihre Natur enttäuscht hatte, war er ihr doch für sich selbst solche Bedachtsamkeit und Vergeltung schuldig gewesen; er empfand, das Gedächtnis an sie würde sich ihm sonst mit einer Beunruhigung und einem Vorwurf verbunden haben. Aber nach seiner Rückkunft am Mittag wartete er vergeblich, daß sie komme, ihm ihre bejahende Antwort zu bringen. Verwundert sah er einen Wärter Gerät und Schüsseln für seine Mahlzeit hereintragen, erfuhr von dem, Grete Sprekast habe vor einer Stunde das Spital verlassen. Eine unwillkürliche Bestürzung überkam Detmar, trieb ihn, in der Stadt

Nachforschung nach ihr anzustellen, die schließlich ergab, sie befinde sich auch nicht mehr in Glogau. Er geriet zur Erkenntnis: Die Gritt hatte ihm die Antwort gegeben, die er bei der Rückkunft von seinem Ausgang erhalten sollte, doch in ihrer schweigsamen Art nicht mit Worten, sondern durch ihr Davongehen.

16.

Obwohl der Frühling begonnen hatte, ruhten in Schlesien und Sachsen die Waffen noch, nur am Rhein sah bereits der April des Jahres 1759 Erneuerung des Kampfes. Als Oberbefehlshaber der französischen Armee war an die Stelle des Prinzen von Soubise der Herzog Victor François von Broglie getreten, der, mit einem zwölftausend Mann starken Korps würtembergischer Reichstruppen vereint, vom Rhein her vordrang. Von allen Reichsständen zeigte sich der junge Herzog Karl Eugen von Würtemberg als der eifrigste und gewichtigste Gegner König Friedrichs, unter dessen Vormundschaft er sich früher befunden und zu dem er durch seine Gemahlin, die Tochter der Markgräfin Wilhelmine, in naher Verwandtschaftsbeziehung stand. In seinem Hause herrschte vielfacher Zwiespalt, er war mit seinen beiden Brüdern Ludwig Eugen und Friedrich Eugen verfeindet, von denen der letztere sogar als preußischer Oberst am Kampf gegen ihn teilnahm. Die weit überwiegend protestantische Bevölkerung Würtembergs gab nur äußerst widerwillig ihre Söhne zur Bundesgenossenschaft mit der kaiserlich-katholischen

Sache her, und der König sah es seit Jahren besonders darauf ab, den Herzog auf seine Seite herüberzuziehen; aber an dessen hartnäckigem, durch tiefes Zerwürfnis mit seiner Gemahlin genährtem Starrsinn waren bisher mannigfache Bemühungen der Art gescheitert.

Die französische Armee errang anfänglich Vorteile über das ihr vom Herzog Ferdinand von Braunschweig entgegengeführte, an Zahl weit schwächere preußische Heer. Dies mußte nach einem Gefecht beim Dorfe Bergen in der Nähe von Hanau nordwärts zurückweichen, der Herzog von Broglie folgte über Kassel nach, drang in Westfalen ein und eroberte Minden und Münster. Doch bald kam aus Westen nach Berlin Botschaft, Herzog Ferdinand behaupte sich an der Weser besser gegen den überlegenen Feind, habe seinem weiteren Vorschreiten ein Ziel gesetzt.

Diese Nachricht erhielt Detmar Kampen nicht mehr in Glogau, sondern im Sattel sitzend, unterwegs, sein Husarenregiment aufzusuchen. Der Arzt hatte kein Bedenken mehr dagegen gehabt, und er selbst fühlte sich so kraftvoll wie je zuvor. Um ihn leuchtete der Mai, und wie ein köstlicher Frühling war's in ihm; fast acht Tage indes bedurfte er, das schlesische Standquartier seines Regimentes ausfindig zu machen, um sich bei dem General Zieten als wieder hergestellt zu melden. Der empfing ihn mit sichtbarer Freude, doch ohne Staunen, zeigte sich, wie er schon durch die Anrede „Major“ kundgetan, von der Irrtümlichkeit seines Totgesagtseins und seiner demnächstigen Rückkunft bereits unterrichtet. Er holte

zu den Worten: „Den Zettel hab ich heut morgen gekriegt,“ ein Papierblatt aus der Tasche, auf dem geschrieben stand: „Es freut mich, das der Major fon Kampen wider in den Bügel kan. Aber Er sol sich noch Schohnen wegen seiner Blessierung in der Lunnge. Ich wil nichts dafon Wissen, das er zu früh wider Dienst tuht, damit es nicht noch schüf mit ihm geth. — Friedrich.“ Offenbar war der Arzt dem Befehl des Königs, ihn von der Entlassung seines Patienten in Kenntnis zu setzen, sogleich nachgekommen; Zieten brummte dazu: „Das ist ja, als wenn eine Gluckhenne nach ihrem Küken piepst; so deucht's mir bei Euch nach dem Aussehn nicht auf den Nägeln zu brennen. Aber wenn Er sich was im Kopf festhakt, ist nachgrade nicht mehr mit Ihm auszukommen. Laßt Euch drum nicht bei etwas gegen die Order da von seinen Habichtsaugen erwischen; eigentlich sind's Eulenaugen, denn sie sehen überall auch in pechschwarzer Finsternis, wo unsereins ein Pferd für 'ne Kuh hält. Vorderhand wird das Faulenzen Euch nicht zu sauer ankommen, von Vergnügen und Dreinhauen ist bei uns gar keine Rede; Er wird alt und hat, scheint's, keine Haare mehr auf den Zähnen, sondern wartet zu, daß die Hundsfötter ihn zu beißen anfangen; der Braunschweiger wetzt seine Hauer gegen die französischen Kläffer besser. Übrigens kann ich mir Euch einstweil von ihm als Major nicht aufhalsen lassen, habe dafür keinen Platz frei; da macht sich's von selbst, daß Ihr Order parieren und Euch noch ausgiebig schonen könnt. Laßt Euch nur in der Vakanz nicht von den Weibsbildern übers Ohr hauen, sondern haltet Euch lieber an die Tabaks-

pfeife; wer sich auf Augen und Zungen von Frauenzimmern verläßt, reitet auf einem Gaul mit geplatztem Sattelgurt, könnt's mir glauben. Freilich die Jungen müssen's immer wieder selbst erst auskosten. Als ich so war wie Ihr, hätt ich einem ins Gesicht gelacht, der mir aufbinden gewollt, es würd einmal einen Major von Euren Jahren geben, wenn er nicht mit einem Prinzenstern an der Nabelschnur zur Welt gekommen. Aber Er weiß das ja alles besser und schafft drauf los, wie der liebe Gott, als ihm bei seiner Schöpfung das Unkraut und Geschmeiß mit unterlief. Na, Euch meine ich ja nicht damit, sondern bin froh, daß der Feldscher Eure Gliedmaßen wieder so gut zusammengeleimt hat. Und am Ende war für den Adam auch nur ein Tonkloß nötig, aber von wo soll Er jedes Jahr wieder für so viele die Klöße hernehmen?"

Die Stimme des Generals Zieten klang rauhkehlig unter den vom dicken Schnauzbart verhängten Lippen hervor; seine Ausdrucksweise war derb und ein Blatt vorm Munde ihm unbekannt, mit wem er sprechen mochte. Doch es gab nach dem König Friedrich keinen zweiten, der solches Ansehen in der Armee genoß, sich so mit Ruhm bedeckt und so unaufzählbare Verdienste erworben hatte; was ihm in den Sinn kam, redete er heraus und jeglichem nicht anders hinterm Rücken als grad ebenso ins Gesicht. In seinen großen blauen Augen zur Seite der langen Stumpfnase stand immer eine Erläuterung zu den unverblümten Worten zu lesen, und Detmar verließ das Zelt mit der Gewißheit, daß der Alte sich wahrhaft über seine dienstfähige Genesung erfreut habe

und trotz dem Räsonnieren über den zu jungen Major gute Stücke auf ihn halte. Das Regiment befand sich unter dem Nordabfall des Riesengebirgkammes bei dem Städtchen Schmiedeberg in einer Gegend, die ihm von seiner monatelangen Grenzhut im vergangenen Jahre genau vertraut war; als vorderhand überzählig, stand es bei ihm, nach Belieben an den Übungen und Umritten teilzunehmen, und Zieten achtete darauf, daß er der Vorschrift des Königs, sich noch nicht zu stark anzustrengen, nachkam. Von dem trug er ein neues Handschriftblättchen und Belegstück fürsorglichen Gedenkens in seiner kleinen Mappe; alles vereinigte sich ihm zu einem Vollgefühl seines verheißungsreich zurückgewonnenen Lebens. Und er empfand, an der Zeit sei's für ihn gewesen, dem Schicksal einen Tribut zu zollen, eine Abzahlung für die angesammelte Schuld von drei Jahren, um sich dadurch eines Anrechtes an die Zukunft zu sichern. Wie viel Tausende waren um ihn gleich Blättern, die der Sturm davongewirbelt, spurlos weggeschwunden; wer aus solchen Schlachten jedesmal hervorgegangen, ohne eine Abgabe für seine Rettung entrichtet zu haben, mußte immerdar auf den Neid der Götter, von dem König Friedrich gesprochen, gefaßt sein. Aber an dem Abend bei Bautzen hatte er sich losgekauft, den drohend über sein Leben heraufgezogenen Unheilsstern hatte eine kleine Bleikugel zum Absinken gebracht. Ihm tat's leid, daß er die nicht mit sich nehmen gekonnt, um sie als ein Gedenkstück an Irene zu übersenden; doch bei seinem Weggang aus dem Spital war die Kugel nicht im Schubfach neben den beiden Silbermünzen auf-

zufinden gewesen; Grete Sprekast mußte sie an eine andre Stelle verlegt haben, wo er nicht nach ihr gesucht.

In wundervoller wolkenreiner Klarheit sah der hohe Kamm des Riesengebirges und als sein oberster Gipfel die Schneekoppe, von ihrer im vorigen Jahrhundert erbauten Kapelle bekrönt, zum breiten Hirschberger Tal herab, ließ ein Gefühl wach werden, es müsse überaus köstlich sein, mit einem höchsten Glück in der Brust, dem Himmel nah droben in ihrer weltentrückten Stille zu stehen. Eigentümlich aber war auch eine andre Stille, die im Gegensatz zu dem sonst um diese Jahreszeit hallenden Kriegsgetöse noch immer unten über dem schlesischen Lande lag; die verdrossene Äußerung Zietens schien sich zu bewahrheiten, daß der König den Mut eingebüßt habe, nach seinem früheren Brauch jäh im Frühling mit dem Angriff zu beginnen, sich darauf beschränke, feste Verteidigungsstellungen gegen die österreichischen Streitkräfte unter Daun und Laudon innezuhalten. In diesem reglosen Abwarten beharrte er von Monat zu Monat, doch ebenso ergriff auch der behutsame Oberbefehlshaber der Gegner nicht ernstlich die Offensive; nur dann und wann fanden Hin- und Hermärsche auf beiden Seiten statt. Von Westen her dagegen trafen Botschaften mannigfacher Unternehmungen und glücklicher Erfolge der preußischen Waffen ein. Prinz Heinrich war aus Sachsen mit seinem Heere der von Süden anrückenden Reichsarmee entgegengezogen und hatte diese in Oberfranken zwischen Hof und Bamberg ähnlich wie bei Roßbach zu kopfloser Flucht auseinander getrieben;

blitzgleich jagte ein Rittmeister mit einer Handvoll von Dragonern bis nach Erlangen vor, stattete dort plötzlich einem Pamphletschreiber, der zahlreiche Lügen und Beschimpfungen König Friedrichs in die Welt gesandt, seinen Besuch ab, ließ ihm eine beträchtliche Anzahl von Prügelhieben aufzählen, sich danach über ihren Empfang eine schriftliche Quittung ausstellen und kehrte, von schallendem Beifallsgelächter der städtischen Zuschauer begrüßt, zu seinem Regiment zurück. Bedeutungsvoller als die Verjagung der Reichsarmee fielen noch zwei vollständige Siege ins Gewicht, die der Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Weser über den Herzog von Broglie davontrug. Die Franzosen mußten Westfalen räumen und über den Rhein entweichen; gleiches Geschick teilten ihre würtembergischen Hilfstruppen, die nach einem bei Fulda erlittenen schweren Verlust sich hinter den Main zurückflüchteten.

In Schlesien jedoch verblieb es den Juni und Juli hindurch bei dem gleichen Stillstande, und Detmar Kampen fand im Lager bei Schmiedeberg lange Muße, deren sein Körperzustand allerdings nicht mehr bedurfte, die ihm aber nach andrer Richtung höchst willkommen war. Denn er gewann ausgiebige Zeit, wieder an Ulrike zu schreiben, sie von seinem jetzigen Aufenthalt zu unterrichten, damit eine Antwort an ihn gelangen könne. Auf die harrte er Woche um Woche vergebens; es war weithin bis nach Berlin und zurück, auf Verläßlichkeit bei Sendungen, die nicht vom Hauptquartier in Breslau ausgingen oder sich dorthin richteten, nicht sicher zu rechnen, so daß er anfing zu besorgen, seine Briefe hätten ihr Ziel

nicht erreicht. Doch wie der Juli zum Ende ging, hielt er die sehnsüchtig erwartete Antwort in der Hand, nicht allein von Ulrike, ein von Irene beschriebenes Blatt lag miteingelegt. Sein Herz schlug bei dem Anblick mit stürmischer Geschwindigkeit, aber gewaltsam bezwang er sich, barg die Blätter in seiner Brusttasche. Ihn hatte in letzter Zeit öfter ein schreckhafter Gedanke angerührt, sie befinde sich vielleicht nicht mehr im Schloß von Schönhausen; die Beschwichtigung dieser Furcht mahnte ihn an einen gelübdeartig von ihm gefaßten Vorsatz, wenn der Brief komme, wolle er den nicht hier unten zwischen der Alltagsumgebung im Tale lesen, sondern damit zur einsamen Stille der Schneekoppe hinaufsteigen. Ein herrlicher Sommermorgen war's, der hohe Gipfel leuchtete in der Sonne, das Schönste verheißend, herab, und mit raschem Entschluß begab Detmar sich an die Ausführung seines Planes und seit Monaten gehegten Wunsches, einmal von dort oben auf die Welt in weiter Runde niederzuschauen. Über ihn übte das Verlangen Macht, das ihm als Knaben oft den Fuß in die Einöden um Soest hinausgezogen, die Erinnerung, daß er nur aus der Hand der einsamen Natur das beste seiner freudlosen Kindheit, Tröstung im Leid und Ahnungsschauer eines unbekannten namenlosen Zukunftsglückes empfangen habe.

Rasch gelangte er an die Bergwand hinan und befand sich bald in stiller Verlassenheit; vom Rande des Gebirgs erstreckten Ortschaften noch ein Stück weit Häuser empor, doch hörten sie dann auf, und nur Hirten- und Jägerpfade führten zu da und dort

zwischen Wald und Hängen zerstreut liegenden „Bauden" weiter, alten, vereinzelten Bauernansiedlungen in der rauhen Höhenwelt. Das Wasser der Lomnitz, eines über ausgewaschene Steinrippen niederfallenden Wildbaches, plätscherte Detmar entgegen, daran suchte er, öfter jede Wegspur verlierend, aufwärts zu kommen. Mühvoller war's, als er es sich vorgestellt; ihn wandelte manchmal an, von seinem Vorhaben, als einem törichten, abzulassen, den Brief aus der Tasche zu nehmen und zu lesen. Doch der Verlockung Widerstand leistend, setzte er den Anstieg fort; vor seinen Augen sah er den König Friedrich dastehen, mit dem Krückstock empordeutend, glaubte, ihn sprechen zu hören: „Was einer sich vorgenommen, das soll er zu Ende bringen; reicht ihm die Kraft nicht, daß er hinfällt, da bleibt ihm als letztes, er hat's gewollt, so lang er gekonnt. Ich mach's auch so; in magnis et voluisse sat est, sagte der Römer." Nicht nur die Phantasie erzeugte solche Vorstellungen, auch die Wirklichkeit schuf sie vor dem Blick; hin und wieder wuchsen vom kahlen Boden plötzlich hoch und seltsam aus Granitsteinen aufgetürmte Felsgebilde in die Luft, die aus einiger Entfernung riesenhafte Menschengestalten vortäuschen konnten. Bei einer solchen phantastischen Gruppe, dem „Mittagstein", erreichte der junge Bergsteiger nach dreistündigem Beharren und mancher Abirrung die Höhe des Gebirgkammes, der ihn jetzt auf ebener Fläche bis zur Schnee- oder Riesenkoppe fortwandern ließ. Zu dieser führte durch schwarze Legföhren und über Geröll mühselig eine nur matt angedeutete Richtungsspur hinan; katholische Wallfahrer besuchten einmal im

Jahre einen droben in der Kapelle von Klostermönchen aus Warmbrunn abgehaltenen Gottesdienst. Die Julisonne hatte immer stärker brennende Glutstrahlen herabgeworfen, erhitzt und erschöpft traf Detmar um Mittag an seinem Ziel ein. Doch hier empfing ihn ein scharfer, kaltdurchrüttelnder Wind; unwillkürlich setzte er sich im Schutz der Kapelle zu Boden, blickte ein Weilchen tiefatmend auf die unermeßliche Weite zu seinen Füßen nieder und zog dann den Brief hervor.

Der enthielt alles, was er erhofft und ersehnt hatte, die Bestätigung, daß Irene seiner ebenso gedenke wie er ihrer. Beseligend sah ihm von dem Blatt ihr Schrecken über seine schwere Verwundung, ihr Glück über seine völlige Wiederherstellung entgegen; beide redeten in gleicher Weise die Sprache der Liebe. Die hatte sich ihr in Bayreuth heimlich ins Herz geschlichen, war ihr während des kurzen Wiederzusammentreffens im Schlosse von Gotha zur Erkenntnis gekommen, in Schönhausen nicht mehr fähig geblieben, sich zu verleugnen. Reizvoll klang aus den Schriftworten die Stimme eines Kindes, das sein Innerstes zu unverhohlenem Geständnis aufschloß, sich in dem Bewußtsein, ebenso geliebt zu werden, sonnte; kein Mädchen von bürgerlich-schlichter Abkunft hätte einfacher und natürlicher erstem, innigem Herzensgefühl Ausdruck geben können. Von ihrem äußeren Leben teilte sie nur kurz mit, daß sie hoffentlich noch länger in Schönhausen bei der guten Königin und der „Mama Camas“ bleiben dürfe. Durch den Zwiespalt in ihrer Familie sei sie eigentlich ohne Heimat, doch froh, nicht in Stuttgart am Hof des

Herzogs sein zu müssen, sondern an Orten, wo ihr jüngerer Bruder bisweilen zu ihr kommen könne; wunderlich freilich wär's, sich so hier und dort zum Besuch aufzuhalten und kein „zu Hause" zu haben. Darüber aber klage sie nicht mehr, seitdem sie von einem so glücklichen Zufall mit Ulrike zusammengebracht worden; denn bei der fühle sie sich wie bei einer Schwester zu Hause, lebe mit ihr im allervertrautesten Freundschaftsbund. Auch diese Mitteilungen Irenes muteten vollständig wie die eines jungen Mädchens aus bürgerlichem Stande an; am Ende des Blattes hatte sie mit Bleistift einen kleinen Umrißkreis gezeichnet und darunter geschrieben: „Kannst Du raten, was ich hier getan habe?"

Detmar empfand, ein himmlischer Genius der Liebe habe ihm eingegeben, den Brief hier oben auf der Riesenkoppe zu lesen. Hoch über der Welt ließ die ihn in dieser Stunde auf der Höhe des Glückes stehen; darüber hinaus hätten auch Flügel nicht mehr erheben können. Und Liebe erhellte zu blitzschnellem Verständnis. Er bedurfte keines Nachdenkens über die Rätselaufgabe des Bleistiftkreises, löste sie im selben Augenblick und drückte seine Lippen auf ihn, denn die Lippen der Geliebten hatten es so getan.

Dann las er den Brief Ulrikes, der von andrer Art war, doch auch aus ihm blickte es wie ein Goldschimmer heimlichen Glückgefühls hervor. Nach dem Ausdruck ihrer Freude über die Rettung und Genesung des Bruders schrieb sie von der in diesem Sommer noch reicher erblühten Schönheit des Schloßparks, in dem sie täglich viele Stunden mit Irene

verbringe, und ebenfalls von der guten Königin, der sie alles danke, unter deren Fürsorge sie beide sich gesichert empfänden, wie die Pflanzen unter dem Licht- und Wärmestrahl der Frühlingssonne. Was das Leben der gütigen Fürstin selbst versagt habe, das suche sie andern zu bereiten, finde in diesem Bestreben offenbar eine Beschwichtigung und einen Ersatz für die herbe Einbuße des eigenen Glückes. In längerer Ausführung beharrte die Schreiberin dabei, doch der Lesende ging rasch darüber hin, sein Herz war zu sehr vom eigenen Glücke erfüllt. Erst am Schluß des Briefes trat einmal die bedachtsame Natur Ulrikes zutage; ihr erschien's, als ob nicht alles, was er abgesandt habe, in ihre Hand gekommen sei, und sie empfahl ihm dringlich an, daß er darauf achten möge, seine Briefe nach Schönhausen nur einem zuverlässig sicheren, gradenwegs nach Berlin abgehenden Postreiter zu übergeben.

Nach Berlin — unwillkürlich sprang er von seinem Sitz auf, eilte um ein Dutzend Schritte vor und spannte den Blick gen Nordwest in die bläulich verschwimmende Weite. Dort hinüber mußten Berlin und Schönhausen liegen.

So aber war er aus dem Wandschutz der Kapelle herausgeraten, und auf dem freien Stand fiel jetzt der Wind ihn wieder an, ihm kalt das Blut durchfahrend. Drunten in der Tiefe lag der Hochsommer, warmes Leben spendend und nährend, über dem Tal, doch bis hier herauf gelangte er nicht. Wohl umflocht die Sonne auch den einsam zum Himmel ragenden Gipfel mit ihrem Strahlenkranz wie mit einer Goldkrone, aber sie wärmte nicht auf ihm. Dem Gefühl

offenbarte sich's wie dem Gesicht; sie schuf hier kein freudiges Leben mehr. Nur düsteres Knieholz breitete hartes Nadelgezweig auf dürrem Gesteinboden, und durch den goldenen Glanz darüber fuhr der Wind mit winterlich eisigen Stößen. Die blütenleere starre Felskuppe hatte zweifellos ihren Namen mit Recht empfangen, das fast immer auf ihr Herrschende konnten nur Schnee und Frost sein.

Detmar Kampen wußte nicht, was seiner Empfindung plötzlich ein seltsames Gleichnisbild gestaltete. Doch auf einmal überkam's ihn, mit dieser Riesenkoppe hatte der König Friedrich eine Ähnlichkeit; so wie sie dem blühenden Talleben drunten fremd entrückt sei, so rage er, im Innern nur mit sich selbst allein, über dem Verlangen, dem Denken und Fühlen der Menschenwelt. Wie vom Wind daher getragen, klangen dem von der Schneekoppe Niederblickenden Worte im Gedächtnis auf, welche die sterbende Markgräfin Wilhelmine zu ihrer Tochter gesprochen: „Auf seiner stolzen Höhe ist er ein einsam glückloser, mehr noch als wir; gedenke dran, er leidet am schwersten". Aus dem aufgetauchten Gleichnisbild durchlief's Detmar mit einem frostigen Anschauern, jetzt nicht des Körpers, sondern wie ins Herz hinein; schnell indes verging's, sank machtlos von ihm ab. Für ihn trug der große König Wärme menschlicher Anteilnahme und Güte in sich, die öfter als einmal aus seinen Augen auf den tief unter ihm in der Talniederung Stehenden wie belebender Sonnenschein herabgeleuchtet hatte. In gleicher Weise, wie es Ulrikes Brief von dem fürsorglichen Bestreben der Königin Elisabeth berichtete.

Doch was war? Das Licht der wirklichen Sonne verschwand plötzlich, dunkler Schattenwurf fiel beinah jählings auf die Schneekoppe nieder. Verwundert wandte der junge Offizier den Kopf; im Osten hatte der heiße Tag über dem schlesischen Tiefland schwarzes Gewölk zusammengeballt, das sturmgepeitscht gegen den Hochgipfel heranflog; Donner wie das dumpfe Rollen fernen Geschützfeuers von einer großen Schlacht her umlief den Horizont, wiederholte sich rasch näher und lauter. Nirgendwo bot etwas Schutz vor dem Wetterausbruch, die Kapelle war verschlossen, so begab Detmar sich hurtig abwärts, um vielleicht noch eine Baude am Fuß der Koppe zu erreichen. Doch zu spät war's, bald schossen rote Feuerschlangen und knatternder Hagelschlag um ihn nieder, das Riesengebirge hatte seine Anzugskraft geübt, die wildesten Aufruhrgeister der Luft zu sich heranbeschworen. Hart neben ihm fuhr einmal der Blitz unter so ungeheurem Krachen in eine alte Fichte herab, daß er im ersten Augenblick atemberaubt und sinnbetäubt selbst von tödlichem Schlag getroffen zu sein glaubte, aber er lebte noch, fühlte es daran, daß sein Fuß ihn weiter trug. Weglos über Geröll und durch Gestrüpp gradaus hinunter; allmählich verwandelte sich der Hagelsturz in strömenden Regen, zeigte an, er müsse überaus rasch schon beträchtlich weit abwärts gelangt sein; unglaublich viel schneller, als sich mühsam ein Berg erklomm, ging's von ihm in die Tiefe, wie ein Niederfall aus der Luft erschien's. Sein Abstieg brachte ihn einmal nah an einer durch den Nebelschleier dämmernden Baude vorbei, doch mehr durchnäßt konnte er nicht werden und er setzte ohne Anhalt den Lauf fort.

Ein Drang war über ihn gekommen, laut zu singen, einen Jubel aus seinem Innern hervorströmen zu lassen, den das Unwetter nicht zurückdrängte, eher noch stärker anschwellen ließ. Auch die Leistungsfähigkeit seiner Lunge hatte die Ersteigung der Schneekoppe auf eine glänzend bestandene Probe gestellt; als er bei dem Dorf Krummhübel zum Talgrund hinunter kam, ward er unter blau gewordenem Himmel von der Sonne empfangen, nur den einsamen Koppengipfel droben umgab noch, blickentrückend, düsteres Wolkengetriebe.

Am Lagerbeginn führte der Zufall ihn dem General Zieten entgegen, der ihm zurief: „Jetzt ist's mit dem faulen Dunst und der Bärenhaut vorbei, Major von Kampen. Der König rückt aus Breslau fort gegen die Schnapseisbären von Zorndorf; wir reiten nicht mit, aber für uns wird's auch zu tun geben. Ihr seid wohl in die Traufe gekommen, trieft und tropft ja wie ein Schneemann im Tauwind. Steckt Euch nur hurtig in eine trockene Montur, damit Er nicht eine Schlacht verliert aus lauter Angst, Ihr könntet Husten und Schnupfen kriegen."

* * *

Gleich dem von Norden her gegen das Riesengebirge herangezogenen Gewitter war aus derselben Richtung auch unten auf dem Erdboden ein wildes Kriegsunwetter losgebrochen. Die russische Armee unter dem General Soltikow hatte sich zwar schon am Maibeginn in Bewegung gesetzt und die Weichsel überschritten, indes mit weiterem Vorrücken lange zögernd gewartet. Darin fand das untätige Ver-

harren der Österreicher seine Erklärung; zwischen den Verbündeten herrschte Uneinigkeit, die kein gemeinsames Handeln beschließen ließ, sie schoben sich gegenseitig die Eröffnung des Angriffs zu. So vermochten preußische Heerabteilungen bis zum Juliausgang an der Oder einigermaßen gegen die gewaltige russische Übermacht standzuhalten, dann aber brach diese das Korps des von König Friedrich dorthin abgesandten Generals von Wedell vernichtend zusammen und drang wie im Vorjahre gegen Küstrin heran. Zugleich traf Botschaft ein, der General Laudon führe jetzt durch Posen Soltikow eine sehr beträchtliche Unterstützung zu; so wurde Berlin wiederum aufs äußerste bedroht, und um dies zu schützen, sah der König sich gezwungen, seine bisherige Verteidigungsstellung aufzugeben, nahm plötzlich im Eilmarsch mit seinem in Schlesien stehenden Heere den Weg nach Frankfurt an der Oder. Ein gleicher Vorgang war's wie im vergangenen Sommer und auch ebenso wieder im August; einige Husarenregimenter führte er mit und ließ die andern unter Zieten zur Bewachung der schlesischen Grenze Daun gegenüberstehen.

Nur um wenige Meilen südlich von Zorndorf trafen die gegnerischen Armeen am zwölften Augusttage bei dem Dorfe Kunersdorf, nah östlich von Frankfurt, widereinander. Die preußische stand der russischen an Zahl ungefähr um ein Viertel nach, doch nach fünfstündiger Schlacht schien's, daß sie einen glanzvollen Sieg davon getragen habe; fast hundert Geschütze des Feindes waren in ihre Hand gefallen; Eilboten flogen bereits mit der freudigen Meldung nach Berlin. Geschlagen, wandte sich die Hälfte des

Soltikowschen Heeres zum Rückzug; doch der König wollte dessen völlige Vernichtung, bestand darauf, dem warnenden Hinweise seiner Generale entgegen, daß auch seine Truppen vom Kampf und der glühenden Hitze des Tags erschöpft seien. Er befahl den Sturmlauf auf eine von den Russen noch behauptete, kaum einnehmbar feste Stellung; ein mörderisches Ringen der Angreifenden blieb erfolglos; der General von Seydlitz sank, schwer an der rechten Hand verwundet, ohnmächtig vom Pferde. Den umsonst sich hinopfernden preußischen Regimentern entfiel der Mut; plötzlich brach aus einer verbergenden Schlucht Laudon mit den Reitermassen seines Hilfskorps zwischen sie herein. Der Weitergang der Schlacht verwandelte sich zum Gegenteil ihres verheißungsvollen Beginns, an dem König Friedrich auf einen abmahnenden Vorhalt von Seydlitz erwidert hatte: „Die Mücken spielen, das bedeutet gutes Wetter.“ Jetzt stieß er im hoffnungslosen ungeheuren Gemenge verzweiflungsvoll den Ruf aus: „Gibt es denn keine verdammte Kugel für mich!“ Die kam und traf seine Hüfte, doch ein Goldetui in der langen Schoßwestentasche lähmte ihre Kraft; zwei Pferde stürzten tot unter ihm nieder, seine Montur war von Kugeln durchlöchert. Zuletzt stand er allein, hatte seinen Degen in die Erde gestoßen und blickte mit verschränkten Armen starr dem Tode entgegen. Rings um ihn hatte alles sich zu wirrer Flucht gewandt, nur ein paar Husaren stoben noch an ihm vorbei. Einer rief: „Da steht der König!“ und ihr Rittmeister von Prittwitz hielt an, beschwor den wie Sinnverlorenen, sich zu retten. Antwortlos sah dieser dem Sprecher ins Gesicht, ehe ihm langsam

vom Munde kam: „Wenn Er meint, Herr.“ Hastig ward er auf ein Pferd gehoben, Kosaken sprengten herzu, doch ein Schuß des Rittmeisters warf ihren Offizier als den Vordersten aus dem Sattel. Die andern stutzten einen Augenblick, und dieser reichte aus, den König vor den Verfolgern in Sicherheit zu bringen.

Die Schlacht bei Kunersdorf hatte beinahe die Hälfte des preußischen Heeres vernichtet, das sein sämtliches Geschütz, fast zweihundert Kanonen verloren; unter den zahllosen Gefallenen lag auch der Major Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings“ zu Tode getroffen. Doch die Eifersucht zwischen dem russischen und österreichischen Oberbefehlshaber ließ sie den Sieg nicht ausnützen; auch Trunkgier wie bei Zorndorf wandte die Gedanken der Russen davon ab. König Friedrich verbrachte die Nacht schlaflos auf einem Strohhaufen, erst am Morgen fiel er kurz in Halbschlummer. Ein Offizier weckte ihn draus mit der Meldung, es sei doch noch einiges Geschütz gerettet worden, aber, verstört auffahrend, stieß er wild heraus: „Herr, Er lügt! Ich habe keine Kanonen mehr!“ Dann jedoch schnellte ihn die Erkenntnis, daß die Feinde keine Verfolgung ins Werk setzten, jäh aus seiner Betäubung in die Höhe. Mit wiedergewonnener Geisteskraft sammelte er die Trümmer seiner Armee, führte sie über die Oder zurück, deren Brücken er hinter sich abbrach. Eilboten riefen den Prinzen Heinrich und Zieten schleunigst zur Unterstützung herbei, damit ausreichende Stärke den Gegnern den Weg nach der Hauptstadt verlegen könne. Allein diese beharrten in Untätigkeit, schoben sich wieder

wechselseitig die Eroberung Berlins zu. Soltikow erklärte, er habe zwei Schlachten unter gewaltigen Verlusten gewonnen und wolle auf die Mitteilung warten, daß die Österreicher ebenfalls zwei Siege errungen hätten. Darauf antwortete Laudon mit einem Achselzucken; allein war er zu dem Unternehmen gegen Berlin nicht stark genug, so unterblieb's. Der König gewann Zeit, zu retten, was noch zu retten gewesen.

Doch vielfaches Kriegsgetümmel dauerte überall nördlich vom Erz- und Riesengebirge fort. Daun war jetzt von Böhmen her in das verlassene Sachsen eingedrungen, ebenso aus Westen die wieder angesammelte Reichsarmee; gegen beide wandte sich mit glücklichen Erfolgen Prinz Heinrich, zu denen vor allem die Zietenschen Husaren durch höchste, manchmal fast unmöglich erscheinende Leistungen verhalfen. Dringende Vorstellungen Dauns bewogen Soltikow schließlich, an der Oder aufwärts zu rücken, um die Festung Glogau zu belagern; gegen ihn blieb König Friedrich auf Wacht, und es gelang ihm, am Oktoberende die Russen zum Rückmarsch nach Polen und Beziehen dortiger Winterquartiere zu veranlassen. Doch gleich darauf ward er nach den unsagbaren gesundheitsschädlichen Strapazen der letzten Monate von einem heftigeren Gichtanfall, als noch je, betroffen, der ihn unfähig zum Reiten, Fahren und Gehen machte. Soldaten mußten ihn auf einem Stuhl umhertragen, bis auch dies Mittel versagte und er von qualvoll marternden Schmerzen ins Bett gezwungen wurde. Aber auch von diesem aus leitete er mit unbezwinglicher Willenskraft und klarstem geistigen Überblick alle Operationen seiner auseinander getrennten Heer-

teile, brach mit dem seinigen, so schwer das Reiten ihm noch fiel, von der russischen Armee frei geworden, um die Novembermitte nach Sachsen auf. Hier drängte er in mehrfachen glücklichen Gefechten die Österreicher Schritt um Schritt zurück, sandte den General Fink mit einem beträchtlichen Korps zur Umgehung Dauns und Ausführung eines Rückenangriffs auf ihn ab. Der Plan brachte in so hohem Maße Gefahr mit sich, daß der General sich herausnahm, auf sie aufmerksam zu machen, doch der König schnitt ihm die Einwendung vom Mund: „Mache Er, daß Er fortkommt; Er weiß, ich kann keine Diffikultäten leiden!“ Um wenige Tage danach aber sah sich die Finksche Streitmacht in ungünstigster Stellung von vierfacher Übermacht des Feindes umzingelt und trotz todesmutigstem Widerstande genötigt, die Waffen zu strecken. Ebenso erging es einem andern preußischen Korps, das über die Elbe zurückweichen wollte; doch der früh einsetzende Winter hatte den Fluß schon mit Eis bedeckt, und mehr als die Hälfte ward gleichfalls zu Gefangenen gemacht. So stürzte jäh der Spätherbst das Errungene wieder um, verwandelte den Gewinn zu weit größerem Verlust. Auch Dresden war in Dauns Hand gefallen, mit dem geringen Überrest seiner Armee bezog der König ein festes Lager bei dem Städtchen Wilsdruff, zwei Meilen westlich von der sächsischen Hauptstadt und er schrieb von hier an d'Argens:

„In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie ihr näher, so würden Sie nichts als einen schweren, undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es

ein Sanssouci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die geschwind verlöschen, Blitze, die aus dunklen Wetterwolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen; meine Haare werden grau, die Zähne fallen mir aus, und ohne Zweifel bin ich in kurzem kindisch. Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsres Alters unausbleiblich mitbringt. Diese Betrachtungen, die mich sehr gleichgültig gegen das Leben machen, versetzen mich gerade in den Zustand, in dem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Leben und Tod zu schlagen. Mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern."

Im Dezemberanfang traf auch Zieten bei Wilsdruff ein, er hatte bis dahin rastlos Angriffe und Überfälle österreichischer Heeresteile fortgesetzt. Als er im Lager angekommen, wartete König Friedrich seine Meldung nicht ab, sondern suchte ihn sogleich in seinem eben erst fertiggestellten Zelt auf. Eintretend, streckte er ihm die Hand mit den Worten entgegen: „Er hat seine Sache besser gemacht als ich. Anders kann ich Ihm nicht danken, sei Er damit zufrieden."

Der Sprecher stützte sich, immer noch nicht von seinem schmerzvollen Fußleiden befreit, schwer auf

den Stock; er vermochte sich nicht straff zu halten, sah um Jahre gealtert aus, sein Gesicht war gramvoll verdüstert. Zieten stand von dem Anblick schreckhaft betroffen, wußte nichts zu erwidern, brachte nur hervor: „Der hat's am besten gemacht, Majestät."

„Wen meint Er?"

Nun deutete der General auf einen bei ihm im Zelt Anwesenden. „Eurer Majestät jüngsten Major. Der hat Wunder getan, als ob man die nur mit einer durchschossenen Lunge fertigbringen könne."

„So." Der König wandte den Kopf und heftete seinen Blick auf den bisher nicht von ihm Bemerkten, den Zieten zur Erteilung eines Auftrags zu sich berufen hatte. Kurz sah er ihn an, dann klang, herausgestoßen, von seinem Mund die Frage auf:

„Major von Kampen, warum will die Prinzessin von Württemberg den Prinzen nicht heiraten, den ich für sie bestimmt habe?"

Der Angesprochene stand völlig verdutzt, vermochte nur zu stottern: „Ich weiß nicht, was Eure Majestät meint."

„Glaubt Er, daß meine Sinne so stumpf geworden sind? Darin mag Er recht haben, aber es gibt Leute, die für mich sehen und hören. Ich meine, Er wird sich sofort hinsetzen und an die Prinzessin schreiben, daß sie ihre Pflicht zu tun hat, wozu sie auf die Welt gekommen ist."

Vor Detmar Kampen tauchte es plötzlich wie eine Gesichtserscheinung auf, als fahre ihm ein eisiger Windstoß durch die Glieder und die Riesenkoppe blicke, von düsteren Wolkenmassen umballt, auf ihn nieder. Doch hatte er sich soweit gesammelt, die Ant-

wort hervorbringen zu können: „Eure Majestät riet mir in Glogau, eine für mich passende Frau auszusuchen, daß sie meinem Weiterleben zu guter Zufriedenheit verhelfe.“

„Und Er ist so von Sinnen, die Prinzessin von Würtemberg für Ihn passend zu halten und ihrer kindischen Einfältigkeit mit miserablen Versen zu flattieren?“

Kalt und heiß zugleich durchlief es Detmar. Er wußte nicht, was in ihm vorging; der alte Trotz des friesischen Blutes schwoll jäh aus seiner Brust auf, ließ halb ohne Wissen von seinen Lippen fahren: „Das an sie schreiben kann und werde ich nicht, Majestät.“

„Kann und wird Er nicht?“

„Das ist meine Sache, Majestät.“

„So.“ Aus den umflorten Augen König Friedrichs schoß es wie ein greller Blitz hervor. „Habe ich nichts dawider, daß es Seine Sache ist, wenn Er ein Narr sein und auch in die Kasematten will. Da will ich Ihm gute Bedenkzeit geben und kann Er als Nachbar von dem Trenck lernen. General Zieten, lasse Er dem Major den Säbel abnehmen und ihn nach Magdeburg in die Sternschanze beschaffen. Was knurrt Er zwischen Seinen Zähnen?“

Der Beauftragte hatte übellaunig brummenden Tones ein paar unverständliche Worte unterm Schnauzbart aufklingen lassen und versetzte jetzt deutlich: „Solcher Dank für beste Verdienste geht mir nicht ein. Wenn Eure Majestät mich um meinen tüchtigsten Schwadronführer bringt, kann ich mir das Maul nicht zustopfen.“

Doch scharf und barsch schnitt der König ihm das Wort ab: „Halte Er Seinen Schnabel, Zieten, als Singvogel ist Er nicht zur Welt gekommen. Eine Ordonnanz von Ihm soll in einer Stunde meine Vorschrift an den Kommandanten von Magdeburg holen, und danach reitet der Sträfling sofort unter sicherer Bedeckung ab. Vous l'avez voulu, George Dandin. Ich will Ihm den Molière zwischen Seine Wände mitgeben lassen, damit Er lernen kann, bessere Verse zu machen."

Seinen Krückstock bei jedem Schritt zur Stütze hart auf den Boden stoßend, verließ König Friedrich das Zelt. Der dröhnende Ton gab wieder, was in ihm vorgegangen; auflodernder Zorn hatte sein jahrelanges fast liebevolles Wohlwollen für Detmar Kampen zu schonungsloser Härte umgewandelt. Ein Werkzeug seiner Hand war's, das sich vermessen wollte, die Ausführung eines zum Wohl des Staates von ihm entworfenen Planes zu durchkreuzen.

17.

Während der Schlacht bei Kunersdorf hatte König Friedrich eine Kugel, die ihn erlösen solle, herbeigerufen, doch nach der furchtbaren Niederlage nicht von dem Mittel Gebrauch gemacht, das er seit dem Tage von Kollin überall bei sich trug, ihn rasch von allen Sorgen sicher zu befreien. Zweifellos empfand er voll die an d'Argens geschriebenen Worte in sich, daß man mit seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben ohne Bedauern diesen Aufenthalt verlasse, aber er handelte nicht mit eigner Hand danach.

Hundertmal hatte er ohne ein Wimperzucken dem Tode dicht ins Gesicht geblickt, ihn erwartet; das Leben zu verlieren galt ihm nichts mehr, doch die Giftkapsel bewahrte er auf der Brust nur wider die Bedrohung, in die Gefangenschaft des Feindes zu fallen. Dann stand der Entschluß unwankbar in seiner Seele fest, tiefernst beschlossen, und doch war's auch ein Spiel, das seine dichterische Phantasie mit dem Tode betrieb. Ihm genügte das beruhigende Bewußtsein, in jedem Augenblick sterben zu können; wenn die Gefahr der Gefangennahme vorübergegangen, schnellte stets eine unlähmbare Spannkraft ihn wie mit stählernen Federn wieder empor, und er wollte weiterleben, um den Kampf gegen das Schicksal, die erdrückende Übermacht, gegen alle tausendfache Not und Qual des Lebens weiterzuführen. Den schwächlichen Körper hatte er zur Leistung und Überwindung der ungeheuersten Anstrengungen gezwungen, und durch nichts zu bezwingen boten darin die Gewalt seines Willens und seines Geistes jeder Schrecknis, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung übermächtig Trotz. Ein Titane war er, den seine vom katholischen Jupiter in Rom gesegneten Gegner Jahr um Jahr mit unzersprenglichen Fesseln umschmiedet zu halten wähnten, doch aus tausend Wunden blutend, zerriß er sie in steter Wiederholung, stand am Schlusse jedes Jahres noch aufrecht, mit dem Schwert und der Feder ihrer Götter spottend, da. An den Tiber schleuderte er von Wilsdruff aus eine „Reisenachricht eines chinesischen Gesandten an seinen Kaiser" mit dem erläuternden Begleitwort für d'Argens: „Wider den heiligen Vater, der die Degen meiner Feinde

segnet und königsmörderischen Mönchen eine Freistatt gibt. Ich allein habe es gewagt, die Stimme zu erheben und den Schrei der beleidigten Vernunft gegen das schändliche Benehmen dieses Oberpriesters des Baal laut werden zu lassen." Der Gesandte berichtete, was er beim Besuche eines Hochamtes in der St. Peterskirche wahrgenommen. „In diesem Tempel sind eine Menge von Altären und vor einem jeden Altar ein Bonze, vor dem eine Menge Volks auf den Knien liegt. Ein jeder dieser Bonzen macht, indem er mystische Worte murmelt, einen Gott, und wenn er ihn fertig gemacht hat, verzehrt er ihn. Rings umher in dem Tempel stehen eine Menge Statuen, denen man große Ehre erweist, denn obwohl sie stumm sind, haben sie dennoch eine Stimme im Himmel und empfehlen dort diejenigen, welche ihnen hier am meisten schmeicheln." — — —

Der Winter war früh mit gewaltiger Strenge hereingebrochen und sah etwas in der Kriegsgeschichte noch kaum je so Geschehenes. Bereits im Dezember legte sich eine ununterbrochen andauernde ingrimmige Kälte über das sächsische Land, drang den in Wilsdruff und den Nachbardörfern einquartierten preußischen Truppen selbst im Schutz der Häuser durch Mark und Bein. Doch trotzdem verharrte der König in seiner Stellung dem Feinde gegenüber, gab das feste Lager im Freien nicht auf, dessen Zelte zur Härte von Brettern einfroren. Täglich wechselnd, ließ er vier Bataillone in ihnen die Nacht verbringen, während der die Soldaten nur dadurch der tödlichen Erstarrung entgingen, daß sie sich in den Zelten übereinander legten, oder Tag und Nacht an hoch-

lodernden, mit dem Holz abgedeckter Ställe, Scheunen und Häuser im Brand erhaltenen Feuern lagen. Bitterster Mangel an Lebensmitteln gesellte sich hinzu, die Nahrung bestand fast nur aus Wassersuppen und grobem Kommißbrot; zahlreiche Opfer fordernd, rissen der Frost und Krankheiten breite Lücken in die Heerreihen. Doch mit unerschütterlicher Energie hielt König Friedrich die österreichische, in ihrem Feldlager schwer unter der gleichen Not leidende Armee fest, verwehrte ihr jede Vorbewegung, bis Daun sich zum Abmarsch gezwungen sah. Seit der Dauer des Krieges war das Jahr 1759 das unheilvollste für die preußischen Waffen gewesen, doch im Januar 1760 konnte der König ohne Behinderung bessere Winterquartiere bei Freiberg beziehen. Unbewältigt stand er noch da; abermals hatte das vereinigte Europa ihn nicht niederzuwerfen vermocht.

* *
*

Von diesen Vorgängen gelangte nur dann und wann eine Kunde an das Ohr des jungen Majors Detmar Kampen. Als Gefangener saß er in einem Haftraum der „Sternschanze", des stärksten Bollwerks der Festung Magdeburg, eines so sicheren, daß König Friedrich in einem Briefe an d'Argens die Philosophie seine Sternschanze benannte, „bombenfest gegen alle Wurfgeschosse des Himmels und der Hölle." Wie seine Weltanschauung hatte der König auch die Sternschanze aus dem, was er als vorhanden gefunden, selbst ausgebaut und zu unbezwinglicher Festigkeit gestaltet.

Wochen waren zuerst vergangen, die Detmar wie

in einem Zustande völliger Geistbetäubung verbracht. Sein Kopf vermochte den Tag über aus einem dumpfverworrenen Kreisen keinen Gedanken zu fassen und zu halten; die Nacht wiederholte ihm fast stets den nämlichen Traum: Im wundersamsten Sonnenglanz stand er auf der Riesenkoppe, doch plötzlich schoß aus schwarzen Wolken ein Blitz auf ihn nieder, und er stürzte in jähem Fall durch die Luft zum Tal hinunter. Dort empfing ihn Zieten mit lachendem Anruf: „Kriegt nur keinen Husten und Schnupfen, daß Er nicht aus Angst darüber eine Schlacht verliert!“

So dauerte es lange Tage, bis er klar die Wirklichkeit begriff, er sitze als Strafgefangener in Magdeburg.

Seine Gefängniszelle war nicht groß und nur sehr einfach ausgestattet, doch nicht geradezu melancholisch bedrückend. Sie befand sich in einem inneren Vieleckwinkel der Sternschanze, gegenüber lag ein freier Raum von einiger Breite, so daß ein ziemliches Stück des Himmels in das vergitterte Fenster hereinsah. Ringsum enthielt das Polygon ähnliche Gelasse für Sträflinge von höherem Stand; auch der Ingenieurgeneral Gerhard von Walrawe saß wegen Verdachts des Landesverrates seit elf Jahren hier gefangen, doch bewohnte er um großer ehemaliger Verdienste willen ein eignes Häuschen und durfte seine reichlichen Geldmittel benutzen, sich nach Belieben Tischgenüsse und Bequemlichkeiten zu verschaffen.

Solche Vergünstigung ward Detmar nicht zuteil, auch hätten ihm die Mittel dazu gefehlt. Aber die für ihn gebrachte Mittags- und Abendkost war auskömmlich und schmackhaft bereitet, entstammte der

Küche des Platzmajors Bruckhausen. Sie mußte von einer Bestimmung genau angeordnet worden sein, auch ein Glas mit Wein wurde zu ihr auf den Tisch gesetzt.

Einmal wöchentlich erschien der Festungskommandant, Oberstleutnant von Reichmann zur vorschriftsmäßigen Beaugenscheinigung des Gemaches, doch stellte er nie eine wirkliche Untersuchung darin an. Er war ausnehmend freundlich-liebenswürdiger Natur und kam unverkennbar zu dem Hauptzweck, dem Gefangenen durch Unterhaltung eine Zeitlang Zerstreuung zu bieten. Auf Fragen Detmars, wie lange seine Haft dauern werde, zuckte er jedoch nur die Schulter; er wußte nichts darüber zu sagen und gleichfalls nicht, um welches Anlasses willen jener hierhergeschickt sei. Bei seinem Fortgang verschloß ein Wächter die Tür, klirrend ward dazu draußen ein schwerer Riegel vorgeschoben, und Detmar Kampen saß wieder mit seinen Gedanken allein.

Die irrten trübe, bang und wirr umher. Zuweilen ließen sie ihn plötzlich aufspringen und aus dem Fenster zur Rechten nach etwas hinüberblicken. Er wußte, seine Augen könnten es nicht erreichen, aber dorthin sei's.

Der Kommandant hatte ihm öfter und ausführlich davon Mitteilung gemacht. Dort war der Aufenthaltsort des Freiherrn Friedrich von der Trenck, eines einstmaligen Günstlings König Friedrichs, den dieser schon als Achtzehnjährigen zum Ordonnanzoffizier im Regiment Garde du corps ernannt gehabt. Seit langen Jahren aber saß er da drüben — und unter sehr andern Umständen — als Gefangener in einem

engen Kerkerraum, an den Armen, um den Hals und den Leib mit Eisenringen an die Mauer geschmiedet. Nur ein dämmernder Lichtschein fiel durch das dreifach vergitterte, für ihn nicht erreichbare Fensterloch, an dem eine winzige, drahtüberspponnene Öffnung kaum Luft eines dumpfen Festungsgrabens hereinließ. Zu Häupten einer schmal aus der Mauer vorspringenden steinernen Sitzstatt sah, von roten Ziegelstücken ausgelegt, der Name „Trenck“ herab; auf dem Boden drunter schimmerte, mit gleicher Inschrift über einem Totenkopf versehen, matt eine graue Gruftplatte.

Detmar lag dunkel im Gedächtnis, daß er bei seinem ersten Aufenthalt in Bayreuth aus dem Munde halbtrunkener Hofkavaliere von dieser Schrecknis in Magdeburg und ihrer Ursache gehört, doch selbst auch vom ungewohnten Wein im Kopf benommen, kein Verständnis mit der Erzählung verbunden habe. Jetzt wußte er, Friedrich von der Trenck schmachtete dort in seinem schaurigen Verließ, weil schwerer Verdacht eines mit seinem Vetter, dem berüchtigten österreichischen Pandurenführer Franz von der Trenck, geplanten Landesverrats auf ihm lastete. Hauptsächlich jedoch, weil er sich vermessen hatte, ein Liebesverhältnis mit der Prinzessin Amalie, der jüngsten Schwester König Friedrichs, anzuknüpfen, von dem ihr Bruder Kenntnis erhalten.

Woher hatte er auch von der Liebe zwischen der Prinzessin Irene und Detmar erfahren? Dieser sann darüber nach, doch umsonst, und auch gleichgültig war's. Dem Wissen des Königs entging nichts, weder Großes noch Kleines. Wo er nicht selbst war,

sahen und hörten andre für ihn. Hatte der Bruder Irenes, der Prinz Friedrich, ihn benachrichtigt? War ein Brief Detmars in seine Hand geraten? Ulrike hatte geschrieben, sie glaube, nicht alle seine Briefe seien angekommen. Jedenfalls war's auf irgendeine Weise geschehen, das Wie blieb gleichgültig.

Aber warum behandelte der König ihn als einen Verbrecher? Was ging den Irene an? Aus hochfahrendem Kronenstolz mußte er's getan haben, nur weil sie eine Prinzessin, seinem eigenen Fürstenrange ebenbürtig war. Dann aber stand er nicht höher, als andre Fürsten, verdiente nicht „groß“ genannt zu werden, weder als König noch als Mensch, trug kleine Sinnesart in sich.

Offenbar auch nach erlassener Vorschrift ward er täglich für mehrere Stunden ins Freie hinausgebracht. Dort konnte er auf einem Hofplatz hin und wider gehen, und die frische Luft tat ihm wohl, doch sonst war's kaum andres, als ein Wechsel der Wände um ihn her. Hohe Mauern umgaben den Platz, gestatteten nach keiner Richtung einen Ausblick, und um die Zeit seines Verweilens befand sich niemand zwischen ihnen, der den Austausch eines Wortes ermöglichte. Nach der luftschöpfenden Bewegung kehrte er sogar lieber in sein Haftgemach zurück.

Im Anfang hatte er die Tage und die Wochen gezählt, aber, dabei einmal in Ungewißheit geraten, die Weiterrechnung aufgegeben; der immer gleiche Verlauf jedes Tages machte ihre Zahl auch gleichgültig. Nichts verhalf zum Hinwegbringen über den unterschiedlosen Gang der Stunden, Feder und Papier waren ihm nicht bewilligt. Das einzige,

was er zu tun vermochte, war nachdenkend und grübelnd zu sitzen. Dazu hatte der König ihn ja auch hierhergeschickt, gesagt, er wolle ihm gute Bedenkzeit geben.

Nur, wie ein schneidender Hohn, lagen auf seinem Tisch mehrere Bände Molièrescher Komödien und daneben ein französisches „Dictionnaire“. Was der König anordnete, ward unfehlbar genau ausgeführt; die Bücher waren ihm zu Gebot gestellt, wenn er lernen wollte, bessere Verse zu machen. Spöttisch sahen sie ihn an, und seine Augen vermieden, nach ihnen zu blicken, kehrten sich, wenn's geschah, rasch und widerwillig ab.

Draußen herrschte strenger Winter, vor seinem Fenster hingen dicke Eiszapfen herab. Sie riefen ihm die überkragende Schneemasse vor seiner Krankenstube im Spital zu Glogau ins Gedächtnis, darin er die langen Monate in ähnlicher Weise zugebracht. Aber trotz seiner schweren Verwundung und dem bedrückenden Zweifel an seiner Wiederherstellung waren sie dort doch leichter und heiterer vergangen, weil Grete Sprekast beständig als Gesellschafterin bei ihm gewesen. Wo mochte sie jetzt sein? Beim Gedenken daran überkam ihn mitunter plötzlich ein Verlangen, sie hier in seiner Verlassenheit wieder so um sich haben zu können. Freilich folgte diesem Wunsch stets die Erinnerung nach, daß sie sich zuletzt doch wieder als die Gritt offenbart habe. Er hatte sich nur eine Zeitlang über ihr Wesen getäuscht — getäuscht wie ebenso über das des Königs Friedrich, der auch gleich ihr kaltfrostiges Blut in sich trug.

Da drüben im nicht sichtbaren, doch nach der

Beschreibung ihm deutlich vor Augen stehenden halb unterirdischen Kerkergelaß saß der Rittmeister Friedrich von der Trenck, an die Mauer geschmiedet, und der König hatte gesagt, daß er als Nachbar von dem Trenck lernen könne. Der war auch bei ihm in Gunst gewesen, aber hatte gewagt, nach der Liebe einer Prinzessin zu trachten, sich ihr gleichbürtig zu halten.

Eingehend hatte der Kommandant ihm die Geschichte Trencks erzählt. Wie dieser während des zweiten schlesischen Krieges, in dem er sich mannigfach ausgezeichnet und zuletzt eine schwere Verwundung erlitten, eines Tags unvorgesehen verhaftet und in einen Turm der Festung Glatz gebracht worden war. Aus dem versuchte er zu entweichen, mehrmals umsonst, doch nach drei Jahren gelang ihm die Flucht durch Beihilfe eines jungen Offiziers, den er sich zum Freunde gewonnen. Einer Reihe von Wundern glichen die Vorgänge seiner Rettung, er entkam nach Wien und nahm in der österreichischen Armee als Rittmeister Dienst. Um einige mit seltsamsten Abenteuern in Rußland angefüllte Jahre später aber begab er sich zur Regelung einer ihm von seiner Mutter zugefallenen Erbschaft in die freie Stadt Danzig, ward hier bei Nacht im Bett von Grenadieren des Königs Friedrich aufgehoben und von der Danziger Ratsbehörde ohne Einspruch als Delinquent an Preußen ausgeliefert. Der König ließ ihn nach Magdeburg bringen, zuerst in die Festungskasematten an der Elbe, dann in das eigens für ihn hergerichtete Gelaß der Sternschanze. Hier saß er jetzt seit fast sechs Jahren, beim Beginn des großen Krieges mit

noch schwereren Fesseln beladen. Öfter wurde von einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten Fürbitte für ihn beim König eingelegt, doch dieser antwortete darauf nur: „C'est un homme dangereux; durant que j'existe, il ne verra pas le jour.“ Er mußte schwerwiegende Gründe für die von ihm zur Bewachung des Gefangenen anbefohlenen Maßregeln besitzen.

Und ein gefährlicher Mensch war Friedrich von der Trenck nach den Mitteilungen des Oberstleutnants von Reichmann in der Tat, jedenfalls ein unglaublich erfindungsreicher Kopf, mit nie erlahmender zähester Willensenergie begabt. Unausgesetzt sann er Jahr für Jahr auf seine Befreiung durch eigne Kraft oder den Beistand andrer, hatte trotz seiner siebzig Pfund schweren Eisenketten unmöglich erscheinende Dinge vollbracht, mehrmalig unbemerkt in den Boden seines Gefängnisses lange Stollen gegraben, so klug berechnet und zielsicher ausgeführt, daß seine Flucht jedesmal nur durch einen unvorgesehenen Zufall vereitelt worden. Im Besitz erheblicher, ihm heimlich zugehender Geldmittel hatte er Schildwachen zu bestechen vermocht, wußte immer aufs neue einen Verkehr mit Leuten, die ihm behilflich sein sollten, anzuknüpfen. Allmählich hatte der Truppenmangel keine regelrechte militärische Besatzung mehr in der Festung belassen, ihre Garnison bestand fast nur noch aus Landmiliz, der die Bewachung von beinah zwanzigtausend Kriegsgefangenen oblag. Die verantwortliche Lage des Kommandanten war keine leichte, erheischte nach allen Richtungen sorgfältige Achtgabe, und er sprach unumwunden manch-

mal mit dem jungen Major darüber, von dem er unverkennbar keinen Fluchtversuch befürchtete.

Dies Zutrauen war allerdings durch die Umstände begründet, denn wohin, zu welchem Zweck hätte Detmar fliehen können? Der Gedanke kam ihm wohl einmal, doch nur, um sogleich als ein völlig sinnloser erkannt zu werden. Selbst wenn sein Fortkommen aus Magdeburg gelang, wozu konnte er die wiedergewonnene Freiheit benutzen?

Ihm blieb nichts, als auf eine Änderung seines Geschickes zu warten. Aber was war das, worauf er wartete?

Seit sechs Jahren saß der Freiherr von der Trenck in seinem Kerker. Sah der König ebenso auch ihn als einen „gefährlichen Menschen" an, und stand ihm das Gleiche bevor?

Die Eiszapfen vor seinem Fenster schwanden, als glitzernde Tauperlen zu Boden fallend, weg; warme Sonne empfing ihn draußen, wenn er sich zum Gang im Freien auf den Hofplatz hinausbegab. Es mußte wieder die Zeit sein, in der er vor einem Jahre als völlig Genesener jubelnd aus Glogau davongeritten war, um sein Regiment aufzusuchen, sein zurückgewonnenes Leben in neuen Schlachten todesmutig wieder einzusetzen. Nicht für die preußische Sache, sondern für den König —

Könnte er das jetzt noch mit der gleichen Begeisterung, wenn seine Gefängnistür sich ihm so öffnete wie damals die seiner Krankenstube?

Ab und zu erhielt er vom Kommandanten eine Nachricht, was sich in der Ferne zutrug. Der Krieg hatte in diesem Jahre früh begonnen, schon im März

waren die Feinde überall vorgerückt. Der König stand in Sachsen Daun gegenüber, Prinz Heinrich an der Oder den Russen. Dem General Fouqué war die Bewachung der schlesischen Grenze übergeben, dem Prinzen Friedrich von Würtemberg die Aufgabe, einen von Norden her drohenden Anmarsch der Schweden auf Berlin aufzuhalten. Alles in allem vermochte König Friedrich nur 90 000, meistens neu angeworbene Soldaten fast dreifacher Überlegenheit entgegen zu stellen.

Und höchst ungünstige Botschaften trafen ein. Fouqué wurde bei Landshut von Laudon geschlagen, sein Korps beinah vernichtet, die Festung Glatz zur Übergabe gezwungen. Ein Angriff des Königs auf Dresden blieb erfolglos, und Daun nötigte ihn, von der Belagerung abzulassen.

Diese Nachrichten aber nahm Detmar Kampen mit seltsamer, stumpfer Gelassenheit auf; er war auch ihnen gegenüber gleichgültig geworden. Nur eines erweckte ihm noch Interesse; um die tödliche Einförmigkeit seines Zustandes zu bekämpfen, hatte er eines Tags nach der einzigen, ihm ermöglichten Beschäftigung gegriffen, trotz seinem Widerwillen doch einen Band der Molièreschen Komödien zur Hand genommen. Seine französische Sprachkenntnis reichte nicht weit, es kostete ihn Mühe, was er lesen wollte, zu verstehen, aber mit Hilfe des Wörterbuches gelang's einigermaßen. Und allmählich übte die Schwierigkeit einen Reiz auf ihn aus, sie zu überwinden, so daß er von einem Eifer, fortzufahren, erfaßt wurde und mit diesem Tun täglich die größere Hälfte der schleichenden Stunden ausfüllte.

Doch lag dabei immer ein Gefühl in ihm, sein Lesen trachte nur nach einer Betäubung, er suche sich damit wider etwas zu wehren, das anwachsend näher und näher zu ihm herankomme, aus seinem Innern aufsteigend, sich schreckvoll seiner zu bemächtigen drohe. Noch kämpfte er dagegen, aber seine Widerstandskraft ward matter und schwächer, und ein Tag kam, an dem sie zu Ende ging. An dem ihm zur Erkenntnis gelangte, er habe nur in einem langen, wirren Traum gelegen, sei draus aufgewacht und dahin zurückgekehrt, wo jener vor vier Jahren begonnen. Denn zur Besinnung gekommen, hasse er wieder diesen preußischen König wie damals, als er von ihm mit Betrug und Gewalt in seinen Dienst geknechtet worden. Nur ein Blendwerk war dieser König, unter dem sich ein kalter, herz- und seelenloser Despot barg, der einzig seinen Willen und Vorteil zum Gesetz erhob, jedes Menschenrecht neben sich mißachtete, den, der seiner Willkür und Laune nicht blindlings gehorchte, ins Gefängnis warf, als einen Verbrecher im Kerker an Ketten festschmiedete.

In der Stunde, die den gewaltsamen Durchbruch dieses Erkennens mit sich brachte, riß sich Detmar Kampen plötzlich das Zweigroschenstück vom Hals, das er als ein Spotthandgeld von dem „Berliner Bürger“ erhalten, wie ein kostbarstes Besitztum auf der Brust getragen hatte, und warf es von sich. Freigemacht im eignen Innern war er dadurch von seinem verblendeten Selbstbetrug, seiner Knechtschaft, atmete erlöst mit tiefer Befriedigung auf.

Beim Weggang aus Glogau hatte er auch die

andre Münze, das „Amulett“, das die Gritt ihm zu geben geglaubt, mitgenommen und gewohnheitsmäßig an der Schnur sich wieder umgehängt. Jetzt hielt er's, zugleich mit vom Hals abgerissen, in der Hand, sah drauf hin, und ein Haß stieg auch gegen Grete Sprekast in ihm auf. Ja, mit dieser Gabe hatte sie die Kugel von seinem Herzen abgeleitet, ihm das wertlose Leben erhalten. Ein Tun war's, wie es dem Wesen der Gritt entsprach.

Er wollte auch diese Münze nicht länger töricht an sich tragen, warf sie gleichfalls fort. Doch zu Boden fallend, verursachte das alte Silberstück einen eigentümlich klirrenden Ton, und wie sein Blick drauf niederging, sah er's verdoppelt, in zwei Hälften zerspalten liegen. Verwundert hob er die wieder auf; offenbar war's keine alte Geldmünze, sondern eine im Innern hohle Silberkapsel mit doppelten Wandungen, die wohl schon von der Kugel aus ihrem Zusammenhang verkrümmt, aber durch den Aufschlag völlig auseinander gesprungen.

Detmar betrachtete die beiden Stücke; auf einem von ihnen stand eine Inschrift eingegraben, indes so klein, daß sie nicht lesbar war. Doch die Sonne fiel zu der Stunde in sein Fenster, unwillkürlich hielt er die Platte in den Strahl hinein, und so gelang's ihm herauszubuchstabieren: „Margarete von der Mark.“

Was ging ihn das an? Die ihm aufgegangene Erkenntnis, daß er den König wieder ebenso hasse, wie nach seiner hinterlistig gewaltsamen Einzwängung in die Füsiliermontur, durchwogte ihn mit so stürmischem Aufdrang, daß er hastig nach einem Molière-

bande griff, um seine Gedanken abzulenken und die heiße Erregung seines Blutes zu beschwichtigen.

* * *

In Sachsen und Schlesien nahm während der Sommerzeit das Verhängnis des Vorjahres und Frühlings gleichen Weitergang; auf allen Schauplätzen des Krieges erdrückte Übermacht der Gegner die zu schwachen preußischen Streitkräfte. Überall wurden diese eingeengt, zurückgedrängt, das Ende des ungeheuren, jetzt fünfjährigen Kampfes schien nah bevorzustehen. Eine große russische Armee drang unter Soltikow in Schlesien ein, sich dort mit der ebenso starken Dauns und Laudons zu vereinigen, den König mit fünffacher Überzahl zu umschließen und zur Ergebung zu zwingen. Von vielen Seiten, selbst vom Prinzen Heinrich, ward ihm die völlige Hoffnungslosigkeit seiner Lage, die Unmöglichkeit des Weiterkämpfens vorgestellt, die nichts übrig lasse, als einen Friedensschluß unter jeglichen Bedingungen. Er selbst schrieb an d'Argens: „Ich nehme von Ihnen Abschied. Ja, ja, mein Lieber, die ganze Butike geht zum Teufel! Ich sehe die schreckliche Lage, die mich erwartet, und habe meinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine Mannsjahre meinem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich, berechtigt zu sein, über mein Alter zu verfügen. Aber ich habe Ihnen gesagt und wiederhole es: Niemals wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin entschlossen, alles zu wagen, das Verzweifeltste zu unternehmen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden."

Da brauste um die Augustmitte, hoch anrollender Woge gleich, von Schlesien her eine kaum glaubhafte Kunde durch alle deutschen Lande. Die ungeheuere Macht der Verbündeten hatte am „Schwarzen Wasser", einem Zufluß der Katzbach, bei Liegnitz dem kleinen Preußenheer ein zweites Hochkirch bereiten wollen, doch statt dessen war eine Wiederholung des Tages von Leuthen daraus geworden. Staunenswürdige Tapferkeit hatte wohl mit zu dem Siege verholfen, doch die Möglichkeit seiner Erringung allein auf der unvergleichbaren Feldherrnüberlegenheit König Friedrichs beruht.

Am Tage nach der Schlacht schrieb er an d'Argens: „Gott ist stark in den Schwachen! wiederholte jedesmal der alte Bülow, so oft er uns Anzeige machte, daß die Kurprinzessin von Hessen guter Hoffnung sei. Diesen schönen Spruch kann ich nun auf unsre Armee anwenden. Nie haben wir größere Gefahren bestanden, nie hat es uns so schreckliche Anstrengung gekostet. Doch verloren habe ich dabei nur meinen Stock und mein Pferd, dafür ist der Sieg wohlfeil erkauft. Unter andern Verhältnissen hätte er den Feldzug entschieden, doch jetzt ist es nur eine Schramme, die wir dem Feinde beigebracht. Wir müssen noch klettern und eine steile Höhe gewinnen; um unser Schicksal zu entscheiden, ist eine Hauptschlacht nötig. Vergessen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete und, so lange ich lebe, noch niemals in einer so kritischen Lage gewesen bin wie heute. Bei vielen kleinen Vorfällen habe ich zwar Glück gehabt, doch hätte große Neigung, für mich den Wahlspruch zu wählen: Maximus in minimis et minimus in maximis."

Jede Selbsttäuschung abweisend, übersah der König auch nach der Schlacht bei Liegnitz mit unverhüllter Klarheit des Blicks seine noch ebenso hoffnungslos verbliebene Lage. Fast um nichts war die fünffache Überzahl seiner Gegner verringert, unmöglich ihrem Andrang überall auf der weiten Kriegsbühne entgegen zu treten. Im Oktoberanfang brachen hinter dem Rücken des von Daun in Schlesien festgehaltenen preußischen Heeres zwei feindliche Korps auf, ein russisches unter dem General Tottleben und ein österreichisches, vom Feldmarschall Lascy geführt, und nahmen in fliegender Eile die Richtung gegen Berlin. Hastig flüchtete von dort der Hof und mit ihm von Schönhausen die Königin Elisabeth zur Sicherung nach Magdeburg; in der Hauptstadt befand sich nur eine schwache Besatzung, die unter der Leitung des Generals von Seydlitz, den seine schwere Verwundung bei Kunersdorf noch dort festgehalten, eine Verteidigung ins Werk zu setzen versuchte, doch zu gering an Kraft, bald von dem Widerstand ablassen und, um der Gefangennahme zu entgehen, zurückweichen mußte. Wilde russische Horden ergossen sich über Berlin, dem eine Kontribution von zwei Millionen Talern entpreßt wurde; als noch schlimmere Barbaren aber erwiesen sich von Lascy mitgeführte sächsische Truppen. Mit tierischer Wut überfielen sie das königliche Schloß in Charlottenburg, allen Inhalt drin verwüstend und zertrümmernd, zerschnitten die Gemälde an den Wänden, zerschlugen die sämtlichen unschätzbaren antiken Marmorstatuen und Büsten in Stücke. Doch nur wenige Tage dauerte ihr Aufenthalt in der Hauptstadt; von dem Unheil benachrichtigt, flog jetzt König

Friedrich windschnell mit seinen Reiterregimentern nordwärts. Er brauchte nicht bis nach Berlin hinzugelangen; bei dem auftönenden Ruf: „Der König kommt!“ stoben die Feinde in kopflos blindem Schreck zur Flucht davon. Sein Name allein hatte ausgereicht, die Stadt von ihnen zu befreien.

Aber fast ganz Sachsen mit allen festen Städten war mittlerweile in die Gewalt Dauns und der Reichsarmee geraten. So eilte der König dorthin zurück; ein hastig von ihm an d'Argens abgesandter Schriftgruß sagte: „Ich verzehre mich langsam, bin wie ein Körper, den man verstümmelt, dem man jeden Tag ein Glied abschneidet. Immer reden Sie von meiner Person. Es ist, wie Sie wissen sollten, nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue und für mein Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch möglich ist.“

* * *

Im düsteren Kerkerraum Friedrichs von der Trenck in der Magdeburger Sternschanze war während des Sommers eine Veränderung vorgegangen. Der Gefangene hatte seine erfindungsreiche Geschicklichkeit auch dadurch bewährt, daß es ihm gelungen, mit einem ausgezogenen kleinen Brettnagel auf seinem zinnernen Trinkbecher kunstvolle Bilder einzuritzen und mit erklärenden Worten zu umschreiben; unglaublich erschien's, wie jemand mit kettenbelasteten Händen dies ausführen gekonnt. Die Sache erregte Aufsehen in der Stadt; er erhielt vom Kommandanten andre Becher, sie in gleicher Weise zu verzieren; die eigenartigen kleinen Kunstwerke wurden vielfach begehrt und hohe Preise dafür geboten. In-

folge davon ward ihm erlaubt, Licht bei seiner Arbeit zu brennen, und auf seinen Wunsch empfing er auch Bücher zum Lesen und Papier, seine Gedanken drauf niederzuschreiben. Was niemand wußte, war, daß er es mit unermüdlicher mühvollster Beharrlichkeit vermittelst desselben Nagels dahin gebracht hatte, seine Eisenklammern und Armfesseln so zu lockern, sich ihrer entledigen können; ebensowenig wurde ein weit ausgebreiteter Verkehr ruchbar, zu dem ihm das bewilligte Papier mit der Außenwelt verhalf. Er unterhielt zahlreiche Verbindungen, besaß Kenntnis von allem, was in der Sternschanze vorging. Beträchtliche, heimlich an ihn gelangende Geldmittel ermöglichten ihm die Bestechung der Schildwachen vor seinem Fenster, doch auch mehrere Offiziere nahmen aus Mitleid oder Hoffnung auf guten Lohn an seinem Geschick Anteil, waren geneigt, eine Handhabe zu seiner Befreiung zu bieten. Die kaum tausend Mann starke, nur aus der Landmiliz bestehende Festungsgarnison versah größtenteils ihren Dienst mißmutig, war von dem Wunsch beseelt, aus seiner Einförmigkeit in die heimatlichen Dörfer zurückzukommen.

Einsam dagegen, von jedem Verkehr abgeschlossen, saß Detmar Kampen mit dumpf wogenden Gedanken in seiner Haftzelle. Die Sonne besuchte sein Fenster nicht mehr, grauer Nebel zeigte ihm, daß der Herbst draußen begonnen, ein Jahr vergangen sein müsse, seitdem er aus dem Lager bei Wilsdruff hierher gebracht worden. Nur selten noch besuchte der Kommandant ihn; wenn's geschah, trat er mit sorgenschwerem Gesichtsausdruck ein, teilte kurz jedesmal unheilvolle Botschaften vom hoffnungslosen Stand

auf dem Kriegsschauplatz mit; trotz dem Siege bei Liegnitz sah auch er das Ende, den Untergang des preußischen Heeres als unabwendbar herangenaht. Doch nach seinem Weggang fuhr der Kopf Detmars in die Höh, und aus seinen sonst matt verhängten Augen sprühte flüchtig ein irrflackernder Triumphglanz hervor. Gerechte Vergeltung war's, die den König traf, seinen Hochmut, seine Herrschsucht und Herzlosigkeit zu Boden warf. Wer nicht mit niedrigster Sklavengesinnung zur Welt gekommen, sondern das Gefühl und Bewußtsein eines eigenen Lebensrechtes in sich trug, mußte ihn hassen, wie keinen andern, sehnsüchtig auf die Stunde seines ohnmächtigen Zusammenbruches harren, mit alle Kraft einsetzen, diesen zu beschleunigen. Dazu war Detmar freilich außerstande, konnte nur untätig mit gebundener Hand den Tag der Befriedigung seines Hasses erwarten.

Eine Umänderung hatte übrigens die letzte Zeit auch für ihn hinsichtlich der Art seiner Gefangenhaltung mit sich gebracht. Die Tür seines Gemaches ward nicht mehr wie früher verschlossen, er konnte es unbehindert nach Belieben verlassen und jederzeit auf den Hofplatz hinuntergelangen, sich dort Bewegung zu machen. Geschah das aus Achtlosigkeit oder aus Hohnabsicht, ihm darzutun, daß jeder Versuch, sich zu befreien, für ihn völlig zwecklos sei, weil er von seiner Freiheit doch zu nichts Gebrauch machen könne?

Oder wollte man ihn damit zu einem Fluchtunternehmen verlocken, um, gewiß, seiner habhaft zu werden, einen ausreichenden Grund zu härterer Gefangenschaft für ihn, vielleicht auch in Ketten an der Wand, zu finden?

Das erschien als wahrscheinlichste Erklärung für die Unverschlossenheit der Tür. Der Gutherzigkeit des Kommandanten entsprang zwar dieser Plan schwerlich, aber dem König sah er vollkommen gleich. Der fand inmitten von tausend wichtigsten Angelegenheiten auch immer noch Zeit, an kleinste und bedeutungslose Dinge zu gedenken. Alles, was irgendwo in seinen Landen stattfand, geschah auf Anordnung von ihm, der alle mit knechtischer Unterwürfigkeit gehorchten. Detmar ward zweifellos, auch die offene Tür rühre von seinem Auftrag her.

So hütete er sich, in die ihm gelegte böswillige Falle zu gehen, obwohl ihn jetzt ein Drang, in die Stadt hinauszukommen, stärker und stärker erfaßt hielt. Er hatte vernommen, eine Bedrohung Berlins habe die Königin genötigt, nach Magdeburg zu flüchten; sie befand sich ganz in seiner Nähe und jedenfalls mit ihr auch Ulrike und Irene. Sein Mund war unfähig gewesen, eine Frage zu verhalten, ob auch die Prinzessin von Würtemberg hier sei, doch hatte der Kommandant darauf keine Antwort gewußt, nur von der Verwüstung des Schlosses in Charlottenburg weiter gesprochen.

Ein ganzes Jahr war vergangen, ohne daß er eine Möglichkeit gehabt, Nachricht von dem, was ihm widerfahren, an Irene gelangen zu lassen; so wohlwollend der Oberstleutnant von Reichmann ihn sonst behandelte, hatte er einem Ersuchen um Feder und Papier stets gleich abschlägige Erwiderung entgegengesetzt, offenbar damit auch einer bestimmten Vorschrift des Königs Folge leistend. Nun aber schwoll in Detmar das Verlangen nach Schreibwerkzeug un-

widerstehlich an; er ging nicht selbst in die auf ihn harrende Falle, doch mußte er jenes um jeden Preis für einen Brief an Ulrike zu erhalten trachten.

Darauf verwandte sich sein ganzes Denken und er fand auch ein Mittel dazu aus. Auf der abgeplatteten Umfassungsmauer der Hofstatt schritt eine Schildwache hin und her, die ihn jedesmal, wenn er in seiner Offiziermontur zum Luftschöpfen hinunter kam, respektvoll begrüßte; ein Milizsoldat war's, mit dem er schon ab und zu ein paar Worte ausgetauscht hatte. An den richtete er eines Tags in der Abenddämmerung das Ersuchen, für ihn einen Bleistift und Papier einzukaufen; er besaß einiges an Geld und es reichte für die Besorgung mehr als den zwanzigfachen Kaufbetrag hinauf, den der Soldat mit großer Bereitwilligkeit entgegennahm. Am nächsten Tage trat zwar eine andre Wache an seine Stelle, aber dann erschien er wieder und hatte das Gewünschte mitgebracht, händigte es auf dem völlig verlassenen Platz Detmar unbemerkt ein. So sah dieser sich zur Ausführung seines Verlangens instand gesetzt, schrieb einen ausführlichen Brief, den er mit dem Wachs seiner Lichtkerze verschloß und mit der Adresse seiner Schwester „bei Ihrer Majestät der Königin" versah. Doch war das Schreiben für Irene bestimmt, berichtete ihr hauptsächlich von dem Auftritt zwischen ihm und dem König, und daß dieser ihn wegen seiner Weigerung, ihrer Liebe zu entsagen, seit einem Jahr in gleicher Weise wie den Freiherrn von der Trenck hier eingekerkert habe. Dunkel rührte ihn wohl an, das letztere entspreche nicht ganz der Wirklichkeit, doch der machtlose Haß gegen den Urheber seiner Gefangen-

schaft nötigte ihm diese Gleichstellung ab, flammte überall aus dem Briefe auf. Eine Hoffnung, frei zu werden und wieder mit Irene zusammen zu kommen, könne es für ihn nicht geben, solange die Tyrannenmacht des Königs nicht vollständig niedergeschmettert sei; dazu vermöge er selbst leider nicht beizuhelfen, sondern müsse warten, bis das Schicksal durch die Waffen seiner Gegner diese gerechte Vergeltung an ihm vollstreckte. Mit gleicher Sehnsucht aber warte er auf eine Antwort und gebe dem Wachtposten, dem er dies Schreiben zur Beförderung vertraue, Anweisung, die Erwiderung abzuholen und ihm zuzustellen.

Für reichlichen Lohn zeigte der Milizsoldat sich auch willfährig, den Brief in dem von der Königin bewohnten Hause abzuliefern und dabei Erkundigung einzuziehen, wann die Antwort für ihn bereit gehalten sein werde; es regte den Eindruck, daß er nicht zum erstenmal einen derartigen Auftrag von einem Gefangenen übernehme, für guten Entgelt auf seine Verläßlichkeit und vorsichtige Ausführung zu bauen sei. Doch harrte Detmar von Tag zu Tag mit fiebernder Ungeduld vergebens im abendlichen Dämmerlicht des Hofraumes auf das Eintreffen der Entgegnung; allerdings erklärte sich dies Ausbleiben durch eine unglückliche Fügung, die offenbar seinem nicht wiederkehrenden Vertrauensmann den Postendienst an einer andern Stelle der Sternschanze zuwies. So verging eine Woche; zufällig erfuhr er, daß am nächsten Tage der November anfange, und die Hoffnung auf eine Antwort begann ihm zu schwinden. Sein Brief mußte nicht richtig befördert worden sein, oder Irene sich nicht in Magdeburg befinden.

Indes grad dieser Abend sollte ihm das brennend Erwartete bringen. Windstöße empfingen ihn, und Regen sprühte ihm ins Gesicht, als er um die gewohnte Zeit zum Hofplatz hinunterstieg, der fast schon von Dunkel überhüllt lag. Doch seine scharfgeübten Augen erkannten bereits aus einiger Entfernung gegen den trüben Himmel die bekannten Umrisse des so lange umsonst zurückerharrten Wachtpostens; er stand wieder auf der Mauer, merkbar auch durch das graue Zwielicht ausspähend, und wie Detmar hinzu kam, flog ihm etwas weißschimmerndes, ein herabgeworfener Brief entgegen. Hastig fing er den auf und lief damit in sein Gemach zurück; aber als er dann nach nochmaligem, ungeduldigem Erwarten, daß sein Aufwärter zum Lichtanzünden komme und wieder davongehe, den Umschlag öffnete, sah ihn eine fremde Handschrift und ein in französischer Sprache abgefaßter Inhalt an. Den hätte er sich vor einem Jahre schwerlich verdeutschen können, doch seine Beschäftigung mit Molière und dem Wörterbuch hatte es ihm ermöglicht; trotzdem beließ ihn der Anfang des Schriftstückes verständnislos, denn er las:

„Ich weiß von Ihnen, daß Sie auch seit einem Jahr Gefangener in der Sternschanze sind. Ohne Zweifel verlangen Sie ebenso danach, frei zu werden, wie ich, und gleicht Ihr Haß gegen den nämlichen Urheber unsrer Leiden dem meinigen; nur jemand, dem es an aller Menschenwürde gebräche, könnte ein andres Gefühl in sich tragen. Darum lasse ich Ihnen Nachricht zugehen, daß unsre Befreiung unmittelbar bevorsteht, und setze Sie von der Ausführung meines Planes in Kenntnis; Ihre Beihilfe dazu kann von

großem Wert sein. Ich habe mehrere Offiziere für mich gewonnen, mir meine Kerkertür zu öffnen, im Glauben, daß ich nur meine Flucht bewerkstelligen will. Aber das wäre Geringes; mir liegt Höheres im Sinn, Großes, Gewaltiges vor der Mitwelt und Nachwelt. Ich will meinen Namen der Geschichte überliefern als den eines Mannes, der mehr als Zehntausende dazu beigetragen hat, die Macht des preußischen Königs zu zerbrechen; indem Sie sich an meiner Tat beteiligen, werden Sie auch zum Teilhaber meines Ruhmes. Hören Sie! Alles ist in Bereitschaft. In der Festung befinden sich fast zwanzigtausend Kriegsgefangene, zumeist Österreicher, ihre Offiziere sind im Einverständnis mit mir. Einer von ihnen hat heimlich einen Waffenvorrat angesammelt, die Leute damit zu versehen. Die Landmiliz der Garnison ist verdrossen, wird wenig Widerstand leisten; nur ein Dutzend von ihr halten das Tor der Sternschanze zur Stadt hin besetzt. Sobald diese überwältigt sind, befreien wir die Gefangenen in der nächsten Kasematte; sie reichen aus, alle übrigen ebenfalls loszumachen. Nach zwei Stunden werden wir das Zeughaus, das Armeemagazin, die Schatzkammer, ganz Magdeburg in unsrer Gewalt haben und die Festung gegen jeden Angriff von außen behaupten können. Das ist der Todesstoß für Preußen, für den König, ihn sicherer ins Herz treffend als fünf verlorene Schlachten. Ihre Unterstützung, Herr Major, ist äußerst wichtig; als preußischer Offizier können Sie bedeutungsvollen Einfluß auf die Miliz üben, sie vom Versuch einer Gegenwehr abhalten. Übergeben Sie dem Wachtposten sogleich eine Antwort

für mich; ich konnte dies nicht früher an Sie gelangen lassen, weil er bis heute von Ihrer Mauer vor mein Fensterloch abkommandiert war; die Geldgier dieser Leute ist unser bester, uns von einer gerechten Weltordnung zugesellter Bundesgenosse. Ein doppelter Pistolenschuß nach dem Eintritt des Nachtdunkels wird Ihnen das Zeichen geben, daß ich aus meinem Gefängnis losgekommen bin, darauf begeben Sie sich schleunigst ins Freie; man hat Ihre Bewachung ja eingeschränkt, so daß Ihnen dies möglich wird. Sie sehen, ich besitze von allem Kenntnis, weiß auch von Ihnen alles, kenne Sie und habe Ihnen deshalb diese Mitteilung gemacht. Es begrüßt Sie, heut noch in unterirdischem Kerker, um Sie bald in der Freiheit zu umarmen, Ihr Leidensgefährte

Friedrich von der Trenck."

Mit starr auf das Blatt gerichteten Augen hatte Detmar Kampen den Brief bis zum Ende gelesen, in seinen Schläfen hämmerte das Blut, er fühlte, eine Fieberbetäubung drohe, seine Sinne zu überkommen. Alles, was sein brütender Haß seit einem Jahr glühend ersehnt hatte, stand, wie schon erfüllt, vor ihm da — er war nicht nur frei, schwang sich zum mächtigen Gegner des Verhaßten auf, trat ihm in völlig umgewandeltem Verhältnis furchterweckend, gebieterisch entgegen — in der eroberten Festung hielt er Irene unter seinem Schutz, niemand konnte sie ihm mehr entreißen —

So gewaltsam schwollen die Blutwellen nach seinem Kopf an, daß sie eine Sinnestäuschung über ihn brachten. Draußen fuhr ein knatternder Wind-

stoß gegen das Fenster, doch sein Ohr hörte in ihm einen Pistolenschuß, dem gleich ein zweiter nachfolgen mußte —

Plötzlich brach ein irrer Schrei aus Detmars Brust hervor. Mit dem Briefe in der Hand sprang er auf, stürzte zur Tür, lief mit keuchendem Atem durch ein Gewirr von Gängen. Nur ein dunkler Instinkt leitete ihm den Fuß, doch führte er ihn an sein Ziel. Nach kurzen Augenblicken stand er in dem Wohnraum des Kommandanten, wo die drin Anwesenden vor dem wie sinnberaubt Hereinstürmenden erschreckt zurückwichen. Schreiend rang er vom Mund: „Rettet den König — Magdeburg ist verraten — rettet es für den König!“ Weiter reichte sein Vermögen nicht mehr, taumelnd fiel er bewußtlos neben einem Sessel zu Boden.

Etwas Zeit verging, bis man ihn aufgehoben und auf eine Ruhebank gelegt hatte. Dann nahm der Oberstleutnant den Brief und sagte, nachdem er ihn durchgelesen hatte, ruhig: „Der Trenck ist erfinderisch wie der Teufel, freilich in diesem jungen Major hatte seine Klugheit sich verrechnet, der ist von andrer Art als er. Aber wenn er auch viel gewußt hat, der König weiß noch mehr. Er hatte schon über Wien Kenntnis von dem Plan bekommen und gab mir gestern Nachricht. Magdeburg war nicht mehr in Gefahr.“

* * *

Jetzt, am Beginn des Novembers war das ganze Kurfürstentum Sachsen in die Hände Dauns und der Reichsarmee gefallen; von der Oder her rüsteten sich

die Russen zu einem zweiten Vormarsch ihrer Gesamtmacht auf Berlin, außer der Mark Brandenburg befanden sich nach allen Himmelsrichtungen beinah sämtliche preußische Lande zum größten Teil in feindlicher Gewalt. König Friedrich hatte mit seiner zu geringen Streitkraft bis an die nordöstliche Grenze der Provinz Sachsen zurückweichen müssen, noch niemals während des Krieges waren die Österreicher so weit nach Norden vorgedrungen. Preußen lag rettungslos zu Boden geworfen, sein kleines Heer besaß keinen Halt und Ausweg mehr, keine Hilfsquellen in den Arsenalen, noch Ersatz für seine gewaltige Einbuße an Mannschaften durch Tod, Verwundung und Gefangennahme. Die Schlußkatastrophe der ungeheuren fünfjährigen Tragödie stand unmittelbar bevor; in Rom und Wien bereitete man sich zur dankbar-weihevollen Anstimmung eines großen ambrosianischen Tedeums, in Paris, Petersburg und Stockholm zur Veranstaltung glanzreich jubelnder Siegesfeier. Das vereinigte Europa hatte nach einem Lustrum den Markgrafen von Brandenburg und seine Potsdamer Wachtparade bezwungen, ihn wieder auf den ihm gebührenden Stand herabgesetzt, und die olympische Festbegehung harrte auf den weithinschallenden Tubaruf ihres Beginns.

Der erscholl am dritten Novembertag bei der kaum noch mehr als ein Dutzend Meilen südlich von Berlin an der Elbe belegenen Stadt Torgau. Dorthin war Daun mit seiner großen Armee dem König nachgefolgt, hielt auf steilen, von Sümpfen und Wasserarmen gedeckten Anhöhen neben dem Dorf Süptitz eine Stellung inne, deren Art und Festigkeit

der im Vorjahre von den Russen bei Kunersdorf eingenommenen ähnelte. Ein Angriff auf sie, obendrein von einer fast um die Hälfte geringeren Truppenzahl, erschien als undenkbar.

Trotzdem sah der Novembertag bis zum Nachteinbruch eine Schlacht bei Torgau, und nicht der österreichische Feldmarschall, sondern König Friedrich hatte sie begonnen.

Die letzte großgewaltige, mit der höchsten Anspannung auf beiden Seiten um die Entscheidung ringende Schlacht des noch zwei Jahre fortdauernden Krieges war's, doch zugleich seine furchtbarste und blutigste. Durch einen weithingedehnten tiefen Eichenwald rückte beim Morgenanbruch die Hauptmacht der preußischen Regimenter in drei getrennten Kolonnen gegen die feindliche Stellung vor; bestimmt war, Zieten solle mit einem von ihm geführten Heerteile dem Gegner in den Rücken fallen. Daun hatte Kunde von dem Vorhaben des Königs erlangt, seine schweren Geschütze auf den Wald gerichtet, und schon in diesem wurden die Herankommenden von vernichtendem Kartätschenhagel empfangen. Er sauste durch das noch braun die Zweige bedeckende Eichenlaub, schmetterte Äste und Stämme zu Boden, unter denen die preußischen Soldaten niederbrachen; der König selbst entging nur um Haaresbreite diesem Geschick. Doch er wich nicht zurück, drang bis zum Waldsaum weiter, vor dem über den offenen Sumpfbrüchen die Höhen von Süptitz aufstiegen; aus windgepeitschten Wolkenmassen strömte der Regen herunter. Himmel und Erde schienen bebend vom Donner der österreichischen Kanonen zu wanken, die jetzt, über das freie Feld

streichend, die Hälfte der aufwärts anstürmenden Grenadierregimenter zerrissen hinschleuderten; König Friedrich rief seinem nächsten Adjutanten zu: „Sie schießen uns das Wort vom Mund heut weg! Hat Er je solche Kanonade gehört? Ich noch nie!“ Aber trotz den ungeheuren Verlusten zauderten die Überlebenden nicht, ließen nicht ab, rangen sich zu den mörderischen Geschützen auf der Höhe empor. Aus dem Gesicht des Königs sprach, heute sei nur eines mehr übrig, der Sieg oder der Tod, und in jeder Brust hämmerte die gleiche Erkenntnis, das gleiche Gefühl und der gleiche Entschluß unbezwinglichen Willen und Kraft auf. Die Anhöhen wurden genommen, wieder verloren und wiederum erstürmt; ringsum brandete, Mann gegen Mann, ein entsetzliches Kampfgewoge, in das Reiter von beiden Seiten einhieben. Inmitten des Getümmels ritt der König, sein Degen deutete, seine laute Stimme kommandierte; zwei Pferde stürzten unter ihm, und er schwang sich auf andre. Da traf ihn eine Musketenkugel grad vor die Brust, seinem Mund entfuhr, wie ein Glücksruf der Erlösung klingend: „Ich bin tot!“ und er sank bewußtlos aus dem Sattel. Von jäher Angst durchrüttelt, rissen Adjutanten ihm die Kleider auf, und da atmete er, öffnete die Lider; sein Pelzüberhang und ein Sammetrock drunter hatten die Wucht der Kugel gelähmt, die nur bis zum Brustbein durchgedrungen, ohne dies zu zerschmettern. Nur sinnbetäubt war er für einen Augenblick gewesen, stieß jetzt aus: „Es ist nichts!“ stieg aufs Pferd zurück und warf sich wieder an der Spitze eines Bataillons anfeuernd dem Feuer entgegen. Auch Daun hatte ein Schuß getroffen,

doch zu schwererer Verwundung, so daß man ihn nach Torgau forttragen gemußt. Niemand wußte, welchen Verlauf die Schlacht nehme, wer die Oberhand erringe; keiner sah und erkannte weiteres als das nächste um sich. Dicht und dichter legte die frühe Dämmerung des Novembertags ihre Schleier über die sich nicht mehr unterscheidenden Gegner; dann kam die Nacht selbst, und lichtlose Finsternis erzwang die Beendigung des unentschiedenen Kampfes.

Beim matten Schein einer Stallaterne ließ König Friedrich jetzt in der kleinen Kirche des Dörfchens Elsnig seine Wunde verbinden, ordnete an, was am Frühmorgen geschehen solle, und streckte sich danach von der über Menschenkraft hinaus reichenden Anspannung erschöpft, vor dem Altar auf eine der Stufen nieder. Im Gegensatz zu dem ungeheuren Schlachtgetöse des Tags lag nun Dunkel und Stille ringsum, nur das Wimmern und Stöhnen von tausend Verwundeten klang überall schaurig aus der Nacht auf. Auch jetzt vermochte niemand zu sagen, was geschehen sei, keiner der Generale, der König selbst ebensowenig. Niemand schloß die Augen, in dumpfem Schweigen harrten alle bangend dem Morgen entgegen, zählten die Stundenschläge der Kirchenuhr von Elsnig.

Da, als sie neunmal geschlagen, wachte weit drüben, wie gespenstisch, das wilde Gelärm des Tages, Kanonendonner und Flintengeknatter noch wieder auf. Daun hatte dem Überrest seiner Armee Befehl zum nächtlichen Rückzug über die Elbe erteilt, und bei dieser Wahrnehmung brach plötzlich Zieten, der bis jetzt nach dem Gebot des Königs unbeweglich,

umsonst auf eine Nachricht vom Verlauf der Schlacht wartend, im Hinterhalt gestanden, mit seinen Reitermassen in die Flanken der Abmarschierenden hinein. Das Dunkel ließ nichts mehr erkennen, doch von dem jähen Ansturm im Rücken kopflos entsetzt, zündete der zunächst überfallene österreichische Heerhaufen das Dorf Süptitz an. Er beabsichtigte, sich über seine Abzugsrichtung zu vergewissern und die Verfolgung zu lähmen, aber setzte das Gegenteil ins Werk. Rasch loderten alle Häuser des Dorfes zu einem Flammenmeer auf, die Nacht ward zu blutroter Helle, einer Riesenleuchte, die den Husarenregimentern die schwarze Binde von den Augen wegnahm. Einer rief: „Hochkirch!" und mit brausendem Chor: „Hochkirch — Hochkirch!" stürzten sie sich in die verworren zusammengedrängte, auseinanderbrechende, fliehende Feindesmenge. Noch nie hatten die berühmten, die gefürchteten Reiter Zietens mit solcher Blitzesschnelle solche Wundertat vollbracht; andre, in der Nähe zur Nachtrast hingelagerte preußische Regimenter sprangen wieder vom Boden empor und eilten, vom taghellen Feuerschein geleitet, zur Mithilfe herbei. Wie es vom Elsniger Turm zehnmal schlug, stürmte zu ihm die Botschaft heran: „Sieg! Sieg!" Der König flog in die Höh und starrte dem Rufenden einen Augenblick ungläubig ins Gesicht. Doch im Nu erlangte er seine volle Geistesherrschaft, setzte sich auf die Altarstufe, schrieb bei dem Flackerlicht der Laterne Befehle und Depeschen für hastig abreitende Kuriere. Dann sank er auf ein für ihn herbeigeschafftes Strohbündel um und schlief.

Als der Morgen gekommen, deckten zwanzig-

tausend Österreicher das Schlachtfeld, zahllose Gefangene des Daunschen Heeres und sein Geschütz waren in der Hand des Siegers. Des eignen schweren Verlustes nicht gedenk, begrüßten alle Truppen den König, als er über die schreckensvolle Walstatt ritt, mit namenlosem Jubel; weit war unter ihnen das Gerücht umgelaufen, er sei schwer verwundet worden, viele befürchteten sogar, man verheimliche seinen Tod; der Anblick des Lebenden brachte allen Jammer zum Vergessen. Bei der von ihm angestellten Überschau der Verwundeten traf er mit Zieten zusammen; beide stiegen von den Pferden, gingen aufeinander zu und fielen sich mit tränennassen Augen ohne Wort in die Arme. Dann tauchte etwas im Gedächtnis König Friedrichs auf; zum Lachen war sein Mund nicht fähig, doch ein leise schalkhafter, hinreißend herzgewinnender Zug umspielte ihm die Lippen, wie sie sagten: „Er hat gut heute Nacht gesungen, Zieten.“

Als übermächtig offenbarte sich rasch die Wirkung der Schlacht bei Torgau. Sie lähmte überall die Angriffslust der Gegner; Daun suchte in Hast mit den Trümmern seiner Armee Dresden zu erreichen; die Russen zogen sich nach Polen zurück, die Reichsarmee südwärts in die fränkischen Lande; Schreck hatte alle gleichmäßig mit Entmutigung befallen. Gleicherweise auch eine schwedische Flotte und ein russisches Heerkorps, die in Pommern die Festung Kolberg belagert gehabt; dem mannhaften Widerstand der heldenmütigen Stadt unter ihrem Kommandanten, dem Oberst von der Heyde, gegenüber gaben sie den Versuch der Eroberung auf. Der Feldzug

des Jahres 1760 war beendigt; König Friedrich lag nicht rettungslos zu Boden geschmettert, stand noch ebenso aufrecht wie im Winterbeginn des Vorjahres da.

* * *

Am Abend des Tages nach der Schlacht bei Torgau ritt König Friedrich langsam an der Spitze eines kleinen Gefolges am Elbestrom entlang. Das dunkle Wasser rauschte neben ihm, als ob dumpf durcheinander tönende Stimmen daraus heraufsprächen; Dämmerlicht begann den seitwärts in Felder abbiegenden Weg zu überbreiten. Manches ließ sich noch deutlicher unterscheiden, doch andres verschwamm schon ungewiß; ein weißes Nebelgespinst stieg vom feuchten Bodengrund auf und ward in Manneshöhe durch einen Zugwind eigentümlich in flatternde Streifen zerteilt, die sich da und dort an Gegenständen zu den Seiten der schmalen Straße festhefteten. Etwas Geisterhaftes rührte draus an; Buschwerk erschien, als sei es mit bleichen Totenlinnen behängt, noch jungkräftige Fichten sahen aus, wie schon mit einem Altersüberzug langer, grauer Bartflechten bekleidet. Ab und zu lag am Straßenrande ein niedriges Bauernhaus, an dessen Dachfirst sich auch ein durch die Luft herzugetragener weißlicher Schwaden hingelagert hielt; einzelne, mit Feldgeräten heimkehrende Leute traten vor dem Reiterzug seitwärts an den Weg und entblößten, augenscheinlich den König erkennend, ehrerbietig die Köpfe. Er sah's und nickte, in abwesende Gedanken vertieft, mechanisch mit dem seinigen, doch dann tauchte einmal nah vor

seinem Blick eine Gestalt auf, die ihn ohne Respektsbezeugung vorbeireiten ließ. Ein sehr alter Mann mußte es sein, wohl ein Neunziger, denn langes weißes Haar fiel ihm vom barhaupten Scheitel an den Schläfen nieder und ein ebenso weißer Bart bis über die Brustmitte herab: regungslos auf der Türbank vor einer ärmlichen Bauernhütte sitzend, blickte er, ohne zu grüßen, dem Vorüberkommenden ins Gesicht. Unwillkürlich hielt dieser sein Pferd an und äußerte mit einem Ton der Verwunderung: „Will Er keine Notiz von mir nehmen?“

Der Befragte blieb gleich unbeweglich, auch seine Lippen schienen sich nicht zu regen, und doch kam jetzt von ihnen eine Antwort: „Ja, ich kenne dich und weiß, du bist groß, König Friedrich, aber ich bin für dich zu alt. Meine Augen schließen sich bald zu, um nie mehr zu sehen. Ich habe viel in meinem Leben getan, was ich für Pflicht hielt, und je härter es gewesen, desto zufriedener war ich mit mir. Nun schaue ich darauf zurück, und läg's noch einmal so vor mir, zum andernmal täte ich's nicht. Vor Augen, welche die Welt zu lange angeblickt haben, bekommt sie ein andres Gesicht und läßt den Wunsch, sie noch länger zu sehen, für sie tätig zu sein, einschlafen. Du bist ein großer König, aber auch deine Augen werden einmal alt sein. Und du wirst sie fragen: Was seht ihr? und sie werden dir antworten: Eine Welt, die es nicht lohnte, das eigene Leben dafür hinzugeben, sie bessern, höher aufheben und beglücken zu wollen.“

Den Kopf etwas über den Sattel vorgebückt haltend, hatte der König auf die Türbank hingeblickt

und sagte nun, den Nacken aufrichtend: „En avant, messieurs, es wird Nacht; wir wollen diesen Teiresias nicht in seinen Gesichten stören.“

Sein Pferd durch leichte Berührung mit dem Krückstock antreibend, ritt er weiter, doch wandte nach ein paar Augenblicken das Gesicht noch einmal um und fragte: „Wer war der Mann?“

Der Adjutant neben ihm versetzte: „Welchen Mann meint Eure Majestät?“

König Friedrich sah nach der Hütte zurück und ließ kurz die großen Augen stumm auf ihr haften, eh sein Mund erwiderte: „Der — er scheint weggegangen zu sein —“

Jetzt mit einem Ruck den Kopf wieder herumbewegend, sagte er nochmals: „Es wird Nacht, wir müssen eilen, vor dem Schlafen gibt's noch Notwendiges zu tun.“ Er beschleunigte den Gang seines Pferdes; hinter ihm im Gefolge fragte einer der Generale: „Was war? Weshalb hielt der König bei dem Hause an?“ und Zieten antwortete drauf: „Ich weiß nicht warum, hab nichts gesehen als einen kuriosen Nebelstreifen an der Tür, der einer alten Mannsfigur mit weißem Haar und Bart ähnlich sah.“

18.

Der nördliche Teil des Kurfürstentums Sachsen war jetzt wieder in preußischem Besitz, und der König verlegte nach der Schlacht bei Torgau sein Hauptquartier für den Winter nach Leipzig. Dies stand, nicht durch die Größe seiner Einwohnerzahl, aber als

eine Hauptpflegstätte geistiger Bildung, in hohem Ansehen unter den deutschen Städten da; seine schon vor viertehalb Jahrhunderten begründete Universität nahm einen Vorrang vor allen übrigen Hochschulen im Reiche ein; gleiche Bedeutung hatten ihm seit lange sein Buchhandel und seine alten Kaufmannsmessen verliehen. Doch war Leipzig nie ein Fürstensitz, von jeher nur eine Wohnstatt kraftvoll emporgekommenen Bürgertums gewesen und besaß deshalb weder eine alte Burgveste noch fürstliche Bauten aus späterer Zeit. So bot sich dem König kein Schloß zum Aufenthalt, sondern er mußte sich auf ein größeres Privathaus beschränken. Solche hatte das 17. Jahrhundert und die erste Hälfte des gegenwärtigen in beträchtlicher Anzahl stattlich und schmuckreich hergestellt, und er wählte das des Bürgermeisters Apel für sich zur Wohnung aus. Kein Palast war's, aber die Räume genügten seinem Bedürfnis, und ihre winterbehagliche Ausstattung entsprach seiner Neigung; gleicherweise tat dies die Stadt, in der er nicht als Eroberer und Feind betrachtet wurde, denn die vollständig protestantische Bevölkerung hegte im stillen den Wunsch, ihr Untertänigkeitsverhältnis zum kurfürstlichen, um der polnischen Königskrone willen katholisch gewordenen Hause mit dem preußischen vertauschen zu können. So richtete König Friedrich sich, aus den zwei ungeheuren Schlachten des Sommers und Herbstes als Sieger hervorgegangen, einem bescheidenen Gelehrten ähnlich zwischen den Wänden eines kleinen Arbeitsgemaches ein, von diesem aus die tausendfach notwendigen Vorkehrungen für den Wiederbeginn der Feldzüge im Frühling zu treffen.

Doch auch zur Befriedigung seines eignen, geistigen Verlangens trug er sogleich Sorge; einer seiner ersten Briefe nach Berlin gab Auftrag, ihm von dort Bücher, philosophische Werke, Cicero und Xenophon, sowie Dichtungen Voltaires zuzusenden. Der Stillstand der Waffen erfüllte ihn mit Friedensbedürfnissen; zur ehemaligen Heiterkeit vermochten seine Züge nicht mehr zu gelangen, aber das Düstere und Starre der letzten beiden Jahre schwand von ihnen ab. Und sehnsüchtig nach Sanssouci hinüberdenkend, schrieb er, daß man ihm auch zwei seiner langentbehrten Lieblingswindspiele, „Alkmene“ und „Biche“, zuschicken solle.

Als er zwei Wochen im Apelschen Hause verbracht hatte, trat eines Nachmittags der Dienstadjutant mit der Meldung in sein Arbeitszimmer, eine Dame oder Demoiselle ersuche um Vorlaß bei ihm. Bewilligend nickte er kurz und schrieb weiter; dann geriet ihm ins Gedächtnis, was der Adjutant gesagt, und den Kopf drehend, sah er sich um. Ein junges Mädchen war hereingekommen, stand lautlos wartend, verneigte sich jetzt mit vollendetem Anstand und kehrte danach ruhig zu aufrechter Haltung zurück. Nun fragte der König: „Was will Sie von mir?“

„Gerechtigkeit, Majestät.“

„Wer hat Ihr denn Unrecht angetan?“

„Eure Majestät.“

„So. Ich? Und womit?“ Er erhob sich vom Sitz und trat einen Schritt gegen sie vor. „Ich kenne Sie nicht. Wer ist Sie? Wie heißt Sie?“

„Ulrike Kampen.“

Zwischen seinen Lidern schoß etwas Scharfes hervor. „Ist Sie die Schwester von dem, den ich in Magdeburg eingesperrt habe?“

„Ja, Majestät.“

„Da gehört Sie also zu der Schönhausener Weiberkonspiration. Sie hat wenigstens noch braunes Haar, weißes sollte sich schämen, die Hand mit dabei im Spiel zu haben. Qu'est-ce-que tu veux, Biche?“

Unmutig stieß er das letzte vom Mund. Das Windspiel hatte sich aus seiner Lage aufgerichtet, zu der Fremden hinanbewegt und legte den Kopf an ihre niederhängende Hand. Etwas Absonderes, was Biche noch niemals so getan, lag darin; ihr Herr sah verdutzt auf den Hund und fügte hinterdrein: „Es scheint, Sie versteht sich darauf, Geschöpfe zu seduieren und von ihrer Pflicht abwendig zu machen.“

Ganz furchtlos stand Ulrike Kampen vor dem großen König, ihre Augen wichen vor seinem durchdringenden Blick nicht zur Seite, wie sie Antwort gab: „Ich mache niemand von seiner Pflicht abwendig.“

„Sie nicht? Hat Sie nicht versucht, jemanden — ist Ihr der saubere Plan mißglückt?“

Die schroff und beleidigend Angefahrene blieb einen Augenblick stumm. Aus seinen Worten tat sich kund, daß er eine Kenntnis besitze, die sie nicht bei ihm vermutet hatte, und merkbar bedurfte ihr Geist einer kurzen Sammlung. Aber dann erwiderte sie mit ruhiger Sicherheit, ohne das ihr Entgegengehaltene abzuleugnen: „Ich habe freudig ein Glück angenommen, nach dem ich nicht getrachtet, das von

selbst zu mir kam. Als ich erkannte, meine Pflicht sei's, ihm zu entsagen, habe ich's getan."

„So. Und welche Pflicht bewog Sie zu dieser gnädigen Entsagung?"

„Die Erkenntnis, daß jeder dem Vorbild Eurer Majestät nachfolgen, die Wünsche seines eignen Lebens dem obersten Gebot unterordnen müsse, das zu tun, was zum Besten des Landes dient oder dienen kann."

„Hat Sie das auswendig gelernt?"

König Friedrich machte ein paar Schritte hin und wider, blieb stehen und fragte: „Und um mir das zu sagen, ist Sie hierhergekommen?"

„Nein, deshalb nicht. Ich ahnte nicht, daß Eure Majestät von etwas wußte, was mich anging."

„Sie sieht, daß ich ein Spiel nicht für ernst nahm, sonst wäre es früher zu Ende gegangen. Aber Sie hat den Mut zur Wahrheit gehabt, ich denke mir, das hat mein Hund an Ihr gewittert. Bei Ihrem Kommen redete Sie von Gerechtigkeit — Sie hat Ihr Unrecht ja selbst eingesehen und gut gemacht. Was will Sie denn von mir?"

„Nicht daß Eure Majestät mir etwas geben, sondern mir etwas nehmen soll."

„Ich Ihr nehmen? Was?"

„Den Haß, den ich gegen Eure Majestät im Herzen trage."

Der Gesichtsausdruck des Königs gab zu erkennen, daß er die Antwort nicht verstanden habe. Er versetzte: „Ich dachte, das hätte Sie abgetan. Aber Sie redet ja amüsant und scheint noch weiteren Vorrat von Wahrheitsliebe bei sich zu tragen."

„Ich denke, wer sein ganzes Leben für die Wahrheit einsetzt, muß auch fordern, sie von andern zu hören.“

„Daß Sie mich mit Ihrem Haß beehrt? Darf ich mich auch erkundigen, was mir diese Auszeichnung einträgt?“

„Ich komme von Magdeburg, Majestät.“

„Ja so. Sie ist eine Schwester und hält dafür, daß ich Ihrem Bruder unrecht antue.“

Kurz schwieg das Mädchen wieder, entgegnete dann: „Das weiß ich nicht, und darüber kommt mir kein Urteil zu. Einen Grund für seine längere Gefangenhaltung weiß ich zwar auch nicht.“

„Soll das etwa auch Wahrheit vorstellen? Sie hat doch wohl mehr als ein so aimables billet doux an seine Adresse befördert.“

„Daß Eure Majestät davon weiß, mag mit zu Ihrer großen Aufgabe gehört haben, aber verehrungswürdig kann ich's nicht benennen.“

„Ihre Zunge ist sehr keck, Mademoiselle.“

„Eure Majestät hat ein Recht darauf, Wahrheit zu verlangen. Ich habe die Briefe befördert, doch es geschieht nicht mehr weiter.“

„Aus gutem Grund. Weil ich Ihrem Bruder seine Briefstellerei gelegt habe.“

„Aus einem andern Grunde. Weil auch die Empfängerin der Briefe ihre Pflicht erkannt hat, wie ich die meinige.“

„Was heißt das?“

„Um Preußen von einem seiner Feinde zu befreien, ihr Leben dem Vorhaben Eurer Majestät zum Opfer zu bringen.“

„So. Dann tut sie ihre Schuldigkeit, wozu sie auf die Welt gekommen.“

In den Zügen des Königs kennzeichnete sich eine Überraschung durch etwas, wovon er nicht gewußt hatte. Er machte wieder einige Schritte hin und her, hielt an, und seine Stimme besaß einen veränderten Klang, wie er sagte: „Also um mir davon Nachricht zu bringen, ist Sie hierher gekommen. Das hat Ihr ein richtiger Verstand eingegeben; Sie scheint mir mehr davon im Kopf zu beherbergen als Ihr Bruder. Hat Sie den in Magdeburg gesehen?“

„Nein, Majestät.“

„Er besitzt wenig Verstand, daß er geglaubt, die Festung wäre in Gefahr gewesen. Der Kommandant hat mir von einem närrischen Auftritt berichtet, den er ihm gemacht hat.“

Betrachtend ruhten die Augen des Sprechers auf Ulrike Kampen; dann setzte er hinzu: „Sonst ist Sie ihm ähnlich, ich hätte Sie daran erkennen können. Sie will also das, was Sie Gerechtigkeit heißt, für Ihren Bruder.“

„Nein, Majestät.“

„Aber weshalb haßt Sie mich denn? Um Ihrer selbst willen nicht, hat Sie gesagt. Ist's wegen der Freundin, die das Opfer bringen soll?“

„Nein, Majestät. Wer das bringt, dem kann niemand einen Lohn dafür geben als sein eignes Gewissen. Eure Majestät tat uns kein Unrecht an, denn die Pflicht des Lebens zwang sie dazu wie uns.“

Mit groß verwunderten Augen sah König Friedrich das Mädchen an. „Sie ist eine sonderbare junge

Person. Für wen wollte Sie denn Gerechtigkeit von mir?"

Ruhig hielt der Blick Ulrike Kampens den seinigen aus, und sie sprach zurück: „Klagt das Gewissen Eure Majestät nicht doch eines Unrechtes an?"

Jetzt umspielte ein Zug von Belustigung den Mund des Befragten. Merkbar in gute Laune geraten, versetzte er: „Ist Sie katholisch und will mir eine Beichte abnehmen? Ich bin ein Protestant und mache das mit mir selbst ab. Aber warum hält Sie denn mein Gewissen für unsauber?"

„Ich lebe seit vier Jahren im Schlosse von Schönhausen."

Der Kopf des Königs fuhr mit einem plötzlichen Ruck auf, aus seinen Augen zuckte es wie von hervorsprühenden Funken, das wie mit einem Kinde spöttelnd Spielende schwand von seiner Zunge weg, und scharftönig stieß er vom Mund: „Ist Sie aus einem Schlangenei gekrochen? Da mache Sie sich wieder in Ihr Nest zurück! Für solche Brut ist meine Stube nicht hergerichtet."

Doch ungeschreckt blieb Ulrike Kampen dem zornigen Gebot gegenüber reglos stehen und erwiderte: „Ich bedauere Eure Majestät."

Eine Furchtlosigkeit und zugleich eine Überzeugung klangen daraus, die dem König hörbar wider sein Wollen noch eine Antwort entfahren ließen. „Sie bedauert mich? Warum?"

„Weil Eure Majestät so gute Kundschafter besitzt, die von allem Bericht geben, was die Politik zu wissen verlangt. Aber keinen darunter, der von dem

berichtete, was für Eure Majestät am wichtigsten zu erfahren wäre. Nicht für den großen König von Preußen, der nur Diener und Werkzeuge hat, für einen andern, der den gleichen Namen mit ihm teilt, doch keine goldene Krone, sondern eine Leidenskrone trägt, weil in seinem Innern eine Sehnsucht nach Besserem, wärmer und höher Beglückendem lebt, als daß Untertanen ihm gehorchen und die Welt ihn bewundert. Der aber hat keinen Kundschafter, ihm Nachricht davon zu geben, daß ein Menschenherz für ihn schlägt, ein verschmähtes, leidvolles, edelstes Herz, das er so einsam auf der Erde gemacht, wie sich selbst, dessen er nicht gedenkt und das doch immer gleich an ihn denkt, um ihn bangt und trauert, nur für ihn lebt. Er vernimmt nicht von zwei Augen, die unablässig nur nach ihm in die Ferne hinausblicken, vom angstvollen Schlag eines Herzens, das vor den Gefahren zittert, die sein Höchstes und Einziges bedrohen. Ich aber würde das Blut meines Herzens freudig dafür hingeben, die stummen Tränen aus diesen Augen fortlöschen zu können. Daß der Einzige, der dies könnte, keinen Kundschafter besitzt, ihn davon zu unterrichten, darum bedauere ich Eure Majestät."

Ulrike Kampen hatte im Schloß von Schönhausen seltsam die Fähigkeit gewonnen, ihren Gedanken Ausdruck zu geben, doch von der letzten Erwiderung war sie über das, was ein Mensch erlernen konnte, hinausgehoben worden. Aus einem ihr eigenen Besitztum war's entnommen, unvorbedacht und doch auch mit besonnener Wahl der Worte, ganz unverhüllt aussprechend, was sie als Wahrheit empfand,

und zugleich der Größe desjenigen angemessen, zu dem ihre scheulose Sprache sich hinanwagte. König Friedrich hatte ihr lautlos zugehört, nur aus seinen Augen redete etwas, wohl ein Staunen über die kühne Sicherheit des jungen Mädchens, doch auch noch andres, sich unter Schweigen nicht erkennbar Zurückhaltendes vermischte sich damit. Wie sich selbst auf etwas Antwort gebend, nickte er jetzt einmal mit dem Kopf und sprach danach laut: „Also, um mir das zu sagen, ist Sie hier?“

„Eure Majestät verlangte zu wissen, weshalb ich hergekommen sei.“

Ein Zug weichen, gütigen Empfindens ging um die harten Lippen des Königs, er legte eine Hand auf die Schulter Ulrikes und erwiderte: „Ich tat Ihr Unrecht an, Sie hat nichts von einer Schlange, ist ein gutes Kind, das von Dingen spricht, die es nicht verstehen kann. Mir ist leid, was Sie sich hat antun müssen; schade drum, daß Sie nicht als eine princesse d'importance zur Welt gekommen. Aber Sie hat's besser so, ich möchte keine aus Ihr machen. Ihren Wunsch kann ich nicht erfüllen, das steht auch nicht in meinem Vermögen. Doch wenn Ihr einmal einer kommt, der nicht darüber geht, da wende Sie sich mit ihm — nicht an mich — an den andern, den Sie sich in Ihrer Kinderphantasie zurechtgemacht hat. Meine Biche hier hatte richtigen Spürsinn, ich hätt's wissen können, als sie Ihr so an die Hand ging. Streiche Sie dem Tier einmal mit Ihrer Hand über den Kopf; es behält jemand, der's gut mit ihm meint, im Gedächtnis und wird Sie nicht anknurren, wenn Sie wieder zu ihm kommt.“

Ulrike Kampen wußte nicht, was mit ihr vorgegangen sei. Aber bei dem völlig verwandelten Stimmenklang des vor ihr Stehenden, der die Hand auf ihre Schulter gelegt hielt, hatte sie plötzlich alle vorherige Sicherheit und allen Mut eingebüßt, begriff ihre vermessene Kühnheit nicht mehr, hierhergekommen zu sein und so zu dem großen König gesprochen zu haben. Ihr war's, sie müsse in einem sinnverlornen Traum hier stehen; ihre Augen schlugen sich jetzt schreckbefallen scheu vor den seinigen nieder, und sie wußte nichts zu tun, als stumm seinem Geheiß Folge zu leisten, mit der Hand sacht über den Kopf des neben ihr verbliebenen Windspiels hin und her zu streichen. Dabei jedoch faßte es sie auch mit einer traumhaften Gefühlstäuschung an, als gleite sie nicht über jenes hin, sondern über das Haar eines Menschenkopfes, der reglos unter ihrer Hand verharre, weil er wohltuend empfinde, daß sie es gut mit ihm meine.

König Friedrich aber sagte jetzt: „Sie hat einen weiten Weg zu mir gemacht und muß sich vor der Rückfahrt erst kräftigen."

Zum Glockenstrang des Zimmers hintretend, zog er an ihm und befragte den eintretenden Adjutanten, wer heut den wachthabenden Dienst im Hause versehe.

„Oberstleutnant von Quade, Majestät."

„Der ist ein zuverlässiger Mann. Heiße Er ihn zu mir kommen."

Ralf Quade war einer der wenigen Offiziere, die seit dem Beginn des Krieges zahlreiche Schlachten mitgemacht hatten, ohne eine schwerere Verwundung davonzutragen; nur eine Stirnnarbe wies darauf

hin, daß ihn einmal ein Säbelhieb getroffen habe. Doch seine Tapferkeit und Tüchtigkeit stand über allem Zweifel, und nach der Schlacht bei Liegnitz war er vom Major zu seinem gegenwärtigen Range aufgerückt. Jetzt beim Eintritt stutzte er unwillkürlich, während ein freudiger Aufglanz durch seine Augen flog.

Denen des Königs entging nichts, und den noch jugendlichen Oberstleutnant anblickend, fragte er: „Kennt Er die Demoiselle von Kampen?"

„Ja, Majestät."

„So. Dann hat der Zufall Ihn ja als den Richtigen für meinen Auftrag hergeführt. Lasse Er für diese junge Dame" — der Mund des Sprechenden legte eine Betonung auf das letzte Wort — „eine gute Mahlzeit herrichten und leiste Er ihr bis dahin und beim Essen Gesellschaft; es macht besseren Appetit, dabei eine Unterhaltung zu führen. Danach gebe Er sein Kommando ab, suche einen bequemen Wagen für die Demoiselle aus und begleite sie fürsorglich nach Magdeburg zurück. Wenn Er sich unterwegs nicht aufmerksam genug gegen sie beweist, wird sie sich bei mir darüber beschweren."

Ein leis zwinkerndes Spiel ging beim letzten kurz um die Mundwinkel König Friedrichs; nun wendete er sich dem jungen Mädchen zu und sagte: „So denk ich, ist Sie in guter Obhut. Ich bin Ihr dankbar für Ihren Besuch, Mademoiselle. Richte Sie der Königin einen freundlichen Gruß von mir aus und auch der Frau von Camas. Es ginge mir gut hier in Leipzig, niemand brauche für mich besorgt zu sein."

Um die Sinne Ulrike Kampens lag's wie ein dichter Nebel von Verworrenheit. So hatte ihre Naturmitgift des sicheren Ruhens auf sich selbst, das ihr stets eingab, was sie zu tun habe, sie noch nie verlassen. Nur ein unbenennbares Gefühl durchwogte alles in ihr vom Scheitel bis zu den Füßen, als ob es sie zu einem Schweben in die Luft aufhebe. Ein Wort hervorzubringen, war ihr zuvor so beredt gewesener Mund außerstande; plötzlich bog er sich mit jäher Bewegung herab und küßte die Hand König Friedrichs.

Doch rasch zog er diese zurück, und fast wie mit einem leichten Unmutston klang's von seinen Lippen: „Bin ich so alt schon, daß Sie mich als einen Greis behandelt?“ Dann aber faßte er nach ihrer Hand, hielt sie einen Augenblick mit herzlichem Druck in seiner und sagte: „Lebe Sie wohl! Au revoir.“

Nun verließen die beiden andern das Zimmer, doch ward der Offizier an der Schwelle noch einmal von einem Ruf angehalten: „Oberstleutnant von Quade!“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Bevor Er abfährt, komme Er zu mir und hole eine Order an meinen Kommandanten von der Heyde. Bon appetit!“

Der König setzte sich jetzt an seinen Schreibtisch zurück und streckte die Hand nach einem Buch, dessen Titelblatt er aufschlug. Seine Augen richteten sich darauf hin, schienen indes den Titel nicht zu lesen, über ihn hin wie nach etwas anderem zu sehen. Doch dann nahm er gewahr, die ihm auf sein Geheiß aus Berlin zugesandte „Pucelle“ von Voltaire sei's,

und mit einer unwillkürlichen Ruckbewegung warf er das Buch auf den Tisch zurück, hob sich wieder vom Sessel, trat zu Biche hinan, die sich neben dem flackernden Ofen zu Boden gestreckt hatte, und streichelte ihr mit der Hand über den Kopf.

* * *

In der Sternschanze von Magdeburg waren dem Freiherrn Friedrich von der Trenck andre, nicht ablösbare Eisenklammern um die Arme gelegt worden, Detmar Kampen dagegen saß in einer Haftzelle, die nichts mehr von einer solchen an sich trug. Ihre Tür blieb unverschlossen, er konnte jederzeit das Gemach verlassen und davongehen, wohin er wollte, denn auch ins Freie, zur Stadt hinaus verwehrte ihm keine andre Tür den Durchlaß. Ein Gefangener war er, doch von keinem fremden Zwang mehr dazu gemacht, nur von sich selbst, dem eignen Gefühl, er sei's. Das hielt ihn ab, irgendwelchen Gebrauch von dem zu machen, was ihm frei zu Gebot stand; er schrak vor jedem Gedanken daran zurück, begab sich sogar nicht mehr in den Hofraum zum Einatmen frischer Luft hinunter, sondern verbrachte den Tag wie die Nacht in seinem Zimmer. Was sollte ihm die Welt draußen, denn was sollte er in ihr? Sie lag leer da, enthielt keinen Zweck und kein Ziel des Lebens mehr für ihn.

Vor einer Woche war ihm ein Brief zugestellt worden, den der Prinz Friedrich von Würtemberg abgesandt hatte. Eine freundliche, fast herzliche Zuschrift war's; er schreibe im Auftrag und Namen seiner Schwester, die sich selbst nicht dazu fähig fühle. Aber es müsse sein, daß sie ihm auf seinen Brief

aus Magdeburg als Antwort einen letzten Gruß zukommen lasse, den letzten für immer. Dazu mache ihn eine Übergewalt, vor der sie ohnmächtig dastehe, denn nicht nur fremder Zwang nötige sie, der Ausüber desselben habe sich auch ihr eignes Innere zur Herrschaftserringung seines Willens unterworfen. Ehrfurcht und Demut wie vor einer Gottheit gebiete ihr, sich nicht länger gegen ihn aufzulehnen, in die Seele schauernde Erkenntnis, nicht ihr gehöre ihr Leben, sondern nur der Pflicht, an der Riesentat des größten Mannes aller Zeit als ein kleines Werkzeug seines Geistes mitzuhelfen. Ein schöner Traum sei's bei den Wassern der Eremitage gewesen, im Schlosse zu Gotha und im Park von Schönhausen, und gedenken werde sie an den, ihn in sich tragen, so lang ihre Brust fortatme. Doch, wie's in gleicher Weise seiner Schwester geschehen, habe die atemlähmende Angst des letzten Sommers, das als unabwendbar grauenvoll herandrohende Gespenst des Unterganges sie aus dem Traum aufgeweckt, mit Sturmgewalt fortgerissen, zu tun, wogegen ihr Wille sich bisher blind trotzig geweigert. In ihre schwache Hand liege vom Schicksal gegeben, die furchtbare Zahl der Feinde Preußens wahrscheinlich um einen zu verringern, vielleicht an seine Stelle einen Freund zu schaffen, und sie könne die ungeheure Schuld, den Drang nach eignem, selbstsüchtigem Glück höher als die Rettung des deutschen Volkes gestellt zu haben, nicht auf sich nehmen, fühle, wenn sie's täte, bräche sie unter der Last solchen Frevels zusammen. Eine Zeit sei's, die von jedem das Höchste als Opfergabe fordere, wie wohl noch keine vor ihr. Das trage auch Detmar

als Gebot über allen andern in sich, ja von ihm habe sie es zuerst vernommen und selbst empfangen, wie er das Glas, das ihre Hand ihm in Bayreuth gereicht, auf den großen König getrunken. Einem Funken gleich sei der Trinkspruch ihr damals ins Herz gefallen, zündend drin die Liebe für ihn zu wecken. Aber der Sturm der Zeit habe den Funken zur alles überlodernden Flamme angeschwellt, von der das Herz in Angst vor dem Niedersturz, in Qual um die Not des großen Königs verzehrt werde. Unter der Übermacht müsse die Liebe verstummen; so nehme sie von dieser hier Abschied, sage ihm letztes Lebewohl. Und aus einer Beschwichtung schöpfe ihr Herz Kraft dazu, daß die entsagende Liebe ihn vor dem furchtbaren Geschick seines Mitgefangenen in der Sternschanze behüten werde.

Schon oftmals hatte Detmar Kampen den von der Hand ihres Bruders abgefaßten Brief Irenes von Würtemberg gelesen und beim ersten Anblick gewußt, was das Blatt enthalte. Denn in seiner Gefangenschaft war ihm ein Verständnis aufgegangen, das im Sonnenglanz seines Liebesglücks nicht an ihn heranzukommen vermocht. Sie war eine Prinzessin und konnte nicht anders schreiben, nicht anders handeln. Ihr Rang war nur ein leeres Wort, gab ihr keine Willensfreiheit; sie mußte. Zwang nötigte sie, jedem Geringsten gleich; ihre Hand, ihr Leben bildete im Rechnungsbuch der Staatskunst nichts als eine wertvolle Ware, zur Erwerbung eines bedeutungsvollen Gewinnes vergeben zu werden. Den brachte die Verbindung mit dem Prinzen, für den die Politik sie bestimmt hatte, ein.

Doch ihr Herz konnte die Politik ihm nicht nehmen, das sprach auch der Brief. Sie gehorchte nur, weil sie mußte.

So sah es ihn aus den Schriftzeilen mit ihren Augen an, klang ihre Stimme ihm draus auf. Die Antwort auf seinen Brief an sie bestätigte, was er erwarten gemußt, aber raubte ihm nichts im Innersten. Ob er sie niemals wiedersehen mochte, ihre Liebe blieb ihm, begleitete ihn, nie verschatteter Sonne gleich, überall, an jedem Ort und zu jeder Stunde ihn mit Licht und Wärme umbreitend und erfüllend.

Er wußte nicht, wann zuerst doch aus dem Blatt ein dämmernder, kühl überlaufender Schatten heraufgekommen sei, von dem ihm eine Schauerempfindung durchs Blut gegangen. Aber einmal, als er den Brief wieder gelesen, war's so geschehen, um sich jedesmal zu erneuern, noch tiefer dunkelnd und noch frostiger anrührend. Und dann stand's plötzlich erkannt vor ihm, untrüglich und unabweisbar: Nicht Bewunderung, Ehrfurcht und Pflicht ließ sie dem König ihr Leben zum Opfer bringen, sie tat's, weil sie ihn liebte. Das war die alles überlodernde Flamme, die jedes andre Gefühl in ihrem Herzen verzehrte. Und sie wußte es, hatte deshalb nicht mit eigner Hand schreiben können, sondern die ihres Bruders dazu beauftragt.

Auch bis dahin erstreckte sich die Macht dieses schonungslos Gewalttätigen. Ein Niederbrecher jedes Widerstandes war er, ein unersättlicher Räuber, der alles für sich in Besitz nahm, mit dämonischer Kraft an sich riß. In gleicher Weise den Sieg über einen

schon triumphierenden Feind und den über ein Herz, das ihm gleichgültig nichtig war.

Detmar schlug die Hände vor seinem Gesicht zusammen. Durch dumpfe Betäubung rang sich ihm das richtige Verständnis des Abschiedsbriefes Irenes auf. Ihre Liebe war für ihn verloren, denn der alles Bewältigende hatte sich auch ihres Herzens bemächtigt.

Über die zuckenden Lippen drängte sich's ihm laut hervor: „Eine Prinzessin ist's und er ein König —"

Aber der Klang der mißächtlichen Worte in seinem Ohr durchfuhr ihn mit Schreck. Nein, das sprach nicht Wahrheit — ein alter Mann war's und sie jung wie ein Frühlingstag — solche Liebe zu ihm hatte die andre nicht aus ihrer Brust verdrängt. Sie war einem Gefühl untertänig geworden, gegen das ihr Herz umsonst gerungen hatte, einer Liebe, die der große Mißächter jedes fremden Rechtes ihr übermächtig aufgezwungen.

In dem Briefe stand, sie habe tun müssen, wogegen ihr Wille sich geweigert. Das war ein beschönigender, selbstbetrügender Widerspruch. Wenn sie den Willen wirklich gehabt hätte, so wäre er auch Sieger geblieben.

Doch bei diesem Entscheid faßt es Detmar wieder mit einer jähen Schreckerkenntnis an, auch das spreche nicht Wahrheit. Kein Wille konnte fester gewesen sein, als der seines Hasses gegen den König, der Drang, ihn befriedigen zu können. Und dennoch in dem Augenblick, als die Zuschrift Trencks ihm die Erfüllung seines glühenden Verlangens, eine Stillung

des quälenden Rachedurstes verheißen, an die Lippen gehalten, hatte es ihn wie mit Irrsinn überwältigt, daß er aufschreiend, nach Hilfe rufend, zur Wohnung des Kommandanten davongestürzt war. Nach Hilfe gegen die Labung seines brennenden Begehrens, gegen die Zusicherung, daß Irene unter seinem Schutz von jedem Zwange befreit werde. In dem Augenblick hatte er nicht an sie, nicht an seine Liebe gedacht.

Was war sein Wille denn gewesen? Nur ein Wahn zu können, wozu die Fähigkeit, die Kraft ihm fehlte. Ein Rohrhalmauftrieb seines Hasses, den er für einen trotzenden Baum gehalten, von jäh herein-gebrochenem Sturmstoß wurzellos-ohnmächtig zu Boden geschmettert. Er hatte sich vermessen, hassen, einen Willen haben zu wollen; etwas Übergewaltiges hielt diesen als ein Spielzeug in der Hand, zwang ihn, das Gegenteil von dem zu tun, was er vollführen zu können gemeint. Etwas Namenloses war's, zu dem die Worte der Sprache nicht hinanreichten, auch das Wort Liebe nicht. Nur eines: Willenlos sich unterwerfende Hingabe an ein höchstes Gebot im eignen Innern; in der Stunde der Prüfung war davor das Wollen Irenes zum Nichts geworden wie das seinige. Und wie sich selbst, hatte er sie an das Unüberwindbare verloren.

Wie von einem schweren Nebelgewoge umgeben, saß Detmar Kampen Tag für Tag im Treiben seiner Gedanken. Sie überdrängten sich mit einem Gefolge von Bitterkeit, Herzleid und Trauer, nur das eine schied sich ihm aus dem trüben Gewirr, mehr und mehr zu deutlicher Erkennbarkeit vorschreitend, ab. Was er nach dem Lesen des Trenckschen Briefes be-

sinnungslos getan, müsse er mit Bewußtsein so wieder tun, wenn es als etwas erst Kommendes noch vor ihm läge, und so auch hatte Irene ihrem eignen Lebensglück entsagen müssen. Die Natur hatte gleiches in sie beide hineingelegt, ihnen keine Wahl, kein Erwägen freigestellt, ob sie wollten und dürften; sie hatten gleicher Weise nicht anders gekonnt. Keine Schicksalsgewalt forderte das Opfer von ihnen, freiwillig brachten ihre Herzen es dar, denn sie unterlagen einem höheren Gebot in sich selbst als dem der Eigensucht ihrer Liebe.

Aus dieser Erkenntnis kam etwas Aufrichtendes, über den Nebel der trüben, niederdrückenden Gefühle Emporhebendes; eine hilfreiche Hand schien es zu bieten, doch sie versagte, wenn Detmar nach ihr fassen wollte. Denn wozu konnte sie ihm noch Beistand leisten, wohin ihn aus dem Dunkel, in das er versunken, noch wieder zu einem Lichtschein aufwärts führen? Er hatte sich jeden Ausweg selbst verschlossen, durch irrsinnig hochfahrenden Trotz Den von sich abgekehrt, dem sein Leben angehörte, ohne den es zu einem wert- und zwecklosen Nichts geworden. Zum Hohn standen die Türen seines Gefängnisses offen, verstatteten seinem Fuß, davonzugehen. Nur der war frei, der seine Freiheit zum freudigen Erstreben eines Zieles benutzen konnte. Für ihn gab es kein solches mehr, er blieb überall ein Gefangener, vom eignen Bewußtsein dazu gemacht. Und er hatte die Ketten, die ihn unsichtbar gefesselt hielten, verdient, als ein Unwürdiger, in sich selbst rechtlos Gewordener, der Frevel an seinem Heiligsten begangen. Der neuen Haß in seinem Herzen gegen den aufzuschüren

versucht hatte, dem es als Eigentum angehörte — ein winziges Geschöpf, das in blinder Vermessenheit dem allumfassenden Ratschlusse seines Schöpfers getrotzt.

— — — —

Da ging einmal seine Tür auf, und zwei Gestalten traten durch sie herein. Seit länger als einem Jahre geschah's zum erstenmal so, mit Ausnahme des Kommandanten hatte niemand während der Zeit seine Schwelle überschritten. Er blickte die beiden, auf ihn zu Gehenden an, und ihre Gesichtszüge waren seinen Augen nicht fremd, aber wie in einer weitfernen Vergangenheit, in einer andern Welt gesehene. Doch dann sprach ein Mund seinen Namen, und zusammenfahrend erkannte er, seine Schwester stehe vor ihm und neben ihr sein Freund Ralf Quade.

Dies Erkennen und daß sie so miteinander hereintraten, rief noch etwas in seinem Gedächtnis wach. Zwei Glückliche waren es; eine bittere Empfindung rührte ihn zwar aus ihrem Anblick an, doch nun begrüßte er sie: „Ihr seid's, und eure Liebe hat das Schicksal nicht vernichtet, hat euch gestattet, was ihr von ihm erbeten. Habt Dank, daß ihr in eurem Glück an mich gedenkt und zu mir kommt — über mein Leben ist Nachtdunkel gefallen — aber mein Herz kann sich noch an eurem Sonnentag freuen."

Er reichte ihnen die Hände entgegen; sichtbar standen indes beide von seinen Empfangsworten überrascht, bedurften erst einiger Augenblicke, sich über ihren Sinn klar zu werden. Dann stieg Ralf Quade ein Rot in die Schläfen, das seinem kraftvollen Mannesgesichte einen Anstrich von knabenhafter Be-

fangenheit gab, und ebenso bemächtigte diese sich auch seiner Lippen, die zu sprechen versuchten, ohne zu finden oder hervorbringen zu können, was sie sagen wollten. Dagegen Ulrike erwiderte jetzt in ihrer ruhigen Art: „Dich täuscht ein Schein, lieber Bruder, dein Freund und ich sind vom Zufall zusammengeführt worden, und er hat mich begleitet, weil wir das gleiche Ziel hatten, zu dir zu kommen —“

Sie ward unterbrochen, denn auch der Kommandant von der Heyde erschien von draußenher, trat auf Detmar zu und sprach ihn an: „Eine Order des Königs entbindet mich Eurer weiteren Festhaltung, Herr Major, und befiehlt mir, Euch in die Hand des Herrn Oberstleutnants von Quade zu übergeben. Ich komme hiermit dem Befehl nach, beglückwünsche Euch zum Verlassen Eurer Festungshaft, doch bedaure für mich, von Euch Abschied nehmen zu müssen.“

Dem Freigegebenen mit freundlichem Druck die Hand reichend, verließ er sogleich die Stube, augenscheinlich um das Wiedersehen der Geschwister nicht zu stören. Seine kurze Dazwischenkunft hatte Ralf Quade aus der stummen Verlegenheit, in die er durch den Irrtum Detmars geraten, befreit, lachend brachte er jetzt vom Munde: „Ja, ein guter Zufall war's, daß ich den Wachtdienst im Hause des Königs hatte, als deine Schwester zu ihm kam — er hat mir befohlen, sie von Leipzig sicher wieder hierherzubringen — so ist's gekommen — ich weiß nicht, ob Demoiselle Ulrike — der König sagte ihr vor unserm Weggang, sie solle sich bei ihm über mich beschweren, wenn ich unterwegs nicht —“

Ein wenig Röte stieg ihm doch noch zu Kopf,

und er stockte kurz, ehe er abbrechend fortfuhr: „Nun habe ich das Wächteramt über dich, dich an der Rapportstelle abzuliefern. Wenn du mir wegzukommen suchst, muß ich den Säbel gebrauchen; du weißt, mit solcher Verantwortung ist bei Ihm nicht zu spaßen. Respit kann ich dir nicht viel geben, die Order ist, nach einer Stunde abreiten; dein Pferd steht schon aufgesattelt unten. Deiner Schwester bleibt auch nicht viel Zeit, die Königin fährt heute nach Schönhausen zurück; von Kosaken und Kalmücken ist dort keine Gefahr mehr. Jetzt lasse ich euch besser für das Stündchen miteinander allein; Geschwister, die sich so lange nicht gesehen haben, sprechen wohl gern über mancherlei Dinge, wobei andre Ohren unnötig sind. So stelle ich's mir wenigstens vor, aus eigner Erfahrung weiß ich nicht davon, denn mir hat das Leben niemand gegeben, der meine Gesellschaft nicht lieber los wäre, als daß er mich länger bei sich zu behalten wünschte."

Die Worte Ralf Quades hatten seine fröhliche, zum Spaßen geneigte Natur und daneben ein Zartgefühl, sich dem Beisammensein der Geschwister nicht länger aufzunötigen, zum Ausdruck gebracht, nur in die letzte Äußerung mischte sich ein leiser Klang hinein, als ob er doch hoffe, zum Verbleiben im Zimmer aufgefordert zu werden; doch geschah dies von keiner Seite, und so ging er hinaus.

Detmar dachte nicht daran, den Freund zurückzuhalten; er war so von dem plötzlichen Hereinbruch der Umwandlung seines Zustandes überstürmt, daß er überhaupt keinen Gedanken zu fassen vermochte. Nur ein unaufhellbares Dunkel lag vor ihm, ließ ihn

ohne ein Begreifen, was sich darin verberge, was seine Fortführung aus der Festung bedeute. Wie zugleich von körperlicher und geistiger Lähmung befallen, sank er auf den Sitz zurück, von dem er zur Begrüßung der beiden unerwartet Hereingetretenen aufgestanden, und sah sinnverworren stumm vor sich hin.

Auch Ulrike stand ein paar Atemzüge lang schweigend, dann streckte ihre Hand sich aus, zog einen Stuhl neben den seinigen heran, und sie setzte sich darauf dicht zu ihm nieder. Und nun sprach sie mit leiser Stimme: „Es war anders, als wir zuletzt beisammen saßen, Detmar. Wir haben beide geträumt seitdem — ich, daß ich einen Prinzen lieb hätte und du eine Prinzessin. Das war ein schöner, törichter Traum, doch nun sind wir zur Besinnung aufgewacht, und unsre Vernunft erkennt, daß er keine Wirklichkeit sein konnte. Nicht weil es der Wille des großen Mannes verbietet; ich habe in mir gefühlt, er täte es nicht, wenn nicht ihm eine Notwendigkeit geböte, die auch über seinem Herzen ist wie über unsern. Du kamst einmal bei Nacht zu mir — in einem andern Leben war's, darin wir Kinder waren — und mein Mund blieb verschlossen bei dem, was du sprachst. Aber damals hast du etwas aufgeweckt, was unbekannt in mir geschlafen hatte, und als du weggegangen warst, kam mir's zur Erkenntnis, daß ich einen Menschen lieben konnte, daß ich dich liebte. Darum ging ich mit dir in die fremde Welt hinaus, und ich danke dir für den Traum, den sie mir gebracht hat, denn du hattest mein Herz fähig gemacht, ihn zu träumen. Nun ist er vorüber, und wir sind

wieder in der Wirklichkeit. Aber das Verlangen nach Liebe hat sie nicht ausgelöscht — wir sind uns in ihr geblieben, Detmar — und wir wollen uns liebhaben, mein Bruder! —"

Ulrikes Arm schlang sich um seinen Nacken; niemals hatte er ihre Stimme so weich tönend, ihm so ins Innere dringend gehört. Sein Kopf sank schluchzend herab, und Tränen lösten ihn an der Brust der Schwester zum erstenmal aus der dumpfen Geistesbetäubung und krampfhaften Qual seines Gemüts. Ihm war die Liebe eines warmen Herzens geblieben und sie vergalt in dieser Stunde, daß er als Knabe in unbewußtem Drange sie zum Leben erweckt hatte.

— — — —

Nur allzurasch aber ging die kurze Stunde vorüber, Ralf Quade mußte zurückkommen und zum Aufbruch mahnen. Beim Abschied reichte Ulrike Kampen ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr sorgliches Geleit; Sie haben recht, es war ein guter Zufall, der es gerade Ihnen übertrug, denn wir sind gute Freunde auf der Fahrt hierher geworden, denk ich. Wenigstens habe ich mich beim König über nichts zu beschweren und hoffe, daß auch ich Ihnen keinen Anlaß dazu gegeben; wäre es geschehen, so habe ich's nicht gewollt. Mir ist's ein tröstlicher Gedanke, Sie bei meinem Bruder zu wissen; er hat einen treuen Freund nötig, und ich weiß, der werden Sie ihm sein. Dafür danke ich Ihnen auch; leben Sie wohl! Vielleicht — der Zufall ist ja erfinderisch und bringt uns vielleicht noch einmal wieder zusammen."

Seltsam war's, mit welcher Sicherheit ihre Jugend die Worte für das zu wählen wußte, was sie ausdrücken wollte; ungesprochen klang doch für die Empfindung zwischen ihnen auf, daß ihr nicht verborgen geblieben sei, welches Gefühl der junge Offizier für sie in sich trage; mit ernstem, von schwer überwundenem Leid redendem Gesicht hatte sie zu ihm gesprochen, nur bei der letzten, nochmaligen Erwähnung des Zufalls war's gewesen, als ob ein dem Blick nicht wahrnehmbares Lächeln um ihre Lippen gegangen sein müsse, das die Trübnis ihres Antlitzes für einen Augenblick ganz leise durchhellt habe. Die Augen Ralf Quades faßten diesen flüchtigen Schimmer auf, doch seinem Munde stand keine Erwiderung zu Gebot; er verneigte sich nur ehrerbietig wie vor einer jungen Fürstin, und die beiden Reiter setzten ihre Pferde dem Festungstor der Sternschanze zu in Bewegung.

Ein klarer, kalter Dezembertag war's, in tiefen Zügen atmete Detmars Brust die frische Luft ein, und mit wunderbarer Kräftigung durchdrang sie ihm Leib und Seele. Der, welcher über ein Jahr lang dumpf brütend hinter den dunklen Festungswällen gesessen, war aus ihm weggeschwunden, ein andrer ritt hier davon; einer, der das Schicksal, das ihn hilflos und hoffnungslos zu Boden geworfen, in sich überwunden. Dazu hatte ihm Ulrike in der flüchtigen Stunde verholfen, ihn im Tiefsten fühlen lassen, welche aufrichtende Kraft für einen in Lebensnot Verzagenden von einer Schwester ausgehen könne, und durchschauernd war ihm daraus zum erstenmal ein volles Verständnis aufgegangen, was die Mark-

gräfin Wilhelmine für ihren Bruder gewesen sein müsse und dieser an ihr verloren habe. Rückhaltlos aber hatte Ulrike ihm auch die Not ihres Lebens vertraut; er wußte, daß eine Zuneigung zwischen ihr und dem jüngsten Bruder des Königs entstanden, schweigend von der Königin und Frau von Camas geduldet, mählich zur wechselseitigen Liebe angewachsen sei, bis diese, ebenso wie die seinige, von jähem Blitzschlag getroffen und ihre Hoffnung vernichtet worden. Der König mußte auch im Schloß von Schönhausen Kundschafter besitzen, von denen ihm Bericht darüber zugegangen; ein preußischer Prinz besaß ebensowenig Selbstbestimmungsrecht, nach eigenem menschlichen Glück zu verlangen, wie eine Prinzessin von Würtemberg; als unweigerliches Gebot lag ihm die Pflicht ob, durch seine Ehe zur Förderung des Gesamtwohls beizutragen. Das war der gleichschwere Kampf im Herzen Ulrikes gewesen, doch sie hatte ihn als Siegerin bestanden, sich nicht allein vor dem Zwange der Notwendigkeit gebeugt, vielmehr auch ihre Liebe als einen Traum erkannt, der keine Wirklichkeit zu werden vermocht. Sie trauerte, aber lehnte sich nicht auf, zürnte dem Urheber ihres Leides nicht, der es ihr nicht antun gewollt, sondern gemußt; fast erschreckend hatte Detmar ein Gefühl angerührt, der König habe bei der Zusammenkunft in Leipzig seine Schwester in gleicher Weise wie Irene gezwungen, statt ihn zu hassen, ihn mit willenloser Hingabe zu lieben. Doch zum Sieger über sich selbst war auch er durch Ulrike aufgehoben worden, zum Erkennenden, daß nur ein Traum hinter ihm liege, unabänderlich vorbestimmt, wesenlos zu vergehen. Sein Blick wandte sich noch

einmal nach Magdeburg um; dort ließ er in dunklem Kerkergelaß einen Gefangenen zurück, der sich zu Gleichem vermessen gehabt wie er. Aber ein dunkles Empfinden überkam ihn bei der Vorstellung; es mußte doch nicht das Gleiche gewesen sein, Friedrich von der Trenck Schlimmeres vollbracht, eine Schuld auf sich geladen haben, für die er unerbittlich harte, doch gerechte Strafe erlitt. Von einer Schuld, die nicht vergeben werden konnte, wußte Detmar Kampen sich frei, und frei atmete seine Brust die frische Luft ein, wie er im kühlen Schein der schrägen Dezembersonne dahinritt. Das Reiten hatte er während des Jahres in der Sternschanze nicht verlernt, saß so sicher im Sattel wie vordem; das regte ein beinah freudiges Gefühl in ihm an. Ungewiß lag vor ihm, wohin, welchem Ziel er entgegenreite, und auch der Freund, unter dessen Überwachung er gestellt worden, wußte keine Auskunft darüber. Eine winterliche Welt umgab ihn, aber eine neue wars und er ein andrer in ihr unter einer Sonne, aus der Ahnung anrührte, daß sie nicht weiter abwärts gehen, sondern sich zum Wiederanstieg bereite.

Für kräftige Pferde und tüchtige Reiter war's über den ebenen, festgefrorenen Boden nicht weit von Magdeburg bis Leipzig, sie erreichten dies schon am Nachmittag des nächsten Tages, und Ralf Quade schlug, augenscheinlich einer Anweisung Folge leistend, grade Richtung durch die Straßen nach dem Hause des Bürgermeisters ein. Hier erhielt er sogleich Vorlaß im Arbeitskabinett König Friedrichs und meldete: „Zu Eurer Majestät Befehl, der Arrestant Major von Kampen aus Magdeburg.“

Vom Schreibtisch aufstehend, antwortete der König:

„Warte Er im Vorzimmer, ich habe auch mit Ihm zu sprechen,“ trat danach gegen Detmar hinan und fragte: „Hat Er Seine Zeit in der Sternschanze zum Nachdenken gebraucht?“

„Ja, Majestät.“

„Und da hat Er wohl einen tüchtigen Haß auf mich geworfen für das, was ich Ihm angetan habe?“ Um ein Wimperzucken blieb der Befragte stumm, dann erwiderte er mit fester Stimme:

„Ja, Majestät.“

„Und Ihm wäre es zu paß gekommen, wenn sich die Kriegsgefangenen der Festung Magdeburg bemeistert hätten?“

„Ja, Majestät.“

„Er ist für Seinen Kopf nicht gut besorgt, sonst würde Er nein sagen. Aber in Seinem Kopf war's nicht richtig bestellt, anders wäre Er nicht mit dem Brief des Trenck zum Kommandanten gelaufen und hätte einen Mordslärm gemacht. Das Schriftstück liegt hier auf dem Tisch und mußte Ihm besonders gut gefallen. Kann Er mir erklären, was für eine Narrheit Ihm da Seinen Verstand blind und taub gemacht hat?“

Diesmal schwieg Detmar Kampen, war unfähig, eine Antwort hervorzubringen. Kurz wartete der König, sagte dann: „So will ich es Ihm erklären. Weil Er doch noch etwas in sich hatte, wider das Sein Haß gegen mich nicht aufkonnte. Das fragte Ihn nicht danach, was Er wünschte und wollte, sondern Er mußte es tun, tat's aus Liebe für

Sein Vaterland, und darum habe ich Ihn freigelassen."

Etwas Sonderbares, wie gespannt Zuwartendes lag im Hintergrunde der Augen König Friedrichs, deren Blick in diesem Moment an die eines geduckt lauernden, sich zum Zusprung auf eine Beute bereithaltenden Raubtieres erinnern konnte. Jetzt hatte Detmar Sprechfähigkeit zurückgewonnen und versetzte laut: „Nein, Majestät."

„Wozu will Er nein sagen?"

„Ich mußte es tun, aber nicht für das Vaterland."

„Wofür denn sonst?"

Eigentümlich, halb gestottert und doch auch wie herausfliegend, klang die Antwort durchs Zimmer: „Für den König —"

„So."

Da war das sonderbar Gespannte aus den Augen weggelöscht, als halte das Raubtier seine Beute, auf die es gelauert, in den Fängen. Zur Tür schreitend, öffnete der König sie und sprach hinaus: „Oberst von Quade."

Dem wieder Hereinberufenen ließ die Ranganrede das Blut ins Gesicht steigen; zu ihm gewandt fuhr König Friedrich fort: „Der Herzog von Braunschweig wünscht Sukkurs; es ist vorteilhaft, daß er jemand bekommt, der in Westfalen Land und Leute kennt, deshalb habe ich Ihn zum Kommandeur Seines Regiments gesetzt und schicke Ihn dem Herzog mit. Er wird Seinem Geburtsland Ehre machen; weitre Worte braucht's bei Ihm nicht. Aber Er —" der König drehte sich gegen Detmar Kampen herum und

heftete ihm die großen Augen ins Gesicht — „hat die Zeit in Magdeburg nicht benutzt, wie Er sollte. Ich will Ihm Gelegenheit geben, weiter zu lernen, daß Er Seine Pflicht nicht für einen Menschen zu tun hat, sondern für Sein Vaterland. Dazu gebe ich Ihm die Führung von zwei Schwadronen, mit welchen Er auch nach Westfalen geht. Das wird Er doch wohl als Sein Vaterland ansehen und Seine Gehirnattacke da loswerden. Hat Er mich verstanden?"

Eine mit eindringlicher Strenge gesprochene Zurechtweisung war's und im gleichen Ton auch die letzte Frage hinzugesetzt, und doch überkam es Detmar Kampen aus dieser plötzlich, als ob der kalte Wintertag ein Strahlengewoge wundersamer warmer Sommersonne auf ihn bis ins Herz hinein ausgeschüttet habe. Auf die Frage zu antworten vermochte er nicht, nahm alle Kraft zusammen, sich zu beherrschen, doch konnte er auch das nicht, sondern schluchzte laut auf, und Tränen brachen ihm aus den Augen hervor. König Friedrich wandte, ohne darauf zu achten, dem Soldaten den Rücken, der seiner Pflicht sich so wenig bewußt gewesen, daß er etwas ihn wider seinen Willen und sein Haßgelüst zu blinder Verstandlosigkeit Überfallendes nicht für sein Vaterland, sondern lediglich für einen einzelnen Menschen getan hatte, trat an den Tisch und schrieb ein paar Worte auf ein Blatt. Damit kehrte er sich wieder zu den beiden Offizieren zurück und sagte: „Die Truppen marschieren über Berlin, sich da frisch zu equipieren, daß die Westfalen uns hier nicht für Hungerleider ansehen und die Herren Franzosen sich

mit Spottliedern über unsre malhonnetten Kostüme moquieren. Die Königin ist wieder nach Schönhausen gegangen, da wird Er Seine Schwester aufsuchen wollen und nehme Er ihr dies Blatt mit. Aber Er bleibt mir noch unter Aufsicht, darum verbiete ich Ihm, allein zu gehen; der Oberst von Quade hat Ihn dahin zu begleiten und zu überwachen. Morgen früh inspiziere ich die Regimenter noch vorm Abmarsch. Heut abend werdet Ihr wohl noch andres im Sinn haben, als von der Eloquenz des Professors Gottsched zu profitieren. Bonne nuit, messieurs."

Verabschiedet begaben Ralf Quade und Detmar sich hinaus, der letztere in einem halb besinnungsunfähigen Gemütszustande. Doch blickte er mechanisch auf das Blatt in seiner Hand nieder, und das abendliche Tageslicht reichte noch grade aus, ihn die darauf geschriebenen Worte lesen zu lassen:

„Biche läßt die Demoiselle von Kampen grüsen unnd mögte noch wider von ihr gestreihchelt werrden, kan's ahber nicht Schreiben unnd Beauftragt deswegen mich für Sie die Fehder zu füren.

Friedrich."

19.

Wechselnd waren im Verlauf des letzten Jahres auf dem entlegenen westfälischen Kriegsschauplatz Erfolge und Mißerfolge der preußischen Waffen hin und wider gegangen. Der Generalfeldmarschall, Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte sich als einer der tüchtigsten Heerführer bewährt, doch immer mit einer zu großen Überzahl der französischen Armee

unter dem Herzog von Broglie zu kämpfen gehabt, als daß ihm eine nachhaltige Ausnützung errungener Vorteile möglich geworden. Nun lagen sich auch dort die Gegner in Winterquartieren gegenüber, und ein Gesuch von ihm um Verstärkung seiner Streitkräfte war in Leipzig eingetroffen. Dem vermochte der König gegenwärtig infolge des Sieges bei Torgau zu entsprechen, und mußte mit einem Vorhaben des Herzogs einverstanden sein, denn er schickte diesem trotz der rauhen Jahreszeit eine beträchtliche Anzahl von Regimentern zu; es lag ein Entgelt darin, da der Herzog im Sommer ein Korps von seinem Heere zur Beschützung Sachsens abgesandt hatte. Ein weiter, beschwerlicher Marsch bei strenger Kälte war's von der Elbe zur Weser hinüber, doch die preußischen Truppen hatten sich gewöhnt, vor keiner Witterungsunbill zurückzuschrecken, ihren Aufgaben ebenso im Winter wie im Sommer ohne Murren nachzukommen. So ging's jetzt im Januar zur Vermeidung erschwerender Gebirgsüberquerungen nördlich vom Harz rasch durchs niederdeutsche Tiefland dahin; erst hinter der Stadt Hannover ward südliche Richtung zwischen verschneiten Berggeländen auf Paderborn, das Hauptquartier des Herzogs, zu eingeschlagen. Die gleichen Wege innehaltend, kamen der neue Regimentsoberst Ralf Quade und Detmar Kampen sich am Tage zwar kaum zu Gesicht, doch fanden sie sich fast stets bei der Nachtrast zusammen, um eine Abendstunde miteinander zu verbringen. Beide trieb's in gleicher Weise dazu; Befreundung war wohl schon bald nach dem Kriegsbeginn zwischen ihnen entstanden, aber seit Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen und

wurden eigentlich erst jetzt auf dem gemeinsamen Marsch zu vertrauten Freunden. Während des Aufenthalts in Berlin war Detmar zum Schloß von Schönhausen hinausgeritten, wohin Ralf Quade ihn nach dem unverständlich sonderbaren Befehl des Königs als Wächter begleitet hatte. Sie fanden gastliche Aufnahme, doch trotzdem war's ein etwas peinliches Verweilen an der Abendtafel; die Königin Elisabeth und Frau von Camas saßen schweigsam, wußten nichts zu sprechen oder höchstens dann und wann einige Worte über bedeutungslose Gegenstände. Fühlbar lag ein Druck auf ihnen, als trügen sie ein geheimes Schuldbewußtsein in sich; der Abend verging Detmar in schmerzlicher Empfindung des Gegensatzes zu dem andern, an dem er nach der Schlacht bei Zorndorf mit fast herzlicher Wärme von der Königin empfangen worden. Daß Irene nicht mehr bei dieser zum Besuch sei, hatte er schon in Magdeburg von seiner Schwester erfahren; nur das Wesen Ulrikes war unverändert, sie begrüßte Ralf Quade mit einer Anknüpfung an ihr letztes Abschiedswort, daß der erfinderische Zufall sein Spiel schneller betrieben habe, als zu vermuten gewesen. Ein wenig befangen antwortete er, die Erfindung sei vom König, einem wunderlichen Befehl desselben ausgegangen; der erschien ihr offenbar auch nicht verständlich, sie sah dem jungen Oberst einen Augenblick verwundert ins Gesicht, doch erwiderte sie nichts weiter darauf, sondern begann von etwas andrem zu sprechen. Nur als sie aus Detmars Hand den ihr von Biche übersandten schriftlichen Gruß erhielt, verwandelte sich kurz der gelassene Gleichmut ihrer Züge; zwischen ihren Lidern

leuchtete ein Glanz auf, und wie ein junges Mädchen einen Liebesbrief, bewahrte sie rasch das Blatt mit dem Gedenkzeichen des Windspiels an sie in einer Kleidfalte vor ihrer Brust.

Über den Grund der Gefangenhaltung Detmars in Magdeburg war Ralf Quade bereits durch Ulrike in Kenntnis gesetzt worden, als er sie auf ihrem Rückweg dorthin begleitet hatte; jetzt bei dem allabendlichen Zusammensein der beiden Freunde während der Marschtage erfuhr er auch von der Zuneigung, die zwischen ihr und dem Prinzen Ferdinand bestanden; sie selbst hatte ihren Bruder gebeten, ihm davon Mitteilung zu machen. Deutlich kennzeichnete sich bei diesem Vernehmen im Gesicht des jungen Obersten eine Bestürzung und unschlüssige Verwirrung, die er rasch durch die offene Aussprache beendete, daß noch kein weibliches Wesen einen so tiefgehenden Eindruck auf ihn gemacht habe, wie Ulrike, und ihm als höchstes Lebensglück vorschwebe, auch von ihr geliebt werden zu können. Das wußte Detmar schon, war bereits mit einer Empfindung davon berührt worden, als der Freund vor Jahren von seinem ersten Besuch in Schönhausen zurückgekommen; was er darauf erwidern solle und könne, wußte er dagegen nicht, nur die eine Antwort, daß er von Herzen zustimme und den Wunsch Quades teile. Doch knüpfte die vertrauliche Kundgabe das Band zwischen ihnen noch enger, sie schlossen sich einander wechselseitig völlig auf und tauschten vielfache Mitteilungen über ihr Leben von Kindheitszeit an aus; eine landsmannschaftlich verwandte Art und Grundlage des Gemütes trat öfter dabei zutage. Eines Abends

berichtete Detmar von seiner fast tödlich schweren Verwundung, der das lange Krankenlager im Lazarett zu Glogau nachgefolgt, und erzählte dabei auch eingehend von seiner absonderlichen Pflegerin, der Gritt, die sich wunderlich in den Kopf gesetzt, weil er sie zufällig davor bewahrt gehabt, erschossen zu werden, habe sie die Pflicht, ihm gleichfalls einmal sein Leben wieder zu retten; wie sie ihm deshalb nachgegangen und überall, ohne daß er's gewußt, immer um ihn gewesen sei — „Du warst's übrigens, Ralf, der mir zum erstenmal von ihr redete, erinnerst du dich noch, von einer Gehilfin der alten Machetanz, einem ganz jungen Ding, das wie aus einem Kindermärchen weggelaufen aussähe; mich konnte dabei natürlich keine Ahnung anrühren, daß du von dem ‚Waldgeschöpf', der Gritt, sprächest." Ausführlich erzählte er länger von der Grete weiter; bei seinem schließlichen Innehalten antwortete der Zuhörer kopfnickend: „Ja, mir fällt's ein, das junge Ding sah merkwürdig aus, eigentlich sehr — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll — aber —." Da er nicht aussprach, fragte Detmar: „Was meinst du, aber —?" Nun hob Ralf Quade den Kopf, ein leicht lachender Zug ging ihm um den Mund und er versetzte: „Ich meine, mir kommt's nicht recht glaubhaft vor, daß ein Mädchen darum jahrelang hinter jemand dreinläuft, um ihm ebenso wieder das Leben zu retten, wie er's ihr getan."

„So hat sie's mir auf meine Frage immer geantwortet. Weshalb hätte sie's denn sonst tun sollen?"

„Ich denke mir, das Waldgeschöpf hat vielleicht

unter dem Wolfsfell doch etwas wie ein Mädchenherz in sich gehabt und das hat's ihr närrisch angetan, als sie dich am andern Tag plötzlich mit Ulrike wieder vorbeigehen gesehen."

Ralf Quade benutzte merkbar die Gelegenheit, den Namen Ulrike aussprechen zu können, Detmar aber sah ihn mit einem eigentümlich verdutzten Ausdruck an. Der Gedanke war ihm noch niemals gekommen; er wollte darüber lachen, doch konnte es nicht recht, ohne daß er sich zu sagen vermochte, warum nicht. Sein Freund fuhr fragend fort: „Hast du das Amulett von ihr noch, das dir die Kugel von der Herzrichtung abgelenkt hat? Was für ein Ding ist's denn?"

Ja, Detmar trug's noch an der Schnur, hatte es im Gefängnis, als er in der auseinandergeklafften Kapselwandung die feine Inschrift „Margarete von der Mark" gelesen, mechanisch wieder umgehängt, doch ohne irgendein Denken damit zu verknüpfen. Nun besah Quade die eigentümliche Münze und sagte: „Ein Geldstück ist das freilich nie gewesen, aber was sonst, läßt sich ihm nicht ansehen. Und was der Name drin bedeutet — Margarete von der Mark — die Grafen von der Mark waren die alten Landesherren der Grafschaft Mark um die Lippe herum, bis sie an ihre Verwandten, die Herzöge von Cleve, kam; das Geschlecht aber, glaub ich, hat sich danach noch lange fortgesetzt." Der Sprecher sah ein paar Augenblicke nachdenkend auf das alte Silberstück nieder, eh er vor sich hin murmelte: „Gritt — Grete — Margarete — das ist eigentlich das gleiche." Dann fügte er, aufschauend, laut hinterdrein: „Sollte

darunter vielleicht eine Erklärung der sonderbaren Beschaffenheit deines Waldgeschöpfes versteckt liegen?"

Detmar erwiderte: „Ich verstehe nicht, weiß nicht, was du meinst."

„Ich meine — mir kommt's nur eben so — daß etwa irgendein Zusammenhang zwischen der Gritt und dem Geschlecht der Grafen von der Mark vorhanden sein könnte, durch den sie zu diesem Stück gekommen wäre. Wie, kann ich mir nicht vorstellen, aber mich dünkt, daraus würde begreiflich werden, daß sie sich nach deiner Beschreibung aus der Wildkatze auf dem Baum so merkwürdig menschlich entwickelt hat — ich sehe sie wieder vor mir — zu einem ganz eigenartig schönen Mädchen mit dem wie Silberfäden glimmernden Haar um den Kopf. Hattest du sie in Glogau zuletzt mit etwas verdrossen? Und wohin ist sie denn weggegangen? Wieder in ein Marketenderzelt, kann ich mir nicht denken, denn in dem Dienst war sie ja nur gewesen, um dir auch das Leben retten zu können, und das hatte sie getan."

„Ich weiß nicht, wo sie geblieben ist."

Der Befragte brachte es kurz vom Mund, ihm war augenscheinlich die Lust vergangen, noch länger über die Gritt zu sprechen, und aufstehend setzte er hinzu: „Es ist wohl Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben, der Mond scheint bis zum Morgen hin, und wir sollen deshalb ja schon vor Taganbruch weiter marschieren."

* *
*

Der folgende Tag brachte die Hilfstruppen in den Bereich des Winterquartiers der Armee Herzog

Ferdinands; mehrere Stunden vor Paderborn wurden die Ankömmlinge schon freudig in Empfang genommen und ihre höheren Offiziere von Abgesandten des Herzogs um einen bereits hergerichteten Mittagstisch versammelt. An diesem befand sich auch ein Oberst, der vor einigen Monaten an einem Streifzug des Erbprinzen von Braunschweig südwärts ins hessische Land teilgenommen hatte und während der Mahlzeit lachend zum besten gab, wie sie in der Stadt Fulda die dorthin zurückgewichenen würtembergischen Reichstruppen ins Bockshorn gejagt hätten. Abend war's gewesen, und der Herzog Karl Eugen hatte grade im bischöflichen Schloß einen Ball veranstaltet, zu dem sich die auserlesenen Frauen und Demoisellen Fuldas in schönster Festtoilette eingefunden, als plötzlich draußen der Ruf aufgeklungen, die Preußen ständen vor den Toren. Belustigend schilderte der Erzähler, wie alles in den Sälen von jähem Schreck gepackt, auseinander gestoben und das gesamte zwölftausend Mann starke würtembergische Heer, seine Bagage gleichgültig zurücklassend, Hals über Kopf in die Nacht hinaus davongerannt sei; der Herzog Karl selbst war hastig in Tanzschuhen zu Pferd gestiegen, um sich vor der Gefangennahme durch eine Handvoll preußischer Dragoner zu retten. Der Oberst schloß mit der Äußerung, es heiße, der Herzog habe bei dem Ball endlich genug davon bekommen, sich auf weitere Tanzvergnügungen mit dem König einzulassen, und solle damit umgehen, eine von diesem angebotene Hand, die mit einer wirklichen weiblichen Hand zusammenhänge, anzunehmen, um vor der Welt einen triftigen Grund dafür zu be-

kommen, daß er sich nicht länger an dem Kriege gegen Preußen beteilige.

Unter den Zuhörern saß auch Detmar Kampen und fühlte, ihm steige bei der letzten Nachfügung eine Röte ins Gesicht, die verwunderte Augen auf ihn hinrichten lassen müsse. Doch beachtete es niemand außer Ralf Quade, denn keiner sonst besaß eine Ahnung davon, in welch nah-eigentümlichem Zusammenhange der junge Major zu dem Vorhaben des Herzogs von Würtemberg und der „wirklichen weiblichen Hand“ stehe. Wie eben geschehen, aber war aus der Erzählung ein eigenes Erlebnis ihm wieder vor die Augen getreten, und um sich aus seiner Befangenheit zu lösen, sagte er laut: „Da ist's ja gradso gewesen wie in Gotha.“ Das gab Anlaß zu Fragen, auf die er Mitteilung davon machte, wie er einmal als „Deserteur“ die ganze Armee des Prinzen Soubise in die Flucht geschlagen habe; vor dem Blick stand ihm dabei das Bild Irenes in dem einsamen Gemach des Gothaer Schlosses, doch nahm es ihn selbst wunder, daß er trotzdem imstande war, den lächerlichen Besinnungsverlust der Franzosen ebenso anschaulich und lustig zur Darstellung zu bringen, wie der Oberst den der würtembergischen Reichstruppen. Fröhliches Lachen der Tischrunde belohnte seine Schilderung, und niemandem unter der Zuhörerschaft konnte der Gedanke auftauchen, daß der Erzähler von einem Vorgange gesprochen, welcher sich eng mit einer Herzenswunde in ihm verknüpfe. Detmar hatte bedachtlos danach nur als einem Mittel gegriffen, um sich über sein peinliches Erröten hinwegzuhelfen, die Ausführung aber war ihm nicht

allein gut gelungen, sondern sogar über sein eignes Erwarten leicht geworden.

Nun befand er sich nach beinah fünf Jahren wieder auf dem Boden seines Heimatlandes, lag in Paderborn im Quartier, und wie aus unendlicher Ferne eines Vorlebens wurden Erinnerungen in seinem Gedächtnis wach. Hierher hatte er auf der Flucht aus dem Vaterhause mit Ulrike gewollt, ihr gesagt, er kenne den Kirchturm Paderborns von einem Bilde. Doch sie waren nicht zu dem hingelangt, sondern mit Heinz Morgenbeßer weiter der Sonne entgegen in die Fremde gezogen —

Kaum erreichbar für das Rückgedenken war's. Heinz Morgenbeßer — wie lange lag der bei Lowositz mit viel hundert andern in eine große Erdgrube versenkt. Ein verkommener Bursche, Gauner, Dieb und Straßenräuber, weit Schlimmeres noch. Nachträglich war es Detmar klar aufgegangen, daß der Rheinheinz sich zu einem österreichischen Mordanschlag auf den König habe dingen lassen — wie es dieser gleich erkannt hatte, als er vom Krachen des Schusses aus dem Schlaf auf der Trommel aufgestört worden. Aber dennoch war in diesem ruchlosen Gemüt noch etwas vorhanden gewesen, auf das der Blick und die Worte des großen Königs wie ein zuckender Blitzstrahl niedergefahren, daß Heinz Morgenbeßer sich am andern Morgen in besinnungslos lodernder Begeisterung mit dem Ruf: „Für den König!" zum Mitfortreißen seiner verzagenden Genossen allein der dichten Feindesreihe entgegengestürzt hatte, um von Kugeln durchbohrt, mit dem Leben das Bewußtsein seiner Schandtat aus sich wegzutilgen. Die Erinne=

rung daran überlief Detmar mit einem Schauer. Was wäre heute, wenn der Schuß nicht an seinem Ziel vorbeigefahren wäre? Was und wo wäre er selbst heute?

Da drüben nach Westen hin, nur wenige Meilen weit, lag Soest. Es war in Feindeshand, das gegenwärtige Hauptquartier des französischen Heeres.

Ja, dem Sonnenaufstieg waren er und seine Schwester damals hier vorüber entgegengegangen. Hatten sie auch ein Sonnenland erreicht? Oder nur ein trügerisches, in dem gleicherweise auf sie beide bitterste Enttäuschung ihrer Lebenssehnsucht gewartet?

Für Ulrike wußte Detmar nicht auf die Frage zu antworten. Aber er empfand, daß hinter ihm das letzte Jahr seltsam zerging und versank wie ein im Morgenlicht wegschwindendes Traumbild. Ein Traum, der nicht zur Wirklichkeit werden gekonnt, war seine Liebe gewesen, doch nicht deshalb zerrann er ihm blaß und blasser. Sie hatte auch keine Wirklichkeit im Herzen Irenes besessen; Liebe hätte aushalten, allem trotzen, alles überwinden müssen. Nichts konnte sie sich selbst untreu machen, zur Entsagung zwingen, als die Erkenntnis, daß sie nicht auf echter Gegenliebe ruhe. Wahrhaft geliebt hatte Irene ihn doch nicht, wie ebenso der Prinz Ferdinand Ulrike nicht. Beide waren Fürsten, deren Phantasie ein Spiel mit dem menschlichen Verlangen ihrer Herzen betrieben, doch die Kraft zum Höchsten, sich siegreich gegen jeden Widerstand zu behaupten, trug ihre Liebe nicht in sich.

Erinnerungen wechselnder Art, wie aus dem hei-

mischen Boden aufsteigende Nebelgebilde, umwogten Detmar Kampen in den Straßen von Paderborn. Er fühlte sich im Innern verarmt, denn die Liebessonne, die es mit Glanz und Wärme erfüllt gehabt, schwand bleich und erkaltend draus fort. Und dennoch war er damals der Sonne entgegengegangen, war doch noch reich. Von Tag zu Tag rang sich ihm aus allem deutlicher hervor, was er als unverlierbaren Reichtum in sich besitze, einen magischen Zauberspruch: Willig alles hingeben für den König!

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig zeichnete ihn merkbar vor den übrigen von Leipzig her eingetroffenen Offizieren aus, hatte ihn gleich nach der Ankunft zu sich berufen, um sich von ihm, als einem in Soest Aufgewachsenen, genaue Kunde über die dortigen Verhältnisse, besonders den Zustand der alten Ringmauer zu erholen. Daß er gewußt, die Geburtsstadt Detmars sei's, wies draufhin, ihm müsse vorher Mitteilung davon zugegangen sein, aber nach seinem Verhalten gegen den so jugendlichen Major mußte er auch noch andres über ihn erfahren haben. Denn er zog ihn oft zu sich an den Mittags- und Abendtisch, mit ihm zu ratschlagen, und Detmar Kampen begab sich täglich in der ersten Morgenfrühe, von einigen seiner Husaren begleitet, auf einen Umritt bis gegen die feindlichen Vorposten hinaus. Auch in Westfalen trat jetzt um das Januarende strenger Frost ein, der ihm einen wundervollen Anblick schwer mit Rauhreif überdeckter Bäume darbot; die Franzosen schraken vor dem Aufenthalt im Freien zurück, suchten, wo es möglich war, zwischen Wänden und unter Dächern vor der Kälte Schutz; so gelang ihm

mehrmals, unbemerkt so weit bis nach Soest hinanzukommen, daß er deutlich die alten Stadtkirchen zu unterscheiden vermochte, Walddickichte und Lichtungen wieder erkannte, die er häufig als Knabe durchstreift hatte. Doch bei diesen Ausritten versuchten Erinnerungen und treibende Gedanken umsonst, Macht über ihn zu gewinnen; er sah und prüfte nur mit dem von langer Übung geschärften Blick des Soldaten, prägte sich, von seinem wachgerufenen Kindheitsgedächtnis unterstützt, jegliche Umstände der Boden- und Wegebeschaffenheit bis aufs scheinbar Geringfügigste unverrückbar ein. Kein Zweiter konnte dazu so befähigt sein, als er, der in weitem Umkreis von Soest mit Schritt und Tritt bei Tag und Nacht vertraut gewesen, und wenn er zurückkehrte, verzeichnete der Herzog Ferdinand sogleich achtsamst alle Angaben, die sein zuverlässigster Kundschafter mitgebracht. Bei jeder Detmar gelingenden bedeutsamen Ausforschung aber klopfte der Herzschlag in ihm auf: Für den König!

Eine düstere Nacht in der Februarmitte gab kund, zu welchem Zweck der Herzog sich den Sukkurs erbeten und wofür er die Zustimmung König Friedrichs erhalten habe. Er hatte von diesem gelernt, jählings durch das Unerwartete zu überraschen, in tiefer Stille rückte sein am Abend bereitgestelltes Heer vor und schlug im Dunkel die Richtung nach Soest zu ein. Jeder Führer war so genau von den Wegen unterrichtet, die er mit seinem Truppenteile innehalten solle, als ob Tageslicht sie vor ihm erhelle; in weitem, umfassendem Halbbogen bewegte sich gleichmäßig und sicher die ganze preußische Streitmacht bei klingendem

Frost durchs Nachtdunkel ihrem Ziel entgegen. Alle französischen Vorposten hatten sich vor der Kälte unter Dach und Fach verborgen, lagen zumeist im Schlaf, wurden überrumpelt und gefangen; ein eisiger Wind verwehte ihr Alarmgeschrei, wie einzelne aus ihren Gewehren aufknatternde Schüsse. Im ersten, kaum noch in nächster Nähe ein Unterscheiden ermöglichenden Morgengrau hielten die unbemerkt Herangelangten den weiten Wall der alten Ringmauer von Soest beinah rundhin umschlossen, drangen hurtig durch die ihnen bekannt gemachten Lücken des zerfallenen Wehrgürtels und erstürmten mit tausendstimmig aufbrausendem Ruf die Stadt. Auch in dieser fuhr die große Mehrheit der französischen Offiziere und Mannschaften erst aus dem Schlaf in die Höh; überall in den Straßen brach lautes Gekreisch los: „Le roi de Prusse!“ In verworrenster Panik wälzten sich alle dem Teil der Mauer zu, der noch ein Entkommen verstattete. Vom besinnungslosen Schreck ward die gesamte, jenseits des Walles im Winterquartier lagernde Armee des Herzogs von Broglie mit fortgerissen, wandte sich, ohne mit ihrer doppelten Überzahl einen Widerstand zu versuchen, zur Flucht; in den beginnenden Tag scholl ein hundertfaches Durcheinander von Flüchen über die insolence und malhonnêteté des Königs von Preußen, der wider alle Regeln des Anstands Krieg führe, bei solcher Kälte selbst die vornehmsten Offiziere aux jambes nues aus dem Schlaf ins Freie hinaustreibe. Eine große Menge von Gefangenen fiel in die Hände der Sieger; schon nach Ablauf von zwei Stunden sandte der Herzog Ferdinand einen Kurier mit Bericht von

der Einnahme Soests nach Leipzig ab; das Schreiben schloß: „Besonders dankbar bin ich Eurer Majestät für die Zuschickung des Majors von Kampen, ohne den wir unser Unternehmen schwerlich mit solchem Erfolg ausgeführt hätten.“

In noch unbeschreiblich tieferer Herabgesunkenheit ließ die Tageshelle Detmar Kampen seine Vaterstadt wiedergewahren, die seit vier Jahren fast unablässig einen Teil des westlichen Kriegsschauplatzes gebildet, wechselnd preußische und französische Truppen in sich gesehen hatte. Die Brandstätten waren um dieselbe Zahl vermehrt, wie die der Häuser noch vermindert; aus den erhalten gebliebenen starrten Verfall und Verwüstung, aus den Gesichtern der Bewohner Armut, Not und Siechtum an. Nur die mächtigen alten Kirchen ragten noch als rauchgeschwärzte Gedächtnismale stolzer Vergangenheit über der weiten Schutt- und Trümmerwelt auf, sonst lag die Stadt jetzt in Wahrheit „als das größte, wegen seiner Verkommenheit und seines Gassenkotes verrufenste Dorf Westfalens“ da.

Gegen Mittag ging's, da stand Detmar vor dem Hause, aus dem er mit Ulrike in die Wetternacht hinaus davongelaufen war; hier hatte er sich gebückt, einen Stein vom Boden gerafft und damit zu letztem Abschiedsgruß das kleine Lämpchen des „ewigen Lichtes“ zerschmettert; ihm klang's im Ohr, als höre er die klirrenden Scherben wieder herabstürzen. Unter dem steinernen Marienbildnis über der Tür war eine andre Lampe an die Stelle der damals zertrümmerten gekommen, darin flimmerte, wenn auch im Tageslicht kaum wahrnehmbar, ein Flämmchen. „Das ewige

Licht“ sah wie von jeher auf die Straße nieder, war Tag für Tag mit neuem Öl versehen und in brennendem Stand forterhalten worden.

Einige Augenblicke blieb der junge Major zaudernd stehen. Wollte er in die Tür hineintreten oder vorübergehen? Freudiges war ihm in diesem Hause nicht zuteil geworden, nur das Leben hatte er drin empfangen. Empfand er das als eine Gabe, für die er Dank schuldete?

Sein Fuß machte eine Bewegung zum Weiterschreiten. Doch da klang ihm fernher etwas im Ohr auf, Worte, die der „Berliner Bürger“ in dem Waldschuppen während des Regensturzes gesprochen: „Da hat Er's gut gehabt und kann dankbar dafür sein, daß Er so fürs Leben großgezogen worden ist.“

Ihn durchging's plötzlich: König Friedrich war's ebenso geschehen. Auch der hatte nur grausame Mißhandlung im Vaterhause erfahren und daraus entfliehen wollen, aber jene Worte hatten kundgetan, er fühle dennoch Dankespflicht eines Sohnes in sich. Und erkannt, zu überzeugender Gewißheit erhellt, stand's in Detmar da: Ja, er war für sein Leben dankbar.

Mit rascher Entscheidung trat er in sein Vaterhaus hinein, doch nichts regte sich darin, alle altbekannten Räume empfingen ihn leblos verlassen; nur da und dort wiesen Zeichen in gleicher Weise wie das ewige Licht darauf hin, daß die Bewohner sich noch vor kurzem hier aufgehalten haben mußten; unter abendlich zusammengerakter Asche barg der Herd noch glimmende Kohlen. Vergebens aber blieb sein Suchen nach einem Insassen des Hauses; ihn

überkam's mit Müdigkeit, daß er sich in der Wohnstube unwillkürlich auf einen Stuhl setzte und auf Bilder der Vergangenheit hinblickte, die vor ihm aus dem Boden emportauchten und vorüber schwanden; doch dann durchrann einmal ein Schauern in dem großen, kaltleeren Gebäude seine Glieder, und hastig begab er sich auf die Straße zurück.

Hier traf er eine Bewohnerin des Nachbarhauses an; Erinnerung an ihre Gesichtszüge wurde ihm wach, sie indes erkannte ihn nicht wieder, gab auf seine Fragen mit unverhohlener Befriedigung Antwort. Der Herr Syndikus wäre, als der Lärm losgegangen, gleich mit den Franzosen, die bei ihm im Quartier gelegen, davongelaufen. „He is jo katholsch un harr dat jümmer mit de, dat weern sin besten Frünn. Wo sin Fru blewen is, weet ick nich, se het sick wul wo ünnerduckt, denn nu is't jo wedder godt und kön't de Kampens sick nich mehr uppe Strat sehn laten."

Mechanisch fragte Detmar ebenfalls auf plattdeutsch, ob sonst niemand, keine Kinder in dem Hause seien.

„Nee, do weern mal twee, en Söhn un en Dochder, de sünd den Olen all lang weglopen, sünst harr he se wul umbröcht. Do weer jo frili keen Schaden dobi west, denn vun den Stamm fallt blot rotten Appeln; dat warrd wul Langfingers worrn sin un de Deern een, de mit ehr Fall up Sülwermös luert."

Detmar Kampen fuhr's kalt durchs Mark; das war der Gruß seiner Vaterstadt, das Gedenken, das sie an ihn und Ulrike bewahrte. Ziellos ging er

weiter, entsann sich der Gesichter von manchen ihm Begegnenden, doch niemand kannte ihn; eine frostige Welt war's, mit der sein Leben nichts verband. Vielfach standen Gruppen, eifrig über das unerwartete Tagesereignis redend, zusammen; aus einer klang zu ihm eine laut perorierende Stimme herüber: „Ich sage euch, der Ratssyndikus ging mit Hochverrat an unsrer ruhmreichen Stadt um; ich lade ihn vor meinen Freistuhl, und wenn er nicht erscheint, spreche ich ihn in Vehmacht und Bann." Die Stimme klang Detmar bekannt, er blickte hin, und unter sauerkrautfarbigem Haar leuchtete ihm eine karfunkelartig flammende Nase des Redners entgegen. In ihrer buntscheckigen Tracht ragte die Gestalt des „Freigrafen" Gobel Hesse wichtigtuerisch aus dem Haufen auf; während aller Schrecknisse des fünfjährigen Krieges hatte sich in Soest die prahlhansige Narrheit unverändert forterhalten.

20.

Im Osten erneuerte der Frühlingsbeginn das seit fünf Jahren um diese Jahreszeit stets gleich zur Schau getretene Kriegsbild. Aus den Winterquartieren rückte von Böhmen her die österreichische Armee unter Laudon gegen Schlesien vor, sich demselben Ziele zurichtend, überschritt die russische unter dem Feldmarschall Buturlin die Weichsel; der Zweck der Bewegungen beider ging auf ihre Vereinigung zu einer überwältigenden Macht hinaus. Aus Franken brach die Reichsarmee auf und drang wieder in Sachsen ein; den drei Gegnern vermochte König

Friedrich kaum mehr als ein Viertel ihrer Soldaten entgegenzustellen. Sein Sieg bei Torgau hatte wohl eine gewaltige geistige Schreckwirkung auf die Verbündeten geübt, doch auch für ihn eigne große Verluste mitgebracht, die er nicht mehr ersetzen konnte. Immer hoffnungsloser verringerte sich die Zahl seiner Truppen, mit denen er von jedem Angriff in offener Schlacht abstehen mußte, selbst wenn sie Siegesaussicht bot. In schlimmer bedrängter Lage, als noch je, der Gefahr, erdrückt zu werden, blieb ihm nichts andres übrig, als sein zu schwaches Heer möglichst in festen Stellungen zu sichern; er schrieb an d'Argens: „Ich unternehme diesen Feldzug wie ein Mann, der sich, ohne schwimmen zu können, kopfüber in die Fluten stürzt. Aber ich muß auf dem Seil tanzen und den salto mortale machen, so bald es Ihren apostolischen, allerchristlichsten, allermoskowitischsten Majestäten zu sagen beliebt: ‚Springen Sie, Markgraf!' Komme also, was will, so muß man mit Gleichmütigkeit zusehen, daß alles, was entsteht, auch die Bestimmung hat, zu Ende zu gehen. Ein jeder Tag lehrt uns sterben, selbst der Schlaf ist uns ein Vorbild des Todes. Und im Vergleich mit dem Weltall bedeutet der Krieg, den wir führen, nicht mehr als ein Krieg der Frösche und Mäuse."

Auch in Westfalen gestaltete sich die Lage am Ausgang des Winters wieder ungünstig, ließ nach der Einnahme von Soest keine weiteren Vorteile erringen. Obwohl die Geldkräfte Frankreichs sich immer mehr erschöpften, bot der unversöhnliche Haß der Marquise von Pompadour gegen den preußischen König doch noch neue Kriegsrüstung auf, sandte dem

Herzog von Broglie größere Truppenmassen, als je vorher, zu. Die französische Armee wuchs so gewaltig an, daß der Herzog Ferdinand sich im April außerstande sah, seine Stellung ihr gegenüber zu behaupten. und über die Weser zurückweichen mußte. Wochen und Monate nötigten unterlaßlos zu kleineren und größeren Verteidigungsgefechten, an denen die Husaren Detmar Kampens in erster Reihe mitbeteiligt waren; kaum anders als für ein paar Nachtstunden kam er zur Ruhe, jeder Frühmorgen rief ihn wieder zur Bereitschaft für neue Tagesaufgaben in den Sattel. Der Frühling hatte die Wälder mit grünem Laubschmuck überdeckt, und Sonnengold lag drauf, dagegen am politischen Himmel zogen sich die Wetterwolken immer schwerer, düsterer und unheilvoller über Preußen zusammen. Offen sprach sich der Herzog einmal gegen Detmar darüber aus, und diesem ging zum erstenmal eine klare Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit des weiteren Kriegsfortganges auf. Doch nicht mit Schreck überfiel's ihn dabei, er vernahm's mit einem innerlichen Gleichmut. In sich empfand er die Welt trotz der Maischönheit so kaltfrostig und leer, sein Dasein in ihr so zwecklos, daß ihm an seiner Weiterdauer nichts mehr lag. Allmählich war's während der letzten beiden Monate so in seinem Gefühl angewachsen, er wußte nicht wie und wodurch, nur daß es vom Herzen heraufgekommen, aus dem die Liebe weggeschwunden. Verödet trug er's in der Brust, als einziges drin allein noch ein letztes Trachten: Mit dem König und für ihn sterben!

In diesen Tagen ereignete sich etwas bisher noch

nie derartig Geschehenes. Häufig fand ein Desertieren einzelner Soldaten statt, aber plötzlich war eine ganze Füsilierkompagnie von neu eingestellten katholischen Rekruten aus dem Cleveschen Lande fahnenflüchtig geworden, hatte bei Nacht heimlich das Feldlager verlassen. Eine im Verborgenen geübte Anstiftung mußte sie dazu überredet haben, allerdings zu ihrem Schaden, denn die zerstreut nach ihren Heimatsdörfern Zurückgekehrten wurden überall von ihren Verwandten mit Schimpf und Schande empfangen, als meineidig und ehrlos aus den Elternhäusern davongejagt.

Eines Tages ward Detmar unerwartet in dringlicher Angelegenheit zum Oberfeldherrn berufen. Das Gesicht des Herzogs zeigte einen eigentümlichen Ausdruck, merkbar mußte er erst Herr über eine peinliche Befangenheit werden, ehe er vom Mund brachte: „Es tut mir leid, Major von Kampen, Euch eine Nachricht nicht ersparen zu können. Man hat heute Nacht den Anstifter der Cleveschen Deserteure abgefaßt, wie er noch eine andre Kompagnie zur Abtrünnigkeit zu verleiten gesucht. Er hat nichts geleugnet, sondern trotzig zugestanden, seine Pflicht als Katholik sei's gewesen, ihre Seelen vor ewigem Verderben zu retten und der Macht des gottlosen Königs von Preußen Abbruch zu tun. Ich habe ihn zu schimpflichem Tod am Galgen verurteilen müssen."

Der junge Hörer erwiderte: „Nach Kriegsrecht gebührt ihm das zweifellos. Doch warum tut es Eurer Durchlaucht leid, mir dies mitzuteilen?"

„Weil" — der Antwortende stockte noch einen Augenblick — „weil der Missetäter Euer Vater ist."

Wie von einem Blitzschlag betäubt, stand Detmar, rang nur stotternd mühsam hervor: „Mein Vater — den Tod am Galgen —“

„Ihr sagtet selbst, der steht auf Verleitung zur Felonie — auf doppelter, denn er ist preußischer Untertan — und ich darf's nicht anders. Setzt Euch, Major. Um Eurer willen gäbe ich viel drum, wenn ich's nicht müßte. Nach dem, was ich von Euch gehört, kann zwar Euer Herz nicht an ihm hängen — doch Euer Vater bleibt er —“

Aufrichtige menschliche Anteilnahme klang aus der Stimme Herzog Ferdinands, der den Angesprochenen am Arm gefaßt hielt und auf einen Sitz niederließ. Über die Lippen Detmars kam nur als Wiederholung: „Ja — mein Vater bleibt er —“

Der Herzog schritt einigemal hin und wider, blieb danach stehen und sagte: „Nur Einen gibt's, der es ändern könnte. Wollt Ihr zu dem reiten, so will ich für Euch, um Eures Namens willen die Urteilsvollstreckung so lange aufschieben, bis Ihr zurückkommt. Der König ist in Schlesien — ich weiß, daß Ihr etwas bei ihm geltet. Wollt Ihr's versuchen? Ich misse Euch ungern bei mir, aber — er ist zweifellos schlimm über die Fahnenflüchtigen aufgebracht, und Hoffnung habe ich wenig. Aber wenn Ihr ihn in einer guten Stunde treffen könntet —“

Detmar Kampen hatte ohne Regung gesessen, jetzt flog er, zur Fassung gelangt, auf. „Ich danke Eurer Durchlaucht — das ist noch ein Zweck des Lebens. Ich erkenne sein letztes Gebot drin; nicht zu meinem Herzen spricht's, zur Pflicht eines Sohnes. Die hat der König mich gelehrt, ich will zu ihm.“

* *
*

Ehe eine Stunde vergangen, brach Detmar zu seinem weiten Ritt auf, ganz allein, er wollte dem Heere keinen Mann weiter entziehen und auch niemand als Begleiter bei sich haben. Seit fünf Jahren war es ihm zur Gewohnheit geworden, oft Wochen und Monate lang fast ununterbrochen im Sattel zuzubringen, hatte er manchmal wie endlos vor ihm liegende Strecken zurückgelegt. Aber so, zu solchem Zweck, solchem Ziel entgegen war er noch niemals geritten. Von der Weser bis zur Oder mußte er zwei Drittel des Reiches durchqueren.

Sein ganzes Denken und Trachten richtete sich auf die größte Schnelligkeit; die verstattete das ebene Tiefland, drum wandte er sich auf Magdeburg zu, von dort erst gegen Südosten abzubiegen. Juni war's, die Tageshelle begann schon vor drei Uhr morgens, hielt bis zum späten Abend an; nur während der kurzen dunklen Zwischenstunden vergönnte er mehr seinem Pferde als sich selbst die notwendige Rast. Ihn überwältigte keine Anstrengung und Erschöpfung, sein Körper war gegen jede Mühsal gestählt.

Sohnespflicht gebot ihm, nicht das Herz, keine Liebe. Die ließ sich nicht erzwingen, entsprang nur aus Liebe, die ihr entgegengebracht wurde, und es gab sie überhaupt nicht auf der Erde. Sie glich einem Irrwisch, der zerging, wenn die Hand, das Herz danach faßte. Seine Schwester allein täuschte nicht als Blendwerk, barg bleibendes Licht und Wärme in sich. Aber die einer Schwesterliebe war's — geschaffen, einen andern zu beglücken — nicht für sein Leben.

Durch den Kopf Detmars irrten zahllose Gedanken, doch ihr Getriebe ward von der Hast seines Dahinjagens überwirbelt; er überholte sie, und sie blieben hinter ihm zurück. Seine kundige Bemessung hatte ein Pferd gewählt, das ungewöhnliche Geschwindigkeit mit langer Ausdauer verband, ihn in wenigen Tagen bis Magdeburg brachte. Von hier beabsichtigte er nach Dresden abzubiegen, doch plötzlich schoß ihm etwas durch den Sinn und ließ ihn statt dessen nordöstliche Richtung einschlagen. Ohne weitere Überlegung tat er's; unbewußt waren in seinem Kopf Gedanken tätig gewesen, überzeugende Erkenntnis drin reifen zu lassen, diese Umänderung sei das Richtige, eine Notwendigkeit. Er mußte den Umweg über Berlin nehmen, Ulrike mußte ihn begleiten.

Da stieg er im Schloßhof von Schönhausen ab und stand, wie aus der Luft herabgefallen, wieder vor ihr. Die Erklärung, was sein Kommen veranlasse, entfärbte ihr einen Augenblick das Gesicht, doch, sogleich entschlossen, versetzte sie fest: „Ich gehe mit dir; du sagst es, wir müssen." Die Königin Elisabeth und Frau von Camas sahen bedenklich drein; sie wußten, es stehe in Schlesien übler denn je, der König sei in düsterer Stimmung, für niemand zugänglich, und wahrscheinlich ein zu ihm Gelangen durch berittene russische Streifscharen überhaupt unmöglich gemacht. Aber Ulrike blieb bei ihrem Entschluß, antwortete ruhig: „Unmögliches kann niemand, doch das Leben an den Versuch setzen, ist für uns Pflicht; ich weiß, Eure Majestät fühlt in sich, der müssen wir gehorchen, nicht für andre, für uns

selbst.“ Die Königin nickte: „Ja, Kind, wir leben nur für sie — Er lehrt es uns — so gehe!“ Ihre Stimme klang, wie von verhaltenen, nach innen zurückgedrängten Tränen erstickt; sie gab Auftrag, von dem zuverlässigsten Kutscher einen leichten Wagen mit vier starken Pferden bereitstellen zu lassen, und schon nach wenigen Stunden fuhr Ulrike in die beginnende Nacht hinaus. Detmar ritt neben dem Wagen, der zum Vermeiden von Aufenthalt durch Frau von Camas mit Nahrungsmitteln versehen worden; denn trotz der kräftigen Bespannung rückte er nur weit langsamer vor als ein Reiter, und höchste Eilfertigkeit war das oberste Gebot.

Von Frankfurt führte der beste Weg an der Oder aufwärts, mehrere Tage vergingen, bis vor Detmar sich der wohlbekannte Turm des Glogauer Domes in die Luft hob. Unter dem hatte er fast ein halbes Jahr lang mit dem Tode gerungen, und seltsam überkam's ihn aus dem Anblick. Mit einem Wunsch, die Zeit könne sich umwenden, ihn dorthin ins Spital zurückbringen. Darin war er glücklich gewesen, wenigstens manche Wochen hindurch, als er der Grete Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben und dabei gefühlt hatte, er schreite völliger Wiederherstellung entgegen. Wozu hatte er die damals so heiß ersehnte Genesung erlangt?

Ja, eine schöne reiche Zeit voll von neuer, beseligender Lebenszuversicht war's gewesen, und verarmt ritt er heut hier an dem alten Turm vorüber.

Er wußte nicht, was ihm Ralf Quade damit verknüpfte, doch besann er sich drauf, dem habe er eines

Abends von der Gritt erzählt und der Freund lachend geantwortet, er glaube nicht daran, daß ein Mädchen jahrelang jemandem bloß deshalb durch die Welt nachlaufe, um ihm wieder das Leben retten zu können.

Ralf Quade —

Die Geschwister sprachen unterwegs nur selten einige Worte miteinander, jetzt hielt Detmar einmal unwillkürlich sein Pferd dicht neben dem Wagen und sagte: „Ich mußte eben an meinen Freund Quade denken. Weißt du —?"

Ulrike wandte ihm das Gesicht zu. „Was soll ich wissen?"

„Daß er dich sehr liebhat."

„Ja, das weiß ich."

„Er ist der treueste Mensch, den ich kennen gelernt habe."

„Ja, dafür halte ich ihn."

„Er hat mir gesagt, sein höchstes Lebensglück würde sein, wenn du auch ihn —"

„Du hast Irene geliebt, könntest du eine andre lieben?"

Detmars Augen wichen ein wenig zur Seite. „Vielleicht war es ein Irrtum — oder mir nicht bestimmt, glücklich zu werden. Aber dem Freunde wünschte ich's und dir. Der Turm da hat's mir eben zum Herzen gesprochen, Liebe allein ist Glück."

„Deine Turmsprache verstehe ich nicht. Was geht er dein Herz an?"

Darauf wußte der Befragte keine Antwort, verstand selbst nicht, was ihm widersinnig vom Munde gekommen sei. Der Anblick des Doms von Glogau

hatte ihm das Gedächtnis an seine Liebe aufgeweckt, aber die war ja nur Täuschung gewesen, hätte nicht wahrhaft glücklich machen können. Und doch war's auch wieder wahr, was er gesagt; er fühlte, der Turm habe ihm zum Herzen gesprochen.

Etwas dunkel vor ihnen in der Straße Aufgetauchtes rückte jetzt schnell näher, ward als ein Reiter erkennbar, dann als ein in fliegender Hast jagender Feldpostkurier. Indes ein Zeichen des jungen Majors ließ ihn anhalten und eilig auf Fragen erwidern. Er überbrachte Befehle nach Berlin, kam von Schweidnitz her, in dessen Nähe der König sich in einem stark befestigten Lager bei dem Dorfe Kunzendorf aufhielt. Ihm unweit gegenüber stand die österreichische Armee unter Laudon, der jedoch trotz seiner Übermacht mit einem Angriff zauderte, das Herankommen des russischen Feldmarschalls Buturlin abwartete, um mit diesem vereint das schwache preußische Heer völlig umzingeln zu können. Doch lasse der letztere sich Zeit, es heiße, er sei ein eifriger Jäger und unterhalte sich mit Jagd auf Rebhühner. So liege der Weg über Liegnitz nach Schweidnitz noch von russischen Truppen frei, werde aber in wenigen Tagen wohl von ihnen versperrt werden.

Hastig setzte der Eilbote nach der kurzen Auskunft seinen Weg fort. Seine Dazwischenkunft hatte den Wortaustausch der Geschwister unterbrochen, jetzt sagte Detmar: „Ich will allein weiter, du mußt umkehren und in Glogau bleiben. Im Wagen kannst du einem Überfall nicht entrinnen wie ich zu Pferde. Warte dort auf mich, bis ich zu dir zurückkomme."

Doch Ulrike verneinte mit ruhiger Kopfbewegung und antwortete: „Hast du dazu den Umweg über Berlin gemacht, mich mit dir zu nehmen? Was du mußt, muß ich auch; mein Leben setzt kein Liebesglück aufs Spiel, es gehorcht nur einer Pflicht. Die erschrickt vor keiner Gefahr, denn sie hat nichts zu verlieren. Die Natur, glaube ich, hat sich an mir versehen, sie hätte mich zu einem Manne machen sollen. Doch es ist ein Mädchen aus mir geworden, so habe ich wohl auch etwas von weiblicher Art mit bekommen. Wenn wir wieder hier zurückfahren und uns danach zu Sinn sein kann, da will ich dich fragen, was denn der Turm von Glogau zu deinem Herzen sprechen konnte.“

Um die Lippen Ulrikes ging bei den letzten Worten ganz leise der schattenhafte Anflug eines Lächelns, ließ empfinden, daß sie doch von der Natur mit weiblichem Instinkt auffassende Sinne und eine Fähigkeit zur Erregung mädchenhafter Wißbegier empfangen habe.

* * *

Helle Luft ließ schon bei Liegnitz klar den hohen Kamm des Riesengebirges mit der über ihm thronenden Schneekoppe vor ihnen auftauchen, dann sonderte sich nach Osten auch der lange, dunkle Strang des Eulengebirges davon ab, und sie gelangten zu diesem hin, ohne von feindlichen Reitern gefährdet zu werden. In noch beträchtlicher Weite ward als Zielpunkt der außerordentlich hochragende Turm der katholischen Pfarrkirche von Schweidnitz sichtbar, doch bereits um mehrere Meilen vor ihm stießen sie unvorgesehen auf

preußische Husaren. Ein Rittmeister begrüßte die Ankömmlinge mit lauter Verwunderung darüber, daß die Straße von Liegnitz her noch nicht durch die russischen Vorhuttruppen besetzt sei; bald zeigten aufgeworfene Schanzwerke, hinter denen sich Zeltreihen ausdehnten, daß sie das Lager von Kunzendorf erreicht hatten. In schon ziemlich schräger Nachmittagssonne breitete es sich hin, bot einen scheinbar friedlichen Anblick, der nichts von schwerdrohender Gefahr kundgab. Nur kurze Zeit verging, dann standen die Geschwister im Zelt des Königs, doch befand dieser sich nicht drin. Sie hatten sich mit dem Gesuch um Vorlaß melden lassen, indes, wie es schien, niemand drauf geachtet; so waren sie nach einigem Zaudern unaufgefordert hineingetreten.

Da klang nach ein paar Minuten ein Geräusch hinter ihren Rücken, ließ sie den Blick umwenden, und beide schraken zusammen. Mit einem Schlage lag das sonnig-friedliche Bild des Lagers vor ihnen ausgelöscht, als falle eine schwere, schwarze Wetterwolke darüber. König Friedrich war von draußenher ins Zelt zurückgekommen, in jedem seiner Gesichtszüge stand die leere Hoffnungslosigkeit seiner Lage geschrieben. Düsternis überlagerte ihm die Stirn, machte selbst die großen Augen glanzlos; er ging gebückt, sich schwer auf den Krückstock lehnend, gleichgültige Achtlosigkeit sprach aus dem ungeordneten Zustande seiner Montur. So sah er die beiden stumm vor ihm Stehenden ausdrucksleer an und stieß rauh hervor: „Was wollt ihr hier? Macht euch fort!“

Die Angefahrenen standen mit atemverengter

Brust. Doch der Augenblick war's, auf den ihr Denken unterwegs unablässig vorausgerichtet gewesen, und Detmar brachte stotternd vom Mund: „Wir kommen, Eure Majestät — ich komme von der Weser — clevesche Soldaten sind dort fahnenflüchtig geworden —"

„Das braucht Er mir nicht zu sagen. Glaubt Er, ich bin schon kindisch und weiß von nichts mehr? Oder soll Er mir melden, daß man die Schufte wiedergekriegt hat? Sie sollen würfeln und jeder Fünfte wird an den Querbalken gehängt. Pulver sind sie nicht wert."

„Nein, Majestät — die Leute nicht — aber man hat — hat den abgefaßt, von dem sie zum Desertieren verleitet worden."

„Da soll der am Schandpfahl mit Ruten gestrichen werden und danach für sie alle an den Galgen!"

„Dazu hat des Herzogs Durchlaucht ihn verurteilt, Majestät."

„Dann ist's ja in Ordnung. Was will Er noch? Wozu hat Er das Frauenzimmer mitgebracht?"

Über Detmar Kampens Augen begannen sich schwarze Schatten zu legen, mühsam hielt er sich aufrecht, mußte alle Kraft zusammenraffen, um antworten zu können: „Die Pflicht hat meine Schwester mit zu Eurer Majestät gebracht — unsre Pflicht als Kinder — wir sind die Kinder von dem — der —"

Er sprach weiter, doch ohne zu wissen, ohne selbst zu vernehmen, was, fühlte nur, daß die Augen des Königs ihm ins Gesicht brannten. Dann zuckte ein

Blitz aus ihnen, und hinterdrein durchschnitt die Luft, scharf wie ein Schwerthieb, die Entgegnung: „Da ist Er ja mit Seiner Schwester von einem verfaulten Stamm gefallen. So bringe Er dem Herzog Auftrag, man soll den guten Katholiken erst am Schandpfahl zur Beichte führen und ihn danach am Galgen Himmelfahrt halten lassen; der Papst wird ihm ja seinen Segen dazu mitgeben. Ihm und Seiner Schwester aber gebe ich den Rat, sich das mit anzusehen, das kann vielleicht noch von Nutzen für solche Früchte sein. Mache Er sich sofort wieder auf den Weg, daß Er rasch davon profitiert."

Als ein eisiger Hohn scholl's, wie von grausamer Lust erzeugt, sich an der Marterung eines Geschöpfes zu weiden; Detmar durchrann es bluterstarrend, er vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen; die Hoffnung, die ihn hierhergeführt, lag unrettbar zerschmettert. Statt seiner Stimme aber erklang jetzt neben ihm die Ulrikes: „Eure Majestät weiß, was es heißt, Zuschauer bei einer Hinrichtung zu sein, und weiß deshalb auch, warum sie uns den Rat gegeben hat."

„Was will Sie damit sagen?"

Unwillkürlich fuhr's dem König vom Mund; mit einem heftigen Kopfruck hielt er das Gesicht der Sprecherin zugekehrt, die mutig antwortete: „Daß Eure Majestät glaubt, es sei Kindern ebenso nützlich, bei der Hinrichtung ihres Vaters anwesend zu sein, wie einem Königssohn, vor seinem Fenster den für ihn sterbenden Freund auf das Blutgerüst steigen zu sehen."

Nicht mißzuverstehen war's, daß die Worte auf

den jungen Leutnant Hans von Katte hindeuteten, der in Küstrin auf Befehl König Friedrich Wilhelms vor den Augen des Kronprinzen Friedrich enthauptet worden, weil er diesem zum Fluchtversuch nach England behilflich gewesen. Damals war der gewaltsam zum Zuschauer des Vorgangs Herbeigeführte, von Ohnmacht überwältigt, bewußtlos zusammengebrochen, und nichts in seinem Leben hatte eine so furchtbare Erschütterung auf ihn ausgeübt, als die Hinrichtung seines für ihn von grausam unerbittlichem Urteilsspruch gemordeten Jugendfreundes. Ulrike Kampen war als letztes gekommen, in dem König das Gedächtnis daran wachzurufen, sich dadurch eine Unterstützung gegen den heutigen schonungslosen Urteilsspruch zu gewinnen.

Aber ihre Rechnung ging fehl, fand nicht Ort und Stunde zur Erreichung dieses Zwecks; das Lager von Kunzendorf, der unvermeidlich drohende Untergang Preußens ließen nichts zum Herzen König Friedrichs hinandringen. Kein Anzeichen hatte bisher kundgegeben, ob er in seinem hoffnungsleer dumpfbrütenden Geisteszustand die Geschwister erkannt habe, erst jetzt trat zutage, daß er's wisse. Merkbar aber hatte das kühne Unterfangen des Mädchens ihm doch einen Stich versetzt, der ihn zu höchster Erbitterung auftrieb, denn nun stieß er mit zornbebenden Lippen heraus: „Ich kenne Sie — Sie ist die Schlange, die sich schon einmal mit ihrem Giftzahn bei mir eingeschlichen hat. Fort mit ihr! Sonst —“

Sein Krückstock hob sich drohend auf; totenbleich stand jetzt auch Ulrike. Sie war umsonst mit hier-

hergekommen, ebenso ohnmächtig und hilflos wie ihr Bruder.

Das Zelt ward geöffnet, ein Adjutant trat herein. Etwas zur Besinnung gelangend, ließ der König den Stock sinken, doch fuhr er den Offizier barsch an: „Was will Er? Was hat Er?“

„Eine Eilbotschaft, Majestät.“

Den Brief aus der Hand des Überbringers reißend, setzte der König sich, ohne mehr auf die sinnbetäubt noch dastehenden Geschwister zu achten, und überflog das Schreiben mit dem Blick. Statt des hinausgegangenen Adjutanten erschien durch die Zelttür eine andre Montur, deren Träger das Vorrecht besaß, ungemeldet hereinzukommen; doch das Lesen des Königs wahrnehmend, hielt er lautlos den Fuß an.

Plötzlich erscholl im Zelt ein lautes Auflachen, unbegreifbar war's, von welchem Munde. Gleich danach aber hob König Friedrich den Kopf, sah einen Augenblick den an Stelle des Adjutanten Eingetretenen aus abwesenden Gedanken an, stand dann hurtig auf und sagte: „Nehme Er's nicht übel, Zieten! Ich weiß, es geht gegen Sein christliches Gewissen, daß jemand bei der Nachricht von einer schweren göttlichen Heimsuchung eines Mitmenschen lacht. Das verstößt wohl gegen die pflichtmäßige Nächstenliebe; ich will Ihn für mein Seelenheil beruhigen, daß ich's auch nicht darüber getan habe. Aber mir kam's in die Kehle über die Mitteilung, daß der Feldmarschall Buturlin ein so großer Liebhaber von Rebhühnern ist, daß er gar nicht genug davon bekommen kann. Ich muß ihm schreiben, er

sollte uns doch auch einmal ein paar Stück schicken, wir könnten sie brauchen."

Als ein so verwandeltes Bild stand der Sprecher da, daß Augen, die ihn um wenige Minuten vorher gesehen hatten, kaum für möglich halten konnten, derselbe sei's. Er hielt sich aufrecht, alles Düstere war von seinem Gesicht abgefallen, um die Lippen krauste sich ihm ein heiter-launiger Zug. Nur schien's, sein Kopf müsse sich noch erst wieder auf etwas besinnen, aber wie er die hellgewordenen Augen nach Detmar und Ulrike richtete, trat er rasch gegen diese hinan und fragte: „Was wollt ihr denn bei mir, ihr beiden Kinder? Beieinander habe ich euch noch nicht gesehen — so erkennt man euch als zusammengehörig — Früchte vom selben Stamm —"

Die letzten Worte mochten ihm in Erinnerung bringen, daß sein Mund sie vor jenen erst kurz vergangenen Minuten in einem völlig andern Ton gesprochen habe. Er schloß einen Moment die Lider, schlug sie wieder auf und sprach weiter: „Ja, zwei gute Kinder — ihr seid bei der Hitze heut lange unterwegs gewesen und habt wohl Durst —"

Raschen Schritts trat er zur Seitenwandung des Zeltes, lüftete an ihr die Leinwand und rief: „Einen Krug Schöps und Becher!" Die Geschwister standen ohne Atemzug, ihre Gesichter trugen einen begriffslosen Ausdruck, als blickten sie auf eine unfaßbare Traumerscheinung hin. Aus der Nebenabteilung des Zeltes brachte ein Soldat eine große, mit „Schöps", dem schon seit Jahrhunderten weitberühmten Schweidnitzer Bier angefüllte Kanne, nach der die Hand des Königs selbst griff und draus in die Becher ein-

schenkte. In seinem veränderten Wesen und seinem Tun lag etwas seltsam ans Herz Greifendes; er sagte dazu: „Wenn man Gäste hat, muß man für sie sorgen. Trinkt! Will Er auch, Zieten? Er ist zuweilen schlechter Laune, die spült ein Schöps gut weg.“

Auch er selbst trank mit großem Zuge einen Becher leer. Ein Doppelgefühl wundersam aufwachender Freudigkeit und tiefen Mitleids vermischte sich in Detmar und Ulrike, beide empfanden gleicherweise, der große König bemühe sich wie ein Kind, etwas vergessen, wieder gut zu machen, was er gesagt und getan. Sein Gedächtnis aber hatte offenbar jetzt alles zuvor darin verschüttet Gewesene gesammelt, denn eine Hand auf die Schulter des jungen Majors legend, sagte er: „Ich bin in Seiner Schuld für die Affäre von Soest, und Er hat recht daran getan, mich nicht für undankbar zu halten. Sorge Er als ein guter Sohn Seiner Vaterstadt weiter dafür, daß wir sie bald wieder in die Hände kriegen. — Dabei kann Sie leider nicht mittun, Mademoiselle, es ist schade, daß Sie kein Soldat geworden ist, mir aber doch lieber so. Warum hat das Kind Wasser in den Augen? Wenn ich dem beikönnte, der daran Schuld hat, dem wollt ich —“

Seine Hand hob wieder, wie sie's vorhin im Zorn getan, den Krückstock halb in die Höh und auch wieder damit drohend, doch nicht mit Worten zu benennen anders als damals. Es war, als habe die düster-schweren Wetterwolken, die bei seinem Eintritt ins Zelt ihm das Gesicht überschattet, ein leuchtender warmer Sonnenglanz durchbrochen; aus den herb von den Schrecknissen und Leiden der letzten Jahre

gealterten, wie versteinerten Zügen sprach eine milde, fast zärtliche Güte. Und auch eine leise Schalkhaftigkeit schimmerte aus dieser mit hervor, wie er seinen abgebrochenen Satz ergänzte: „Das muß ja ein monströses Ungetüm sein, das guten Kindern die Augen naß macht, noch dazu einem, das meine Biche invitiert hat, wieder zu ihr zu kommen und ihr den Kopf zu streicheln. Aber sie ist nicht mehr bei mir, ich habe sie nach Berlin zurückgeschickt; wenn Sie wieder dahinkommt, da besuche Sie Biche doch in Sanssouci, und bring ihr einen Gruß von meiner Hand, Kind, so wie sie ihn gewöhnt ist —“

König Friedrich zog den Kopf Ulrike Kampens sanft an seine Schulter und glitt ihr einigemal streichelnd mit der Hand über Haar und Wange. Dann trat er rasch an seinen Tisch, nahm ein Blatt, über das er kurz die Feder hingehen ließ, und kam damit zu Detmar zurück. „Ich habe jetzt nicht weiter Zeit übrig für Leute wie Ihn und Seine Schwester. Den Gruß da von mir richte Er an den Herzog aus; abgeben könnt ich ihm nichts mehr, er müßt seine Sache selber machen, mit meiner dächt ich's auch zu tun. Er hat mir öfter gezeigt, daß Er tüchtig zureiten kann, daran wird Er's auch an die Weser zurück nicht fehlen lassen. Aber bis morgen früh hat's Zeit damit, Seine Schwester soll sich heut nacht ordentlich ausruhen. Und auch essen; Buturlin schießt freilich seine Rebhühner nicht für uns und im Lager gibt's nicht viel. Aber wenn Ihr fürlieb nehmen wollt, so erwarte ich euch beide heut abend an meinem Tisch. Er kann auch mit dazu kommen, Zieten, und uns etwas vorsingen.“

Im alles bewahrenden Gedächtnis des Königs mußte eine Erinnerung aufgetaucht sein, die ihn das letzte mit einem lachenden Spiel um die Mundwinkel hinzusetzen ließ. Und noch etwas andres kam ihm hinterdrein: „Zieten, sehe Er sich doch die Demoiselle von Kampen einmal an! Ich seh's gern, daß meine Oberoffiziere eine gute Ehehälfte haben, und glaube, Er hat noch Lust, sich zu verändern; damit wird's auch Zeit für Ihn. Wenn Er eine mutige Frau will, die's mit einem Seiner Husarenregimenter aufnimmt, so weiß ich Ihm keine bessere zu empfehlen. Aber Seine Bartfarbe paßt mir doch nicht für sie, da will ich lieber zuwarten, ob ich mir den Pelz nicht bei einem verdienen kann, der noch keinen solchen Haufen von grauen Stoppeln unter der Nase trägt."

So spaßlustig wie in dieser Stunde hatte König Friedrich sich seit Jahren nicht mehr gezeigt, daneben augenblicklich auch hellseherisch; denn um zwei Jahre später nahm sich der alte Zieten noch ein blutjunges Mädchen zur Frau. Die Geschwister aber standen jetzt draußen vor dem Zelt in der Abendsonne und sahen auf das Blatt in der Hand Detmars nieder, darauf geschrieben war:

„Der Syndicus fon Kampen sol pardonnirt sein, weill er ein hartherziger Vater gewehsen ist und seine Kinnder doch vor Ihn gebehten haben. Aber er sol ein Patriot werrden, ob er an Lutter, den Pahbst oder den Theufel glaubt! Das ist Seine Verdammte Schuldichkeit.

Friedrich."

Glückselig, doch verständnislos blickten Bruder und Schwester sich an, außerstande, eine Erklärung dafür

zu finden, was diesen jähen Umschwung im verdüsterten Gemüt des Königs bewirkt habe. Dem kam nur unwillkürlich vom Munde: „Der Herzog sagte, wenn ich ihn in einer guten Stunde treffen könnte —“

Drinnen im Zelt reichte König Friedrich Zieten den ihm vom Adjutanten überbrachten Brief hin: „Lese Er das einmal! Er hat sich freilich mehr mit dem Drauflosschlagen abgegeben, aber so viel wird Er wohl herausbuchstabieren können.“

Ein Schreiben eines der wichtigsten und zuverlässigsten Geheimagenten des Königs aus Petersburg war's, das berichtete: Die Kaiserin Elisabeth sei abermals von schwerer Krankheit befallen, von der diesmal mit Sicherheit ein tödlicher Ausgang und infolgedessen die Thronbesteigung durch den Großfürsten Peter zu erwarten stehe. Der sei, wie Seine Majestät wisse, ein begeisterter Verehrer derselben, und der Absender dieser Eilbotschaft könne sich mit seinem Kopf für die Gewißheit verbürgen, daß der Feldmarschall Buturlin, um nicht bei dem neuen Kaiser in schwere Ungnade zu fallen, keinerlei Feindseligkeiten mehr gegen das preußische Heer unternehmen, sondern, den Verlauf der Dinge in Petersburg abwartend, unter Vorwänden den Operationen der österreichischen Armee untätig zusehen werde.

21.

Da befanden die Geschwister sich auf dem Rückweg, sie waren in der ersten Morgenfrühe aufgebrochen, doch der König hatte sich plötzlich dabei eingestellt

und, ihnen die Hand reichend, gesagt: „Ihr habt gutes Wetter, und Seinen Säbel wird Er unterwegs nicht brauchen; Buturlin ist ein zu großer gourmée auf Hühner; genug Schnaps dazu hat er als Moskowiter jedenfalls auch bei sich. Bei mir habt Ihr gestern abend nicht viel gekriegt; wo nichts ist, verliert der Kaiser sein Recht, geschweige denn ein Markgraf von Brandenburg. Aber Laudon hat noch weniger zu beißen, damit müssen wir uns christlich trösten und uns dreinfinden, wenn er uns bald einmal hier vor Magenknurren nicht länger Gesellschaft leistet. Also Sie grüßt Biche von mir und überlegt sich, was ich Ihr gesagt habe, ob Sie Zietens Frau werden will; er ist ein tüchtiger Mensch, darauf kommt's im Leben an. Nach dem Mund reden können viele, aber Leute, die einen als Menschen im Herzen tragen, gibt's nicht allzuoft auf der Welt. Wenn Sie ja sagt, schreibe Sie's mir; Sie weiß, daß die Nachricht mich freut, und Freude hat man nötig. Ich habe Ihr auch eine gemacht, denk ich, und sie mir verdient. Bon trajet mes enfants!"

Keinerlei Anzeichen eines Vorrückens der russischen Armee machte sich an der Straße von Schweidnitz nach Liegnitz bemerkbar; die beiden Rückkehrenden erreichten dies ebenso ungefährdet wie auf dem Herweg und schlugen wieder die Richtung nach Glogau ein. Dort hatten sie sich zu trennen beschlossen, damit Detmar, gradzu westwärts auf Magdeburg reitend, keine Zeit durch den Umweg über Berlin verliere; das Begnadigungsblatt in seiner Brusttasche drängte zur größtmöglichen Eile. Anders sah die Straße sie diesmal beisammen, nicht beiderseitig zu-

meist stumm bang vorausgerichteten Gedanken nachhängend; wo der Weg es gestattete, ritt Detmar dicht neben dem Wagen Ulrikes, so daß sie miteinander sprechen konnten, und viel zum Austauschen gab's. Ausführlich erzählte er von seinem Aufenthalt in Soest, im leblos verlassenen Elternhause; wachwerdend, reihten sich alte gemeinsame Kindheitserinnerungen daran. Auch manch fröhliches Wort flog hin und her, die Angst der schreckensvollen Ungewißheit war von ihnen genommen, ihre Brust konnte befreit atmen, und wie eine Welt neuen Lebens lag es um sie. Doch mit ernstem Ton inneren Empfindens sprach das Mädchen einmal aus: „Wir sind unserm Vater Dank schuldig, daß wir damals vor ihm in die Nacht hinausgehen mußten, sonst wärest du und ich niemals zum König gekommen. Der und seine Schwester haben's in ihrer Kindheit ebenso gehabt wie wir, dem, glaube ich, verdanken wir's im letzten, daß die Welt heute so fröhlich hier um uns liegt. Wir meinten beide, nur in unserm Traum sei sie schön gewesen und als wir draus aufgewacht, nicht mehr. Aber auf solcher Fahrt lernen die Augen anders sehen —"

Sie hielt, ihren Bruder anblickend, kurz inne, ehe sie hinzusetzte: „Es ist sonderbar, wie die Dinge sich merkwürdig auf der Welt ändern."

Er fragte: „Was für Dinge meinst du?"

„Daß du es bist, der hier neben mir reitet. Meine Augen sahen es eben anders; am Ende des vorigen Jahres fuhr ich ebenso von Leipzig nach Magdeburg. Da ritt auch jemand so neben meinem Wagen, aber nicht du, sondern dein Freund Quade. Ein

kalter Wintertag war's, und jetzt ist's schöner Sommer. So, meine ich, ändern sich die Dinge."

Ein wenig Verwunderung kennzeichnete sich im Gesicht des Zuhörers. War das aus dem Munde seiner verständigen Schwester gekommen, die nichts Unbedachtes und Inhaltloses sprach? Ihre Gedanken mußten nicht bei dem zugegen gewesen sein, was sie eben gesagt hatte; es klang etwas ungereimt, als sonderbar zu empfinden, daß aus dem Winter Sommer geworden sei, und dies eine merkwürdige Veränderung der Dinge auf der Welt zu benennen.

Doch gerieten Detmar dabei unwillkürlich die vom König an Ulrike gerichteten Abschiedsworte ins Gedächtnis und zugleich, daß jener einmal am Abend vorher eine Gelegenheit herbeigeführt habe, kurz mit ihr am Tische allein zu sein. Aus dem Zusammenhalt von beidem gestaltete sich seiner Vorstellung in diesem Augenblick etwas eigentlich Närrisches herauf, das ihm aber doch über die Zunge geriet und ihn sagen ließ: „Ich vergaß bisher, dich zu fragen — der König sprach zu dir, was ich nicht verstand — hat der alte General von Zieten um dich angehalten?"

Bei der heiteren Stimmung seiner Schwester erwartete er, sie werde über die Frage lachen, und das tat sie auch, doch antwortete überraschend dazu: „Du hast's ja gehört, ein tüchtiger Mensch sei's, und darauf komme es im Leben an. Darum riet er's mir, als wir allein zusammensaßen — ich glaube fast, deshalb hatte er uns den Abend zu Tisch geladen. Ich sollt's mir überlegen, denn ihn würde es freuen, wenn ich ja sagte — ist's nicht wie ein Wunder-

traum, meine Hand sollt's vermögen, dem Großen, dem Größten von allen eine Freude zu bereiten? Was bin ich und mein Leben? Ein nichtiges Geschöpf und ein Leben, das Ihm gehört, und drum auch dem, dem er es geben will."

Aus den Augen Ulrikes leuchtete etwas noch nie von Detmar in ihnen Gesehenes, das er bei seiner Schwester nicht für möglich gehalten, ein schwärmerischer Glanz; ungläubig blickte er sie an und versetzte: „Bist du's denn und bist du —? Weil der König es dir geraten, willst du die Frau des alten Zieten werden?"

Nun lachte sie wieder: „Ob ich richtig bei Sinnen sei, meinst du. Das weiß ich nicht, aber daß ich glücklich bin, weil der Sommer so schön ist. Sieh da — da ist —"

Ihre Hand deutete vorauf; er fragte: „Was ist da?"

„Dein Turm — wenn wir wieder hier zurückkämen und uns danach zu Sinn sein würde, wollte ich dich fragen, was er denn zu deinem Herzen sprechen konnte. Ich redete damals töricht, daß die Natur sich an mir versehen hätte, als sie mich nicht zum Manne gemacht — und auch der König meinte es ebenso — nein, er meinte es doch nicht, sonst hätte er mir nicht den Gruß an seine Biche aufgetragen. Was hat dir denn der Turm eigentlich zu sagen gehabt, Detmar?"

Vor ihnen war der Turm des Domes von Glogau wieder sichtbar geworden; der Befragte richtete kurz den Blick draufhin, wahrnehmbar stieg ihm eine Röte ins Gesicht, doch die Augen rasch abwendend, gab

er Antwort: „Ich weiß nicht, wovon du sprichst, was soll er mir gesagt haben? Er sagt, daß wir uns trennen müssen, hier geht mein Weg links nach Magdeburg zu ab. Mich freut's, daß du so heiteren Sinns bist, Spaß mit mir zu treiben — ich habe dich noch nie so gesehen — glücklich, sagst du, weil der Sommer so schön ist. Mich macht er nicht dazu, ich wollte lieber, es hinge Schnee vom Dach vorm Fenster herunter."

Das letzte war ihm bedachtlos vom Munde geraten, abbrechend fügte er schnell hinterdrein: „Du hast mich angesteckt, ich spreche auch närrisches Zeug. Du und ich, wir haben uns allein, und ich bin ohne Sorge, daß ich deine Liebe mit Zieten teilen muß. Warum du mich daran glauben machen wolltest, verstehe ich nicht, aber das nehme ich doch auch als etwas Glückliches mit mir, dich so fröhlich zu wissen. Es wird wohl lange dauern, bis wir wieder beisammen sind, doch vermutlich schickt der Herzog uns zum Winter an den König zurück, dann komme ich vielleicht über Berlin. Ja, so schön noch etwas sein kann, war dieser Rückweg mit dir für mich; wir haben unsre Pflicht getan, mehr hat das Leben ja nicht. Ich schreibe dir, sobald unser Vater in Freiheit ist; was aus ihm werden soll, weiß ich mir nicht zu sagen, denn nach Soest in sein Haus kann er nicht zurück —"

Detmar sprach noch weiter, die Augen Ulrikes hafteten dabei mit einem Ausdruck des Suchens auf seinem Gesicht, doch das, was sie drin auszufinden trachteten, hielt sich verborgen. Glogau kam rasch näher, und schon vor ihm zweigte die über Sagan



und Kottbus am nächsten nach Magdeburg führende Straße zur Linken ab. An ihr nahmen die Geschwister Abschied; Detmar stieg vom Sattel, trat an den Wagen und sagte, der Schwester die Hand reichend: „Lebe wohl!" Sie antwortete: „Das wünscht mein Herz dir — vielleicht sehen wir uns doch eher wieder." Ihr Arm legte sich dazu um seinen Hals, und sie küßte ihn; zum erstenmal im Leben war's, ein teilnahmvoll warmes Gefühl ihres Innern sprach daraus. Eilig schwang er sich aufs Pferd zurück und schlug seinen Weg ein; die Richtungen hatten sich auseinander getrennt, ein paarmal wandte er noch den Kopf, um mit der Hand zu winken, und Ulrike tat's ebenso; dann verschwand der Wagen.

Detmar Kampen wußte nicht, was ihm geschehen sei; eine Strecke mit geschlossenen Augen reitend, fühlte er noch die warmen Lippen seiner Schwester auf den seinigen. Ihr Kuß hatte ihm Liebe bezeugt, die einzige, die es für ihn auf der Welt gab. Sein Kopf wandte sich noch einmal um, doch der Wagen ließ sich nicht mehr wahrnehmen, nur der Glogauer Domturm stand eigentümlich, wie von einem Goldmantel umflossen, in der sonnigen Luft. Einen Augenblick sah er draufhin, dann kehrte sein Blick sich mit einem Ruck ab, und seiner sonstigen sanften Leitung des Pferdes entgegen diesem bedachtlos heftig die Sporen einschlagend, sprengte er auf der Straße weiter. Der Juli hatte begonnen und eine endlos lange Strecke auf hochsommerheißen Wegen lag vor ihm, aber das Blatt in seiner Tasche gebot rastlose, höchste Schnelligkeit. Die Vollendung der

Sohnespflicht tat's, des einzigen Inhalts, den das Leben besaß.

* * *

Als er mit der Geschwindigkeit eines Feldpostkuriers an die Weser zurückkam, stand die Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig nicht mehr diesseits des Flusses, sondern hatte ihn schon vor acht Tagen überschritten, um wieder westwärts vorzurücken; Verstärkungen vom Norden her mußten inzwischen zu ihm gestoßen sein, daß sie dies zu wagen vermocht, denn der Herzog von Broglie hielt noch mit unveränderter, fast doppelter Überzahl die Mitte Westfalens besetzt. So folgte Detmar eilig nach, fand das Hauptquartier abermals, wie bei seiner Ankunft im Winter, in Paderborn und ließ sich sogleich beim Herzog melden. Der empfing ihn in gewohnter Art, doch mit der Frage, weshalb er komme, blickte den Antwortenden zunächst ohne Verständnis an und erinnerte sich erst bei der Überreichung des Begnadigungsschriftstücks daran, daß der junge Major sich fast drei Wochen lang abwesend befunden habe. Abstechend von seiner früher bewiesenen Teilnahme äußerte er nur: „Ja so, Ihr seid wegen Eures Vaters — ich glaube, man hat ihn mit hierher gebracht. Aber dazu ist jetzt nicht Zeit; mich freut's, daß Ihr den König in guter Laune angetroffen haben müßt, félon und pardon reimt sich sonst nicht bei ihm. Übernehmt sogleich Eure Schwadronen wieder, Major von Kampen, Ihr werdet nicht weit nach ihnen zu suchen haben."

Damit war Detmar kurzerhand verabschiedet; augenscheinlich traf er den Oberbefehlshaber nicht in so

günstiger Stunde wie den König, sondern mit wichtigeren Gedanken als an die geringfügige Angelegenheit eines einzelnen beschäftigt. Doch war sein Vater jetzt vor der Vollstreckung des Urteils gesichert, und er mußte zunächst dem Befehl gehorchen, seine Husaren aufzusuchen; ihm kam ins Gedächtnis, er habe auf der Straße eine Montur des Füsilierregiments Ralf Quades gesehen, der also in der Nähe sein mußte und ihn mutmaßlich am besten von dem Standort der beiden Schwadronen unterrichten konnte. Das bewährte sich auch, etwas draußen vor Paderborn fand er unschwer den Lagerplatz des Freundes auf, der ihn mit lebhafter Freude, doch völlig von dienstlichen Nötigungen in Anspruch genommen, begrüßte. „Es geht etwas vor, mir bleibt keine Minute übrig; mein Regiment soll bei Sonnenuntergang, mit Proviant für mehrere Tage versehen, marschbereit sein, und ich habe Order, vorher selbst jeden Mann genau auf seine Waffen und Munition zu inspizieren.“ Schnell gab Ralf Quade Auskunft, wo die Husaren seien, und konnte nur noch beifügen: „Vielleicht kommen wir nach Soest, für den Fall wollen wir abreden, uns in dem Hause zu treffen, wo ihr zur Welt gekommen seid, du und deine Schwester. Das wäre schön — leb wohl auf gutes Wiedersehen drin!“ Dann stand Detmar allein und begab sich weiter, um nach der Auskunft zu seinen Schwadronen zu gelangen. Sie wurden ihm von dem Rittmeister, der mittlerweile das Kommando beider geführt, wieder übergeben; auch der befand sich in dringlichster Geschäftigkeit, denn er hatte ebenfalls Befehl empfangen, sie nach sorgfältiger Besichtigung zum Abend marsch-

bereit zu halten. Dadurch sah der eben erst Zurückgekehrte sich sofort in Diensttätigkeit versetzt; zu welchem Zweck die Anordnung ergangen sei, konnte niemand ihm aufhellen, mutmaßlich handelte sich's um die Besetzung eines für die Sicherung des Heeres als strategisch vorteilhaft erkannten Punktes. Vom langen Tagesritt schwer ermüdet, legte er sich nach dem Vollzug seiner Obliegenheiten in einem Zelt hin, um ein paar Ruhestunden zur Kräftigung zu finden, betraute einen Husaren damit, ihn zu rufen, sobald das Gebot zum Aufbruch eintreffe. Er dachte nur eine Weile zu liegen, nicht zu schlafen, doch die Augen fielen ihm schnell zu, und ein Traum versetzte ihn in eine Landschaft, über der etwas wunderlich Verzaubertes lag. Denn er ritt auf einer Straße, vor der sich, in einen Goldmantel gehüllt, der Domturm von Glogau aufhob; zu dem wollte er hin, konnte ihn aber nicht erreichen, weil bei seinem Näherkommen der Turm spurlos verschwand und danach doch immer aufs neue, nur wieder zu weiter Ferne entrückt, in strahlendem Sonnenglanz vom Boden in die Höh wuchs. Offenbar kreiste er beständig um ihn in der Runde, und es gab keinen zu ihm hinführenden Weg. Das bestätigte auch Ulrike, denn unsichtbar sagte sie mit halblachendem Ton aus der Luft herunter: Ich verstehe deine Turmsprache nicht. Ihm kam's, darauf antworten zu wollen, nicht der Sommer sei schön, sondern der Winter, wenn sich eine überkragende weiße Schneedecke vor dem Fenster herabschiebe. Aber er besann sich, das könne sie noch weniger verstehen, und es sei auch unsinnig — von dem Schnee gehe ja

ein frostig bis zum Herzen hinandrängendes Gefühl aus.

Da fuhr Detmar Kampen aus dem Schlaf, er war geweckt worden, weil der Befehl gekommen, er solle mit seinen Husaren auf der Straße nach Soest vorgehen. Hurtig saß er im Sattel, über ihm lag mit mattem Sternenschimmer die Mitternacht, doch seine genaue Wegkenntnis bedurfte keiner stärkeren Helligkeit. Manche Woche lang hatte er hier Tag um Tag seine Kundschaftsumritte ausgeführt, über verschneiten Boden, zwischen rauhreifglitzernden Waldrändern; jetzt hielt die Julimitte alle Bäume mit dichten Laubkronen bedeckt, die im Anfang dunkel-still gegen den Himmel ragten, allmählich aber zu murmeln und leise zu rauschen begannen, denn der früh anbrechende Morgen sandte leichte Windschauer vor sich auf. Die Order gebot nur langsam-behutsame Vorbewegung der Reiter, ihr Anhalten, falls größere feindliche Truppenzahl die Straße besetzt habe. So richtete der Blick des jungen Führers sich angespannt durch das grau aufdämmernde Licht voraus, doch wunderlich war's, er konnte das Traumbild nicht von seinen Augen wegscheuchen; wie scharf sie auch über den Weg hinspähten, an seinem Ende ragte immer vor ihnen der Turm von Glogau in die Luft.

Welchem Zielpunkt seine Aussendung gelte, wußte er nicht, der Befehl hatte nichts davon kundgetan; ein Wahrnehmen gab's noch nicht, aber eine Empfindung rührte ihn an, zur Rechten und Linken seien auf seitabliegenden Wegen auch noch andre Teile der Armee gleicherweise im Vorrücken nach Westen begriffen. Nun färbten die höchsten Wipfel sich von

einem rötlichen Lichtauffall, goldfunkelnder Vorhang strahlte am Osthimmel, kündigte den nahen Sonnenaufgang.

Plötzlich jagte von rückwärts her ein Ordonnanzreiter mit dem lauten Ruf herzu: „Zietensche Husaren vorwärts! Mit blanker Waffe drein!“ Zugleich zeigte Gedröhn von tausendfachem Hufschlag hinter ihnen an, andre Kavallerieregimenter seien nachgefolgt. Kürassiere und Dragoner sprengten seitwärts über offnes Gefild vorbei. Der erste Strahl der Sonne umblitzte sie, und es war, als sei er eine Lunte, die das Pulver einer Kanone entflamme, denn ein Schuß durchkrachte die bisherige Stille. Ihm antwortete im Norden und Süden ein rollender Geschützdonner, und Musketensalven knatterten drein. Das konnte nicht der Besetzung eines strategischen Punktes gelten, war der Anfang einer Schlacht, einer großen Schlacht. Die gesamte preußische Armee drang westwärts vor, der Herzog Ferdinand hatte sich entschlossen, das französische Heer trotz seiner doppelten Stärke anzugreifen.

Verhängten Zügels brausten die beiden Husarenschwadronen gegen einen ersten feindlichen Reitertrupp, brachten ihn mit gewaltigem Anprall zum Wanken, warfen die Widerstandleistenden im Handgemenge zu Boden. Der Beginn eines weitumgedehnten ungeheuren Kampfgetümmels war's, in dem Detmar Kampen fortan nur nach eigenem Entscheid handeln mußte. Dazu befähigte ihn sein vielgeübter, blitzschnell auffassender Blick vor manchem im Rang höher stehenden Anführer; nicht allein aus persönlichem Wohlwollen hatte der König seiner

Jugend ein so rasches Aufrücken zuteil werden lassen. Wo andre Truppenteile in bedrängte Lage geraten, eilte er zum Beistand, wich gewandt zu starker Übermacht aus, brach unvermutet wieder in die Flanke einer feindlichen Kolonne. Ohne bewußte Überlegung tat er alles, vom Moment eingegeben und ausgeführt, doch der Erfolg bestätigte es als richtiges Handeln. Die hochansteigende Sonne zeigte, daß Stunden wie im Sturm vorüberflogen; erkennbar zog der Feind sich zurück, überall gelangten die preußischen Fahnen vorwärts.

Stand da immer noch der Glogauer Turm? Der wie Nebel wallende Geschützrauch ließ ihn nicht deutlich unterscheiden, aber zu sechsfacher Gestalt konnte er doch nicht anwachsen, und nun lichtete sich's. Die Türme von Soest waren es, schon nah jenseits der alten Ringmauer. Nur ein kurzer Zeitwirbel noch, und Detmar jagte an der Spitze seiner Reiterschar wieder in seine Vaterstadt hinein. In ihren Straßen drängte sich französisches Fußvolk, doch erkannte, von allen Seiten angegriffen, die Gegenwehr als hoffnungslos, suchte über den zerfallenen Mauerwall zu entkommen. Zu ihrer Rückendeckung setzten die Fliehenden hastig Häuser und Scheuern in Brand, hochlodernde Flammen schlugen auf, und dicke Rauchmassen wälzten sich über das wilde Kampfgetöse unter den alten Türmen.

Detmar war's wie eine im Mittagslicht aufgetauchte und abgesunkene Spukerscheinung. Soest lag schon wieder hinter ihm, in den Wald der Börde stürmte ein Gewimmel von Flüchtlingen und Verfolgern hinein, nun über glutheiße Lichtungen, nun

halbverdämmertes Laubdickicht durchbrechend. Hier brandungsartiges Rascheln, Knacken und Krachen, als stürze blindlings ein schreckgepacktes Wildrudel davon, dort leer-einsame Stille. In einer solchen wuchs es auch wie ein Tagesspuk, doch von narrenhafter Art, aus dem Boden auf, zwei graubehaarte, hohlgesichtige Mannsgestalten, die eine langhager, die andre dickleibig untersetzt, beide gleicherweise mit einer Flinte und langem Kreuzgriffschwert am Wehrgehenk ausgerüstet. Sie schlichen, pirschenden Jägern gleich, vorsichtig von Stamm zu Stamm gegeneinander heran; dann scholl von einer Seite her ein lauter Ruf auf: „Halt! Ich erkenne Euch, Edler von Hovestadt! Legt Eure Waffen nieder als Kriegsgefangener Seiner Majestät des Königs von Preußen, oder stellt Euch mir zu ritterlichem Zweikampf!" Darauf hallte, als sei's ein Echo, die Antwort zurück: „Seid Ihr's, Ritter von Quade? Rendez vous prisonnier Seiner Majestät König Louis quinze von Frankreich, sonst stellt Euch mir à découvert zum Turnier entgegen auf Schuß und Hieb! Permettiert, daß ich Euch zuvor als Ebenbürtigem meinen Respekt erweise und Euch als dem mir an Alter Vorangeschrittenen das Kommando zuerkenne. Vive le grand roi de France!"

„Es lebe der große König von Preußen!" klang's vom Munde des Ritters Hans von Quade wieder, der ebenso wie sein Gegner aus der Baumdeckung ins Freie heraustrat. So standen sie sich gegenüber, schlugen die Flintenläufe gegeneinander an, und wie der hagere Ritter laut bis drei gezählt, krachten gleichzeitig zwei Schüsse los. Diesmal aber flog die Ladung nicht wie sonst täglich seit einem Menschen-

alter an den Zielscheiben vorbei; ob sie sich zum erstenmal so nah gekommen waren oder stürmische Erregung ihren blöden Augen heut für einen Moment Sehkraft zurückgab, beide Hänse hatten richtig angelegt, getroffen und stürzten taumelnd zu Boden. Ein blutiges Possenspiel zweier alter Narren war's, in der Waldestiefe parodistisch den grausigen Ernst des um sie her tobenden ungeheuren Kampfes nachahmend und zum Austrag bringend; sie hatten für nichts andres Auge und Ohr gehabt, und in geringer Entfernung trug sich's vor dem Gesicht Detmar Kampens zu, der mit seinen Husaren den Weg an ihnen vorbeinahm. Der Anblick rief in ihm eine Erinnerung wie aus einem halbvergessenen Vorleben wach, doch ohne Anhalt trieb er sein schweißtriefendes Pferd weiter. Seine Schwadronen verfolgten einen abgesprengten Trupp durch den Wald flüchtender französischer Reiter, die galt's einzuholen, gefangen zu nehmen oder zu überwältigen, andres Denken ließ diese Aufgabe nicht zu. Alle Übersicht fehlte hier, er mußte suchen, schnellmöglichst ins Freie zu gelangen, schlug einen schmalen Pfad ein, der das unwegsame Dickicht durchquerte. Darauf ging's rascher vorwärts, und die Richtung war zutreffend gewählt, denn bald lichtete sich das Baumdunkel, etwas Hellbestrahltes flimmerte dem Blick entgegen. Wie er hinankam, hob sich's als ein Gewirr alter zerfallener Mauern in die Luft, die glühende Julisonne brannte drauf herunter, und es sah aus, als ob sie den grauen Trümmerhaufen mit einem Goldmantel umhänge. Die Augen Detmars stutzten — unweit von hier hatte er die beiden hirnverbrannten Hänse an-

getroffen — das vor ihm mußte der Überrest vom alten „Haus Mark“ sein, in dessen Gemäuer er mit dem Freigrafen einen Schatz aufzufinden gesucht.

Da hielt er doch einen Atemzug lang das Pferd an. Seine Phantasie erschuf ihm etwas vor den Augen, was nicht war, ein Mittagsgesicht: Braune Ziegen und neben ihnen im Schatten unter einem Baum eine sitzende Gestalt mit sonderbar stahlfarbig flimmerndem Haar —

Oder trog ihn keine Einbildung, saß wirklich jemand dort? Die Sinnestäuschung hätte die Gestalt in ein graues Wolfsfell kleiden müssen —

Und nun — unzweifelhaft nahmen ihre Augen auch ihn gewahr, denn sie flog mit einer jähen Bewegung in die Höh —

Das war kein Gesicht, sondern die Gritt — nicht die, sondern die Grete — Margarete von der Mark —

Der letzte Name schoß Detmar Kampen im Gedächtnis auf, ohne daß er ein Denken damit verband. Nun war der Augenblick seines Anhaltens vorüber; unfern her scholl das Donnergekrach von Kanonen, dem jagte er wieder mit seinen Schwadronen zu. Nur wie eine Traumerscheinung lagen die Trümmer vom Haus Mark hinter ihm, doch einem Blitz gleich hatte ihn ein Gefühl, eine doppelte Erkenntnis, ein Wissen daraus durchfahren. Er fühlte und wußte plötzlich, die Gritt sei ihm von dort in die Welt hinaus nachgelaufen, weil ihr Herz unter dem Wolfsfell für ihn geschlagen, sie übermächtig dazu getrieben habe — und die Grete sei aus der Spitalstube von ihm weggegangen, als sie gehört, daß sein Herz Liebe zu einer andern in sich trage. Das hatte der

Turm von Glogau gewußt und gesprochen — aber in einer Sprache, die er nicht verstanden —

„Husaren! Hierher! Dem sechsten Musketierregiment zum Sukkurs!" Ein im Galopp herangerafter Adjutant rief's, und stiebenden Hufs brausten die Pferde der beiden Schwadronen der gedeuteten Richtung zu.

* * *

Noch niemals seit dem Beginn des Krieges hatte Frankreich eine so starke Heermacht aufgeboten, wie in diesem Jahre; der Marschall Victor François Herzog von Broglie hielt Westfalen mit einer Armee von hundertundfunfzig Tausend Mann besetzt. Bei Roßbach war er dem Prinzen Charles Rohan von Soubise untergeordnet gewesen, jetzt stand er über diesem als Oberbefehlshaber und nahm mit dem Hauptteil seiner Streitkräfte eine Stellung im Nordwesten von Soest, in dem von der Lippe und ihrem Nebenflüßchen, der Ahse, gebildeten Winkel ein. Aus dem hatte er Vortruppen unter Soubise gegen Osten ausgesandt, für undenkbar gehalten, daß die preußische Armee in ihrer so weit niedrigeren Minderzahl mit dem Unternehmen eines ernstlichen Angriffs umgehen könne. So maß er dem am 15. Juli herüberdröhnenden Kanonenschall keinerlei Wichtigkeit bei, sah ihn nur als Kundgebung bedeutungsloser Plänkelgefechte an und ließ sich, sowie seinen aus Paris mitgeführten Gesellschaftsdamen dadurch keine störende Beeinträchtigung der reichhaltigen täglichen Tafelgenüsse zufügen.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig aber

war aus der Kriegsschule des größten Feldherrn, den Deutschland je gesehen, hervorgegangen, rechnete mit kalt wägendem Verstand und führte die von diesem getroffene Entscheidung mit der Blitzesschnelligkeit eines Feuergeistes aus. Er kannte die dämonische Wirkungsmacht des Unerwarteten, als außerhalb der Möglichkeit liegend Angesehenen, hatte die nach ihrer Art hochfahrend-bedachtlosen französischen Heerteile in und um Soest jäh überrascht und ihnen wie ihrem Anführer einen andern Tag von Roßbach bereitet. In der ganzen Breite aufgerollt, flüchteten sie unter schweren Verlusten auf ihre Hauptmacht zurück; erst das einfallende Abenddunkel setzte dem unterlaßlosen Kampf von Sonnenaufgang bis -untergang ein Ziel, auf langgestreckter Linie machten die Verfolger vor den Dörfern Berg, Dinker und Vellinghausen Halt. Nicht ohne gewichtigen Grund war der Befehl ergangen, sie reichlich mit Nahrungsmitteln auszurüsten, Proviantwagen hätten der Geschwindigkeit ihres Vordringens nicht folgen können, doch so sahen sie sich instand gesetzt, ihre erschöpften Kräfte vollauf wieder herzustellen. Der umsichtigen Fürsorge dafür in entscheidender Lage fiel nicht geringere Bedeutung zu, als der Tüchtigkeit der Truppen, deren tapferes Ausharren stets wesentlich davon abhing, daß sie nicht von Hunger geschwächt seien. Doch nicht allein auf die Krafterhaltung seiner Soldaten war Herzog Ferdinand bedacht gewesen; er hatte nicht minder in Berechnung gezogen, was ihm von Kundschaftern überbracht worden, die gewaltige Menschenzahl der feindlichen Armee leide in dem vollständig ausgepreßten Lande schon seit Wochen an Ernährungs-

mangel, zu dessen Beseitigung die Zufuhr vom Rhein her nicht ausreiche. Die hohen Offiziere säßen an schwelgenden Überflußtischen, den Gemeinen dagegen fehle es ebenso am nötigsten Brotunterhalt, wie den Pferden an Hafer.

Die Sterne zogen auf, was morgen geschehen und werden solle, wußte niemand. Im französischen Heerlager lief ein Fluchen von tausend Zungen der versprengt aus der Schlacht Entronnenen um, die Preußen äßen sich satt und wären Teufel. Da sei's kein Kunststück und der ganze Krieg in diesem Hungerleiderland ein Narrentreiben; in Frankreich schneide man das Korn jetzt, backe Brot und schlage den Spund ins Faß. Im Schloß des Rittergutes Vellinghausen saß der Herzog von Broglie zwischen den glanzvollen Toiletten der Mätressen seiner Generale beim schäumenden Wein der Champagner, gab einem Adjutanten Auftrag, einige Verhaltungsmaßregeln für die Nacht anzuordnen, doch sagte er lachend hinterdrein: „Legen Sie sich ruhig unter Ihre Seidendecken, mesdames, und lassen Sie sich von galanten Amoretten in liebenswürdige Träume einsingen. ‚Ce petit duc de Brunswick‘, der Knirps, wird kein David sein und sich wohl hüten, seine Insolenz weiter zu treiben, den großen Goliath von Frankreich zum Zorn aufzubringen; solche Keckheit erlauben sich die Preußen nur, wenn Schürzen gegen sie zu Felde ziehen.“ Die letzte Beifügung des vergnüglich gelaunten Sprechers spielte, für die Zuhörer nicht unverständlich, auf seinen Rivalen und früheren Vorgesetzten, den bei Roßbach dem Gelächter Europas verfallenen Prinzen von Soubise an, der seinen

Marschallstab besonderer Gunst der Marquise von Pompadour verdankt hatte; wen er unter dem Goliath verstehe, ob den großen König Ludwig den Fünfzehnten oder den großen Marschall Herzog Victor François von Broglie, beließ er indes ohne weitere Erläuterung.

Der „kleine Herzog von Braunschweig" jedoch verbrachte den Abend nicht mit schaumweinentperlenden Galanterien und Pikanterien, sondern setzte seine von dem Schlachttage als zutreffend erwiesenen Berechnungen die Nacht hindurch fort, vergönnte seinen Truppen nach der eingenommenen krafterneuernden Mahlzeit noch einige Raststunden, doch ließ er sie, bevor die Sterne wegschwanden, aus ihrer langgestreckten Haltlinie geräuschlos wieder aufbrechen, um beim Schwinden des Dunkels die Stellung des Feindes im Halbbogen umfaßt zu halten. Und als Ergebnis seiner nächtlichen Tätigkeit zeigte der nächste Tag, daß die Minderheit der preußischen Armee durch die Maßnahmen ihres Feldherrn mehr als ausgeglichen worden sei. Sie trieb ihre Vermessenheit weiter, vor dem Zorn des großen Goliath nicht zurückzuschrecken, erneuerte im ersten Morgenschimmer den Kampf des Vortages gegen den an Zahl weit übermächtigen, doch von mangelhafter Ernährung und innerem Mißmut geschwächten, unvorbereitet in gefesselter Lage angegriffenen Feind. Und ehe der Abend kam, hatte das gewaltige französische Heer den Widerstand aufgegeben, wandte sich mutgebrochen, haltlos zersprengt, viele Tausende von Toten auf der blutigen Walstatt zurücklassend, zur Flucht. Seine Zertrümmerung bei Vellinghausen

an der Lippe geschah durch die letzte große, zweitägige Schlacht des seit sechs Jahren vom vereinigten Europa gegen den König Friedrich den Zweiten geführten Krieges, und die letzte Beteiligung Frankreichs an diesem war's. Erschöpft, nochmals neue Rüstungen ins Werk zu setzen, verharrte es fortan bis zum Friedensschluß in Untätigkeit; der Prinz von Soubise aber wurde am Tage von Vellinghausen vor weiteren geistreichen Anspielungen des Herzogs von Broglie auf den Tag bei Roßbach gesichert.

Ein langes furchtbares Ringen unter glühender Hochsommersonne gegen die doppelte französische Überzahl war's gewesen, doch Detmar Kampen, obwohl ohne Unterlaß vom Anfang bis zum Schluß daran beteiligt, aus dem zweitägigen Kampfe unverletzt hervorgegangen. So viel wie ein einzelner vermochte, hatte er zur Erringung des Sieges beigeholfen, nur beständig mit dem seltsamen Gefühl, als tue er alles nicht bei wachem Bewußtsein, sondern in einem Traum. So stürmte er an der Spitze seiner Husaren über freie Felder und Heidestrecken, durch Busch und Wald, zum Angriff, zur Verfolgung, den feindlichen Kugeln und Bajonetten entgegen. Nicht gleichgültig, sein Leben zu verlieren, doch aller Gefahr achtlos Trotz bietend, denn er empfand ein Amulett als Sicherung vor jeder auf seiner Brust. Diese traumhaften Gefühle hatten ihn in dem Augenblick seines Anhaltens neben den wie mit Gold überschütteten Mauerresten vom Haus Mark überkommen; merkwürdig aber war zugleich der Turm von Glogau, der ihm bis dahin immer vorm Gesicht gestanden, weggeschwunden und nicht mehr wiedergekehrt.

Nun hob die Sonne sich aus der Nacht auf, die dem zweiten Schlachttage gefolgt, und von tiefem Schlaf nach der übermächtigen Anstrengung wunderbar zu vollster jugendlicher Lebenskraft zurückgebracht, sprang Detmar empor. Kurz stand er unschlüssig, doch bestieg er dann rasch sein Pferd, um das Zelt des Herzogs Ferdinand aufzusuchen. Dieser begrüßte ihn mit freudigstrahlendem Gesicht: „Kommt Ihr, Euch Euren Lorbeer zu holen, Major von Kampen? Für den laßt mich sorgen, ich weiß, er ist gut verdient.“ Der so freundlich Empfangene erwiderte, daß er komme, um sich für einen oder zwei Tage Diensturlaub zur Besorgung einer eignen Angelegenheit zu erbitten. Jetzt waren die Gedanken des Herzogs nicht bei einem großen Vorhaben auf Sieg oder Untergang abwesend, er entsann sich sofort und gab Antwort: „Wegen Eures Vaters — Ihr habt weiten Weg für ihn gemacht und jedenfalls harten Kampf um seine Pardonierung bestanden. Ich will einen Eilboten abschicken, ihn gleich von Paderborn nach Soest in sein Haus bringen zu lassen. Den Urlaub habt Ihr Euch auch wohlverdient, gebt Euer Kommando so lange an den ältesten Rittmeister ab. Ihr habt den Feind mitgeschlagen, das war genug; Eure Schwadronen können ihn verfolgen. Meine Armee bleibt vorderhand hier stehen, um sich tüchtig auszuruhen und satt zu essen; ich glaube, daß die Franzosen diesmal auch genug haben und nach den Fleischtöpfen überm Rhein rebellieren. Habt gute Tage! Ihr braucht sie Euch nicht zu kürzen.“

Die wohlwollende Gesinnung und Anteilnahme von früher klang aus den Worten Herzog Ferdinands,

er reichte dem Entlassenen, dessen Gesicht sich etwas mit Röte bedeckt hatte, die Hand, und Detmar ging aus dem Zelt davon. Einiger Stunden bedurfte es, bis er zu seinen Husaren zurückgekommen und seine Vertretung geordnet hatte; so ward's Vormittag, ehe er sich in der Richtung gegen Soest auf den Weg machen konnte. Wo gestern die wilde Schlacht getobt, lag heut Todesruhe im schreckvollsten Sinne des Wortes; da und dort nur trugen Soldaten die Leichen zusammen, Freund und Feind in aufgeworfenen Massengräbern zu beerdigen. Doch ein zu oft schon so vor die Augen des jungen Reiters getretener Anblick war's, er sah die Toten nicht, fühlte nur mit tiefen Atemzügen das Leben in sich. Dann umgab ihn schweigsame Waldstille unter grünem Laubgewölk, ab und zu mit kleinen glanzhellen Lichtungen durchsetzt. In ihrer Lautlosigkeit rührten sie wie von einem Zauberbann überbreitet an, und ihm war, fremde Blumen, von farbig leuchtenden Schmetterlingen umschwebt, wüchsen aus ihnen auf, die er noch niemals gesehen. Er ritt auf unbekannten Wegen, aber wußte doch, ob nach dem Stand der Sonne oder woher sonst, konnte er sich nicht sagen, daß sie nach seinem Ziele hinführten; wie in einem Märchen leitete ihn ein unfehlbar sicheres Gefühl. Nur hob sich's weit eher schon, als er gedacht, plötzlich dicht vor ihm in die Luft empor, graues, zerschartetes Gestein, mit flimmernden Grashalmen und Ranken übersponnen, doch von der flammenden Mittagssonne wie in einen Goldmantel eingehüllt. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn aus dem noch nicht erwarteten Anblick, und der Herzschlag

setzte in seiner Brust aus. Auf einmal überkam's ihn jetzt wie mit Gewißheit, er habe sich vorgestern hier beim hastigen Vorüberjagen nur ein Phantasiebild vor den Augen erschaffen, und sonderbar stand zugleich als ein fern-unerreichbares Traumgesicht wieder der Turm von Glogau vor seinem Blick da.

Vom Pferd absteigend, schritt er zaghaft-zögernden Fußes zwischen das, was vom „Haus Mark" geblieben, hinein, reglos und leblos lagen die alten Mauerreste um ihn. Nur jetzt trieb die Einbildungskraft wieder ihr Spiel mit ihm, ließ aus hochwuchernden Kraut dunkle Ziegenhörner auftauchen — und da — dort unter dem dicht mit breitblättrigem Efeu umwundenen Baumstamm erschuf sie auch wiederum eine sitzende Gestalt —

Aufkreischend stob ein Ohrkauz aus dunklem Versteck hervor und taumelte geblendet in die Luft, denn seltsames Echo in den öden Trümmern weckend, brach plötzlich ein Schrei von den Lippen Detmar Kampens: „Du bist's —!"

Heftig schrak die Sitzende zusammen und ihr Kopf fuhr herum. Doch eh sie sich aufrichten konnte, war er zu ihr hingeflogen, kniete am Boden vor ihr und sprach, in ihr Gesicht aufblickend, mit einem seligen Stimmenklang: „Ich weiß, du gingst mir von hier nach, weil du mich lieb hattest, und du bist von mir gegangen, weil du glaubtest, mir wäre eine andre lieber als du. Aber mein Leben gehört dir, denn du hast es mir gegeben — und mein Herz schlägt nur für dich auf der Welt — und verging vor Sehnsucht nach dir — und hat dich wieder gefunden —"

— — — —

War das die Gritt, die sich vor sechs Jahren hier im Wolfsfell wie eine fauchende Wildkatze durch das Efeugeflecht zu den Baumästen hinaufgeschnellt hatte? An ein altes Märchen gemahnte sie, darin ein seelenloses Geschöpf durch die Liebe, die in ihm aufgeweckt worden, eine Seele und einen Herzschlag empfangen; so leuchtete es geheimnisreich mit warmem Leben aus den Augen, dem sonnenhaften Lächeln um die Lippen des rätselhaften „Waldtieres“ hervor. Sie trug eine ärmlich-schlichteste Bekleidung aus grobem, ungebleichtem Linnen, aber die Dürftigkeit des Gewandes umgab sie gleichfalls mit einem märchenhaften Reiz. Über zwei Jahre waren vergangen, seitdem sie Detmar auf sein fürsorgliches Vorhaben, sie als Zofe bei der Prinzessin Irene in Sicherheit zu bringen, durch ihr abschiedsloses Wegschwinden aus dem Glogauer Krankenhause stumm Antwort gegeben, und ihre eigenartige Schönheit hatte sich zu höchster, wundersamer Vollendung entfaltet. Zu einer staunenerregenden Pracht; mit dem silbern glimmernden Scheitelhaar saß die Gritt selbst als ein Bild einer in armselige Ziegenhirtintracht verkleideten Märchenprinzessin da.

Der Efeubaum deckte Schatten über zwei traumhaft Glückselige, umher lag die flammende Julimittagssonne und der schweigsame Rahmen des alten zerfallenen Burggemäuers. Die beiden hielten sich, jetzt nebeneinander sitzend, mit den Armen umfaßt, sprachen, schwiegen und sprachen wiederum. Was, wußten sie kaum, doch vom Munde Detmars kam alles, was die Wiedergefundene hören mußte, um den Zauber dieser Stunde zu begreifen, als ihr

Eigentum zu fühlen. Sie waren ein Liebespaar, jeder Herzschlag sprach ihnen, daß sie sich unzertrennlich angehörten, und doch zagte in den Armen beider noch gleiche Scheu, sich fester zu umschlingen; gleich zwei großen Kindern saßen sie, die gemeinsam ein Wunder erlebt und zum erstenmal einen beseligenden Freundschaftsbund für ihr Leben miteinander geschlossen hatten. Der Schatten des Baumes nahm im Westen ab und verbreiterte sich gegen Osten, denn Stunden flogen vorüber. Zuweilen aber war's Detmar Kampen, als spiele auch über den noch verschatteten Grund ein flimmernder Sonnenstrahl hin. Täuschung nur wob's ihm vor dem Blick, Erinnerung an die Tage, als im Spital zu Glogau unter der überhängenden Schneelast vorm Fenster der Mund seiner seltsamen jungen Pflegerin zu lächeln gelernt. Er schloß die Augen, und vor ihm ging das sonnenlichtähnliche Lächeln um ihre Lippen, dessen Urheber er, ihr heimlich erwachter Glaube, daß auch er sie zu lieben begonnen habe, gewesen.

Oft aber bog er das Gesicht etwas von ihr zurück, blickte sie staunend an und fragte wieder wie damals im Lazarett: „Bist du's denn — wie bist du so geworden?"

Sonderbar war's, er wußte sie nicht zu nennen; von der „Gritt" trug sie nichts mehr an sich, und auch gegen „Grete" weigerte sich seine Zunge. So hieß er sie unwillkürlich ein paarmal „Margarete", ohne daß sie darauf achtete. Doch dann fiel's ihr einmal auf und ließ sie fragen: „Warum nennst du mich so?"

„Weil dein Amulett es so tut." Er zog dies

hervor und zeigte ihr die feine Inschrift in der Kapsel. „Der rechte Name ist's für dich; die Perle heißt's und als Schatz hat das Haus Mark sie hier für mich verborgen gehalten."

Verwundert richteten ihre Augen sich darauf nieder; sie hatte keine Ahnung als Kind davon gehabt, daß die alte Münze im Innern hohl sei und sich öffnen lasse, gab mit dem Kopf schüttelnd Antwort: „Was der Name drin bedeutet, weiß ich nicht, mich geht er nicht an. Aber dies ging mich an, so nah, daß ich dafür zur Diebin geworden bin. Einmal hatte ich's genommen und mußte es an seine Stelle zurücklegen, denn du fragtest danach. Doch als ich für immer von dir ging, mußte ich es haben; wie der Arzt es dir herausgenommen, sagte er, ein Gedenkstück fürs Leben sei's."

Sie hatte auch etwas, das sie bei sich trug, hervorgezogen, die Kugel war's, die vom Weg nach seinem Herzen durch das Amulett abgelenkt worden. Stumm-beredt sprach aus ihr die langverschwiegene Liebe des Mädchens; ein eigenes Gefühl aber weckte der Anblick der beiden Stücke, als habe ein Verlangen sie wieder zueinander gezogen, ihnen geheime Kraft verliehen, dadurch auch ihre beiden Inhaber an dieser Stelle wieder zusammenzuführen. Detmar kam's so vom Munde: „Wir mußten, denn sie wollten es. Beide wären wir Tote, wenn wir uns hier nicht gefunden hätten; aber jeder gab dem andern Leben, daß eines aus beiden werde, ein untrennbares großes Leben des Glückes." Und die knabenhafte Scheu war von ihm gewichen, er schlang den Arm fester um ihren Nacken und küßte zum erstenmal ihre Lippen.

Ihn rührte kein Gedächtnis dabei an die Stunde an, in der er die Lippen Irenes von Würtemberg geküßt hatte, nicht vergleichbar war diese Stunde mit jener. Sie beging eine hohe Lebensfeier. Tief atmend saßen sie danach, stumm in die Märchenwelt vor ihnen hinausblickend; in der Stille war kein Ton, als das gleich an Hast hin und her vernehmbare Klopfen ihrer Herzen, dem sie Beschwichtigung gewähren mußten. Doch die weitergeschrittene Sonne mahnte, warf jetzt ihre Goldstrahlen bis zu ihnen hinan. Sie hatten sich alles gesagt, was jeder bis heute nur für sich allein gewußt, und auch beschlossen, was zunächst geschehen solle. So standen sie vom Sitz auf, dies auszuführen, nur trat Detmar noch an den Baumstamm, brach von ihm eine dicht mit den großen, rundgeformten Efeublättern überdeckte Ranke und sagte: „Du legtest mir in Blasewitz einen Kranz in meine Stube, der aus fremdem Boden aufgewachsen war; ich gebe ihn dir hier von unsrer Heimatstätte für uns geflochten als Brautkranz zurück.“ Dazu verschlang er ihr die Ranke um den Scheitel, und wie eine zauberische Waldfee stand sie in dem Schmuck unter der Laubkrone, zu der sich die Gritt einst emporgeflüchtet hatte.

Dann gingen sie davon, er führte sein Pferd am Zügel, hinter ihr drein wanderten ihre Ziegen; die wollte sie im Dorf abliefern, und wie vor sechs Jahren schlugen sie die Richtung dorthin über den verwachsenen Bodengrund ein. An einer Stelle hielt Margarete — denn so nannte er sie jetzt — den Fuß an und sagte: „Von hier ging ich dir nach, als du mit deiner Schwester vorüberkamst, und

hierher wollte ich von Glogau für meine Lebenszeit zurück. Ich segne den Tag, der dich irre gehen ließ und nochmals zu mir brachte. Ohne ihn wären wir heute nicht hier beisammen.“ Und jetzt umschlang heftig ihr Arm ihn und sie küßte seine Lippen; aus der Liebe brach für einen Augenblick auch ein Aufsturm der Leidenschaft hervor, ließ sonder Zweifel. das „Waldkind“ trage nicht kaltes, vielmehr sonnenheißes Blut als Erbteil in sich.

Bald erreichten sie die ärmlichen Dorfhütten und die dürftigste von ihnen als Behausung der alten Gode Sprekast. Weißhaarig, wie mit Winterschnee bedeckt, war sie beinah blind und taub, es fiel Detmar schwer, sich ihr verständlich zu machen und ihre Sprache zu verstehen. Begrifflos sah sie mit den blöden Augen auf die alte Silbermünze, konnte nichts weiter aus ihrer Erinnerung heraufholen, als daß dies Stück das einzige gewesen sei, was die Mutter der Gritt hinterlassen gehabt. Die hatte sie einmal krank und jämmerlich mit ihrem Kinde bei sich aufgenommen, wohl nicht mehr als eine Woche lang, da war die Verkümmerte Todes weggestorben; man sah's ihr noch an, eine feine Frauensperson müßt sie gewesen sein. Von ihrem Namen hatte die Alte nichts im Gedächtnis, überhaupt nichts weiter, aber „das Wicht“ hatte sie aus Gotteserbarmen bei sich behalten. Sie sprach stumpfsinnig und verworren; was die Inschrift in dem Amulett bedeute, wußte sie nicht, wiederholte nur kopfwackelnd: „Jo, jo, dat het se ehr laten, sünst nix.“

Zweifellos war jede Möglichkeit verschlossen, irgendwelche Auskunft von ihr zu gewinnen; sie

zeigte auch keinerlei Verwunderung über die Anwesenheit des Offiziers in ihrer Hütte, begriff offenbar garnicht, was er bei ihr wolle. Ebenso verständnislos standen die Dorfbewohner, die sich draußen angesammelt, starrten nur mit groß aufgerissenen Augen drein, als Detmar Kampen in seiner reichen Husarenmontur wieder aus der Tür Gode Sprekasts heraustrat, die kranzgeschmückte Gritt vor sich auf den Sattel hob und, den Arm um sie schlingend, mit ihr davonritt. Er nahm sich freilich nicht wie der leibhaftige Böse aus, doch konnte der sich zu vielerlei betrügerischen Gestalten herausputzen, und in den meisten Gesichtern der Weiber stand lesbar die grausige Überzeugung geschrieben, der Teufel habe die Gritt, die verlaufene Dirn, auf seinem schnaubenden Höllenpferde weggeholt.

— — — —

In Soest qualmte der Rauch noch von den neuen Brandstätten auf, welche die Franzosen nach ihrem jahrhundertelang in Deutschland geübten Brauch der armseligen Stadt als Abschiedsgabe hinterlassen, doch die Schlacht bei Vellinghausen hatte ihre noch übriggebliebenen Bewohner aus der Furcht vor einer Rückkehr der seit Jahren wie ruhlose Stürme über sie hingebrausten Feindesschwärme erlöst; Gedränge füllte die alten Gassen, und vielfache fürsorgliche Tätigkeit nahm in den Häusern Hände und Gedanken in Anspruch. Hunderte von den in der Stadt selbst oder ihrem Umkreis Verwundeten waren dorthin gebracht worden, befanden sich unter der Obhut von Pflegerinnen, die der nicht ausreichenden Zahl eingetroffener Feldärzte Beihilfe leisteten. Überall wetteiferten

Frauen und Mädchen darin; sie gehörten zumeist kleinbürgerlichem, in engem Gesichtskreis beschränkten Stande an, doch gegenwärtig hatte etwas sie erfaßt und über ihr ärmliches Alltagstreiben hinausgehoben. Ein gemeinsames Gefühl ward in ihnen lebendig, Großes habe sich zugetragen, lege ihnen eine Pflicht auf, daran nach ihren schwachen Kräften mitzuwirken; in ihre verdumpften Gemüter war ein Funke der Begeisterung gefallen, die allerorten in der protestantischen Bevölkerung Deutschlands bei der Botschaft von Bellinghausen, neue Hoffnung entflammend, aufschlug, und opferwillige Hingabe mit Herz und Hand an die Sache des preußischen Vaterlandes herrschte auch in jedem Hause von Soest. Die Armut trug ihre letzte Habe zum Nahrungsunterhalt und zur Pflege, zur Schmerzlinderung und Erfreuung der Verwundeten herbei; Kinder flochten Kränze für sie aus lichten Sommerblumen, und am Fußrande jedes Bettes ward zu tröstend-aufrichtender Gemütserhebung für die Leidenden ein Bildnis des großen Königs befestigt. Ein Schmuck aus den Händen der Dürftigkeit war's nur, aber in den Tagen ihres höchsten Glanzes hatte die Stadt keinen reicheren an innerem Wert gesehen.

Letzte Sonnenstrahlen vergoldeten die alten Kirchtürme, als Detmar Kampen mit seiner schönen Gefährtin in Soest einritt. Sonderbaren Anblick boten die beiden auf einem Pferde, doch hier waren die Augen an Husarenmonturen gewöhnt, und in der allseitigen regen Betriebsamkeit blieb auch auf dem seltsam kranzgeschmückten Mädchen kaum ein verwunderter Blick haften. In diesen Tagen veranlaßte

das, was sonst eine gaffende Menge zusammengeschart hätte, kein Staunen; jede Einzelheit verschwand als nicht beachtenswert vor dem gemeinsamen Bestreben aller, den hilfsbedürftigen Erlösern der Stadt aus den Schrecknissen der französischen Verwüstung Beistand zu leisten.

Nun erreichte Detmar das Ziel, dem er vom Haus Mark zugeritten, hielt wieder vor seinem Elternhause. Diesmal sandte das Lämpchen des „ewigen Lichtes" kein Geflimmer aus, keine Hand hatte mehr für sein Weiterbrennen Sorge getragen, noch verlassen=lebloser als bei seiner Rückkunft im Winter blickte das alte Gebäude aus Vorzeitstagen ihn an. Doch stand die Tür offen, und nachdem er rasch nebenan einem Manne das Pferd in Obhut gegeben, trat er mit seiner Begleiterin hinein. Er hatte Margarete hierher bringen müssen, denn hierher gehörte sie; wo hätte er ihr sonst eine Unterkunft bereiten können? In der Glücktrunkenheit des Tages war ihm nicht in den Sinn gekommen, wie er das Haus im Winter gefunden, daß er es wieder ebenso antreffen werde; jetzt durchrüttelte ihn jäh ein kalter Schauer von der öden, lautlosen Leere drinnen. Unwillkürlich krampfte seine Hand sich um die Margaretes zusammen, und er machte eine Bewegung, sie mit sich auf die Straße zurückzuziehen.

Aber da klang doch ein Ton, der von Leben sprach, ein Fußtritt auf den Fliesen der großen Flurdiele, und von rückwärts her tauchte ein Gesicht in das noch hell durch die offene Tür fallende Abendlicht hinein. Das einer alten weißhaarigen Frau war's, die einen irdenen mit Wasser gefüllten Krug

in der Hand trug. Der Ankömmling wollte eine Frage an sie richten, aber plötzlich flog ihm ein Ruf von zitternden Lippen: „Mutter —"

Doch Frau Ute Kampen erkannte ihn nicht, erwiderte: „Was wollt Ihr, Herr? Es liegt schon einer hier im Hause, und ich habe keine Betten mehr."

Den Atemzug stocken lassend, griff's ihm bis ans Herz hinan. In ein Vorleben kehrte er hier zurück, aus dem sein Gedächtnis weggeschwunden war. Als ein Fremder kam er ins Elternhaus, ward als ein Fremder empfangen; er hatte seine Mutter nicht erkannt, und sie kannte ihn nicht. Dies Haus hatte ihn gewaltsam von sich gestoßen, in die fremde Welt ausgetrieben, aber dennoch trug auch er die Schuld daran, daß er in diesem Augenblick so hier stand.

Mühsam brachte sein Mund hervor: „Mutter — deine Kinder kommen zu dir —"

Sie sah ihn an und wiederholte: „Meine Kinder — ich hatte zwei Kinder, die haben mich allein gelassen. Ich bin ganz allein, Herr — mein Mann soll erschossen werden, oder es ist schon geschehen, ich weiß nicht. Viel Jammer ist's, war's immer — immer — darum konnten sie's nicht anders, gingen bei Nacht miteinander davon. Aber der Offizier braucht das Wasser — wollt Ihr zu ihm?"

Aus verworrenem, trübumdumpftem Sinne kam's. Ja, es war seine Schuld, daß er sie so hier wieder fand. Nach dem wundersamen Sonnenglanz des Tages überschauerte es ihn wie ein nachtdunkler, frostiger Schattenfall.

„Mutter — ich bin es — dein Sohn — Detmar."

Da fiel der Krug aus Ute Kampens Hand, zer-

klirrte auf dem Steinboden in Scherben. Doch noch ungläubig klang ihre Erwiderung: „Ja, so hieß er — du bist Detmar? Und das ist — ist deine Schwester — Ulrike?“

„Nein, Mutter — aber auch deine Tochter — eine zweite, neue für dich, bis Ulrike wieder kommt, wie ich —“

Seine Hände griffen hastig vor, die Mutter zu halten, daß sie nicht wie der Krug auf die Fliesen hinfalle, und mit ihm umschlang sie stützend der Arm Margaretes.

— — — —

Auch das Haus, über dessen Tür das ewige Licht erloschen war, barg seit dem Morgen einen Verwundeten in sich, den man mit halbweggerissenem, von einer Kartätschenkugel zerschmettertem linken Arm draußen vor Soest aufgefunden und auf sein Geheiß hierher gebracht hatte. Noch ein mit Schreck erfassendes Wiedersehen war Detmar dadurch bereitet worden, als er zu ihm in die Stube trat; denn auf dem Bett lag Ralf Quade ausgestreckt, der bisher zumeist in halber Betäubung gelegen, doch jetzt zu voller Besinnung gelangend, den Freund, ihm die rechte Hand entgegenreichend, begrüßte: „Ich habe unsre Abrede gehalten, etwas anders freilich, als sie gemeint war. Aber die Schlacht ist gewonnen, das lohnt die Kosten. Mach kein trübes Gesicht — für den König nur einen Arm lassen, ist wenig; wie oft waren wir bereit, unser Leben für ihn zu geben. Morgen kommt der nutzlose Rest weg, heute hat's noch an den nötigen geschickten Händen dazu gefehlt, die Schlimmeres zu besorgen hatten.“

Mit wohl ein wenig erzwungener Heiterkeit der Miene und Stimme hatte der junge Oberst trotz der brennenden Schmerzen seiner Wunde gesprochen und wehrte ebenso auch den vom Munde des jäh bestürzten Freundes kommenden teilnahmsvoll-besorgten Fragen: „Wir sind preußische Soldaten, die halten ihre Zungen nicht mit Reden über Kleinigkeiten auf. Sag mir andres! Von der Armee und vom Herzog — wie konntest du bei heiler Haut dich hierher zu mir losmachen? Was für eine bekränzte Siegesgöttin ist da mit dir gekommen?"

Das letzte galt Margarete, die gleichfalls herangetreten war; er wollte offenbar nicht beklagt werden, das Gespräch von seinem Zustand abwenden, und Detmar willfahrte der Kundgabe seines Wunsches mit der auch sich zu fröhlichem Ton zwingenden Antwort: „Ich sprach dir an einem Abend lange von ihr, wohl länger, als dir's begreiflich sein mochte, ich begriff's selbst nicht, warum. Sie hat mich in Glogau gepflegt und kommt nun zu dir, dich ebenso wieder herzustellen wie mich, darauf versteht sie sich. Aber du kennst sie ja selbst, hast sie schon mit eignen Augen gesehen —"

Den Weitersprechenden überkam's jetzt doch mit einem Vergessen der schweren Einbuße des Freundes, und Glückseligkeit durchklang seine Worte, als er kurz, doch vollerklärend berichtete, wer seine Begleiterin sei, und wo er sie heute mittag wieder gefunden, um sie als seine Braut hierher zu bringen. Lautlos, das schöne Mädchen mit staunendem Blick umfaßt haltend, hörte Ralf Quade zu, sagte, als Detmar schwieg: „Ja, ich erkenne sie wieder und erinnere mich wohl —

du sahst sonderbar aus den Augen an dem Abend, als du mir die merkwürdige Inschrift in dem Amulett zeigtest — Margarete von der Mark — ich brauche dir nicht Glück zu wünschen, Freund, alles sagt mir, du hast es für dein Leben.“

Bei den letzten Worten indes fiel's doch wie ein trüber Schleier über die hellen Augen des jugendlichen Sprechers. Er wiederholte nochmals: „Ja, du hast es“, doch murmelte er kaum vernehmbar für sich hinterdrein: „Ich auch — nur der Arm — das Leben bleibt mir auch. Aber ich hatte nicht gedacht, daß ich so in dies Haus kommen würde — hätte man mich tot hereingebracht, wär's mir besser.“

Detmar allein verstand, schmerzlich ergriffen, worauf dies hindeutete; er selbst hatte lange so in der Bangnis gelegen, daß er für immer ein Krüppel bleiben werde und seine Glückeshoffnung begraben müsse. Ihm war vollständige Heilung und, wenn auch anders, als er damals gedacht, das Glück des Herzens zuteil geworden; unwiederbringlich aber hatte Ralf Quade den Arm und damit seine verschwiegene Hoffnung verloren, denn für die fühlte er sich zum verstümmelten Krüppel gemacht. Das mußte ihn bitterlich aus der Erzählung des Freundes und dem Anblick Margaretes überwältigt haben, und gegen diesen Schmerz vermochte sein ertrotzter heitrer Gleichmut nicht standzuhalten. Auf die ihm wider Willen entfahrene herbe Äußerung wußte Detmar kein Trostwort zu erwidern, befliß sich jetzt nur schweigsam, alles zu tun, was den körperlichen Beschwerden des Leidenden etwas Linderung schaffen konnte. Die noch in zu geringer Anzahl nach Soest gekommenen Feld=

ärzte waren mit Operationen, von denen Leben oder Tod abhing, überladen, so daß mit der Amputation des zerschmetterten Armes, dem nur eilig ein Notverband angelegt worden, bis zum nächsten Tage gewartet werden mußte; wortlos auch half Ute Kampen bei allem, was vorderhand not tat. Das Dumpfverworrene war aus ihrem Gemüt weggeschwunden; in ihren manchmal nach dem heimgekommenen Sohn und der neuen Tochter hingerichteten Augen schimmerte eine Helle auf, sie zeigte sich bei den Hilfsleistungen in ihrer schlichten Herzensgüte als die stillsorgliche Frau, wie sie in Detmars Knabenerinnerung lebte. Margarete hatte gebeten, die Nacht hindurch bei dem Verwundeten die Wache übernehmen zu dürfen, sie sei ja geübt darin; aus dem Gesichtsausdruck sprach ihr dabei, das werde auch für sie seltsame Erinnerungen mitbringen. So kam das Nachtdunkel des Hochsommertages; Mutter und Sohn saßen, sich an der Hand haltend, in einer Nebenstube beisammen. Stundenlang sprach er fast allein, nur einmal beim Vernehmen, daß er schon im Winter hier eine Zeitlang im leblos verlassenen Hause gesessen habe, kam ihr vom Munde, sie sei an dem Tage im ersten Schreck zu einer Nachbarin geflüchtet. Sie stand noch im rüstigen Alter; was die letzten sechs Jahre ihr angetan, bekundete stummredend ihr schneeweiß gewordenes Haar. Detmars Herz erfüllte eine wunderbare Zusammenmischung von Glück und Wehmut, zärtlich hielt er oft den Kopf der Mutter an seiner Brust. Beide dachten nicht daran, sich zum Schlafen zu legen, warteten merkbar gleicherweise auf etwas, ohne davon zu sprechen. Doch das Erwartete

geschah nicht, die kurze Julinacht verging und Morgenrot fiel in die Fenster herein.

Da erscholl einmal, wie das volle Taglicht begonnen, ein Geräusch draußen, als halte das Rollen eines Wagens vor dem Hause an. Bei dem Klang verhielt der junge Major unwillkürlich den Atemzug, und eine Blässe deckte sich über sein Gesicht. Doch dann hob er sich mit einem Ruck vom Sitz und trat festen Schrittes auf die Flurdiele hinaus.

Vor der Haustür stand ein großer, breitschultriger Mann, doch krummgebückten Rückens und in der Haltung wie im Gebaren an den Ausdruck eines hilflosen Kindes erinnernd, in seiner verwahrlost halbzerrissenen Kleidung auch an einen herumirrenden Bettler. So blickte er mit müd-scheuen Augen ins Hausinnere hinein, ohne den Fuß über die Schwelle vorzuregen, von aschgrauem Haar umrahmt, einem verwitterten Steinbild ähnelnd, das vom Windstoß haltlos auf den Boden umzustürzen drohe. Schnell trat Detmar ihm jetzt entgegen und sprach ihn an: „Vater — ich warte hier auf dich."

Nun kam dem Syndikus Sebald Kampen geistverworren vom Munde: „Ist dies die Richtstatt? Mach schnell — zieh dein Schwert — hier ist mein Kopf — daß sie mich nicht an den Galgen —"

Aus tief erschütterter Brust rang sich der Ausruf: „Vater — sieh mich an — dein Sohn steht vor dir —"

Doch der Irredende fuhr ebenso fort: „Ja, ich kenne dich — ich weiß, du hast mich hierher bringen lassen, um mich zu richten. Ich hab's verdient — Er — Er — der Furchtbare will's — und Gott macht

ihn unüberwindlich. Sag ihm, ich hätt's erkannt und mich unter ihn gebeugt — aber ich habe zwei Kinder — für sie nimm mit deinem Schwert die Schande von ihrem Namen, daß ihr Vater nicht am Galgen —"

„Dies ist dein Haus, Vater — besinne dich — wir warten darin auf dich."

Der Sprecher hielt eine Hand des kraftverlassen in sich zusammengebrochenen Mannes gefaßt, der, einem willenlosen Knaben gleich die Augen zuschließend, sich über den Flur in die Stube ziehen und auf einen Sessel niedersetzen ließ. Derselbe Raum war's, in dem Detmar einst blind-bedachtlos die Hand gegen ihn aufgehoben hatte, um seiner Schwester Hilfe zu leisten; einen Augenblick stand er, und ein Sturm unbenennbarer Gefühle durchfuhr ihm die Brust. Dann bogen seine Knie sich auf den Boden herunter, und nun beide Hände des wie leblos Sitzenden erfassend, sagte er: „Lieber Vater, vergib deinem Sohne, was er dir getan."

Sebald Kampen schlug die Lider auf, etwas Geisterhaftes lag in seinem Blick, doch daneben auch ein Empordämmern rückkehrenden Bewußtseins; seine rechte Hand losmachend, hob er sie wie zu einer abwehrenden Bewegung in die Höh. Aber nach einem tiefen Atemholen brachte er über die Lippen: „Ja, ich vergebe dir, daß du für mein Leben gebeten hast", und die Hand sank auf den Scheitel seines Sohnes nieder und blieb ohne Regung darauf liegen.

So hatte einst der große Friedrich vor dem Rollstuhl seines sterbenden Vaters gekniet, von dessen Jähzorn und grausamer Härte er als Knabe Unsag-

bares erlitten, doch der seine Gedenkschrift an ihn dankbar zumaß, sie habe ihn zum Manne gemacht, stark, auch das Schwerste zu überwinden.

22.

Weit nach Osten hinüber im schlesischen Lande nahm der Krieg seinen Fortgang, doch in eigentümlicher Weise. König Friedrichs Heermacht war zu schwach an Zahl geworden, sich noch weiterer Verringerung durch eine selbst siegreiche Schlacht aussetzen zu können, mußte lediglich darauf bedacht sein, den Feinden gegenüber eine möglichst unangreifbare Verteidigungsstellung einzunehmen. Die Truppen Dauns und Laudons allein waren ihm fast um das Doppelte überlegen und von gleicher Stärke auch die russische Armee; bei einer Vereinigung der Verbündeten zu gemeinsamem Angriff konnte der Ausgang keinen Zweifel belassen. Darauf drängten die von Nahrungsmangel bedrohten österreichischen Oberbefehlshaber unablässig hin, aber der Feldmarschall Buturlin ward zu sehr von seiner Jagdlust beherrscht, den dringlichen Mahnungen Folge zu leisten, und er blieb mit seinem Heere unbeweglich im Norden Schlesiens stehen. Umsonst flogen tägliche Eilboten Dauns zu ihm hinüber, zuletzt machte der Feldmarschall Laudon sich selbst auf den Weg zum russischen Hauptquartier, und ihm gelang es dort endlich am Schlusse eines großen Festmahls, bei dem Wein in Strömen geflossen, Buturlin zu bestimmen, daß er in der Nacht den Befehl erließ, am nächsten Tage südwärts vorzurücken. Doch als er einen ungeheuerlich schweren

Rausch ausgeschlafen, erfaßte ihn die Jagdleidenschaft wieder so unwiderstehlich, daß er sich nicht mehr an sein Versprechen besann und den Marschbefehl als in besinnungsloser Trunkenheit gegeben zurücknahm. So verging der Juli und die Hälfte des August, dann sahen sich die kaiserlichen Feldherren durch Hungersnot gezwungen, ihr Lager abzubrechen und eine bessere Ernährungsmöglichkeit bietende Gegend aufzusuchen. Damit hatte der König den Zweck seines reglosen Verharrens bei Kunzendorf erreicht, tat nach ihrem Abzug sofort das Gleiche und nahm, wiederum Daun gegenüber, eine ebenso feste gesicherte Stellung bei dem Dorfe Bunzelwitz, nah unter dem einsam aus der Ebene aufragenden Zobtenberg ein. Um ein paar Wochen später aber ging dem Feldmarschall Buturlin plötzlich die Erkenntnis auf, daß es seinem Heere im schlesischen Lande ebenfalls an den wünschenswerten Lebensmitteln zu gebrechen anfange, und er sandte seinen Verbündeten Botschaft, dies nötige ihn leider, sich über die Oder nach seinen in Polen angesammelten Vorräten zurückzuziehen. Zum erstenmal seit sechs Jahren waren auf dem sächsisch-schlesischen Kriegsschauplatz Frühling und Sommer ohne eine Schlacht vorübergegangen, und der herannahende Winter eröffnete dem König die Aussicht, seine geringe Truppenzahl wieder um etwas vermehren zu können.

In Westfalen dagegen war, wenigstens für dieses Jahr, die Entscheidung gefallen, und der Herzog Ferdinand vergönnte seiner siegreichen Armee nach den unablässigen Mühsalen des schon im tiefen Winter begonnenen, sechsmonatlangen Feldzugs die wohlverdiente Ausrast. Wohl seiner freundlich anteil-

nehmenden Gesinnung entsprang's, daß er den beiden Husarenschwadronen Detmar Kampens Quartier in Soest anwies; so vermochte der junge Major hier und in seinem Elternhause zu bleiben. In diesem waren jetzt Wochen vorbeigeschritten, deren Verlauf das mitgebracht, was zu hoffen und zu erwarten gewesen. Ralf Quades kraftvolle Natur hatte die an ihm vorgenommene Amputation des Armes aufs beste überstanden, ihn bereits vom Bett aufstehen lassen; seine völlige Wiederherstellung litt keinen Zweifel, nur der leer niederhängende linke Ärmel seiner Montur wies auf den unwiederbringlichen Verlust hin. Wie ein Angehöriger des Hauses nahm er an allem darin teil, leistete Beihilfe, wo es ihm möglich fiel, und suchte sich wie früher heiteren Sinnes zu zeigen; doch ein unbeobachteter Gesichtszug, ein Blick seiner Augen tat manchmal kund, daß sich unter dem äußeren Anschein ein tief schwermütiges Gefühl im Innern verberge. Ähnlich bestrebte sich merkbar Sebald Kampen, das in ihm Vorgehende unter einem Verschluß zu halten; er hatte seine Verstandesklarheit zurückgewonnen, sein Wesen dagegen zu vollständigstem Gegensatz des vormaligen umgeändert, so daß es ihn kaum als den nämlichen wiedererkennen ließ. Gefügig wie ein Kind, schien er sich in seinem Hause nur als geduldet anzusehen, war augenscheinlich sorgsam beflissen, alles zu vermeiden, was bei jemand seiner häuslichen Umgebung ein Mißfallen verursachen könne. An Gesprächen beteiligte er sich kaum anders als durch kürzeste Antwort auf eine an ihn gerichtete Frage, verbrachte die Tagesstunden zumeist in seiner Stube, wo er lange ohne Regung,

schweigsam vor sich hinsehend, saß; beim Zusammen-verweilen im selben Raum mit den übrigen hielt er dann und wann von seitwärtsher unvermerkt einen großstaunenden Blick der Augen nach seinem Sohn und der Braut desselben hingewandt. In der alt-hergebrachten Weise versah Ute Kampen still die Ob-liegenheiten der Hausfrau; bei dem in der Stadt herrschenden großen Mangel an Lebensmitteln fiel auch die Beschaffung für das einfachste tägliche Nah-rungsbedürfnis schwer, indes Margarete ging ihr so umsichtig und arbeitsfreudig, wie eine im Hause auf-gewachsene Tochter, zur Hand, daß alle Schwierig-keiten sich überwinden ließen. Frau Utes Gesicht aber hatte während ihres ganzen Lebens keinen Aus-druck getragen wie jetzt; wohl lag äußerlich ein vor-zeitiger Herbst drauf, doch von innen heraus kam's, als ob ein Frühlingsschimmer am Werk sei, die frühgealterten Züge noch einmal verjüngend aufzuhellen, die trüben Schatten langer Jahre wegschwinden zu lassen. Wenn ihre Tätigkeit sich Muße gönnen durfte, hielt sie am liebsten die Hände Detmars und Margaretes stumm, wie in einem traumhaften Glückempfinden mit den ihrigen gefaßt; einmal traf ihr Mann sie allein in einem Raum beschäftigt an, und es war, als ob seine Augen zum erstenmal ihre Erscheinung zu deutlicher Erkenntnis in sich aufnähmen. Dann an sie heran-tretend, sagte er: „Dein Haar ist früh weiß geworden, arme Frau“, und sein Arm legte sich dazu um ihre Schulter. Sie konnte sich nicht mehr drauf besinnen, daß er dies jemals in ihrem Eheleben getan habe, stand einen Augenblick wortlos und versetzte danach mit leiser Stimme: „Ich bin unter dem Haar reich

geworden — denn ich fühle, du bist auch glücklich, Sebald.“ Darauf antwortete er nichts, nur zog sein Arm sich fühlbar ein wenig fester um ihre Schulter.

Eines Tages ging Detmar ein Schreiben vom Herzog Ferdinand mit der Mitteilung zu, daß er auf seinen ausführlichen Bericht über die Schlacht bei Vellinghausen und den Stand der Dinge in Westfalen eine Antwort des Königs erhalten habe, worin dieser unter andern Verfügungen ihn beauftrage, den Major von Kampen für die Zeit der Weiterdauer des Krieges als Kommandanten in Soest einzusetzen. Das geschehe hiermit, der Ernannte möge die Stellung sofort übernehmen und der städtischen Ratsbehörde zur Anzeige bringen; weiteres enthielt die Zuschrift nicht, nur eine kurze Beglückwünschung schloß der Herzog den wenigen Zeilen noch an. Der jugendliche Empfänger des Schreibens sah im ersten Augenblick wie ungläubig auf das Blatt; als Trugspiel eines verworrenen Traumes kam's ihm vor, daß er in seiner Vaterstadt die höchste Stelle einnehmen, den Oberbefehl über sie führen solle. Doch ein Zweifel daran konnte nicht aufkommen, und ihm lag die militärische Pflicht ob, ohne Zögern sofort dem Gebot Folge zu leisten. Als er zum Rathause hinüberschritt, gestaltete die Phantasie wie leibhaft einen großen Knaben vor seinen Augen, der ihm in der Straße mit Schulbüchern unter dem Arm entgegenkam; er selbst war's, und ihn bedünkte jetzt, erst gestern sei er hier so gegangen. Doch in Wirklichkeit hatte seitdem eine Schule sechsjährigen Kriegslebens aus ihm einen Mann gereift, der Jugend und schon erfahrenes Alter in sich vereinigte, erzogen

worden, zu gehorchen und zu befehlen, und der Ausführung jeder ihm übertragenen Aufgabe mit Einsicht und Sicherheit gewachsen war. Bei der Rückkunft nach Hause überraschte ihn ein fremder Anblick, denn über seinem Sitzplatz am Tische sah ein an der Wand befestigtes großes Bild herab, das, allgemein in deutschen Landen verbreitet, den König Friedrich während der Schlacht bei Roßbach darstellte. Doch niemand, weder seine Mutter noch Margarete und Ralf Quade, wußten ihm Auskunft zu geben, wie das Bildnis dorthin gekommen sei. So fragte er nicht weiter; nur eine Erklärung blieb dafür: sein Vater mußte es beschafft, über dem Sitz Detmars angeheftet haben und Sebald Kampens Schweigsamkeit mußte ein Stolzgefühl auf seinen Sohn in sich bergen.

Ralf Quade wußte nicht, was er wolle und solle; er hatte beim Herzog Ferdinand sein Abschiedsgesuch eingereicht, aber keine Antwort drauf erhalten und verbrachte, auf sie wartend, unschlüssig die Tage und Wochen im Hause weiter. Ihn drängte es, mit seinem trüben Gemüt daraus fortzugehen, obgleich er nicht wußte, wohin, doch niemand wollte ihn weglassen, für alle war er ein lieber, wie ihnen enggzugehöriger Freund. So trug er den mühsam im Innern verhehlten Gram täglich auf einsamen Gängen ins Freie vor die Stadt hinaus, deren Umgebung mit ihrer versunkenen freudigen Vorzeit seine eigne Sinnesschwermut in gleichartigen Rahmen einfaßte, und kehrte meistens erst zum gemeinsamen Mittags- und Abendtisch heim. Eines Morgens indes kam er früher, schon bald nach dem Weggang wieder zu-

rück, und sein Gesicht zeigte einen lebhafteren Ausdruck als sonst, wie er Detmar und Margarete dringlich bat, ihn zu begleiten. Wohin, gab er nicht an, doch führte er sie in die Patrokluskirche, die er eben zum erstenmal aufgesucht hatte, veranlaßte Detmar, sein Amulett hervorzunehmen und deutete danach auf ein altes in einer Altarnische hängendes Ölbild hin, das für gewöhnlich halb von Dämmerung überschattet sein mochte, doch gegenwärtig durch einen schräg drauf hinfallenden Lichtwurf der Morgensonne erhellt ward. Es stellte einen jungen Mann in reicher, eigentümlicher Gewandung dar, Wams, Beinkleider und langgeschnäbelte Schuhe trugen einen Behang von kleinen silbernen Schellen; auf den ersten Blick unverkennbar aber waren die Linien der Gesichtszüge die nämlichen, wie die des Kopfes auf der alten Silbermünze, welche die Gritt als einzige Hinterlassenschaft ihrer Mutter empfangen. Und noch seltsamer überraschend, zeigte auf dem Bildnis das dichte Scheitelhaar genau die gleiche absondere Farbe mit dem Margaretes, als bestehe es aus feinen Stahlspänen oder fast silbern glänzenden Fäden.

Erstaunt hielten die Betrachtenden den Blick auf die Entdeckung Ralf Quades verwandt; irgendein Zusammenhang zwischen dem alten Gemälde und der schönen heut lebend vor ihm Stehenden war unabweislich. Dunkel geriet Detmar in Erinnerung, daß der Freigraf Gobel Hesse auf ihrer Wanderung nach dem Haus Mark zu ihm von einem Bilde des „Trippenmekers“ in der Patrokluskirche gesprochen habe, doch wen es vorstelle, wußte er nicht mehr. Nun, da das Interesse daran so sonderbar geweckt

worden, ließ er an dem Tage nicht ab, einen Wissenden ausfindig zu machen, und ihm gelang's, von einem solchen zu erfahren, das Bildnis sei ein Werk des Malers Heinrich Aldegrever, gemeiniglich Albert von Westfalen genannt, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Es erhalte ein vielgerühmtes leibliches Gedächtnis an den Sohn des Herzogs Adolf von Cleve, den „Junker Johann“ oder „Johanneken mit den Bellen“, Grafen von der Mark, wie er mit vierundzwanzig Jahren vom Hofe seines Schwagers Philipp von Burgund in der dortigen wunderlich-närrischen Modetracht hierhergekommen und vielen zum Gelächter und Spott gedient habe. Die wären aber schnell verstummt, denn der verlachte Junker hatte sich mit seinen Rittern und Reisigen an die Spitze der gewaffneten Bürger und Knechte von Soest gestellt und in blutigem Kampf für immer die Befreiung der Stadt aus der herrschsüchtigen und habgierigen Gewalt ihres alten Bedrängers und Bedrückers, des Erzbischofs von Cöln errungen. So war Soest damals wieder zu blühendem Stand aufgestiegen und in ihm unter der Schutzherrschaft der Herzöge von Cleve verblieben, bis diese im siebzehnten Jahrhundert ausgestorben und sich von ihnen nur noch bis gegen die Mitte des gegenwärtigen in „Grafen von der Mark“ eine nicht mehr souveräne Seitenlinie weitererhalten hatte.

Das brachten die Nachfragen Detmars über den von dem alten Bilde dargestellten jugendlichen Herrn in Erfahrung, mehr wußte kein Lebender davon zu berichten; er entsann sich jetzt auch, jenes als Knabe schon einmal flüchtig gesehen zu haben, ohne es weiter

zu beachten, als daß ihm die ungewöhnliche Haarfarbe des Kopfes aufgefallen sei. Und niemand auch befand sich mehr am Leben, der irgendwelche Auskunft über einen Zusammenhang zwischen dem silberglimmernden Haare „Johannekens mit den Bellen" und dem der Gritt zu geben vermochte; Detmar Kampen legte nur den Arm um seine Braut, küßte sie und sagte, ihr in die Augen blickend: „Meine Frage, wie du so geworden bist, hat eine Antwort bekommen, Margarete von der Mark."

— — — —

Der Monat August war vergangen und die Hälfte des September ihm nachgefolgt, als einmal gegen Abend ein Fuhrwerk vor dem Hause anhielt, über dessen Tür das erloschene „ewige Licht" nicht wieder angezündet worden. Detmar stand zufällig auf dem Flur und sah mit einem freudigen Ausruf der Überraschung seine Schwester hereintreten, um die eine Besorgnis in ihm angewachsen war, da er auf einen bald nach seiner Ankunft in Soest an sie abgesandten ausführlichen Brief sowie auf noch einen andern diesem nachgefolgten keine Nachricht von ihr erhalten hatte. Seine Hand ergreifend, begrüßte sie ihn nur kurz: „Die Wege sind weit hin und wider und ließen es ziemlich lange dauern, eh ich dir Antwort geben konnte; heut bringe ich selbst sie, so kommt sie sicherer an als durch einen Boten. Ist Zieten drinnen in der Stube?"

Die letzte Frage verstand er nicht, doch Ulrike Kampen wartete nicht auf eine Erwiderung, sondern trat rasch an ihm vorüber in die alte Wohnstube ein, aus der sie vor sechs Jahren in Nacht und Not

hinausgeflohen war, um nicht den Mann heiraten zu müssen, der ihr Widerwillen erregte. Wie damals befanden sich ihr Vater und ihre Mutter in dem Raum und neben ihnen auch wiederum ein Dritter, der bei ihrem plötzlichen Eintritt mit einem ihm laut über die Lippen zitternden Erschrecken von einer Bank emporflog. Auf den aber schritt Ulrike zunächst gradaus zu, erfaßte seine Hand, die sie fest mit der ihrigen umschloß und sprach: „Du hast einen Arm für unser Vaterland hingegeben, der braucht einen Ersatz. Ein treuer Freund ist das Beste, was das Leben gewähren kann; wenn du für deines eine treue Freundin willst, so gibt meine Hand sie dir und will nach ihren Kräften dir den Arm zu ersetzen suchen, den du verloren hast.“

Zu jählings war's über Ralf Quade gekommen; unfähig, ein Wort vom Munde zu bringen, glitt er haltlos mit geschlossenen Augen auf den Sitz zurück, und sich über ihn vorbeugend, küßte Ulrike Kampen seine Stirn.

— — — —

Drei Briefe lagen auf dem Tisch, doch geraume Zeit verging, ehe jemand nach ihnen faßte, um sie zu lesen. Dann indes geschah's; der erste war französisch geschrieben und lautete:

„Im Lager von Bunzelwitz.

Liebe Demoiselle Ulrike!

Sie haben mir eine Freude durch Ihre Mitteilung gemacht, daß Sie Zieten Ihr Jawort bringen wollen. Wenn er auch kein richtiger Zieten ist, so ist er doch ein tüchtiger Mann, und Sie werden es bei ihm besser aushalten, als bei dem alten Brummbären. Von der Art habe ich mich wohl auch ein paarmal

gegen Sie aufgeführt und durch die Zähne geknurrt, die mir die Österreicher und Russen noch gelassen haben, viele sind's nicht mehr. Aber Biche war klüger als ich und zeigte mir, daß es gut tue, von Ihrer Hand gestreichelt zu werden. Das vergönne ich nun künftig Ihrem Manne, der's um das Vaterland verdient hat und besseres Anrecht darauf besitzt, als die alten Zieten, die sich grau und kümmerlich noch auf der Welt herumschlagen. Denen steht's nicht mehr an, zu erwarten, daß junge Mädchenaugen sie noch für andres ansehen als aus ihnen geworden ist und wenn sie sich das einbilden, so sind sie alte Hänse. Menschen können aber mancherlei von guten Tieren lernen, besonders für eine freundliche Gesinnung, die sie herausfühlen, dankbar zu sein, deshalb wünsche ich Ihnen für Ihr Leben das Allerbeste, weil ich weiß, daß Biche es so tun würde, wenn sie zu sprechen und zu schreiben gelernt hätte. Es tut mir leid, Sie künftig nicht mehr in Schönhausen zu wissen, denn ich kann mir denken, daß man Sie dort vermissen wird; wenn wir aber noch ein Ende des Krieges erleben, werden die Wege nach Berlin wieder sicher zu passieren sein, und Sanssouci ist von da nicht so viel weiter entfernt als Schönhausen. Bewahren Sie das im Gedächtnis; Sie sind ja eine herzhafte Reisende, die sich vor Fahrten nach Leipzig und bis ans Eulengebirge nicht gescheut hat. Zunächst aber machen Sie glücklich und glücklich machend die Fahrt nach Ihrer Heimatstadt hinüber und schreiben mir von da, daß Sie wohlbehalten angekommen sind; alte Leute werden schwachköpfig und es tut ihnen nicht gut, lange in Ungewißheit über

das Befinden eines Kindes zu bleiben. Darin macht der König von Preußen keinen Unterschied von andern Geschöpfen, die mit einem Menschenherzen in der Brust auf die Welt kommen, und verbleibt für seine Lebensdauer der Frau Obrist zuverlässig gesinnter

Friedrich."

Als Detmar den Brief las, kam's ihm zum Verständnis, was der König im Lager von Kunzendorf mit den wunderlichen an Ulrike gerichteten Abschiedsworten gemeint habe, sie solle sich überlegen, ob sie Zietens Frau werden wolle. Der Name des alten Generals war offenbar nur ein Deckmantel für einen andern gewesen, der am Abend vorher unter vier Augen zwischen den beiden in Rede gekommen, und diesem andern hatte sie heut ihr Jawort hierhergebracht. Wohl weil sie ihn als treuen Freund und vortrefflichen Menschen im Innern hochhielt und die Nachricht von seinem Armverlust sie mitleidsvoll ergriffen, zu ihrer Entscheidung beigetragen haben mochte. Doch im Tiefsten dankte Ralf Quade diese nicht sich selbst, sondern willenlos hingebender Liebe in ihr zu dem, der als Werber für ihn das Wort geführt. Diese Liebe seiner Schwester hatte Detmar schon empfunden, als sie von Leipzig zu ihm nach Magdeburg gekommen; seltsam aber sah ihn in dieser Stunde zum erstenmal etwas da und dort zwischen den Schriftzeilen des großen Königs wie ein leises Geflimmer verhängter Sonnenstrahlen Hervortauchendes an.

Dem Schreiben an Ulrike Kampen waren noch zwei andre beigelegt gewesen, eines mit der Aufschrift:

„An den Obristen fon Quade:“

„Ich wil gahrnichts dafon wißen, das Er den Diehnst quittiren wil. Er hat Seinen rigtigen Arm behalten, damit kan Er den Deegen ziehn und wen sich's so Macht, noch Generallieutenant bei mihr werrden. Ich gratulire Ihm zu Seiner Adjutantin unnd recommandire Ihm, Sie als Generalstabschef in Seinem Haußregiment anzusehen, daß Er sich bei Ihr imer den beßten Rat einhoolt. Waß Er sonst zum Etablissement Seiner neuen Haußmenage notwändig hat, sol Er mir schreiben, den es ist nicht à mon avis, das Er sie mit Seinem salaire convenable für Seine Frau arrangiren kan.

Sein wolgeneichter König

Friedrich.“

Der dritte Brief war wieder in französischer Sprache verfaßt:

„Mein lieber Oberst von Kampen.

Ich habe Sie zum Kommandanten von Soest eingesetzt, weil ich weiß, daß Sie für Ihre Vaterstadt, der es besonders nottut, gut besorgt sein werden, obgleich Sie damals in der Sache mit dem Baron Trenck nicht die richtige Liebe für Ihr Vaterland gezeigt haben. Zugleich befördere ich Sie, damit dort niemand im Rang über Ihnen steht, zum Oberst; Sie sind zwar weitaus der jüngste von solcher Charge in meiner Armee, aber Kriegsjahre zählen doppelt und in Extrafällen können sie's auch dreifach tun. Außerdem gereicht die Jugend keinem Menschen und am wenigsten einem Offizier, der sein Handwerk gelernt hat, zum Nachteil. Prinzen pflegen sogar als

Generale zur Welt zu kommen oder wenigstens zu werden, sobald das erste Härchen auf ihrer Oberlippe Schatten zu werfen anfängt. Da können Leute, die bei Ihnen drüber verwunderte Visagen machen, sich eine hocherlauchte Abkunft dazu phantasieren oder meinetwegen mich für einen taxieren, bei dem es nicht mehr ganz richtig im Kopf steht. Das macht an Ihnen nichts anders und an mir ebensowenig.

Von Ihrer Schwester, die auch den Namen Ulrike führt, wie eine von meinen, der aber sonst nicht ähnlich ist, habe ich erfahren, daß Sie gleichfalls mit einer Mariage umgehen und diesen Lebensvertrag mit einer Frau abschließen wollen, die Sie jetzt für sich als die Richtige erkennen. Da haben Sie's sehr viel besser, als die hocherlauchten Prinzen, wenn sie auch schon in der Wiege Generale sind, denn die können sich selten verheiraten, wie sie's möchten, sondern müssen sich von der Staatsräson kopulieren lassen, und dabei fehlt oft der Segen, mit wie vollen Backen ihn auch der Pastor dazu gibt. Das läßt sich für sie aber nicht anders machen und muß jeder sich einrichten, wie er durchkommt, wenn er auch das Malheur hat, mit seiner Fasson bei Ihrer Schwester in Ungnade zu geraten; kluge Kinder bekommen die Zungenfertigkeit mit, sich manchmal außerordentlich beredt über Dinge auszulassen, wovon sie noch nichts verstehen können, denn man muß alles im Leben erst selbst durchmachen, um es bei einem andern richtig und gerecht zu beurteilen. Für Sie aber, mein lieber Oberst, bin ich in Bezug auf Ihre Mariageabsicht ohne Besorgnis, obgleich mir vielleicht ein bißchen Verantwortlichkeit zufällt, daß ich Ihnen

in Glogau nicht davon abgeraten habe. Doch will ich die getrost auf mich nehmen und mich dabei auf meine Augen verlassen, die sich sehr wohl an den Anblick Ihrer zukünftigen Frau mit ihrer ungewöhnlichen Haarfarbe erinnern. Sie hat Ihnen das Leben gerettet, so gehörte es von Rechtswegen auch ihr, und ich bin überzeugt, Sie werden sich beide redlich drin teilen, die Hauptsache, das Lebensglück in Ihre Hauswirtschaft hineinzubeschaffen; dafür, was der sonst an Aussteuer mangelt, habe ich Ihnen in Glogau gesagt, lassen Sie mich sorgen, wie bei Ihrer Schwester. So beglückwünsche ich die eine Schwägerin zur andern und hoffe darauf, sie in nicht zu langer Zeit einmal beisammen zu sehen und vergleichen zu können. Wann die beiden Frau Oberstinnen mir das Vergnügen ihres Besuches zuteil werden lassen, so soll die Frau Politik draußen solange antichambrieren, wenn sie auch Empfehlungsbriefe von Kaiserinnen und Königinnen mitbringt.

Da ich Ihnen heut schreibe, will ich noch des Zufalls gedenken, der Sie und mich zuerst in dem Holzschuppen des Grunewalds zusammengebracht hat. Es ist der Zufall ein merkwürdiger Deus ex machina, der vielerlei vollführt, was die große Masse der Leute einer bedachtsamen Providenz zumißt. Wem er gutgesinnt ist und als ein Freund beisteht, der kommt mit heilen Gliedmaßen über manches weg, wo er sonst Arme und Beine und vielleicht den Hals dazu gebrochen hätte; selbst der Ausgang großer Schlachten, welche die sogenannte Welthistorie machen, kann allein von ihm abhängen. Oft erfährt man davon gar nichts, und was für halsbrecherische Klötze er mir

aus dem Weg geräumt hat, weiß ich nicht. Aber für den Holzschuppen bin ich ihm dankbar, denn ohne den würde ich Ihnen heute wohl nicht schreiben. es freue mich, daß Sie mir damals nicht als Deserteur durchgegangen sind. Wir beiden sind freilich nicht immer ganz glatt miteinander ausgekommen, und Sie haben ein paarmal einen gewaltigen Grimm auf mich geworfen; aber die Rechnung schnitten Sie dem König von Preußen aufs Kerbholz, nicht auf das eines andern, dem Ihre Hand Antwort auf seinen letzten Brief nach Bayreuth zurückbrachte. Und dieser andre weiß, was im Leben am meisten nottut, und wenn er's findet, so greift er zu und hält es auch für sein Leben fest. Darauf können Sie sich verlassen, mein lieber Detmar Kampen.

Richten Sie einen Gruß von mir an Ihren Vater aus und vermelden ihm, ich hätte an sich Respekt vor jemandem, dem die Welt zwei solche Kinder verdanke. Darum soll er Syndikus in Soest bleiben, aber er soll dafür sorgen, daß ich auch vor ihm selber noch Respekt bekomme. Das läßt sein König ihm sagen. Sie aber, mein Lieber, will ich nicht der Gefahr ausgesetzt wissen, als junger Ehemann wieder ins Lazarett zu geraten, und befiehlt Ihnen deshalb, bis der Krieg zu Ende gegangen ist, als Kommandant in Ihrer Vaterstadt zu bleiben,

der andre,

Friedrich."

Alle in der Wohnstube Versammelten hatten auch diesen letzten Brief gelesen, der in der Hand Sebald Kampens sichtbar hin und her gezittert, als er ihn schweigend auf den Tisch zurückgelegt. Eine

freudige Färbung überflog das Gesicht Margaretes bei der Kundgabe des Königs, daß er sich ihrer von Glogau her erinnere, und unwillkürlich geriet ihr der Wunsch vom Munde, sie möchte Flügel haben, um mit ihnen hinüber nach Schlesien fliegen und ihm danken zu können. Ebenso jedoch entflog Detmar als Erwiderung darauf: „Das wäre eine gefährliche Reise, auf der ich dich nicht begleiten könnte; da bedünkt's mich besser, mit ihr noch eine Zeitlang zu warten.“ Er lächelte dazu und fügte nicht bei, bis wie lang er die Wartezeit sich denke; aber es rührte etwas aus den Worten an, als scheine es ihm ratsamer, daß seine Braut mit dem König Friedrich nicht nochmals zusammenkomme, ehe sie seine Frau geworden sei.

* * *

Die Zeit der Winterquartiere kehrte wieder, und Stillstand legte sich im Westen und Osten auf die Waffen. Aus dem letzteren über die Weichsel und Oder her aber kam ab und zu ein Eiswindgebrause mit seltsam klingendem Ton, auf den ganz Europa in atemloser Spannung horchte, ohne das, was dumpfverworren in der Luft umlief, noch recht verstehen zu können. Nur in der Wiener Hofburg befanden sich mit äußerst feinhöriger Empfindlichkeit für das Gemurre des russischen Windes begabte Ohren, und die Gesichter, denen diese angehörten, ließen nicht in Zweifel, daß sie von seinen eigentümlichen Lauten beim Vorschreiten des Winters immer mißtöniger berührt wurden.

Dann sah an einem halbsonnigen Tage der

zweiten Januarhälfte des neuen Jahres 1762 die alte Patrokluskirche in Soest eine Doppelfeier. Zwei Brautpaare schlossen in ihr den Ehebund; von seinem Hauptquartier in Dortmund war der Herzog Ferdinand von Braunschweig herübergekommen und hatte im Auftrag des Königs dem Oberst von Quade den Orden pour le mérite überreicht; am schwarzen, von silbernen Streifen eingefaßten Bande hing das achtspitzige blaue Kreuz mit den goldenen Adlern in seinen Winkeln und dem bekrönten F über ihnen auf die Brust des Einarmigen herab. Kein Ersatz für den Verlust war's, doch ein Ausdruck der dankbaren Gesinnung des Ordensstifters; als ein andres Gesinnungszeichen führte der Herzog auf den Wunsch König Friedrichs Ulrike Kampen zum Traualtar. Das zweite Paar bildeten der Oberst Detmar Kampen und Margarete Sprekast; einen andern Namen konnte ihr das Kirchenbuch nicht beilegen, dessen Bedeutung des „Spreukastens" indes fast wie etwas sinnbildlich für sie Gewähltes erschien, denn gleich einer vom Wind hergetragenen Spreu war sie in die Dorfkate der alten Gode gekommen. Am Vormittag fand die Trauung statt, und von einem einfallenden Sonnenstrahl angehellt, sah „Johanneken mit den Bellen", beinah wie leibhaft-lebendig aus der Nische hervortretend, unter dem wie Stahlspäne glimmernden Haar auf das seltsam gleichfarbige der vom Altar zurückschreitenden jungen Frau herab. Ganz war die Prophezeiung der alten Marketenderin Machetanz zwar noch nicht in Erfüllung gegangen, doch eine Frau Oberst verließ am Arm ihres Mannes die Kirche. In der war lautfreudig das „Ja" der

beiden aufgeklungen, und mit fester, sicherer Stimme hatte Ulrike Kampen das ihrige gesprochen.

Draußen empfing die Vermählten der Sonnentag, aber eine wundersame Überraschung gesellte er noch hinzu. Vor dem Portal harrte ein Kurier auf das Heraustreten des Herzogs Ferdinand, ihm einen Brief zu übergeben, dessen Inhalt dem Empfänger freilich keine völlig unerwartete Botschaft brachte. Doch verkündete er sie den um ihn Stehenden aufstrahlenden Blicks und frohlockenden Mundes: Am fünften Januartage war in Petersburg die Kaiserin Elisabeth ihrer Krankheit erlegen und an Stelle der erbitterten Feindin König Friedrichs einer seiner begeistertsten Verehrer auf den russischen Thron gestiegen. Der neue Zar Peter der Dritte hatte nicht nur sofort die Einstellung aller Feindseligkeiten gegen Preußen befohlen, sondern stand im Begriff, seine Armee mit der des Königs wider Österreich zu vereinigen. Kaum eine Viertelstunde verging, da verwandelte sich auf rasche Anordnung des jungen Kommandanten der Stadt die Stille über ihr zu brausendem Schall. Alle Glocken der alten Kirchen von Soest erhoben ihre Erzstimmen, erfüllten mit wogenden, weithallenden Jubelklängen die Luft. Fern nach Osten grüßten sie hinüber, doch die zusammenströmenden Stadtbewohner blickten sprachlos erstaunt drein, daß die doppelte Vermählung in der Patrokluskirche mit solchem noch nie erhörten Festgeläute gefeiert werde.

Aus Schlesien aber richtete jetzt König Friedrich an Frau von Camas, der er im Vorjahre geschrieben, daß er nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden beklage, einen Brief nach Schönhausen: „Wenn alles

ehrenvoll geendet sein wird, wie will ich dann den Himmel segnen, Sie wieder zu sehen, meine gute Mama, um Sie zu umarmen. Ja, ja, ich sage umarmen, denn Sie haben keinen andern Liebhaber in der Welt als mich; Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und ich habe das Recht, als Preis meiner standhaften Liebe und Anhänglichkeit einen Kuß zu verlangen, darauf machen Sie sich gefaßt!"

Auch an d'Argens sandte der König einen Brief:

„Endlich ist unsre Not zu Ende, und jene flatterhafte Göttin, die nach Laune ihre Gunst schenkt und entzieht, scheint sich mit uns versöhnen zu wollen. Alles verkündet mir Ende dieses Jahres eine sichere Aussicht auf Frieden und im Hintergrunde derselben Sanssouci.

„Eine sanfte Stille findet sich in meiner Seele wieder ein, und das Gefühl der Hoffnung, von dem ich seit sechs Jahren Abschied genommen hatte, tröstet mich für alles, was ich bisher erlitten habe. Stellen Sie sich unsre Lage vor. Der Staat lag in den letzten Zügen, wir warteten nur auf die letzte Ölung, um den letzten Seufzer auszuhauchen. Jetzt habe ich zwei Feinde vom Halse und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20000 Russen, zu ihrem linken 200000 Türken erhalten. Das sind also zwei Kaiser, die mir als Kapläne assistieren werden, eine Messe vor der Königin von Ungarn zu lesen und sie zur Absingung eines De profundis „aus tiefer Not schreie ich zu dir" zu bringen. Doch das ist Scherz; im Grunde meines Herzens rufe ich mit dem Weisen: O Eitelkeit! Eitelkeit! Alles ist eitel! Alle jene politischen ehrsüchtigen und eigennützigen Possen müßten so hinfällige

Wesen, wie wir sind, nicht in Bewegung setzen. Aber Vorurteile und Täuschungen regieren die Welt, und obgleich wir wissen, daß es nach einer kurzen Pilgerschaft um unser Leben getan sein wird, können wir einen heimlichen Trieb, der uns für Ruhm und Ehre empfindlich macht, doch nicht ganz los werden. Ich beichte Ihnen aus dem Innersten meines Herzens, lieber Marquis."

— — — —

Nicht so sollte es geschehen, wie sich's in allen preußischen Landen auf die Botschaft aus Petersburg hin der erste Überschwang neubelebter Zuversicht gestaltet hatte. Schon ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung ward der Zar Peter der Dritte, russischem Brauche gemäß, durch Verschwörer, die im Einvernehmen mit seiner Gemahlin handelten, ermordet und diese unter dem Namen Katharina die Zweite zur Kaiserin ausgerufen. Sie zog das mit dem Heer König Friedrichs vereinigte russische Hilfskorps zurück, doch als die Tochter eines preußischen Generals, des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, hielt sie an dem Friedensschluß fest, und der Feind, der in den letzten Jahren den König am verhängnisvollsten bedroht hatte, blieb aus der Reihe der wider ihn Verbündeten ausgeschieden. Solche abermalige Umwandlung der Lage bereitete indes dem Zustandekommen eines allseitigen Friedensabschlusses noch erhebliche Verzögerung; obwohl überall die Kräfte bis zu tödlicher Erschöpfung angespannt worden, setzte Österreich im Verein mit der Reichsarmee, Polen und Schweden den Krieg das Jahr 1762 hindurch noch fort, während Frankreich sich an ihm nach der Nieder-

lage seiner großen Armee bei Vellinghausen nicht mehr ernstlich beteiligte. Der immer noch starken Übermacht Dauns und Laudons gegenüber hielt sich der König wie im Vorjahre sommerlang in zuwartender fester Verteidigungsstellung; Prinz Heinrich dagegen errang im Herbst mit seiner Streitmacht so glänzende Erfolge über österreichische Heerteile und die Reichsarmee, daß er fast das ganze Sachsen in seine Hand brachte. Die letzten ernsten Gefechte des ins siebente Jahr hinübergetretenen Krieges waren es; ihrem glücklichen Verlauf ließ König Friedrich noch ein Lustspiel nachfolgen, sandte ein starkes Reitergeschwader auf Streifzüge durch die süddeutschen Lande aus. Sein Augenmerk richtete sich dabei auf einen doppelten Zweck, für seine bedürftigen Kassen schwerwiegende Kontributionen von den gegen ihn mit im Feld stehenden Reichsständen einzuholen und ihnen dadurch zugleich die weitere Kriegsführung in nachdrücklicher Weise zu verleiden. Mit dem Wind um die Wette flogen die preußischen Husaren- und Dragonerregimenter davon, überbrausten wie Ungewitter die kleinstaatliche Welt zwischen dem Thüringer Wald und der Donau fast bis zum Rhein hinan, und wohin sie kamen, flog jede Besinnung raubender panischer Schrecken vor ihnen auf. In den Reichsfürstentümern, Reichsgrafschaften, Reichsstädten, Bistümern und Abteien dachte niemand an eine Gegenwehr, wetteiferte alles, in zitternder Hast die auferlegte Schatzung zu entrichten; der Ruf: „König Friedrich!“ lähmte jeden Arm und jeden Kopf mit Betäubung. Die größten, festummauerten Städte öffneten schleunigst, oft vor nur einem Schock der anstürmenden

Reiter ihre Tore; bei der Botschaft, daß ein Regiment von Husaren gegen Regensburg im Anzug sei, eilte der dortige „immerwährende Reichstag“ zu dem preußischen Gesandten, ihn um Schutz und Rettung anzuflehen. Allerorten empfing die Masse der Bevölkerung die Bedränger ihrer Landesherren und Ratsbehörden mit jubelndem Zuruf, und unauslöschliches Gelächter ergoß sich über die kopflos dem Befehl jedes preußischen Leutnants Gehorchenden. Ein belustigendes Satyrspiel nach der ungeheuren sechsjährigen Tragödie war's, und das gesamte deutsche Volk jauchzte als Chor ihrem Helden, dem Veranstalter dieser Schlußposse zu, die ihre Ausüber mit reichem, klingendem Ertrag nach Sachsen zurückkehren ließ.

Als aber der Herbst die Bäume entblättert hatte und die Heere noch einmal Winterquartiere bezogen, lag für jedes Gefühl in der Luft, daß der kehrende Frühling keine Wiedererneuerung des Krieges mehr mit sich bringen werde. Die „Königin von Ungarn“ war zur Erkenntnis ihrer Machtlosigkeit gelangt, allein das auszuführen, wozu sie im Verbande mit Frankreich, Rußland, Schweden, Polen und den deutschen Reichsständen nicht fähig gewesen; ihre Mittel und ihr Mut versagten gleicherweise. Im Dezember traten einige Meilen ostwärts von der Mulde in dem Überrest, den der Krieg von dem kurfürstlich-sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg belassen hatte, Bevollmächtigte Preußens, Österreichs und Sachsen-Polens zu Unterhandlungen zusammen. Anfänglich zwar drohten diese an dem hartnäckigen Widerstande der Kaiserin Maria Theresia, die noch von ihren Truppen

besetzte schlesische Festung Glatz herauszugeben, zu scheitern; doch der König verweigerte unwankbar die Abtretung auch nur einer Fußbreite Landes, die Preußen vor dem Kriegsausbruch angehört, und am 15. Februar 1763 ward von ihm der Hubertusburger Frieden abgeschlossen. Der erkannte seine Forderung ohne irgendwelche Einschränkungen an; nach siebenjährigem Kampf hatte fast ganz Europa ihm nichts von seinem vorherigen Besitztum zu nehmen, den König des kleinen Preußenlandes nicht zum „Markgrafen von Brandenburg" herabzuzwingen vermocht. Aufrecht stand er da, als Sieger und als ein Feldherr, wie Deutschland keinen zuvor gesehen; doch höher noch als der Bannerträger und Schwertführer eines neuen freien Geistes, den er im Gemüt des deutschen Volkes zur Herrschaft gebracht. Denn Millionen in diesem fühlten und erkannten, wie das Reich vom Dreißigjährigen Kriege zur ohnmächtigsten Erniedrigung entwürdigt und mit tiefster Finsternis überdeckt worden sei, so habe der Siebenjährige es aus seiner Zerrüttung durch die Hand und den Geist des großen Friedrich mit neuer Lebenskraft begabt und einem neuen Licht entgegengehoben.

Schweden hatte ebenfalls einen Bevollmächtigten zum Friedensschluß nach Hubertusburg absenden wollen, aber König Friedrich antwortete auf diese Mitteilung aus dem Lande seiner Schwester Ulrike: „Einen schwedischen Gesandten hat's nicht nötig. Der geht mich nichts an; Schweden hat mit meinem Obersten Belling Krieg geführt. Mit dem kann's auch Frieden schließen."

— — — —

Sieben Jahre lang war der König nicht in seine Hauptstadt zurückgelangt; als der März begann, brach er aus Sachsen dorthin auf. Ein Brief an d'Argens kündigte seine Ankunft in den letzten Tagen des Monats an, da er zuvor noch den weiten Umweg durch Schlesien machen, sowie die Schlachtfelder von Torgau und Kunersdorf aufsuchen wollte, und fügte nach: „Das Gute von Allem ist nicht meine Gegenwart, lieber Marquis, sondern der Friede. Aber ich armer alter Mann kehre nach einer Stadt zurück, von der ich nur noch die Mauern kenne, wo ich keinen von meinen Bekannten antreffe, wo mich ungeheure Arbeit erwartet, und wo ich in kurzem meine alten Knochen in eine Freistätte bringen werde, die weder Krieg noch Unglück und Bosheit mehr beunruhigen können."

An Frau von Camas schrieb er zur gleichen Zeit: „Ich werde Sie also wiedersehen, meine gute Mama, und ich hoffe, daß ich Sie eben so wohl wieder finden werde, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie gealtert und fast schwachsinnig geworden finden, grau wie einen Esel, alle Tage einen Zahn verlierend, durch die Gicht halb invalide, allein Ihre Nachsicht wird die Schwäche des Alters ertragen, und wir wollen von vergangenen Zeiten schwatzen."

Der Königin Elisabeth ging nur eine kurze Anzeige seiner bevorstehenden Heimkehr zu. Sein Verhältnis zu ihr, einer edlen, mit reichem Gemüt begabten Persönlichkeit, die an ihm mit Liebe und Verehrung hing, und die er in seinem Testament eine Fürstin benannte, die nie vom Tugendpfad ab-

gewichen sei — sein Mißverhältnis zu ihr ist niemals einem Menschen voll erklärlich geworden, aber gehörte zu den Dingen, über die kluge Kinder beredt zu sprechen vermochten, ohne doch etwas davon verstehen zu können."

„Schwachsinnig" kam König Friedrich nicht nach Berlin zurück, denn in „ungeheurer Arbeit" niemals rastender Tätigkeit hob seine alles umfassende Fürsorge noch durch dreiundzwanzig Lebensjahre seine verwüsteten, verarmten, entvölkerten Lande aus schreckensvollem Niedergang wieder zur Kraft, zum Wohlstand und blühendem Gedeihen empor; niemand wagte mehr, so lange er atmete, Preußen anzutasten, sich mit dem „Unüberwindlichen" zu messen, dessen Wort und Wille gebietend und bestimmend in die Wagschalen Europas fiel. Einer unglaublichen Heldensage der Vorzeit gleich erschien allen Mitlebenden sein unerschütterliches Ausharren, seine unbeugsame Entschlossenheit, sich sieben Jahre lang allen Leiden und furchtbarsten Schicksalsschlägen gegenüber wieder emporzurichten und aufrecht zu behaupten, sein schließender Siegestriumph über die unzählbaren Heermassen der Feinde. Als ein König stand er da, der den ruhmreichsten Feldherrn und den freiesten Denker, einen Dichter, Geschichtsschreiber und Weltweisen in sich zum größten Menschen vereinigte, den wohl der Erdball gesehen; einen Geist, „der immer strebend sich bemühte," auf allen Gebieten des Lebens zur tiefsten Erkenntnis hinabzudringen, um Fundamente daraus für den Aufbau des Gesamtwohls seines Staates zu gründen. Auf diese Wohlfahrt des Ganzen richtete alles Denken und Trachten in

ihm sich hin, auf die Erreichung eines Zieles, dem jeglicher sich eigensuchtslos und willenlos unterordnen mußte wie er selbst. Von seinem Vater und vom Leben wie in einer Feueresse gehärtet, war er und ward er so immer mehr ein Despot, der mit gleicher rücksichtsloser Härte das von ihm als zweckdienlich Erkannte oder nur Vermeinte aufzwang, gleich seinen weisesten Anordnungen auch seine Fehlgriffe, zuweilen Unmögliches forderte. Mit Bewunderung und Stolz, hingebender Liebe und Ehrfurcht sah sein Volk zu ihm auf, doch im Fortgange der Zeit kaum mehr als zu einem Menschen. Eine scheue Bangnis vermischte sich jedem an ihn hinannahenden Gefühl, dem er zu einem Gott in der Wolke geworden oder mehr noch zum unabänderlich alles bestimmenden Fatum. Wohl mochte ihn oft überkommen, was nach der Schlacht bei Torgau ein Nebelgebilde seiner Phantasie ihm vorgehalten und geweissagt, die Erkenntnis, eine Welt sei's, die es nicht lohne, das eigne Leben dafür hinzugeben, sie bessern, höher aufheben und beglücken zu wollen. Denn wie die Jahre weiterschritten, wuchs immer stärker eine tiefe Menschenverachtung in ihm an, ließ seine Augen mit kalter Gleichgültigkeit über das Getriebe und Geschick der Einzelnen weggehen; doch unverrückt beharrte er trotzdem bei der Erfüllung der Aufgabe, die er sich für ihre Gesamtheit gestellt, steigerte die Anforderungen an diese Pflicht, den Zweck und Inhalt seines Lebens immer höher. So saß er zwei Jahrzehnte hindurch als der „Philosoph von Sanssouci" im stillen, allmählich von den höher aufwachsenden Bäumen überschatteten Landschlosse, unablässig die kleinsten wie

die großen Angelegenheiten seines Staates überblickend und lenkend, sein Innenleben stumm in sich verschließend; dann und wann nahm er im Berliner Schloß eine Mahlzeit in Gesellschaft seiner Gemahlin ein, die er beim Eintritt mit zeremoniöser Verneigung respektvoll begrüßte, doch ohne je ein Wort an sie zu richten; niemals betrat sie Sanssouci. Hier oder im Potsdamer Stadtschlosse verbrachte er seine Tage und Jahre ohne Hofstaat, nur von einer kleinen Dienerschaft und seinen Windspielen umgeben; ab und zu zog er die wenigen ihm verbliebenen alten Freunde an den Tisch. Er suchte Einsamkeit und sie lag um ihn; keine Wachtposten behüteten seinen Schlaf, es konnte in heißen Sommernächten geschehen, daß die Tür seines Zimmers offenstand und ein Vorüberkommender ihn auf seinem schlichten Feldbett ruhen sah. In Mußestunden sich der Abfassung vielfältiger Schriftwerke und seinen Dichtungen in französischer Sprache hingebend, schrieb er auch eine eingehende Abhandlung, „Über die deutsche Literatur, die Fehler, die man ihr vorhalten kann, deren Ursachen und über die Mittel, durch die sie zu verbessern sind," schloß die Schrift mit den Sätzen: „Wir werden auch unsre klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen, und es kann geschehen, daß unsre Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zugunsten unsrer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich sage es euch, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine

Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Am 26. Januar 1786 starb Hans Joachim von Zieten in seinem einundachtzigsten Jahre. Man suchte, es dem König zu verheimlichen, doch er erfuhr's und begann, da alle über die Todesnachricht schwiegen, davon zu sprechen: „Unser alter Zieten hat auch im Sterben sich noch als General gezeigt. Im Kriege kommandierte er stets die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Um ein halbes Jahr später, in den ersten Morgenstunden des 17. August folgte König Friedrich ihm nach. Vierundsiebzigjährig schied er, einsam, im letzten Todeskampf nur von zwei treuen Dienern unterstützt, in seinem Schlafzimmer zu Sanssouci bei nächtlichem Dunkel aus dem Leben; man sagte, mit seinem letzten Atemzuge sei auch der Pendel der Uhr auf dem Kamin stillgestanden. Als die Todeskunde ins Schwabenland gelangte, äußerte dort ein kleiner Bauersmann: „Wer wird jetzt die Welt regieren?" und sprach die Frage der Welt damit aus.

Die erste Bestimmung seines Testamentes, „der feierlichen Urkunde meines letzten Willens" lautete:

„Ich gebe gern und ohne Klage diesen Hauch des Lebens, der mich beseelt, der gütigen Natur, die ihn mir geliehen, und meinen Körper den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher beerdigt werden, ohne Prunk, ohne Aufwand, ohne Pomp; ich will weder seziert noch einbalsamiert werden,

man soll mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in einer Gruft beerdigen, die ich für mich habe zurichten lassen."

Neben seinen Windspielen und der Statue der Flora wollte er begraben sein. Doch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm der Zweite trug kein Verständnis dafür in sich; ihm erschien solche Gruftstätte als eines preußischen Königs unwürdig, und der Sarg König Friedrichs ward mit allem „gebührenden" Gepränge im Grabgewölbe der Garnisonkirche von Potsdam neben demjenigen Friedrich Wilhelms des Ersten beigesetzt. Der Vater und der Sohn kamen wieder zusammen.

— — — —

Wie aber jetzt im beginnenden Frühling des Jahres 1763 der König als noch in Vollkraft Lebender von Frankfurt an der Oder her nach siebenjähriger Abwesenheit seiner Hauptstadt zufuhr, war er zwar nicht „schwachsinnig" geworden, doch was er an Frau von Camas vom Alter geschrieben, das über ihn gekommen sei, bestätigte sein Anblick. Als er in den Krieg ausgezogen, hatte seine äußere Erscheinung sich noch einen Ausdruck jugendlicher Frische und Lebendigkeit bewahrt gehabt; davon war nichts in den Zügen des erst eben Fünfzigjährigen geblieben, ein von tiefen Furchen durchgrabenes Antlitz an die Stelle getreten, das wie zu Stein geworden erschien, als habe es dem Medusenhaupt der alten Mythe ins bluterstarrende Angesicht geblickt; unter den ergrauten Brauen sahen die bezwingenden Augen, fast noch wie zu verdoppelter Größe aufgeweitet, nicht mehr mit diamantartiger Leuchtkraft, sondern einen geister-

haften Schein aussendend, hervor; auch in ihnen stand das Grauenvoll-Entsetzliche zu lesen, das sie sieben Jahre hindurch vor sich gesehen. Ein blutiger Hohn des Schicksals war's gewesen, der diesem Manne den Namen des „Friedreichen" beigelegt, ihm, dessen Verlangen nach edelster Befriedigung des Geistes gestanden, beinah ein Vierteljahrhundert lang das Schwert in die Hand gezwungen hatte, um auf unzählbaren Schlachtfeldern die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, die Gewissensfreiheit seines Volkes vor Knechtung und Vernichtung zu beschützen.

König Friedrich hatte bekannt machen lassen, daß er am zweiten April in Berlin eintreffen werde, verfrühte indes, um einem öffentlichen Empfange vorzubeugen, seine Ankunft auf den dreißigsten März. Er kam an diesem Tage vom Schlachtfelde bei Kunersdorf, dem furchtbarsten des ganzen Krieges; eine weite Fahrt von dorther war's, und es ward späte Abendstunde, eh er sich der Hauptstadt näherte. Neben ihm in seinem Wagen saß, aus Westfalen herübergekommen, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der verdienstreichste aller seiner Heerführer, die ihm als Beihelfer zur Seite gestanden.

Doch so geheim er seine Rückkehr zu halten gesucht, war dennoch ein Gerücht ihr voraufgeflogen, und seit der ersten Morgenfrühe schon befand sich die ganze Bevölkerung Berlins auf den Beinen, bildete vom Schloß durch die Straßen bis fast eine Meile vor das Frankfurter Tor hinaus ein Kopf an Kopf gedrängtes Spalier. So harrten die Tausende und aber Tausende, unter ihnen auch, gleichfalls von Westfalen hergeeilt, die beiden Obersten von Quade

und von Kampen mit ihren jungen Frauen, an nichts andres denkend, in atemloser Spannung den langen Tag hindurch, bis das einfallende Abenddunkel ihre Erwartung zu enttäuschen schien. Aber trotzdem wich keiner vom Platz, und als die Turmuhren der Stadt die achte Stunde verkündet hatten, rollte ein Wagen auf der dunklen Frankfurter Straße heran. Da geschah's einem Wunder ähnlich; wie mit einem Schlage loderten viele Tausende von bereitgehaltenen Fackeln auf, erhellten die Nacht zum Tag, und unermeßlicher Jubel durchwogte die Luft.

Doch mit anderm Zuruf als einst. An dem Tage, der den König nach der Beendigung des zweiten schlesischen Krieges zurückgebracht, hatte ihn der brausende Gruß empfangen: „Es lebe Friedrich der Große!" Aber dies Beiwort reichte heute für die Empfindung seines Volkes nicht mehr aus. Auch andern Fürsten war es von der Geschichte verliehen worden, und die Bürger Berlins hatten nach einem Namen gesucht, den noch keiner getragen. Der fand Widerhall in jeder Brust und erscholl jetzt als ein gemeinsamer Aufsturm von allen Lippen: „Es lebe Friedrich der Einzige!"

Solcher Zuruf hatte noch keinen König, keinen Sieger, keinen Helden auf der Erde begrüßt. Sich fortpflanzend, lief er wie Flutwellen dem Wagen vorauf, umringte, umbrandete ihn allumher wie aus einem Munde: „Es lebe Friedrich der Einzige!"

Der aber, dem die Begeisterung seines Volkes den höchsten Preis der Sprache zuerkannt hatte, kam aus der Todesstille der blutgedüngten Felder um Kunersdorf. Ihn faßte ein Grauen vor dem un-

geheuren Jubel der Lebenden an, er gebot dem Kutscher schneller zu fahren, sobald es möglich sei, aus dem Fackelglanz und Triumphgedränge abzubiegen. Beim Frankfurter Tor schlug der Wagen plötzlich eine andre Richtung ein, entrann den Augen der Menge und gelangte auf Umwegen durch lichtlose Nebenstraßen unbemerkt an eine stille Hintertür des Schlosses. Von niemandem empfangen, stieg der König zu den Gemächern hinan, die er vor sieben Jahren zuletzt gesehen, erteilte einem Adjutanten nur noch einige Aufträge, von denen einer anordnete: „Man soll den Trenck freilassen.“ Dann zog er sich in sein Schlafzimmer zurück und blickte aus dem dunklen Fenster auf die wogende Volksmasse hinab, die den weiten Platz vorm Schloßportal ohne Ahnung überdrängte, daß er heimgekommen sei und allein mit seinem Denken und Fühlen droben, zu ihr niederschauend, stehe.

Ein Freudentaumel erfüllte in den nächsten Tagen Berlin; auf den vierten Apriltag war für das ganze Königreich die feierliche Begehung eines Friedensfestes angeordnet. In der Schloßkapelle von Charlottenburg hatte der König die Aufführung eines Tedeum seines Rheinsberger Musiklehrers und alten Freundes, Carl Heinrich Graun, befohlen, den seine Rückkehr gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden vorgefunden. Allgemein erwartete man, daß der ganze Hof an dieser Feier teilnehmen werde, doch König Friedrich erschien ohne jede Begleitung, setzte sich allein in einen verschatteten Winkel und ließ das Zeichen zum Beginn geben. Reglos hörte er den Klängen der Orgel zu, aber als die Stimmen der Sänger den Ambrosia-

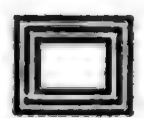
nischen Lobgesang anhoben, stützte er das ergraute Haupt in die Hand, und unter krampfhaftem Schluchzen brach ein unhemmbarer Tränenstrom aus seinen Augen.

* * *

Keinen Zweiten auf der Welt hatte König Friedrich so schonungslos behandelt, mit so unerbittlicher Härte gestraft, als den von ihm widerrechtlich auf fremdem Gebiet gewaltsam überfallenen und gefangen nach Magdeburg fortgeführten Rittmeister Friedrich von der Trenck. Doch dieser schrieb nach dem Tode des Königs in einem über ihn verfaßten Nekrologe:

„Der größte Mann unsrer Zeit, der gekrönte Weltweise, der Lehrer aller Kriegs- und Staatsschulen; der Mensch, welcher bis zum höchsten Gipfel möglicher menschlicher Größe aufklomm; der Gegenstand, für dessen verdienten Nachruhm alle Federn wetteifern, alle Pedanten zanken, alle Soldaten den Bart streichen; der Monarch, den Monarchen bewunderten und beneideten; der Held, der Schlachten- und Völkerglück entschied; der Gelehrteste unter den Königen; der wißbegierigste Fürst im gesellschaftlichen Leben; der fürstliche Feind mit den Waffen, der liebreichste Menschenfreund mit der Feder in der Hand; der ehrwürdigste, am edelsten beschäftigte Greis im Potsdamer Kabinett, der klügste Staatsmann; der Vater seines Vaterlandes, der viel tat und wenig glaubte, der mit majestätischer Größe den Tod zu erwarten gelernt hatte. Uneigennützig waren seine

Handlungen, weil er keinen Lohn in der Ewigkeit erwartete, auch als Weltweiser den von ihm selbst nicht empfundenen Wert des Nachruhms in einer Welt verachtete, die ihn von der alles vernichtenden Zeit und der Willkür des Geschichtsschreibers abhängig macht."



Altenburg,
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Adolf von Menzel

Erinnerungen

von

Paul Meyerheim.



Oktav.

Mit einem Bild in Dreifarbendruck, elf Lichtdruckbildern und einem Faksimile.



Preis geheftet 5 Mark, in Originalband (mit Adolf von Menzels Wappen) 6 Mark.

◂ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ▸



Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Hennendirndl. Roman vom Kiemsee. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Exzellenz Pokrok. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg geb. 4.—

— Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Arminius, Wilhelm. Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Stietz-Kandidat, Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. 1908. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Brandenburg, Erich. König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 79. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Coch, Anga. Auf steiniger Erde. Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 3.—

Deledda, Grazia. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". 1905. 8°. 21.—25. Aufl. Eleg. geb. 5.—

Duncker, Dora. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—
— Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Maria Magdalena. Roman. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Achte Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gemeindekind. Erzählung. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 7. Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Das Schädliche. Die Totenwacht Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50
— Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 8. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Zwei Komtessen. Achte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Zweite Auflage. 1908. 8°. Geb. 1.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fischer, E. L., Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Auf der Sonnenseite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Fred, W. Die Straße der Verlassenheit. Zehn Jahre. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

Frommel, Otto. Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Novellen und Märchen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—
Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
Glaser, Marie von. Ihr Leid und sie . . . . Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
Gottschall, Hermann. Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Aufl. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug. 1907. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—
Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Vom Markte der Liebe. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Sechste Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
Hoechstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Er versprach ihr einst das Paradies. Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
Höcker, Paul Oskar. Dodi. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—
Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hoffmann, Hans. Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Fünfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Hexenprediger und andere Novellen. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage. 1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Karin von Schweden. 20. Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Koch, Hanns, Aus alten Sylter Tagen. Zeitgeschichtliche Streifzüge. 1908. 8°. Kart. 2.—

Krokisius, Theodor. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Lent, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Charon's Nachen. Roman. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Marti, Fritz. Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

Meinhardt, Adalbert. Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Meyerheim, Paul. Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. 1906. 8°. In Originalband 5.—

Pierson, William. Preußische Geschichte. Neunte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1906. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Sünder und Entsühnte. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Fünfte Auflage. 1905. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—
— Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—
— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Gebrochene Flügel. Roman. Vierte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

Schubin, Ossip. Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50
— „**Gloria victis!**" Roman. Vierte Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—
— **Peterl.** Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— **Primavera.** Novelle. 1908. 8°. Eleg. geb. 3.—
— **Refugium peccatorum.** Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— **Der arme Nicki.** Die Geschichte eines aus der Reihe gefallenen. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 7.—
— „**Unter uns.**" Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50
— **Der Gnadenschuß.** 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schütze, Paul. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Eleg. geb. 7.—

Siebert, Margarete. Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—

Sommer, Anna. Heimweh. Roman. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 9.—

Storm, Theodor. **Aquis submersus.** Novelle. Siebente Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— **Bei kleinen Leuten.** Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
— **Zur Chronik von Grieshuus.** 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50
— **Geschichten aus der Tonne.** Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— **John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen.** 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— **Zerstreute Kapitel.** Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— **Zwei Novellen.** 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
— **Der Schimmelreiter.** Novelle. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— **Vor Zeiten.** Novellen. Dritte Auflage 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Vay de Vaya, Mgr. Graf. Erinnerungen an die ostasiat. Kaiserreiche und Kaiser. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Nach Amerika in einem Auswandererschiffe. Das innere Leben der Vereinigten Staaten. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—

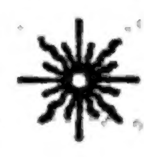
Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

Wolff, Elsa. Fräulein Maria. — Die Geschichte einer Armen im Geiste. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

Deutsche Rundschau.

XXXIV. Jahrgang.

Herausgeber: **Julius Rodenberg.**



Verleger: **Gebrüder Paetel in Berlin.**

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem vierunddreißigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von 10 Bogen.
Preis pro Quartal (3 Hefte) Mk. 7.50.

b) Halbmonatshefte von 5 Bogen Umfang.
Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 7.50.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von E. Bernstein in Berlin.

Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co.